UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries and Member Libraries

http://www.archive.org/details/auskriegundfried00lang

Exemplar von
Frhr. Langwerth v. Simmern

Aus Krieg und Frieden

Kulturhiſtoriſche Bilder
aus einem Familienarchiv

von

Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern

125406
4 12 12

Auguſt Deſſner's Verlag, Wiesbaden

Druck von Ph. Rohr, (Inh. Emil Rohr), Kaiserslautern.

Vorbemerkung.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß in den deutschen Familienarchiven noch manche Schätze schlummern. Welches Licht die Spezialgeschichte auf die Begebenheiten der Zeit zu werfen vermag, ist auch längst anerkannt. Hierin liegt, wie ich hoffe, die Berechtigung für die Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit.

Seit langen Jahren mit den Studien für eine Familiengeschichte beschäftigt, ergab sich mir eine Fülle von Stoff, der mir für die soziale, und selbst für die allgemeine Geschichte von Interesse zu sein schien, und der doch in einer eigentlichen Familiengeschichte keinen Platz finden konnte. Meine Forschungen führten mir dann auch so viel anderweitiges Material zu, daß es völlig unmöglich ward, im Rahmen einer Familiengeschichte den historischen und sozialen Stoff zusammenzufassen. Ich habe ihn deshalb gesondert und in den vier Lebensbildern zusammengestellt, mit denen ich hiermit vor die Oeffentlichkeit trete.

Dieselben gehören ebenso vielen Generationen an. Sie umfassen die Zeit von 1643—1809 und somit die Periode zwischen dem dreißigjährigen Kriege und den Freiheitskriegen. Familiengeschichtliche und genealogische Stoffe ließen sich freilich nicht ganz von den vier Lebensbildern trennen. Sie bilden den Hintergrund und den verbindenden Faden.

Keine der vier Persönlichkeiten, um die es sich handelt, steht im Verhältnis der Filiation zur nächsten. Die Erzählung geht stets auf den Neffen, bei der Mutter des Freiherrn vom Stein auf die Nichte, über. Nur der letzte der geschilderten Männer hat die Familie fortgesetzt: es ist der Großvater des Verfassers. Das, was hier gegeben wird, bezieht sich auf die verschiedensten Gegenden Deutschlands und zum Teil auch auf fremde Länder. Als Anhalts- und Ausgangspunkt macht sich aber die alte Heimat des Geschlechts stets geltend. So weit es sich um

Familien von historischer Bedeutung handelt, fehlt es nicht an Vorbildern für eine Arbeit dieser Art; aber vielleicht sind auch Schilderungen aus bescheideneren Verhältnissen nicht ohne Interesse für weitere Kreise.

Um ein kurzes Wort über die Familie Langwerth von Simmern zu sagen, um deren Glieder es sich hier handelt, so ist dieselbe eine reichsritterschaftliche Familie vom mittleren Rhein, die durch ihr Geschick, und nicht in letzter Reihe durch den Protestantismus nach Hannover geführt wurde und dort neue Wurzeln geschlagen hat.

Sie stammt vom linken Rheinufer, und soweit die Nachrichten reichen, aus der Gegend zwischen Simmern und dem dem Rheingau gegenüberliegenden Algesheim. Im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhundert erscheint Nikolaus Langwerth von Simmern als der erste und langjährige Kanzler jenes Herzogs Stephan, der der Gründer des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken und der Ahnherr des heutigen bayrischen Königshauses ist. Auch Nikolaus' Sohn Johann war bis zu seinem Tode im Jahre 1502 pfalz-zweibrückischer Kanzler. Nikolaus' Enkel Georg ließ sich zu Hattenheim im Rheingau nieder, wo Johann ein Gut erworben hatte.

Die Familie verschmolz mit dem Adel des Rheingaus und wäre vermutlich katholisch geblieben, wenn nicht Johanns Urenkel Philipp eine protestantische Pfälzerin geheiratet hätte. Ein eigentlicher Übertritt fand zunächst nicht statt. 1634 aber heiratete Philipps Sohn Hans Georg eine der Erbtöchter des namentlich im Nassauischen begüterten Geschlechts von Grorodt. Seitdem hielt sich die Familie zum Protestantismus und war zu Schierstein im benachbarten Nassauischen eingepfarrt. Die weiteren Schicksale der Familie ergeben sich aus den hier folgenden Lebensbildern.

Wichtringhausen am Deister, Sommer 1906.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	III
Ein Soldatenleben aus den Zeiten der Raubkriege. Johann Adolf Langwerth von Simmern. 1643—1700 . . .	1—82
Ein katholischer Prälat um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts. Gottfried Weiprecht Langwerth von Simmern. 1669—1741	83—254
Die Mutter des Ministers von und zum Stein. Henriette Caroline geb. Langwerth von Simmern	255—370
Alt-Hannover und die deutsche Legion. Ernst Eberhard Kuno Langwerth von Simmern. 1757—1809	371—544

Berichtigungen.

Seite 19 lies: „im Revolutionskriege“ statt „in den Revolutionskriegen“.
„ 171 muß am Schluß des zweiten Absatzes der Buchstabe „r“ von „eingeschoben“ getrennt gelesen werden.
„ 373 muß es lediglich heißen „als der Vater 1765 an den Rhein zog“.
„ 382 muß es in der ersten Anmerkung heißen: „er kam häufig nach Lüneburg“ statt „er stand in Lüneburg“.
„ 385 Absatz 3 lies: „Landdrost“ statt „Drost“.
„ 386 Absatz 1 sind die Worte: „an der Spitze der Verwaltung“ zu streichen.
„ 427 Absatz 1 ist hinter den Worten: „Ernsts Rang war“ einzuschieben „mit Ausnahme von Decken und Karl Alten.“
„ 442 Absatz 2 sind die eingeklammerten und von mir stammenden Worte: „der inzwischen angekommene“ als mißverständlich zu streichen. Es ist hier ebensowenig als Seite 431 Christian, sondern wahrscheinlich August von Ompteda gemeint. Christian war schon am 29. November nach den Hilsea Barracks abmarschiert. Dadurch erklärt es sich, daß Ernst von London aus an ihn schrieb.
„ 499 Anmerkung: lies statt „aus Gibraltar“ „aus dem Haag“.
„ 520 lies: statt „4. Juli“, „24. Juni“.

Ein Soldatenleben

aus den Zeiten der Raubkriege.

Johann Adolf Langwerth von Simmern.

1643—1700.

Johann Adolf Langwerth von Simmern wurde am 30. März 1643 zu Hattenheim als fünftes und letztes Kind in der Ehe Hans Georgs mit Maria Philippa von Grorodt geboren. Noch bevor er sein zweites Lebensjahr vollendet, war sein Vater gestorben, so daß seine Erziehung der Mutter zufiel. Was den Kreis der Verwandten betrifft, so kam namentlich die an den katholischen Mainzer, Knebel von Katzenellnbogen verheiratete Schwester der Mutter in Betracht. Sie hatte ihrem Manne ein Gut in Niederwalluf im Rheingau zugebracht. Dort lebte die Familie meistens, und es bestand, obwohl die Kinder katholisch waren, ein reger Verkehr mit ihr.

Den ersten Unterricht erhielt Johann Adolf von einem protestantischen Sachsen namens Coschwitz, der in Straßburg Medizin studiert hatte, auf der Heimreise aber in Frankfurt hängen geblieben und der Mutter als Hofmeister und Sekretär empfohlen war. Später wurde Johann Adolf nach Worms gegeben, um die dortige Schule zu besuchen. Es wollte aber dort nicht recht mit ihm gehen. Er wurde deshalb von der Schule genommen und nach Frankfurt gegeben. Coschwitzens dortige Beziehungen sind dabei wohl ausschlaggebend gewesen. Bis zum Beginn der Universitätsstudien ist Johann Adolf in Frankfurt geblieben. Zu Beginn des Sommersemesters 1662 bezog er die Universität Tübingen. Sein Studienplan war von den Seinigen nur sehr allgemein festgestellt worden. Diese dachten an eine juristische Bildung, Johann Adolf aber mehr an das, was ein junger

Cavalier wissen mußte, wenn er überhaupt eine Stellung einnehmen wollte. Im ersten Semester scheint er wenig getan zu haben. Er schreibt an seinen Bruder Georg Christoph den folgenden Brief.

Tübingen*) 15. April 1662.

„Monsieur mon frère!

Nächst fraindlichem Gruß berichte dem Bruder, daß ich alß Samstag den 22/12 Aprilis anhero kommen, hätten zwar eher können hier sein, haben aber zu Heidelberg einen Tag still gelegen;**) und ich auch zu Stucart auf Gelegenheit gewartet. Habe mein Losement im gülden Schaf auff dem Marcte, worin ich den Tisch genommen hab, so lange, biß anderswo ein gute Gelegenheit bekommen werde; gebe die Woch ein Königstahler; gehen sonsten auch wackre Leut da zu Tisch und werden gar wohl tractiret, unter welchen der Sprachmeister***) auch ist; habe vermeint, daß ich rechten tue, alß daß ich so lange im Wirtshaus sollte ligen, bis ich ein Gelegenheit überkäme. Weillen ich ganß fremd und niemand bekanntes hab, der mir Anleitung könnte geben, und wie der Bruder wohl weiß, daß es mehr köstet. Ich habe es unterdessen außgehalten, daß ich alle Tag, wen mirs gefällt, widerum abtreten mag. Die Stube, Kammer und Bett habe ich heute an einem andern Ort gedinget; muß des Jahres 14 Thaler drauß geben, ist aber gar groß und schön, gehet hinauß auff den Neccar, daß ich nun einen kann zu mir nehmen; will nun sehen, daß ich einen feinen Menschen bekomme; meine nicht, daß ich ihm viel mehr darzu geben sollte. Der Sprachmeister hat auch eben da sein Losement, ist

*) Ich habe mir erlaubt, die Interpunktion und teilweise auch die Rechtschreibung in allen hier mitgeteilten Briefen unserm heutigen Verständnis etwas anzupassen. Ganz besonders gilt dies von den Briefen Johann Adolfs. An den Wortbildungen und Konstruktionen ist aber bei den in den drei ersten Lebensbildern mitgeteilten Briefen nichts geändert.

**) Der Gebrauch des Plural weist darauf hin, daß Johann Adolf bis Heidelberg einen Gefährten hatte. Von Heidelberg an ist dann aber immer die erste Person Singularis gebraucht.

***) Der französische Sprachlehrer.

gar ein feiner Mensch, hat sich schon gegen mich erboten, so ich es begehrte, er wollte alle Tag eine Stunde mit mir halten, und mich ein wenig im fransoesischen unterweissen, weillen wir so bei einander wären; hingegen hat er mich angesprochen, daß er seine Bücher, weil er keine eigene Stube (hat), in meine stellen möchte, welches ich ihm zugesaget, denn ich meine Sache doch absonderlich haben, weillen noch ein klein Cavinetgen darein ist. Es ist sonsten auch einer an diesem Tisch, welcher zuvor auch bei einem Provessor zu Tische gegangen; hat mir sehr mißrathen, ich sollt es nicht thun, denn es mich gar zu viel kosten würde, für das erste weillen, ohne daß man mehr muß geben, und weil gar vornehme da zu Tische gehen, würde man gleich gar bekannt und wird darnach hinein in das fürstlich Collegium gebeten, welche darnach wiederum einen zusprechen, welches man nicht ändern könnte, und auch doch nicht mehr lernte, denn der Professor selten zu Tische, und wenn schon, doch nichts sonderliches geredet wurde.*) Also weiß ich es nicht, wie ich es machen sol; stelle es derowegen in des Bruders Belieben, bitte, er wolle mir seine Meinung schreiben, denn ich seinem Rath von Hertzen gern folgen werde. Es wird ietzunder ein köstlich Beilager allhie zu Stuckart gehalten werden, wovon der Bruder wohl wird gehöret haben, welches den 4. Mai wird geschehen. Es werden fast alle Studiosi von hier nunter ziehen, ja sehr viel fremde Herren hinkommen, wie auch trefflich feine Werke nebenst schönen Comoedien und Ringelrennen gehalten werden; mögte es auch gern sehen; aber ich besorge, daß es Geld kosten würde, wiewohl es nicht viel mehr außer der Nunter- und Ruffreiß würde kommen. Es wird nach Vollendung dessen der junge Printz rauffkommen, und ein Zeitlang hierbleiben. (!) Es gefället mir sonsten der Ort recht wohl hier, wenn nur im übrigen mit meinem Studiren wohl mag fortgehen; ich halte wohl dafür, daß ich in 4 Wochen nicht widerum werde Schreiben bekommen, denn

*) Es bezieht sich dies auf die gelehrten Tischreden, auf die man von Seiten der Professoren damals noch rechnete.

die Post alle 8 Tage nun erst nach Frankfurt kimmt. Unterdessen weiß ich nichts mehr zu schreiben, sondern tue ihn alß wertesten Bruder in Schutz des Allerhöchsten treulich befehlen.

Und ich verbleibe
dessen jeder Zeit getreuer Bruder
Johann Adolff Langwert.

Bitte die F. Mutter zum gehorsamsten von mir zu grüßen, wie auch bei H. Coschwitz und allen Bekannten mein Gruß außzurichten."

Der Schwerpunkt des Briefes liegt darin, daß Johann Adolf keine Lust hat, sich bei einem Professor in Pension zu geben, wie das die Seinigen gewünscht hatten. Eine Antwort des Bruders blieb lange aus.*) Offenbar wußte Georg Christoph nicht, was er antworten sollte; denn es waren inzwischen auch schlimme Gerüchte über Johann Adolf nach Hattenheim gedrungen. Als Johann Adolf dringend um Geld bat, erfolgte endlich eine Strafpredigt Johann Christophs. Ersterer sucht sich in dem folgenden Briefe hiergegen nach dem Schluß des Semesters zu verteidigen.

Tübingen den 9. September 1662.

) „Dein (!) Schreiben ist mir den 4. September*) zurecht überkommen, welches mich zwar wenig erfreuet, indem ich verstehe, daß sich der Bruder noch nicht aller Dinge wohl befindet, welches mir von Hertzen Leid ist und das fürnehmste; zum andern auch wegen des loßen waschens (losen Gewäsches), welches mich so bei ihm belogen, wie wohl ich es für mich nicht achte, sondern nur, wo die Mutter solches wissen und erfahren würde,†) daß sie sich darüber sehr betrüben möchte,

*) Schon am 5. Juni hatte Johann Adolf gemahnt und dabei bemerkt, daß er nicht wissen könne, warum der Bruder so lange schweige. Die Antwort scheint aber noch länger ausgeblieben zu sein.

**) Die Anrede ist in allen Briefen „Monsieur mon frère", ich lasse sie aber von jetzt an weg, und ebenso die Unterschrift.

***) Der betr. Brief muß in dem letzten Drittel des August geschrieben worden sein.

†) Einen Brief Johann Adolfs an die Mutter habe ich nirgends gefunden.

und thuet mir leider, daß erfahren muß, daß der Bruder alle Zeit andern Leuten mehr glaubet alß mir. Ich weiß nicht, wie ich so unglücklich bin, daß ich mich für böser Nachred nicht hüten kann, da ich doch wohl mit Gott bezeuge, daß ich kein Ursach dazu gebe; so es derjenige ist, der kürtzlich von hier in Holland gereisset ist namens — (unleserlich), welcher solches gesaget, nimmt es mich sehr wunder und möchte gern wissen, auß waß Ursache er solche Lügen möchte fingiret haben. Es ist mir lieb, daß mir der Bruder nicht mehr geschrieben, denn derjenige, der solches geredet nicht so viel wert, daß man das Pappier seinet halben beschreibet. Daß ich aber zu Stutgart gewessen, leugne ich garnicht, habe es ja im ersten Brieff geschrieben, daß ich gern zum Beilager möchte, worauff ich zwar keine Antwort bekommen.*) Habe ich nun daran Unrecht gethan, so will ich gerne des Bruders Verweiß annehmen. Es ist kein Studiosus so schlecht, welcher nicht drunten gewesen; und weilen ich ohne daß niemalß dergleichen gesehen, und (man) nicht alle Zeit solches zu sehen bekimmt, hatte ich nicht gedacht, daß ich daran Unrecht sollte getan haben. Daß ich Sprach- und Fechtmeister nicht eher als für (vor) einem Monat angenommen, bin ich ja nicht schuld daran, denn der Bruder wohl weiß, daß ich in meinem ersten Brieff davon geschrieben, so es dem Bruder rathsam deuchte, daß ich gleich anfangen wollte in der fransoesischen Sprach, worauff ich aber keine Antwort bekommen, denn ich ohne dessen Vorwissen und Rath nichts für mich thun mag, habe ichs die Zeit über unterlassen. Daß ich aber unterdessen meine Zeit sollt mit Müßiggang zubracht haben, würde ich mir selber ein Gewissen darüber gemacht haben. Sollte gleich der Profectus nicht so groß gewesen sein, habe ich meinen Fleiß nicht gespart und nicht in Debauschiren mein Zeit angewendet. Ich sehe aus des Bruders Schreiben, daß er judiciret parte altera non audita; hette er vor diesem erfahren, wie es jetzunder hier leben wäre und waß alles köstet, glaubte

*) Johann Adolf hatte es seinem Bruder also bis jetzt nicht mitgeteilt, daß er wirklich zum Beilager nach Stuttgart gereist sei.

ich nicht, daß ich einen Verweiß von ihm würde bekommen haben, daß ich zu viel Geld vertäte, denn ich nicht ohne Schimpf mich wüßte genauer zu halten, denn es nicht mehr in dem Statu, wie zuvor gewesen, jetzunder (auf den Universitäten) ist; auß welcher Rechnung zu sehen ist, wo ich das Geld hingethan, die ich hierbei überschicke, wiewohl ich nicht alles so genau aufgeschrieben, welches ich aber ferner fleißiger thun werde. Es sind alle Tische auffgeschlagen; wo zuvor 2 fl., jetzunder fast auff 3 kommet.

Was mein Studium anlanget, dasselbe hoch naußzuführen, bin ich nicht willens, weil ich sehe, daß es mir zu schwer fürkommet, und ich nicht wohl kann fortkommen, werde mich demnach nur in Ethicis und Politicis wie auch im Schleitaro (unterrichten) und waß etwan mehr in jure Publico möglich ist nebens andern Exercitiis; wie mir auch von Professor Hessentaler welcher im fürstlichen Collegio profitiret gerathen worden, so ich sehe, daß es sich janicht für mich schicken wollte, sollte ich mich darinnen doch nach Möglichkeit in etwaß exerciren. Denn mir dieß gar großen Nutzen schaffen würde, weßwegen ich denn auch einen wackeren gelehrten Menschen, welchen ich die Zeit über gehabt, und nunmehr gar zu mir auff die Stub nehmen werde, und die Zeit über behalten will, weil ich doch balt in Frankreich, wie der Bruder schreibet, meine Reisse nehmen soll. Wenn ich jetzunter die Meß (während der Frankfurter Messe) kein Geld bekommen werde, weiß ich nicht, wie ich es machen soll; zudem mir auch ein Kleid so hoch von nöthen thuet, daß der Bruder nicht glauben kann, weil ich mich balt schäme vor ehrliche Leut zu gehen, denn ohne daß unsrer 10 am Tisch und sich keiner schlechter in Kleidung halt als ich, weß wegen ich manchmal höhnische Reden hören muß. — — — — — Fragte nichts dar nach (ich hätte nichts dagegen), wenn ich nach Ostern in Frankreich zöge, so es den Bruder rathsam deuchte.

Daß ich mit liederlichen und nichtswertigen Leuten Gesellschaft pflegen sollte, werde ich ja wohl selber den Verstand

haben und wissen, daß] ich ja schlechte Reputation und Ruhm darvon haben würde, und wenn ich mich auch schon mit et lichen Collaegiaten und sonsten meines Gleichen viel bekannt sollte machen, wird der Bruder besser wissen, wie es auf Universitäten zugehet, als ich es ihm schreiben kann; denn wenn man zu jemand gebeten wird, und thuet nicht widerum deßgleichen, so hat man mehr Schimpf alß Ehr darvon, wie wohl man sich nicht aller companie entschlagen kann, sonderlich wenn man auff den Fechtboden gehet. Was das Reiten an langet, werd ich mir wohl keine Rechnung (darauf) machen dürfen. — — — — — — — — Sprach- und Fechtmeister muß ich jedem monatlich 1 ½ Thaler geben, bei welchem ich auch trinchiren (tranchieren) lerne, weiß aber noch nicht, was das selbe kosten wird. — — — Bitte den Bruder, wolle mich doch bei der Frau Mutter entschuldigen, daß ich ihr nicht ge schrieben, werd mit ehster Gelegenheit darin meinen schuldigen Gehorsam erweisen."

Der Brief schließt mit freundlichen Grüßen an alle Freunde und Bekannte, sowie wieder mit der Bitte um etwas Geld. Dieses könne der Tübinger Kaufmann Engel, der jetzt drunten in Frankfurt sei, mitbringen; dem brauchte er kein Wechselgeld zu bezahlen.

Auf beinahe zwei Jahre brechen die Briefe hiermit ab. Zu nächst mußte Johann Adolf nachgeben. Wir finden ihn im nächsten Semester in der Pension eines Professors der Theologie Johann Adam Osiander, der mit seinem bekannten älteren Namensvetter nicht verwechselt werden darf. Mehr Geschmack am Studium hat Johann Adolf aber auch in diesem zweiten Semester nicht gefunden: „Dieweil er", wie sein Neffe später in einer kurzen Lebensbeschreibung sagte, „mehr Lust zum Krieg gehabt."

Über den Verbleib von Johann Adolf während des Restes des Jahres 1663 und der ersten Monate von 1664 fehlt es an Nachrichten. Es wäre ja denkbar, daß er die Reise nach Frank reich angetreten hätte. Aber irgendwelche Nachrichten darüber sind

nicht auf uns gekommen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Johann Adolf eine Zeitlang nach Hattenheim zurückkehrte, und dann an einem der nassauischen Höfe (wahrscheinlich Idstein) untergebracht wurde. Als es aber mit dem schon lange drohenden Türkenkriege Ernst und überall im Reiche für den Krieg angeworben wurde, da war auch Johann Adolf nicht länger zu halten. Er ließ sich in Usingen für ein von den Grafen von Nassau errichtetes Infanterieregiment der oberrheinischen Kreistruppen als Fähnrichs-Aspirant anwerben und wurde vorläufig einem höheren Herrn beigegeben, vermutlich dem Grafen Gustav Adolf zu Nassau-Idstein. Der Bruder hat ihn equipiert und persönlich nach Usingen gebracht.

Im Juni 1664 brachen die Truppen nach Ungarn auf. Zunächst nahmen sie ihren Weg nach Regensburg. Von dort schreibt Johann Adolf ziemlich deprimiert am Tage vor der Einschiffung auf der Donau an den Bruder.

Regensburg 19/9. Juli 1664.

„Nächst freundlichem Gruß berichte hiermit, daß wir den 9. July St. N. allhier zu Regenspurg wohl ankommen, und werden, willß Gott, morgen unß auff die Donau begeben, so nicht andere Verhindernuß dazwischen kommt. Ich für mein Teil wollte, daß wir schon wären, wo wir hin sollen, denn es hier ziemlich teuer, und ich für mein Geld zehren muß, wie auch auff dem ganssen Weg geschehen; wiewohl ich für mich meisten den Tisch bei meinem Herrn gehabt, aber für meine Pferd und Jungen allezeit müssen (Essen) verschaffen, und ich jetzunder auch Haffer und Heu muß auff daß Wasser mitnehmen, wie auch die andern alle thun müssen; es ist ein lieber wackerer Herr, da ich bei bin, aber er ist so gar Elements karg. — — Pauli hat die Leibfahn bekommen und ist nunmehr keine ledig. Zudem werden die Franzosen*) auch wohl eher

*) Der Sinn ist, daß Johann Adolf zunächst noch keine Aussicht auf eine Fähnrichstelle hat. Daß im Regiment Franzosen dienen, könnte auf-

befördert werden als ich.*) Wir haben jetzunder eine Pike müssen tragen, alß wir durch die Stadt marschiret und werden unß widerum darzu bequemen müssen, wenn wir hinein (nach Ungarn) kommen. — — Wenn ich dazu her sollte gereißt haben, so wär mir lieber gewessen, daß ich zu der Reitterei wäre kommen, wenn ich schon für einen gemeinen Kerl wäre geritten, so hätte ich doch mein Monat Sold gehabt; so muß ich doch sehen, wie ich meine Pferd und Jungen auß bringen (kann) und habe nichts. Wenn ich hinein komme, so muß ich die beiden Pferd abschaffen. Ich will ein Weil mit zusehen, und so ich sehe, daß es nicht anders gehen will, und keine Hoffnung habe, daß ich eine Fahne bekomme, und auch sonsten nichts habe, so will ich mich noch zu der Reitterei zubegeben, doch mit Wissen und Recommentation meines Herrn. — — Unsser Herr Gott wolle mich nur gesund erhalten, so es sein Will ist, durch dessen Hülf ich auch verhoffe fortzukommen. Es ist so gar ein Elend, daß einer sich nicht darauff — verlassen (kann), so einem schon waß versprochen wird. Der Bruder wird wohl wissen, wie es zu Ulsingen geheißen hat, ich sollte unterdessen beim Obersten alles frei haben. — — — Es ist keiner von den andern, die nich schon 50 Thaler vertan haben und seint noch nicht da (in Ungarn). Scheller (von Schellart) ist auch bei unß, welcher von dem Curfürsten von Maintz an meinen Herrn recommentirt ist, daß er ihn sollte mit nein nehmen ohne allen Unkosten, welcher auch gar übel zufrieden, und saget, daß er sich dessen garnicht versehen hätte; — — ich wollte gern hier ein Pferd verkaufen, ist aber niemandt, der einem waß dafür giebet; es wird wohl auf ein Pferd hier 7 oder 8 Thaler gebotten, welches wohl 30 wert ist. Zudem weiß ich auch nicht, wie ich darnach mein Sachen fortbringe, wenn wir widerum zu Land gehen. Daß klein Pferdchen schlägt mir überaus wohl zu, wollte mein Tag kein

fallen; es ist aber bekannt, daß Ludwig XIV. den Kaiser in diesem Türkenkriege von 1664 unterstützt hat, und daß in Folge dessen viele Franzosen diesen mitmachten.

besser Pferd winschen; so es nur waß größer wär. Ich werde nun widerum schwerlich schreiben, bis wir ins Lager kommen." — —

Nun ging es die Donau hinab und dem Feinde entgegen. Am 1. August trafen die Heere bei St. Gotthard an der Raab zusammen. Montecuculi erfocht einen glänzenden Sieg. Auch die Nassauer nahmen Teil an dieser Schlacht; der junge Graf Gustav Adolf ließ hier sein Leben.

Mit diesem Siege war der Feldzug entschieden. Noch im selben Jahre kam ein zwanzigjähriger Waffenstillstand zustande. Die Reichstruppen begaben sich bald auf den Heimweg, um dann entlassen zu werden. Am 14. Dezember finden wir Johann Adolf bereits in „Böhmisch Budweiß." Er wurde dort von einer schweren Krankheit befallen. Bei der Geldverlegenheit, in die er durch dieselbe geriet, hat ihm, laut einer Quittung*) vom 27. Februar 1665 der Oberstleutnant von Metzenhausen durch ein Darlehn ausgeholfen. Johann Adolf ist aber wohl schon in demselben Jahre bei der Auflösung des Regiments entlassen worden.

Die Mutter hatte wohl schon geglaubt, daß es Johann Adolf wie ihrem zweiten Sohne Hans Heinrich ergehe, und daß er im Türkenkriege umkommen werde. Sie hat sich aber seiner Anwesenheit nicht lange erfreut; denn schon wieder bot sich Johann Adolf eine Gelegenheit für Kriegsdienste und zwar diesmal in den Niederlanden. Hier brach im Herbst 1665 der Krieg zwischen dem Bischof von Münster: Bernhard von Galen und den Generalstaaten um das von diesen besetzte Borkelo aus. Der Bischof war der letzte jener streitbaren Prälaten, von denen das Mittelalter so viele gesehen hatte. Im Vertrauen auf ein mit England geschlossenes Bündnis erklärte er am 14. September 1665 den Generalstaaten den Krieg und brach von drei Seiten in Holland ein. Borkelo und eine Reihe anderer Plätze wurden in schneller Reihenfolge in seine Hand gebracht. Zur Fortsetzung des Krieges warb der auf Schloß Dhaun residierende Rheingraf im Auftrage des Bischofs und unter der Protektion des Kurfürsten

*) Dieselbe ist von Franz Wallraf von Obentraut als Zeuge mit unterschrieben.

Johann Philipp von Schönborn im Herbst 1665 ein Regiment: bei diesem erhielt Johann Adolf eine Stelle als Fähnrich.

Daß er in die Dienste eines katholischen Fürsten trat, darf nicht Wunder nehmen. Der Bruder Hans Heinrich hatte in kurmainzischem Dienst gestanden; und grade bei diesem Münsterschen Regiment standen auch manche Protestanten. Der mütterliche Vetter von Lindau auf dem Armada- oder Armuther-Hof bei Wiesbaden gehörte zu den eifrigsten Werbern für dasselbe und hat wahrscheinlich auch Johann Adolf gewonnen. Ein Darlehen des Vetters Lindau von 100 Talern wird aus dieser Zeit stammen.

Am 18. Januar 1665 bekam Johann Adolf in Hattenheim die in diesem Augenblick ihm unerwartete Einberufungsordre nach Dhaun und den Auftrag, neugeworbene Leute rheinabwärts in die Quartiere zu führen. Am 26. Januar ist er in Dhaun und schließt hier einen für die Familiengeschichte äußerst wichtigen Stammguts- und Erbvertrag mit seinem Bruder Georg Christoph ab. Dieser erhielt die Hauptmasse der Güter. Johann Adolfs Abfindung bestand hauptsächlich in den Hattenheimer Drittelweinbergen, dem Kiedricher Plattenzehnten*) und der Hälfte des linksrheinischen Guts Bergen.

Am 23. März schreibt er auf dem Marsche aus Bingen an den Bruder:

„Nägst freindlichem Gruß berichte, daß wir hier über Bingen gangen. Es sind auf ein 80 Mann und ist sonst kein Officier mehr dabei; habe nicht vermeint, daß ich allein mit müsste. Habe mich excusiret, aber doch nicht anders sein können. Ich mögte wohl noch einmal mit Dir reden, wenn es sein könnte,**) werden zwar heut nicht viel weiter als Lorch ziehen. Wenn Du könntest nachreiten bis ins Quartier, wär mir von Hertzen lieb.***) Der Graff hat mich endlich überredet, es wären

*) Es war dies der Zehnten in einer ziemlich ausgedehnten Weinbergslage oberhalb des Gräfenbergs.

**) Es ist höchst merkwürdig, wie hier dem „Du" die Anrede „mon frès honoré frère" unmittelbar vorangeht.

***) Der Brief ist natürlich durch einen Expressen von Bingen geschickt.

von Unterofficieren genug darbei, da ich mich darauf verlassen könnte, und hätte auch an den Oberst Leutenant hier geschrieben, daß er seinen Feldwebel nebst noch einen mitschickte; ist aber nicht geschehen, kann auch nun nicht geändert werden. Ich habe für dieses Mahl nicht Zeit mit mehreren zu schreiben, denn ich so viel mit den Leuten zu thuen und noch erst bekommen werde. . . ."

Wir wissen nicht, welchen Weg Johann Adolf mit seinen Leuten nahm, und wann er an seinem Bestimmungsort anlangte. Aber der Kriegszug des Bischofs ging diesmal so rasch zu Ende, daß Johann Adolf kaum noch vor Toresschluß angekommen sein kann. Ludwig XIV. hatte nämlich Bernhard von Galens Angriff auf Holland als gegen sich gerichtet und sozusagen als ein Vorpostengefecht gegen die Ansprüche betrachtet, die er auf die niederländische Erbschaft des 1665 gestorbenen Philipp (IV.) von Spanien erhob. Frankreich trat deshalb auf die Seite der Generalstaaten. Ein vereinigtes französisch-holländisches Heer trieb den Bischof Schritt vor Schritt zurück und nötigte ihn schon am 18. April 1666 einen Frieden zu unterzeichnen, der ihm seine sämtlichen Eroberungen kostete.

Frankreich hätte nun auch gern die durch diesen Frieden überflüssig gewordenen Truppen des Bischofs in seine Dienste genommen. Allein der Bevollmächtigte Englands wollte dies nicht zugeben; und so wurde endlich festgesetzt, daß die in den spanischen Niederlanden geworbenen Regimenter des Bischofs, sowie zwei oder drei der von ihm im Reiche geworbenen für die Summe von 50,000 Reichstalern in spanische Dienste übernommen werden sollten. Dem Bischof aber sollte es jederzeit freistehen, seine Truppen gegen Rückzahlung dieser Summe zurück zu erhalten. Zu den im Reiche geworbenen gehörte auch das rheingräfliche Regiment, bei dem Johann Adolf stand. So finden wir diesen nun in spanischen Diensten. Er diente jetzt also dem Hause Habsburg und sollte bald genug bei der Verteidigung der niederländischen Reichsgrenze mitzuwirken haben.

Vermutlich ist Johann Adolf bei dem Uebertritt Leutnant

geworden. Seit dem Herbst 1666 finden wir ihn zu Courtray (Cortreck) an der Lys im Quartier. Ein Brief von dort an den Bruder vom 19. November 1666 ist aber freilich wieder ein Klagebrief.

„ . . . Meinen Zustand belangend steht es zwar in etwas besser alß zuvor, kann aber doch nicht wieder zu meiner Gesundheit kommen; habe jetzunder das neuntägige Fieber, welches mich gar sehr plaget und ich wünsche mir von Hertzen lieber den Tod alß so länger zu leben, denn es mir meine Tage noch niemals so ergangen, alß ich hier erfahren muß.

Es scheint wohl, daß ich zum Unglücke gebohren bin, der guth ehrlich Mann, der Herr Moscheros (Moucheroche) hat mir viel guthes in meiner Krankheit erwießen, und noch auf diese Stund, denn ich sonst wohl bißweillen hätte müssen Mangel leiden. Denn er von mir hier kein Geld begehret hat, sondern, weil er Willenß ist nauf (an den Mittelrhein) zu reißen, will ers droben nehmen, so ers haben kunnte; wird auf ein Thaler fünfzehn kommen, so ich ihm schuldig bin; bitte Du wolleſt sehen, daß solches möge bezahlt werden, wie wohl er nit sehr darauf treiben wird. Mein Coller und Muntirung habe ich versetzen und endlich verkauffen müssen, damit nur credit in der Apothek gehabt habe, und waß ich sonsten habe von nöthen gehabt in meiner Krankheit. Ich kann jetzt wohl für einen Spanischen Muscetirer passiren; wir werden zwar nach Spanischer Manir bezahlet, aber wie kann unßer einer umb 12 Thaler 8 oder 9 Wochen lang leben, da wir sonsten nichts haben alß bloß ein Bett.

Es verlanget mich sehr zu erfahren, wie es droben stehe, halte auch wohl, daß es schlimm genug hergehet.“*)

Bis in den Frühling 1667 zogen sich die diplomatischen Verhandlungen vor dem Ausbruch des ersten Raubkrieges hin. Während derselben lagen die spanischen Regimenter ruhig in Garnison. Infolge des bei den Spaniern herrschenden Geldmangels gerieten sie aber mehr und mehr in Gefahr, ausein-

*) Es grassirte dort die Pest.

anderzulaufen. Endlich machten die Spanier doch eine Vorwärtsbewegung. Johann Adolfs Regiment ward von Courtray die Lys aufwärts nach Armentière westlich von Lille vorgeschoben. Von dort schreibt er dem Bruder am 14. April 1667:*)

„— — Was mich anlanget, ist Gottlob widerumb guth, denn mich nun ein' Woch ethlich (etliche Wochen) daß Fieber verlassen. Ich habe eine beschwerliche Krankheit außgestanden. Meine Meinung ist gewesen, ein Reiß rauff zu thun, habe aber keine Erlaubnuß bekommen können, weillen man jetzunter in guter Hoffnung stehet, daß es bald Krieg (gegen Frankreich) geben möge; so muß ich noch ein Weil mit zusehen. So es anders nicht geschehen sollte, und wir nicht anders (?) sollten bezahlt werden, alß biß dato geschehen, bin ich nicht Willens hier zu bleiben, denn wir nun fast an 6 Monat nur einen (Monat) bekommen wie Du wohl von H. Capitain Leitenant (Moucheroche) und H. Fähndrich Aufffetz (von Aufseß) vernehmen wirst, wie es allhier bestellt ist, welche ihren Abschied genommen haben, haben gesaget, sie wollten den Brief selber lieffern, ist mir leid, daß hier weg, denn wir gar gute Freind zusammen gewesen. Hans Ochs (der Frankfurter Kaufmann, der Georg Christof als eine Art Bankier diente,) hat mir geschrieben, daß ich zu Brüssel waß nötig an Geld gegen Quittung bekommen solle, deswegen ich anjetzo auf Brüssel schreibe um 50 Thaler. — —

Wir haben zwar gute Vertröstung, daß wir besser sollen gezahlt werden, so es sich nur in der That also beweisen wird. So es nicht geschieht, wird dieß Regiment balt zu Grund gehen, denn endlich die Officirer selber müssen fortgehen aus Mangel, welcher von seinen eigenen Mitteln nicht leben kann. Im Anfang war es gut genuch, als wir in spanischen Dienst kammen, wir bekammen ein mahl oder 3 nach einander Geld; verhoffe, daß es zum End auch noch

*) Es ist die Antwort auf ein Schreiben Georg Christophs vom 2/12. Februar, das aber erst am 24. März in Johann Adolfs Hände gekommen war.

soll besser werden, so schon das mittel (in der Zwischenzeit) waß schwer fällt. — — —

Bei Herrn Pater Rittern*) bin ich gewessen und ihm einen Gruß bracht von seinem Vettern, wie Du mir geschrieben, welcher mich in Worten gar höfflich empfangen, und sich bedancket, daß ich ihm die Ehre hätte angetan, seinetwegen dahin zu reiten. Im übrigen bin ich ihm hoch verobligeret, daß er mir meinen Mutzen nicht zurissen hat, (um mich) zu nöthigen beim Mittagsessen zu bleiben,**) habe mich deswegen gar kurz allda versäumet. Es ist nur 4 Stund von hier; ist ein sehr reich Kloster; bin sonsten hiererum mehr mit Gesellschafft in Clöstern gewessen, haben uns — wacker tractiret."

Wenige Wochen darauf ändert sich das Bild. Bei Amiens zog sich unter Turenne eine große französische Armee zusammen, und König Ludwig XIV. erschien in ihrer Mitte. Man erwartete in Kürze den Ausbruch des Krieges. Aber die Stimmung der Truppen war auch jetzt nichts weniger als zuversichtlich. Der für alle jene Zeiten charakteristische Geldmangel machte sich, wie wir gesehen, bei diesen Spaniern ganz besonders geltend. Auf Befehl des Gouverneurs der spanischen Niederlande: des Marquis von Castelrodrigo wurden diejenigen Festungen, an deren Verteidigung man verzweifelte, geschleift.

Johann Adolf an den Bruder.

Mons,***) den 18. Mai 1667.

„Nächst freundlichem Gruß berichte, daß wir den 10. Mai aus Armentier weg und jetzunder allhie bei Monß liegen, alwo die Badischen (!) Völker und alle deutsche Regimenter werden zusammenkommen. Gestert ist der Oberst Jung auch

*) Ohne Zweifel Ritter von Grünstein. Die Familie dieses Namens war im 17. Jahrhundert aus den Niederlanden am Mittelrhein eingewandert.

**) Der gastfreie Pater hatte Johann Adolf die Mütze weggenommen, als dieser vor dem Essen weggehen wollte.

***) Festung Mons an der Haine, die alte Hauptstadt des Hennegaus, erheblich östlich von Armantières und der Lys.

hier ankommen. Sein Oberſtleutenant iſt unterweges von den Bauern erſchoſſen worden, (ein) Butteler von Geſchlecht;*) es iſt ein leichtfertich Volck allhier. Die Furiers und Furierſchützen haben Händel mit ihnen (den Bauern) bekommen, und er hat wollen abwehren und iſt darüber blieben. Sonſten halte ich, daß wir bald werden etwaß zu thun bekommen, denn die Frantzoſen ſchon ſtark zu Feld und der König ſelber wird dabei ſein; wo ſie aber hin werden gehen, weiß man noch nicht. Scarpefort,**) woran man ſo ſehr gearbeitet, ſolle jetzunder widerumb zurſprengt und ganz geſchleiffet werden. Die Munition wird alles hierher geführet; der Marſch hierher iſt mir ſehr ſchwer ankommen, denn ich noch biß auff die Stunde daß Fieber am Halß habe und ich die ganze (Strecke) habe müſſen zu Fuß gehen. Habe vermeinet, ich müßte auff dem Weg liegen bleiben, denn wir ſo jählingen (ſchnell) marſchiret, daß ich mich nicht habe dazu ſchicken können; ich bin wohl ein gequälter Menſch, doch dancke ich Gott, daß ich noch ſo ein wehnich fortkommen, wiewohl mich meine Dienſt zu thun gar ſchwehr und ſauer ankommt. Ich halte nicht dafür, daß wir ſich (uns) dieſen Sommer viel im Felt dürffen ſehen laſſen, ſo vielleicht vom Kaiſſer kein Succurs geſchickt möchte werden (!). Die hieſige Stadt iſt ziemlich feſt; ſo ſie der Franßſoß ſollte einbekommen, ſollte es manchen Kopf koſten. Unſer Soldaten die müſſen jetzunder wacker ſchanzen, ſollen aber auch reichlich bezahlet werden, welches unß hoch nötig thuet, denn es ein Weil her ſehr ſchlecht wegen der Bezahlung zugangen. So ich kein Geld von Dir bekommen hätte, wäre es mir ſehr ſchlecht gangen, ich behelfe mich ſo genau, daß Du es nicht glauben kannſt. — — — — Hoffe aber, es ſoll nun anders zugehen. Wir haben auff dem Weg bißweillen müſſen mit Waſſer und Brot fürlieb nehmen, da wir darzu den ganßen Tag haben ſtarck marſchiren müſſen, denn wir nirgends kein Bauern zu Hauß gefunden". — —

*) Vermutlich iſt das heſſiſche Geſchlecht von Buttlar gemeint.

**) An der Scarpe im ſüdlichen Flandern.

Einen für die Spanier glänzenden Verlauf nahm dieser erste Raubkrieg bekanntlich nicht. Er war wenigstens in den Niederlanden lediglich ein Festungskrieg. Die Stimmung der Bevölkerung scheint dort ebensowenig günstig gewesen zu sein, wie über hundert Jahre später in den Revolutionskriegen, und es mußte auch das lähmend wirken. Eine Festung nach der andern fiel nun doch in Ludwigs XIV. Hände. Zum Glück war dessen Vorstoß gegen Brüssel ohne Erfolg, da es noch zur rechten Zeit die nötige Besatzung erhalten hatte. Ludwig wandte sich nun westwärts nach Flandern, wo Douai, Tournay und Courtray bald nach einander in seine Hände fielen. Aber auch in Mons erwartete man die Belagerung. Johann Adolfs Regiment war zur Deckung Brüssels im Juni dorthin gezogen worden, kehrte aber, als die Gefahr vorüber, eilends nach Mons zurück.

An den Bruder.

Mons, den 23. Juli 1667.

„Nächst freundlichem Gruß thue ich Dich berichten, daß ich Gott Lob ziemlich zu paß. . . . Habe lang kein Schreiben bekommen als letztes zu Brüssel, ist aber schon zwei Monat alt gewesen, habe von dar wieder schreiben wollen, weillen wir aber ohne alle Vermeinung so bald widerumb auff Monß her habe müssen zurückgehen, so ist mir die Zeit zu kurtz gefallen. Sonsten wie es hiesiger Orten stehet und zugehet, wirst Du wohl von den Officirern hören und erfahren, deren jetzt viel auff Werbung nauß geschickt werden (!). Wir sind allhier zu Mons alle Stund gewärtig, daß wir belägert werden. Wie es wird abgehen, wird man vielleicht bald erfahren; es soll mancher ehrliche Kerl beiderseits sitzen bleiben. Ich für mein Teil will mein Kopf redlich daran wagen. Entweder wird unser Herrgott mir — mein langes Unglück in Glück verkehren, denn ich auf solche Weis meinem eignen Leben feind wär, so es nicht anders gehet." — —

Die Gefahr für Mons ging indessen vorüber. Ludwig XIV

verließ den westlichen Kriegsschauplatz nicht, drang aber dort ziemlich weit nach Norden vor und machte sogar einen Vorstoß auf das an der unteren Schelde und nicht gar weit von Antwerpen liegende Dendermonde. Auf dem Wege dorthin eroberte er das später so bekannt gewordene Oudenarde und Aalst (Alost); von Dendermonde selbst mußte er aber abstehen. Er trat den Rückzug an, warf sich nun aber auf Lille (damals Ryssel), das nach längerer Belagerung am 27. August von den Franzosen erstürmt wurde. Damit war der Feldzug für dieses Jahr beendet. Der König kehrte nach Versailles zurück. Nach und nach wurden auch die Truppen in ihre Winterquartiere verlegt. Daß der Erfolg Ludwigs XIV. nur ein halber gewesen war, beweist der Umstand, daß Johann Adolfs Regiment nach dem erheblich südlich von Mons gelegene Condé, das damals noch nicht französisch war, verlegt werden konnte.

Johann Adolf an den Bruder.

Condé, den 5. Oktober 1667.

. . . „habe hiermit berichten wollen, daß wir nunmehr 5 Wochen über allhier zu Conte (Condé) liegen, allwo es unß gar schlecht gehet wegen großer Kranckheit und Geldmangel, wie mich unßer Herr Gott auch widerumb mit Kranckheit heimgesucht hat, ganße währende Zeit, als ich hier gewesen; hat sich aber nunmehr Gott Lob widerumb gebessert; bin die Zeit über in dem Spital, welches ein Nonnen Closter ist, gelegen, da ich alle Tag 1 Batzen geben muß für Wartung und alles; man ist aber wohl darumb accomotiret. Wollte mich gern nun widerumb raußmachen, wenn ich sie nur bezahlen könnte. Habe unseren Obersten, den Herrn Rheingrafen, ansprechen lassen, er möchte mir doch ein Taler etlich fürstrecken; habe aber nicht mehr als — — erhalten. Habe derowegen aus höchster Notwendigkeit auf Brüssel geschrieben, und den Kaufmann gebeten, daß er mir doch 50 Thaler übermachen wolle, wovon ich Graff Johann Philipp 28 schuldig bin für ein Pferd, welches er mir verkauft. Denn nicht müg-

lich gewesen, zu Fuß fortzukommen; denn ich auch 14 Tage zu Monß krank gelegen. — — Wir sein wohl unglückselige Leut, insonderheit da ich nun mehr ein ganszes Jahr über fast keine gesunde Stund gehabt, und muß mich dazu bekümmern, wo ich nur bloß mich und mein Knecht erhalten kann; — — so mir unser Herr Gott nur die Gesundheit verleiht, bin ich nicht willens, länger unter diesem Regiment zu bleiben, sondern mein Glück anderwärtig zu suchen. Denn so wir in die Winter Quartir gehen, welche man noch nicht weiß, ob wir hier liegen bleiben oder anderwärtlich hingeleget werden, will ich sehen, daß ich nauß komme; zweifelt nur nit dran, daß ich auff den Frühling nicht widerumb Gelegenheit genug haben kann, (Dienste zu bekommen). Es gehen gar viel Offizirer von dem Regiment weg,*) aus Mangel, daß man sich nicht erhalten kann, ohne von dem seinigen zu leben. Es ist für 14 Tagen einer von Rainnach, ein Ordens-Cavallier von Mergental (Mergentheim), zu Monß gestorben, — — — hat auch ein Fieber gehabt, — — — ist mein gar guter Freund gewesen, welches mich auch sehr betrübet; habe mir ganz eingebildet gehabt, ich würde ihm nachfolgen; hat aber Unser Herr meiner noch nicht begehrt, wiewohl ich noch nicht über den Graben nüber bin."

Wir wissen nicht, ob Johann Adolf im Winter 1667 auf 68 wirklich nach Hause gegangen ist. Wir finden ihn dann als Hauptmann in dem neu errichteten Regiment von Knobelsdorf, dessen Cadres den bereits bestehenden deutschen Regimentern entnommen sein werden. Das Regiment lag bis zu seiner Kompletierung in Geldern und am Niederrhein. Es war für Johann Adolfs Kompagnie von vornherein auf dessen mittelrheinische Heimat abgesehen.

Im nächsten Frühjahr kam es jedoch in den Niederlanden nicht mehr zum Kampf. Die Franzosen machten einen erfolgreichen

*) Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die Offiziere mitten im Kriege ihre Entlassung erhalten.

Einfall in die Freigrafschaft. Ludwig XIV. schloß aber dann unter dem Druck einer holländisch-englisch-schwedischer Allianz zu Gunsten der spanischen Niederlande den Aachener Frieden mit Spanien. Französisch-Flandern und die meisten der eroberten Plätze blieben in seiner Hand. Die Freigrafschaft Burgund mußte er aber zurückgeben.

Trotz des Friedenschlusses wurden die Truppen unter Waffen gehalten. Johann Adolf begab sich zu Anfang des Sommers 1668 der Werbungen wegen wieder an den Mittelrhein. Die in Beziehung hierauf an ihn gerichteten Briefe sind nach Mainz adressirt. Es befindet sich darunter das Schreiben eines bei seiner Compagnie stehenden Anselm Casimir von der Lieth, dessen Familie von der unteren Weser stammte, dessen Mutter aber in Hattenheim wohnt.

Das Fragment einer Werberolle, das sich erhalten hat, läßt erkennen, daß es an Einheimischen, die sich anwerben lassen wollten, damals am Mittelrhein fehlte, und aus wie verschiedenen Gegenden die Rekruten kamen. Es finden sich Leute aus Lechenich, Stuttgart, Christiansstadt (am Bober), Bamberg und Preßburg darunter. Es sind aber auch, obwohl dies nicht sein sollte, Franzosen dabei. Mehrere der Angeworbenen erhalten für ihre vorläufige Adjustierung Hosen, Strümpfe, Schuhe, oder auch ein Hemd.

Ende Juli oder Anfang August ging Johann Adolf mit seinen neugeworbenen Mannschaften in die Niederlande zurück, und zwar nach Löwen.

Johann Adolf an den Bruder.

Löwen, August 1668.

„Thue hiermit berichten, daß wir den 13. Augusti allhier zu Löwen angelanget seint; habe zwar das Unglück gehabt, daß mir 3 Mann ausgerissen, unter welchen der große Tambur und einer von Zieghen (Siegen?) und der andere von Bingen, daß ich alßo nicht mehr denn 20 Mann hierher bracht habe ohne die Offizirer und meine Knecht. Von denen, die im Quartier gelegen, sind mir 8 durchgangen, von

Schrecken 12*), von Oberſtwachtmeiſter ingleichem und (in) allen Companien großen Verluſt gehabt; habe doch allbereit noch auff 55 Mann in allem. Wir erwarten alle Stund die Muſterung, darumb ich auch ſo lang muß hier verbleiben, biß die Muſterung vorbei iſt. Sonſten iſt ein groß Elent hier wegen der Peſt, denn ſolche Kranckheit ſtark graſſiret, ſo es unter unſer Volck auch ſollte kommen, werden wir bald ruiniret ſein. Zu waß Anſehen ſo viel Volck ſich hier thuet zuſammen ziehen, kann man noch nicht eigentlich wiſſen, als daß ein Generahl Muſterung geſchehen ſoll. — — — Unſer Leut liegen auff den Stadttürmen und Mauern zuſammen und hat ein Soldat ein Tag nicht mehr alß 3 Stüber, ſollen zwar unßer reichlich Geld nach gethaner Muſterung haben. Was die Offizirer anlanget, ſind wir in der Stadt logiret, und hat ein Cappitän ein Tag nicht mehr alß einen Taler, und iſt alles ſchon ziemlich teuer hier. Zu Coblentz hab ich mit dem von Elsz**) geredet, welcher mein Leutnant begehrt zu werden; ſeint auch zwar ſchon einß geweßen, weillen ich aber vermeinet gehabt, ich würde aus Gelderland***) gleich widerumb zurückkommen, hat es bis zu meiner Rückkunft beruhet. Was die Werbung anlanget, hat er mir 20 Mann verſprochen zu lieffern, worfür ich ihm 9 Thaler auf den Mann ingleichen verſprochen. — — — — — — Unterdeſſen wolleſt doch mit Herrn Oberſt Leutnant Lepin reden, ſo unterdeſſen mir wollte die Freundſchaft thun, ein Mann 10 zu werben. Könnteſt Du ihm etwas Geld verſchaffen, damit ich bei meiner Ankunft etliche Mannſchaft finden möchte? Denn ſo mich Gott geſund erhält, verhoffe bald (wieder) droben zu ſein. Denn man vermeinet, daß künftigen Dienstag die Muſterung ſolle fortgehen (fortgeſetzt werden). Unterdeſſen muß meinen beſten Fleiß anwenden, damit mein Caution möge loßbekommen nach Lieferung

*) Vielleicht von Schröck.

**) Von (zu) Elz.

***) In Geldern lag ein Werbecommando von Johann Adolfs Compagnie.

der Mannschaft. Ich hab wohl solche Müh und Ungelegenheit, auf dieser Reiß und auch noch hier, daß ich wohl wünsch, daß mir nur dieses Mal unser Herr Gott wolle zurecht helfen, weil ich mich auff ein ander Mahl für solcher beschwerlichen Unruhe fürsehen (werde). Im übrigen muß es ausgeführt werden, es geschehe mit Schaden oder Verlust. — — —"

Früher und namentlich zur Zeit des 30jährigen Krieges waren solche Werbungen gewinnbringend gewesen. Aber diese Zeiten waren vorbei. Der Vetter Lindau auf dem Armuther Hof hat gerade bei der Werbung für den Münsterschen Dienst einen großen Teil seines Vermögens zugesetzt. Auch Johann Adolf sollte schlimme Erfahrungen machen. Er schreibt am 15. September 1668 (aus Löwen) an den Bruder.

„. . . . hab vermeinet gehabt, schon längstens widerumb nauff zu reißen, hat aber noch biß dato nicht sein können; bin auff 68 gemustert worden, worauff auch so viel nach Lieferung meiner Kaution widerumb loß, weßwegen ich auch selbsten zu Antwerpen geweßen und mit dem Herrn von Bohm (?) geredet. Den Ueber-Rest anlanget, habe ich einen Leutnant annommen, welcher mir von Herrn Leien (von der Leyen) von der Festung Ehrenbreitstein ist recomentieret worden, welcher mir 20 Mann neu montieret zu dem Regiment liefern will, wofür ich ihm 10 Thaler (pro Mann) versprochen. Sonsten stehet es gar schlecht; denn die Bezahlung, wie versprochen, gar nicht folget. Und scheint allem Ansehen nach, daß wohl vielleicht eine starke Reformation geschen möchte, weswegen ich auch an meinen Leutnant geschrieben, daß er mit seiner Werbung soll einhalten bis zu meiner Nauffkunft. Die Leut lauffen hier weg wie tausend Teufel, ich bin froh, daß wir gemustert sind. Es sind mir hier in Löffen schon über 30 Mann von meiner Compani ausgerissen; die Franzoßen sind nun alle fort, biß auf einen, welcher jetzund gefangen sitzet; wird vielleicht mit seinem Leben für die andern bezahlen müssen. Und so er gleich sollte pardonieret werden, will ich ihn doch nach verdienter Straf von der Compani

wegjagen lassen. Der letzte von seinen Kameraden ist an der Pest verr . . ., also bin ich nun die Schelmen alle loß. Ich hör, daß droben jetzunder so viel Leut um ein geringes zu bekommen sind; so ich anders kann abkommen, vermeine innerhalb 14 Tagen droben zu sein. Wir warten alle Stund auf Geld, denn ohne dasselbe ich hier nicht weg kann. Sonsten ist jetziger Zeit gar melancholisch hier. . . ."

Zu dieser abermaligen Hinaufreise kam es zunächst noch nicht. Georg Christoph erkundigt sich am 28. Dezember brieflich bei einem Hauptmann Meyer zu Brüssel von Johann Adolfs Regiment nach dessen Aufenthalt, um ihn zu seiner Hochzeit einzuladen. Dann kam aber Johann Adolf wirklich zu dieser Hochzeit. Georg Christoph heiratete Maria Katharina von Gemmingen. Diese Wahl war eine äußerst glückliche. Maria Katharina gehörte einem Zweige der Gemmingen an, der zugleich in Schwaben und in der Pfalz ansässig war. Ihr Vater, Wolfgang von Gemmingen, war Assessor des Reichskammergerichts und ein in jeder Weise ausgezeichneter Mann gewesen. Sie brachte Georg Christoph auch nennenswerte Besitzungen in der nördlichen Pfalz zu.

Am 12. Januar 1669 unterzeichnet Johann Adolf zu Hattenheim den Ehevertrag seines Bruders. Den Februar und März über scheint er zu Hause geblieben zu sein. Ende April finden wir ihn dagegen wieder in Mons. Er schreibt von dort am 27. an den Bruder:

„Alß gestern bin ich allhier zu Mons ankommen, und gar eine schlimme Haußhaltung gefunden, indem ich eine solche Rechnung bekommen, daß mir gar wenig mehr zukommt — — — deswegen und ander Ursuch halben, alß künftigen Montag ich meinen geweßenen Leutnant mit Trommenschlag zitiren lassen werde, und in Fall er sich nicht wird einstellen und seine Excusation tun, so wird sein Name vielleicht gar angeschlagen werden, denn er leichtfertiger Weiße fürgeben, in dem er etlich 20 Gülden auf die Fahn verzehret, welche in seinem Quartier in Verwahrung gewesen, als sollte ich dieselbe mit mihr genommen haben, welches den Hertzog berichtet

worden, deßwegen Er so unwillich gewesen, — — — so haben sie von meinem Geld widerumb die Schuld bezahlet, und die Fahn dem Oberst Wachtmeister gelieffert, und hat (der Leutnant) in seinem Weggehen einen Corporal mitgenommen. Deßwegen er mir genugsame Satisfaction thuen soll, oder will ihme sein Nahmen an Galgen schlagen lassen. Ich habe widerumb neue Offizirer; der Lieth hat seinen Abschied genommen, ist willens nach den Fransoßen zu gehen.*) Ich habe ein Fändrich hier auß der Stadt, welcher mir in vielen Sachen nützen kann, so wir hier liegen bleiben. — — — So Du meinen Schimmel umb 30 Taler verkauffen kannst, wenn Du ihn nicht selber behälst, so wollest mir das Geld dafür übermachen, denn ich ohne Pferd nicht sein kann. Die Reiß hat mich noch Einß so viel kostet, alß ich vermeinet hatte, denn ich grad 4 Wochen zubracht habe bis hierher; inzwischen ich aber die Feiertag über zu Brüssel still gelegen. — — — Der Hertzog ist ein überaus wackerer Herr; in dem ich besorgt habe, einen starken Verweis zu bekommen, hat er sich ganß genädig und höfflich gegen mich erzeiget und sagt, es wäre ihm lieb, daß ich kommen wäre. Unser Herr Dio Dono ist von dem Regiment weg, verhoffen nicht, daß er widerumb kommen wird. Er hat (ein) klein Rencontre mit einem Leutnant vom Regiment gehabt. Welcher (dieser) Oberst Leutenant (hat) denjenigen (ihn) mit ehrenrührigen Worten tractiret und an Händ und Füß zu dem Profoßen schließen lassen. Nachdem aber der Leutenant seinen Abschied genommen und zur Desension seines ehrlichen Nahmens ihn hat fordern lassen und Satisfaction begehret, alß ist er hinauß in Deutschland gereiset einander zu treffen."

*) Solche Übertritte in französische Dienste scheinen nach dem Friedensschluß mehrfach vorgekommen zu sein. Es findet sich ein höchst merkwürdiger Brief aus Ath, der an einen Offizier im spanischen Dienst zu Mons gerichtet ist, und diesen zum Übertritt in den französischen zu überreden sucht. Bemerkt wird dabei, daß alle 8 Tage im französischen Heer richtig bezahlt werde. Die Unterschrift und der Name des Adressaten sind weggerissen.

Die letzte Nachricht aus Mons datiert vom 23. Juli 1669. Bestimmteres über Johann Adolfs Verbleib im Jahre 1670 wissen wir nicht. Am 4. Juli 1671 finden wir ihn aber wieder in Hattenheim. Er wird auch jetzt noch als „der Königl. Majestät von Spanien bestellter Hauptmann" bezeichnet. Doch muß das Regiment von Knobelsdorf inzwischen aufgelöst, und Johann Adolf wieder in das Regiment des Rheingrafen eingetreten sein. Am 28. November ist er im Begriff, sich zu seinem Herrn, dem Rheingrafen Johann Philipp, zu begeben und dann „gänzlich abzureisen", d. h. sich zu seinem Regiment zu verfügen.

Inzwischen hatte sich die schon 1668 zu Tage getretene Spannung zwischen Frankreich und Holland immer mehr verschärft. Schon im November 1669 ist in einem Briefe aus Kreuznach gesagt, daß man von einem Krieg zwischen Frankreich und Holland rede. Man fühlte allgemein, daß man vor neuen wichtigen Entscheidungen stehe. Jener Kreuznacher Brief sagt, es sei eine Allianz zwischen Kurpfalz und Lothringen abgeschlossen. Dagegen suchte Ludwig XIV. Allianzen gegen die Niederlande zustande zu bringen. England wußte er diesmal auf seine Seite zu ziehen. Er stand aber auch mit Kur-Köln und dem Bischof Bernhard von Münster in Verhandlungen. Es handelte sich bei Bernhard von Galen wieder um die seit dem 30jährigen Krieg ihm vorenthaltenen Plätze. Das gleiche war aber auch bei Kur-Köln, wo man längst zu Frankreich neigte, der Fall. Am 2. Januar 1672 kam ein Bundesvertrag zwischen diesem und Frankreich zustande. Bernhard von Galen trat am 4. Januar diesem Bündnis bei. Er verpflichtete sich, 10,000 Mann zu Fuß, 400 Dragoner, 1700 sonstige Reiter und die nötige Artillerie zu stellen. So wurde denn jetzt das rheingräfliche Regiment, dessen Auslösung der Bischof sich vorbehalten hatte, zurückerworben.

Im Laufe des Mai und April hatten England, Frankreich und Köln an Holland den Krieg erklärt. Am 28. Mai folgte die Kriegserklärung des Bischofs von Münster. Fünf Tage vorher war Johann Adolf mit den in seiner Heimat neu angeworbenen Mannschaften bei seinem Regiment im Münster-

lande angekommen. Am 1. Juni 1672 schreibt er aus Coesfeld an den Bruder.

„— — berichte, daß wir den 23. zu Holtern (Haltern) glücklich mit unsern Leuten ankommen, liegen jetzunder in Tilmen (Dülmen), haben aber noch nichts bekommen alß Bier und Broth, weswegen ich und H. Hartenberg (Hardenberg?) jetzunder allhier zu Goßfelt seint, bei dem Fürsten (dem Fürstbischof) zu solicitiren umb den halben Monat Sold; hat zwahr uns Beiden gestern versprochen, daß die Rheingräffischen für andern wohl sollten gehalten werden. Obs aber in der That erfolgen wird, müssen wir gewärtig sein; es ist eben niemand, der für unß sorget; wir sind 600 Mann, und ist weder Oberst, noch Obleutenant (Oberstleutnant) noch Oberstwachtmeister da, und verwundert sich der Fürst, und jederman gar sehr, daß unßer Generahl-Wachtmeister*) so lange außen bleibet. Auff heut marschiren alle Regimenter nach der Armati (Armee), und werden nächster Tage etliche holländische Ort attaciret werden. Wir sind für 3 Tage gemustert worden. Ich habe 60 geliessert mit allem, halt aber wohl dafür, daß mir noch einmahl daran müssen, wenn daß Regiment beisammen. Doch bin ich aufs wenigste außer einer Gefahr. Der Bischoff will es gar hart suchen, welche ihre Leuthe nicht gelieffert und suchet dasjenige bestimmte Geld für die Mannschaft; es seint ihrer schon gar viel reformiret worden von andern Regimentern; wie es mit uns wird ablaufen, müssen wir gewärtig sein, doch vermeine nicht, daß es wird Gefahr haben, so der Herr Reingraff nur balden zu uns kombt. — — — — — Ich bin fast die ganze Zeit unterwegens sehr übel auff gewessen, ist mir aber nunmehr Gott Lob widerumb ziemlich wohl und bin froh, daß ich so weit meine Leuthe gelieffert, aber mein Geltchen nunmehr fast auff ist, denn wir alle noch biß dato unsern Leuten Geld fürgeschossen, selbige zu conserviren, weillen unsre Leut noch nicht recht logiret, und (man) unß von einem Ort

*) Der Rheingraf.

zum andern tut schicken. Dein Ambrosius*) wird verhoffentlich widerumb glücklich sein ankommen. Es ist mir noch keiner zum Schelmen worden alß dieser. Ich wollte, daß ich doch einen ehrlichen Mann konnte bekommen zum Leutenant. Habe dem Herrn Hauptmann Lindau**) geschrieben, daß er mir doch sollte einen erfragen und zuschicken. Könnte mit dem H. Oberst Leutenant Sehliger nunter kommen, und so der Vetter Knebel auch noch gesinnet wäre, zu uns zu kommen, könnte er mit solcher Gelegenheit auch wohl reißen, denn der Haubtmann —***) ihm die Fahne geben will. — — Wolleſt Dich doch bemühen, ob Du vielleicht ein par Soldaten mit Vetter Knebel noch schicken könnteſt. — — Halt wohl dafür, daß wir noch ein Monat oder mehr in Tilmen verbleiben werden, biß die nachfolgende Truppen voll beisammen runterkommen. — — Adieu. Der Frau Mutter und Frau Schweſter meinen gehorsamſten Gruß, wie das libe Weipertchen."****)

Raſcher als Johann Adolf angenommen hatte, wurde die Grenze überschritten. Man schätzte die Münsterſche Armee auf 30—40,000 Mann. Sie zählte 26 Regimenter zu Pferd, 27 zu Fuß und 20 Freikorps (vermutlich ein münsterländiſcher Landsturm), dazu eine treffliche Artillerie. Ein Franzoſe (de Guiche) meinte freilich, das münsterſche Fußvolk sei: „la plus pitoyable infanterie du monde, qui n'a besoin que de pompernicle". Und dazu stimmt es, wenn Johann Adolf sagt, daß sie bisher nichts als Brot und Bier erhalten hätten. Halb gereute es ihn, daß er mitgezogen war.

Aber die münsterſchen Truppen erwieſen sich zunächſt doch als ein nicht zu unterſchätzender Gegner der Holländer. Am 10. Juni fiel das holländiſche Grol. Auch Borkelo wurde beſetzt. Der Biſchof befand ſich in Perſon bei dem Heer. Dieſes war auf dem Vormarſch gegen Deventer. Am 18. Juli fiel Breedevord;

*) Ein vom Bruder geſchickter Mann: vielleicht einer von deſſen Leuten.

**) Vergleiche das oben über den Vetter Lindau Geſagte.

***) Name unleſerlich.

****) Georg Chriſtophs älteſter Sohn: Gottfried Weiprecht.

am 21. ging Deventer nach kurzer Belagerung an die Münsterschen über. Während nun die Franzosen von Süden vordrangen, wandte sich Bischof Bernhard gegen Norden.

Johann Adolfs Regiment gehörte zur Belagerungsarmee der Grenzfestung Coevorden. Am 9. Juli schreibt er aus dem Lager an den Bruder einen interessanten Brief, in dem freilich die Klagen wieder nicht fehlen.

Es heißt darin: „ . . . berichte, daß wir jetzunder hier für Cofern und daßselbige belagert; haben bis dato sehr groß Glück gehabt, denn unterschiedliche Ort und End einbekommen mit geringem Verlust, aber ich habe in Gedanken, daß nunmehr anders wird gehen. Diese Stadt ist ein handfester Ort, stark besetzet und kann man wegen Morast nicht wohl approchiren. Sie schießen trefflich stark raus. Wir haben bisher unsern Feind fast gar zu gering geachtet; könnte uns wohl hier ein andres erwießen werden, daß man sich nicht einbildet. Für Deventer hätten unserer 4 fast auf ein Mahl (das Leben) eingebüßt: H. Balhorn,*) Hartenberg, Eltz**) und ich; kommt eine Stückkugel geflogen, da wir beisammen in dem Laufgraben, schläget uns auf einmal alle über ein Hauffen; darvon Balhorn gleich tot, Hartenberg plaessieret, wir übrige sind für dasselbemahl unbeschädiget darvon kommen. Hat mir (der Tod) desselbigen Tags etliche Mahl gar nah gestanden. . . . Wir werden übrigens dermaßen starck strapizieret und haben nicht halb satt Brot; wir denn jetzt diesen Abend müssen in die Approchen nein gehen und haben in 3 Tagen kein Brot bekommen; stinkend Wasser müssen wir trinken, also sollen wir mit leerem Bauch fechten. . . . Es kann kommen, daß wir alle kaput gemacht werden, denn die Leut matt und kraftlos und sollen so schwer Arbeit tuen. Wird deswegen übel ablauffen. Wir werden endlich noch solche Tractament und Bezahlung bekommen, daß keiner wird klagen können. Ich für mein Teil gehe mit an ohne einzig

*) Der Name Balhorn ist ein Niederdeutscher.

**) Siehe oben.

Bekümmernuß; will mich unser Herr Gott erhalten, so bin ich ihm schuldig zu danken; soll ich denn bleiben, habe ich mich schon darin ergeben. Unterdessen wünsche ich Dir von Hertzen langes Leben und glückliches Wohlergehen, bitte Dein Weipertchen, weil es mein Petter (Pathe), doch meinetwegen zu bedencken. Es ist kein Tag, daß ist nicht an das Kind denke. Ich habe nicht Zeit mehreres zu schreiben, denn der Order herbeikombt, daß wir marschieren müssen. . . . Adieu, mein lieber Bruder; so ich tothgeschossen werde, wolleſt doch nach Schierschein in die Kirche den Armen waß geben. Hiermit verbleib Dein treuer Bruder bis in den Tod.

P. S. Meinen Leuten, so jemand vor mir wird nauffkommen, wolleſt ihnen doch guts erweißen, insonterheit meinen Leopold, welcher mir treu geweßen.

Hätte gern waß mehreres geschrieben, aber die Zeit hat mich überfallen, habe nicht vermeinet, daß wir heint noch dran mußten."

Alles ging viel glücklicher als Johann Adolf gedacht hatte. Die „friesische Poort" und „das Bollwerk" wurden genommen. Zwei Tage darauf kapitulierte die Festung. Johann Adolf kam glücklich davon. Am 22. Juli begann Bernhard von Galen die Belagerung der Stadt Groningen. Aber hier hatte das Kriegsglück in der Tat seinen Wendepunkt erreicht. Trotz der größten Anstrengungen war die Aussicht auf Erfolg Ende August ferner, als sie im Juli gewesen war. Entmutigt hob der Bischof schließlich die Belagerung auf und nun ging ein Platz nach dem andern wieder verloren. Johann Adolf hatte also doch eine richtige Vorahnung gehabt.

Leider brechen Johann Adolfs Briefe mit jenem aus dem Lager vor Coevorden wieder ab. Während der Belagerung von Groningen war seine Mutter gestorben. Die Leichenrede des Schiersteiner Pfarrers erwähnt Johann Adolf als Kommandeur einer Kompagnie in Münsterschen Diensten.

Inzwischen hatte sich auch für das französische Heer das Glück gewandt. Das Durchstechen der Dämme rettete Amsterdam.

Und nun änderte sich auch die politische Konstellation völlig. Der große Kurfürst und der Kaiser traten auf die Seite der Holländer, und man kann sich denken, was das zu bedeuten hatte.

Der kriegerische Bischof von Münster folgte nicht sogleich dem vom Kaiser gegebenen Impuls. Er hatte nur die alte Gegnerschaft gegen Holland im Auge und konnte sich nicht darein finden, daß seine Bemühungen zum zweiten Mal durch die große Politik gekreuzt werden sollten. Aber unter seinen Truppen entstand eine Bewegung zu Gunsten des Kaisers. Man sprach von einem Komplott, das sich gebildet habe und behauptete, daß man Coesfeld den Kaiserlichen Truppen habe öffnen wollen. Die geheimen Machenschaften erinnern an das, was seinerzeit in Wallensteins Lager hinter deßen Rücken vorging. Auch der Rheingraf war dabei beteiligt. Am 24. Februar 1673 wurde ein Teil der Rädelsführer, unter denen sich auch der Unterkommandant von Coesfeld befand, verhaftet. Andre, wie der Rheingraf und der im Lager anwesende kaiserliche Prokurator entkamen mit genauer Not.

Eine zweite Belagerung von Coevorden mußte Ende September wieder aufgegeben werden. Nach langen Verhandlungen schloß Bernhard von Galen endlich am 23. April 1674 Frieden. Er mußte sich zur Herausgabe aller Eroberungen verstehen und verpflichtete sich, dem Kaiser 10000 Mann zu stellen. Es haben Münstersche Truppen in diesen und den folgenden Jahren auf der Seite des Kaisers und seiner Verbündeten, teilweise sogar mit den Holländern vereint, gegen die Franzosen gekämpft.*)

Was aus Johann Adolf zunächst wurde, wissen wir nicht bestimmt. Es ist aber sicher, daß er sich nach dem Tode der Mutter mit einem längeren Urlaub nach Hause begeben hat. Er stand innerlich auf der Seite des Rheingrafen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er nach der Katastrophe um seinen

*) Wie bedeutend das münstersche Heer war, beweist der Umstand, daß münstersche Truppen in den folgenden Jahren auch im Krieg gegen die Schweden verwandt, nach Dänemark und Brandenburg verliehen wurden.

Abschied gebeten hat, oder doch nicht wieder zu seinem Regiment zurückgekehrt ist. Dasselbe scheint um diese Zeit aufgelöst zu sein. Da Johann Adolf das mütterliche Gut Idstein übernommen, so fiel er den Seinigen auch nicht zur Last. Zur Instandsetzung desselben muß er ein Darlehen aufgenommen haben. Wenigstens quittiert er am 2. Januar 1673 dem kurfürstlich mainzischen Hauptmann Friedrich Wilhelm von Schellart und dessen Frau Anna Barbara geb. von Pennet*) über ein Darlehen von 150 Reichstalern.

Da das Reich noch im Jahre 1674 der Allianz gegen Frankreich beitrat, so eröffneten sich Johann Adolf auch wieder neue Aussichten. Dauernd zu leben vermochte er von dem auf ihn fallenden Teil des mütterlichen Vermögens doch nicht; und er hat nie mit dem Gelde hauszuhalten vermocht. Den Darlehen folgten Verpfändungen; diese waren dem Bruder sehr unlieb, und es ergaben sich daraus allerhand Differenzen mit den Seinigen. Da sich keine Briefe an den Bruder aus dieser Zeit erhalten haben, so scheint Johann Adolfs Verkehr mit Hattenheim ins Stocken geraten zu sein. Um so willkommener war ihm der Kriegsdienst in einem kurmainzischen Regiment.

Die einzige Nachricht über die folgenden Jahre Johann Adolfs findet sich in der kurzen Lebensbeschreibung, die sein Neffe Gottfried Weiprecht (jenes Weipertchen) ihm gewidmet hat. Der Passus lautet: „Nach erfolgtem Frieden mit den Holländern (es ist der erste Krieg Bernhards von Galen gegen diese gemeint) ist er in spanischen Diensten unter dem rheingräflich teutschen Regiment gestanden. Nachdehme das Regiment reduciret worden, ist er wieder in churmainzische Dienste unter Churfürst Damian Hardard von der Leyen kommen als Hauptmann über

*) Nach Humbracht war eine Schwester des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim an einen Herrn von Pennet verheiratet, woraus dann auch eine Verwandtschaft mit Joh. Adolf folgte. Dementsprechend redet Joh. Adolf in seinem Briefe von 1671 Schellart als Vetter an. Es wird derselbe sein, der im Türkenkriege von 1664 in dem Nassau-Usingenschen Regimente gedient hatte.

ein Compani zu Fuhß. Ferner unter Churfürſt Carl Henrich (von Metternich) hat er ein Compani Dragoner zu Erfordt bekommen."

Gottfried Weiprecht läßt alſo den mainziſchen Dienſt ſofort auf den ſpaniſchen folgen und weiß nichts von Johann Adolfs Teilnahme an Bernhard von Galens zweitem Kriege gegen die Holländer.

Da Kurfürſt Damian Hardard bereits 1675 zur Regierung kam, ſo kann Johann Adolf aber ſchon in dieſem Jahre die mainziſche Kompagnie bekommen haben; und es iſt begreiflich, daß der neue Kurfürſt des Reichskrieges und der von der Pfalz her drohenden Gefahr wegen gleich neue Aushebungen vornahm.

Erſt am 8. November 1677 wird durch eine Quittung wieder einmal die Anweſenheit Johann Adolfs in Hattenheim bezeugt: am 15. November iſt er in Worms.

Nach einem Briefe ohne Datum ſcheint er unter Kurfürſt Damian Hardard eine Zeitlang in Mainz gelegen, aber Unannehmlichkeiten am Hofe gehabt und ſich mit der Abſicht getragen zu haben, den mainziſchen Dienſt wieder zu verlaſſen. Der Tod des Kurfürſten veränderte dann die Situation. Da der 1678 zur Regierung kommende Kurfürſt Karl Heinrich nur 6 Monate regierte, und da der Bruder Georg Chriſtof ſchon am 9. Juni 1679 an Johann Adolf nach Erfurt ſchreibt, ſo hat dieſer hiernach die Erfurter Dragoner-Kompagnie ſchon 1678 erhalten. Aus ſeiner Antwort vom 3. Juli geht hervor, daß es nicht der erſte Brief iſt, den Johann Adolf aus Erfurt ſchrieb.

Er ſpricht darin die Beſorgnis aus, daß er, weil der Friede dauernd zu werden ſcheine, wiederum*) reformiert, d. h. entlaſſen werde. Er befindet ſich ſchon wieder in finanziellen Schwierigkeiten, will aber gerade darum „in der Fremde" bleiben. Denn „der Bruder glaube, daß ich noch ſo ein genereux Gemüth habe; ehenter Er oder die Seinigen von mir Überlaſt ſollte haben, oder ſelbige in Schaden bringen, wollte lieber krepiren. — —"

*) Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das kurmainziſche Infanterie-Regiment, in dem Johann Adolf bis 1678 geſtanden hatte, des Friedens wegen auf-

Am Schluß des Briefes ist von einer Schuldverschreibung Johann Adolfs die Rede, die der Bruder mit unterschrieben. Ersterer wird, als er sich für die Dragoner equipieren mußte, den Rest der mütterlichen Güter versetzt haben.

Unter solchen Umständen war es für ihn ein großes Glück, daß noch im selben Jahre sein Vetter zweiten Grades: Anselm Franz von Ingelheim Kurfürst von Mainz wurde und sich nun sofort des etwas reduzierten Verwandten annahm. Er beförderte ihn zum Oberstwachtmeister (Major) und versetzte ihn nach Mainz zurück. Bald erhielt er auch das Amt eines kurfürstlichen Kämmerers, avanzierte zum Oberstleutnant und bekam als solcher das Kommando auf „der Schanz", d. h. der Zitadelle von Mainz, der sogenannten Schwaikartsburg.*)

Johann Adolf war nun auch wieder in der Nähe der Seinigen, und es entwickelte sich bald ein reger geschwisterlicher Verkehr zwischen Mainz und Hattenheim. Gegenseitige Besuche, Übersendungen von Gemüse und andere Aufmerksamkeiten für die Schwägerin, die Fürsorge für den Paten Weipert und die verschiedensten Dinge, welche die Brüder für einander besorgen, spielen dabei eine Rolle. Im Knebelschen Hof fand er bei der noch lebenden Schwester der Mutter die freundlichste Aufnahme. Der Vetter Philipp Christof Knebel von Katzenellenbogen war jetzt Hofmarschall am kurfürstlichen Hofe. Auch der Verkehr mit Frau von Schellart, die jetzt Witwe war, gehört in diesen Zusammenhang.

Mit dieser seiner neuen Stellung am kurfürstlichen Hofe und zum Kurfürsten selbst hängt aber auch Johann Adolfs Übertritt

gelöst worden war, und daß sich darauf der Ausdruck „wiederum" zunächst bezieht. Er kann sich aber auch auf eine Auflösung von Johann Adolfs altem rheingräflichen Regiment beziehen. Die Reformierung jenes Nassau-Usingenschen Regiments lag jedoch zu weit zurück, um den Ausdruck „wiederum" allein darauf zu beziehen.

*) Der Neffe Gottfried Weiprecht spricht in seinem Nekrolog von der Schanz. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß die Zitadelle gemeint ist. In zwei Schuldverschreibungen aus dem Jahre 1686 wird Johann Adolf ausdrücklich als Kommandant „auff Schwaikardsburg" bezeichnet.

zum Katholizismus zusammen. Schon der Kurfürst Schönborn, der ebenfalls mit der Familie Langwerth von Simmern verwandt war, hatte diese zur katholischen Kirche zurückzuziehen gesucht, indem er als Bischof von Würzburg bald nach dem Tode von Johann Adolfs Vater dessen Söhnen zwei dortige Domherrnstellen anbot. Damals hatte die Mutter für ihre Söhne abgelehnt; jetzt leistete Johann Adolf weniger Widerstand. Wir wissen etwas näheres über den Übertritt nicht. Doch war er schon erfolgt, als Johann Adolf sich 1682 um die Aufnahme in den deutschen Orden bewarb.

Er suchte damals zunächst den Landkomentur der protestantischen Ballei Hessen, einen Grafen zur Lippe in Marburg, auf, verfehlte ihn aber. Der reformierte Graf scheint wenig Neigung gehabt zu haben, auf die Wünsche des Konvertiten einzugehen und konnte dies auch kaum. Denn nach dem Casseler Vergleich von 1681 sollte es nur einen katholischen Komentur in der Ballei Hessen geben, die Reformierten und Lutheraner dagegen gleichmäßig in derselben vertreten sein. Johann Adolf wandte sich nun direkt an den Deutschmeister in Mergentheim. Die Einkleidung des Katholiken konnte aber nicht in der Ballei Hessen stattfinden. Im Frühjahr 1684 war die Angelegenheit endlich so weit gediehen, daß Johann Adolf zur Einkleidung nach — Breslau berufen wurde. Er schreibt darüber an den Bruder:

Mainz, den 25. März 1684.

„— — — waß sonsten meine Reiß anlanget, werde alß künfftigen Montag noch von hier abgehen. Ich wollt zwar gerne noch zuvor herunter kommen, ich befürchte aber, daß mir die Zeit werde zu kurz fallen, indehme es mir ziemlich hinderlich gehet, dasjenige, waß zu meiner Reiß von nöten, anhanden zu bekommen. Ich habe mich resolviret, mit eigenen Pferden zu gehen, indehme vermeine ehender fortzukommen und vielleicht nicht mehr kostet als mit den Landkutschen.*) So der Bruder

*) Postwagen.

von seinen Kaufleuten (Weinhändlern) Geld bekommen und mir mit 100 Thaler zu der Reiß lehnen wollte, geschehe mir ein Gefallen, denn ich von dem Juden bis nach der Meß nichts bekommen kann." „Für den Weipert*) habe einen Studenten angenommen, welcher, wie ich vermeine, (sich) schicken wird. Es ist ein gar frommer Mensch. Hat die Geschul absolviret."

Nach erfolgter Einkleidung erhielt Johann Adolf doch eine Commende in Hessen, und zwar die zu Felsberg an der Eder unweit Cassel. Die Auseinandersetzung mit dem Landkomtur zog sich aber noch jahrelang hin. Dieser hatte nach der Ordensregel Johann Adolfs Vorgänger zu beerben und begehrte für dessen Verwendungen und das Inventar eine erhebliche Entschädigung. Ein Teil der Einkünfte der Commende wurde dafür mit Beschlag belegt. Johann Adolf mußte in dieser Sache wieder eine Reise an die Tauber, nach Mergentheim machen. Zwei neue Darlehen des Jahres 1686 wurden ohne Zweifel aufgenommen, um den Landkomtur zu befriedigen.

Johann Adolf an den Bruder.

Mainz, den 30. Sept. 1687.

„— — — Daß ich dem H. Bruder auff sein voriges Schreiben nicht geantwortet, ist Ursachen, daß nicht hier gewesen, indehme wegen hiesiger Commenderi föllige Richtigkeit gemacht und mir nunmehr ganz übergeben. Verhoffe, daß ein ehrlichen Vortheil davon haben werde, ingleichen auch nunmehr mit meinem H. Landcomentur auch verglichen, daß nunmehr verhoffentlich alle bißhero gehabte Widerwärtigkeit wird aufgehoben sein, und künftighin meine Sache richtig bekommen (werde). — — — —"

Die Wortfassung könnte zu dem Glauben veranlassen, daß es sich auch in dem ersten Satz um die Felsberger Commende handle. Das Wort Commenderi wird sich aber ver-

*) Wie der Leser aus dem folgenden Lebensbilde ersehen wird, nahm sich Johann Adolf dieses Neffen besonders an.

mutlich auf die Kommandantur beziehen und gibt sonst keinen guten Sinn. Wenn Johann Adolf in dieser ersten Angelegenheit abwesend war, so ist er bei dem Kurfürsten in Aschaffenburg gewesen. Die Weise, wie die Einnahmen aus dieser Stelle betont werden, läßt aber vermuten, daß es sich hier nicht bloß um das Kommando auf der Schanz handelt, sondern um die davon unzertrennliche Kommandantur der gesamten Festung Mainz. Dazu stimmt die Kouvertadresse eines nach Hattenheim gerichteten Briefes aus diesem Jahr, der in Mainz bei dem „Gouverneur von Simmern" abgegeben werden sollte.

Wir lassen hier noch weitere Briefe Johann Adolfs folgen, in denen aber das auf seinen ältesten Neffen sich beziehende nach Möglichkeit weggelassen ist.

Mainz, den 13. Januar 1688.

„Was die Zusammenkunft der (oberrheinischen) Ritterschaft anlanget, will berichten, wenn solches geschehen wird. — — Der Doktor von Benßheim ist allhier alß Leibmedicus angenommen, und ist hierher zu wohnen kommen. Die Wahl zu Coellen ist auff den Cardinal kommen, worüber jedermann alteriret."

Mainz, den 7. Mai 1688.

„Ich vernehme, daß der Bruder widerumb aufs neue incommodiret, welches mir leid. Waß Doctor Elbert anlanget, ist nicht mehr hier, wird auch hierher zu wohnen kommen. — — — Mit meinem Fuß bin noch ziemlicher Maßen incommodiret. Ich tue mich inmittelst befehlen. — — —"

Um 1688 erhielt Johann Adolf statt der Commende Felsberg die viel einträglichere Commende Oberflörsheim in der nördlichen Pfalz. Die Nähe der Langwerthschen Güter war erwünscht. Aber auch hier gab es Weiterungen.

Johann Adolf an den Bruder.

Mainz, den 16. Juli 1688.

„Ich hab von meinem Schneider (!) vernommen, daß sich der Bruder noch nicht wohl befinden thuet. Wäre gern hin-

unter kommen, so habe durch einige Verhinderung nicht wohl abkommen können, indehme einig Commissione von Mergentheim bekommen, daß nacher Oberflörsheim gemusst habe, weillen die Franzosen auch einige Pretensionen machen wollen, und würklich die Intraten, so zur der Schaffnerei allda gehören, alleß arestiret. Alsso habe die Briefschafften müssen allda abholen, indehme man besorget, daß man noch mehrere Anfechtung haben wird. Ich habe unterdessen Anweisung bekommen auf mein rückständiges Deputat; (es) ist aber (ein) Unglück, daß man keine Früchte allda (in Oberflörsheim) kann zu Geld machen. — — — — — —"

Im September 1688 erfolgte die neue Kriegserklärung der Franzosen. Daß auch die Gegend von Mainz wieder in Mitleidenschaft gezogen werden würde, ließ sich erwarten. Johann Adolf erhielt jetzt das dort garnisonierende Dragoner-Regiment von der Leyen, behielt aber zugleich seine Kommandantenstelle. Am 15. Oktober 1688 erschien ein französisches Heer von 20000 Mann unter dem Marquis von Boufflet vor Mainz.

Die Besatzung war durchaus unzureichend. Dem Kurfürsten und dem Domkapitel fehlte der Mut zur Verteidigung. Man entschloß sich, Mainz zu übergeben. Der Kurfürst glaubte durch diesen Akt seinen Reichspflichten nicht untreu zu werden und dachte, in allen andern Beziehungen an denselben festzuhalten. Er hat statt des Kommandanten den Übergabe-Vertrag unterschrieben. Die Übergabe fällt also Johann Adolf persönlich nicht zur Last. Manches spricht dafür, daß er gegen die Übergabe gewesen ist. Am 17. Oktober mußte er aber die Zitadelle räumen. Die Franzosen zogen ein. Sie besetzten nun ihrerseits die Zitadelle, ließen aber die kurfürstliche Regierung unverändert weiterbestehen. Der Vertrag erinnert an die Übergabe von Mainz durch das Domkapitel im 30jährigen Kriege und andrerseits an das mit Custine 1792 geschlossene Abkommen.

Johann Adolf zog sich nun mit den Mainzischen Truppen nach Höchst und Königstein zurück. Bei Frankfurt zogen sich die Reichstruppen zusammen und Johann Adolf nahm in Höchst

Truppen der Alliierten als Besatzung auf. Der Kurfürst scheint ihn nicht daran gehindert zu haben; und Johann Adolf vereinigte sich in Frankfurt sogar mit dem Heer der Alliierten. Aber die Franzosen machten großen Lärm über die Höchster Vorgänge und der Kurfürst desavouierte Johann Adolf in diesem Punkt. Nun richtete sich der ganze Zorn der Franzosen gegen den Letzteren. Sie konfiszirten sein in Mainz befindliches Eigentum und intriguierten in jeder Weise gegen ihn. Namentlich den französischen Residenten Foucher hatte sich Johann Adolf zum Feinde gemacht. Alle diejenigen, die sich Johann Adolf früher oder später zu Feinden gemacht, traten nun hervor. Alles mögliche Üble wurde ihm jetzt nachgesagt und es nahm das solche Dimensionen an, daß selbst Georg Christoph in Hattenheim stutzig wurde und nicht wußte, was er davon denken sollte. Der späte Nachkomme aber darf sich darüber freuen, daß Johann Adolf nicht zu der französischen Partei, daß er zu den von den Franzosen bestgehaßten Untertanen des Kurfürsten Anselm Franz gehörte..

Johann Adolf an den Bruder.

Höchst, den 20. November 1688.

„Mich verlanget zum höchsten zu vernehmen, wie es drunten im Reingaue stehen thue, indehme hiesiger Orten gesaget wird, alß sollte im Reingau Einquartierung gemacht werden, also das Seinige zu salviren Zeit sein wird; und wäre guth, so man etwaß, das Beste, zu Frankfurt hintäte. Ich habe im teutschen Hauß allda Platz, so man etwaß hinthuen wollte. — — — Es liegt im teutschen Hauß zu Maintz etwas an Frucht, so dem Bruder zukommt. — — — Den Weipert habe noch nicht mögen fortschicken, indehme die churfächsische Armat den Weg (nach Fulda) passiret, dahero auf sicher Gelegenheit warte. Ich weiß nicht, wie lange ich werde hierbleiben können; habe alß Sorge, ich werde endlich gar quittiren müssen. — — — Das Marktschiff gehet noch alle Tag auf Frankfurt, womit man endlich (sich) noch kann fortbringen. — —"

Der folgende undatierte Brief aus Frankfurt ist die Antwort auf ein Schreiben von Georg Christoph vom Januar 1689.

„Monsieur mon frère!

Durch Zurückbringung dieses thue widerumb zu wissen, daß ich sein Schreiben zurecht erhalten, und waß ein und ander Geschwätz und üble Nachred betrifft, habe ohne deme schon erfahren. Die Zeiten bringen es jetzunder mit, daß viel zum Schelmen (zu) werden Gelegenheit haben; ich lasse es mich so gewaltig nicht anfechten. Eß (ist) vielleicht heut oder morgen Gelegenheit sich zu revangiren. Ich habe ein guth gewissen und lebe, daß gegen Gott und der Welt getraue zu verantworten. Waß vor diessem geschehen ist, ehender ich in den Orden gegangen, ist kein Schelmenstück, sonsten viele rechtschaffene Leute dardurch unehrlich müßten gemacht werden. Damahlen hatte ich mich noch nicht resolviret, ein Capuciner Leben zu führen. — — — — Waß sonsten die Frücht anlanget, die ihme zugestanden, so im teutschen Hauß gelegen, beklage gar sehr, daß solche nicht seint gefolget worden, der Bruder lasse einstweill 20 Malter Korn bei H. von Dienheim abholen; habe schon mit ihm geredet, damit meinethalben die Seinigen kein Hungers sterben. So man sonsten noch waß anhero salviren könnt, sollte ganß gern darzu behülfflich sein, von hier auß einen Paß auszuwirken, wie schon würcklich darumb angehalten, und kann mich solches mit der Post widerumb berichtet werden. Ich werd noch eine Zeitlang hier verbleiben, und so waß dienen kann, will eß thun. Waß meine Schulden anlangen, wofür der Bruder nicht caviret, kann ihm meinetwegen nichts genommen werden. Bei diesen Trublen können zwar die Häußer abgebrennet werden, aber die Güter lassen sich nicht wegtragen. So ich schon das Meinige verlohren, gibt die Zeit villeicht Gelegenheit, daß mirs einer bezahlet, so nicht daran gedencket. Die Ursach, warumb mir daß Meinige durch die H. Franßosen weggenommen worden, ist Ursach, daß der Curfürst vorgeben, ich hätt gegen seinen Willen und Befelch gethan, daß zu Höchst von Reichs Alliirte Garnison eingenommen hätte.

Solches zur Bescheinung gegen den Fusche (Foucher) zu Steinheim*) gesaget. Allein ist bekannt, daß dieses nur ein bloßer Vorwand, jedoch vermeinet, hierdurch alles noch in guthen Stand zu erhalten, welches aber nicht hinlänglich gewessen. Sonsten hätte man andrer Ursach halben schwerlich mir das Meinige genommen. Waß sonsten meine Reputation anlanget, werde gewißlich selbige wissen zu manutiniren und allen denjenigen das Maul wissen zu stopfen, welche waß Unrechtes von mir sagen. — Meinetwegen solle er oder die Seinigen keine Schand erleben. — — — —"

An den Bruder.

Frankfurt den 23. Januar 1689.

„Ich weiß nicht, ob mein voriges wird zurecht kommen sein, weillen es mit den Briefen jetzunder gar mißlich. Eß verlanget mich unterdessen zu vernehmen, wie es Ihnen sämtlich ergehet; habe vermeinet gehabt, der Bruder wäre zu Maintz, so habe auß der Frau von Dienheim Schreiben ersehen, daß noch drunten im Reingau seint."

Johann Adolf kommt dann wieder auf die von den Franzosen in Mainz konfiszierten Früchte zu reden. „Ich erhoffe," fährt er fort, „es werde mir vielleicht heut oder morgen widerumb müssen gut getan werden, denn ich nicht gesinnet bin, daß Meinige auff solche Art zu verliehren. Muß unterdessen Gott und der Zeit heimstellen. Ich habe mir schier halb eingebildet gehabt, daß eß auff solche Art würde auszschlagen, deswegen auch meinen Abschied durch H. Obersten von Schönborn fordern lassen. — — — Ich bin unterdessen gansz zufrieden, daß alle Leut wissen, wie unrechtmäßiger Weiß mit mir umbgegangen worden, und bekannt, daß nichts getan habe, wodurch man Ursach hätte, von mir übel zu reden. So der Bruder vielleicht widerumb schreiben wollte,

*) Kleine Festung bei Hanau.

kann man die Brieff nur auff die Post geben, werde die Bestellung tun, daß solche bekomme. — — — Möchte unterdessen wünschen, daß wir einmal zusammen könnten kommen, die jetzige Zeiten sind aber nicht danach. So der Curfürst mich nicht so fälschlich angeben, hätte ich nacher Maintz können, wann ich gewollt. So aber läßet (es) sich nicht thuen, es sei denn, daß denen H. Fransoszen wissend gemacht würde, daß ich unschuldig wäre, und nichts alß damahls meines H(errn) Befelch getan hätte. Enfin so eß dem Curfürsten zu seinem Besten waß hätte helfen können, hätte ich gern darüber leiden wollen, allein so hat es nichts geholfen, und ich muß dennoch unschuldig leiden. — — — — Ich könnte wohl auff Erfurt gehen, so ich wollte, indehme mir der Curfürst sagen lassen, ich möchte nur so lange von Hofe wegbleiben, bis Monsieur Fusche abgereißet seie von Maintz. Allein ich trage Bedenckens und traue meine Tag dießem H(errn)*) nicht mehr. Wünsche unterdessen, daß es ihme widerumb wohl gehen möge; es wird eben gar sehr von vielen gezweiffelt, daß er widerumb so bald in vorigen Stand werde gesetzet werden."

Dieser Brief charakterisiert mehr als alles den seltsamen Zwischenzustand zwischen Krieg und Frieden, in dem man sich in Mainz befand. Die Kaiserlichen und Reichstruppen zogen sich indessen immer mehr bei Frankfurt zusammen, um von dort einen Vorstoß gegen Mainz zu machen, wo jetzt der Marquis d'Uxelles kommandierte und die Befestigungen nach allen Seiten verstärken und erweitern ließ.

Johann Adolf an den Bruder.

Frankfurt den 11. März 1689.

Ich habe auß dem Schreiben an H. von Dienheim vernommen, daß der Bruder annoch gesinnet sei, mit denen Seinigen

*) Es ist der Kurfürst gemeint.

anhero*) sich zu begeben, weßwegen einen Paß auszuwirken verlanget. Bin also sogleich zu dem General gangen und darumb angehalten, welches (er) auch bewilliget hat. Weillen er aber nicht gern Päße ausgibt, er wisse denn die Zeit, wann man kommen wollte, so kann der Bruder nochmahls berichten, wann er solchen verlanget. Ich vermeinete, daß man noch etwaß mit zusehe, indehme man sich hier noch allerdings außer Gefahr einiger Bombardirung versichern will. Außerdehme wäre mir sehr lieb, wenn man sambt Angehörigen und andern guten Freunden in besserer Sicherheit wäre, indehme man zu Mainz zweifache Gefahr außzustehen hat. — — — Ich werde mit ehestem eine Reiß nacher Erfurt thuen, vermeine aber mich nicht lange allda aufzuhalten. Den Brief an Weipert will selbsten überliefern, denn ich meine Reiß über Fuld nehmen werde. — — Werde noch biß die andre Woch Dienstag oder Mittwoch hier verbleiben. — — — Sogleich kommt derjenige Mann, an welchen der Bruder umb das Quartir geschrieben, saget, daß er eine Stube und Kammer sambt einer Küche uns gern wollte einräumen. — — Was aber einige Mobilien anlanget, konnte er mit nichts helfen."

Im Sommer setzte sich das kaiserliche Heer gegen Mainz in Bewegung. Am 8. Juli wurde dasselbe eingeschossen. Zwei Monate währte die Belagerung durch das Reichsheer. Mainzische Truppen scheinen dem Übergabe-Vertrag gemäß daran nicht teilgenommen zu haben. Wenigstens blieb Johann Adolf während dieser Zeit in Frankfurt und hatte mit Werbungen für sein Regiment vollauf zu tun. Am 5. August schreibt er dem Bruder noch von dort.

Am 9. September ergab sich Mainz nach zweimonatlicher Belagerung den Alliierten. Am 11. September verließen die Franzosen Mainz, das nun eine kaiserliche Besatzung erhielt. Vorübergehend ist auch Johann Adolf wieder Ende September in Mainz gewesen. Am 26. September schreibt er nach dem

*) Nach Frankfurt.

Tode des Bruders voller Teilnahme von dort an seinen jüngeren Neffen Philipp Reinhard:

„Mich verlanget zum Höchsten daß ich vernehme, wie es der F. Mutter und sämbtlichen ergehe und ob selbige von dero Kranckheit völlig restituiret ist, welcheß von Hertzen wünsch. Ich bitte mir nicht übel zu nehmen, daß bis dato noch nicht selbsten sie in ihrem betrübten Zustand besuchet habe. Gott weiß, daß mirs bishero ohnmöglich gewessen. So ich aber waß dienen kann und die F. Mutter meiner verlanget, will ich alleß hintan setzen und hinunter kommen, so bald ich widerumb hierherkomme. — — — Was der F. Mutter Sachen anlanget, stehen selbige nach aller Enden in guter Verwahrung."

Am 22. Oktober schreibt Johann Adolf wiederum aus Mainz, und zwar diesmal an die Schwägerin Maria Katharina. Er bittet diese, es zu entschuldigen, daß er ihr noch nicht aufwarten könne; es sei ihm aber nicht möglich, abzukommen und seine guten Freunde zu besuchen. Ebenso wenig könne er auf seine Kommende und verliere dadurch seine Einkünfte dort vollends. Er hoffe recht bald mit seinem Regiment nach Mainz zu kommen. Der Brief handelt zum Teil von dem zur Grorodtschen Erbschaft gehörigen Erbenheimer Zehnten. Es fragte sich, ob die Truppen den Zehnten passieren ließen. Schon Anfangs August hatte sich Johann Adolf durch den Grafen von Nassau an den das Kommando führenden Grafen zur Lippe gewandt*). Jetzt hatte der Graf zur Lippe den Befehl erteilt, daß die Zehntfrüchte ausgeliefert werden sollten. „Sollte unterdessen Frau Schwester von Früchten waß benötiget sein, will sehen, daß unterdessen mit etwaß anhanden gehe, wie ich mich übrigens in allem erbieten tue, worinnen mit meinem geringen Vermögen werde dienen können, soll dieselbe gewisslich in der Tat erfahren, allezeit ein treuer Freund und Diener zu sein."

*) Ob er mit dem Marburger Landkomtur identisch ist, erscheint zweifelhaft.

An die Schwägerin.

Mainz, den 16. November 1689.

„— — — Berichtend, daß nunmehr mit meinem Regiment teils hier in Mainz liege und ich dann anjetzo so viel nähenter bin, Gelegenheit zu haben, meiner hochgeehrten Frau Schwester zu dienen; wolle derowegen nur befehlen. — — So die Erbenheimer Bauern die Früchte noch nicht sollte geliefern haben, kann man (mir) nur zu wissen thuen, ob selbige vielleicht nacher Maintz in Knebliſchen Hoff oder nacher Hattenheim haben wollen. Ich habe ihnen schon bei meiner Ankunft sagen lassen, falls sie länger saumsehlig mit der Liefferung sein würden, wollte eß mit meinen Dragonern (!) abholen lassen. So haben sie mich wissen lassen, sie wären ganz willig. So die Berger Hoffleut der Frau Schwester auch noch waß zur lieffern haben, will ich sie ebenmäßig dazu antreiben, weillen sie ihre Frücht zu Algesheim haben, allwo es doch schwerlich wird sicher sein. Die Frau Schwester lasse mich nur durch meinen Diener*) wissen. — — —"

Es ist bekannt, wie die Franzosen in diesem Jahre 1689 die Gebiete der Pfalz verwüsteten, und wie sie auch in den dann folgenden Jahren dort noch gehaust haben. In der Umgegend von Mainz und in einem größeren Teil der nördlichen Pfalz scheint aber ein systematisches Verbrennen der Gebäude nicht stattgefunden zu haben.

Zunächst wenigstens beschränkten sich die Franzosen prinzipiell auf zweierlei. Erstlich fouragierten sie in einer rücksichtslosen Weise, mähten z. B. allgemein das Korn auf dem Halm ab, zwangen die Bauern zum Ausdreschen, und man erhält den Eindruck, daß es an Proviantkolonnen bei den Truppen so gut wie ganz gefehlt hat. Hiermit hängt es auch zusammen, daß sie, wo sie deren habhaft werden konnten, Pferde requirierten, oder richtiger gesagt, wegnahmen. Anderer-

*) Dieser Brief wurde durch Johann Adolfs Diener nach Hattenheim gebracht.

seits wurden sehr hohe Brandschatzungen auferlegt, und es ist auch vielfach vorgekommen, daß man Leute fortschleppte, und dafür dann ein hohes Lösegeld forderte. Dennoch genügten diese Dinge, um ein unendliches Elend überall zu verbreiten. Vieles beruht auf dem gewaltsamen Fouragieren. Auch fällt manches den Marodeuren zur Last. Die verlassenen Höfe wurden natürlich am rücksichtslosesten behandelt. Ab und an kam natürlich ein Brand vor. Vor Allem aber ging die Ernte drauf, und es fehlte deshalb gänzlich an Einnahmen.

Wie man in Hattenheim von diesem allen in Mitleidenschaft gezogen wurde, und wie man auch für den Rheingau fürchtete, läßt sich denken. Ein Brief Johann Adolfs aus Mainz an die Schwägerin vom 12. November versetzt lebhaft in diese Zeit.

„Es ist H. von Wallbrunn (von Partenheim) heut bei mir gewesen und mir gesaget, daß die Frau Schwester umb guthen Rath zu geben geschrieben, ob eß sicher seie im Reingau zu bleiben oder nicht. Nun glaube, daß noch zur Zeit kein Gefahr seie, indeme man hoffet, daß die jählige Kälte nicht lang anhalten werde. Sollte aber der Rein zufriehren, wollte nicht raten, daß man drunten bleibe. Es ist hier ein groß Elent und Mangel an Holtz, daß also die Frau Schwester auch übel hier wäre. Ich will sonsten gern mit Pferden und allem behülflich sein, so es die Not erfordert. Übrigenß habe keine Erlaubniß. daß von hier weg kann, anderß von Hertzen gern wollte aufwarten. — — —"

Die Lage veränderte sich auch im Jahre 1690 nicht wesentlich. Johann Adolf blieb in Mainz und es drohte fortwährend ein erneutes Vordringen der Franzosen. Die nächsten Briefe an die Schwägerin sind rein geschäftlichen Inhalts. Französische Husaren haben in Bergen ein Pferd weggenommen, später aber wiedergebracht. Korn hatten die Hofleute in Bergen nicht eingeerntet und deshalb selbst kein Brot. Johann Adolf rät der Schwägerin, ihren Wein auf einen der im Rheingau abzuhaltenden Märkte zu bringen. Er werde freilich

später mehr kosten, aber man könne in diesen Kriegszeiten nicht wissen, wie es gehe und den Wein, wenn Gefahr für denselben vorhanden, nicht so geschwind fortbringen. Er hat einen Diener des Herrn von Dienheim als „Auditor" angenommen und empfiehlt ihn der Schwägerin, wenn sie jemand gebrauchen sollte. In jeder Weise sucht er ihr nützlich zu sein.

Mit den Erbenheimer Zehntpflichtigen wird fortgesetzt verhandelt. Trotz des Krieges schickt Johann Adolf tausend Pfähle mit dem Mittelheimer Marktschiffer nach Weinheim, die für die Berger Weinberge der Schwägerin bestimmt sind. Er ist auch wieder persönlich nach Erbenheim gewesen, unterstützt sie in Vormundschaftsangelegenheiten und Lehnssachen, bei der Neuverpachtung der Hattenheimer Mühle und was dergl. mehr ist.

Johann Adolf an die Schwägerin.

Mainz, den 2. Juni 1690.

„— — — beklage von Hertzen, daß man widerumb Patienten hat, Gott gebe baldige Besserung. Waß für großes Elent in der Paltz und ganßem Land diesseits Rein (am linken Rheinufer), ist nicht zu beschreiben, indeme alles auff jenseiten flüchtet. Ich habe Sorg, es werde das ganße Land verbrannt und verhäret werden. Ob sonsten die Franßoßen für Maintz — gehen werden, wird man ehestens erfahren. Man hört noch von niemanden, der ethwaß hier weg thuet, so die Gefahr sollte kommen, will gern alles thuen, waß mir möglich sein wird. Im Reingau vermeine nicht, daß eß Noth haben soll. Ich habe meinen Oberstwachtmeister von Schellart*) gebeten, so ethwaß fürfallen sollte, doch bei Zeiten die Frau Schwester (zu) berichten, weillen er im Reingau stehet. Gott weiß, daß mirs von Hertzen leid thuet, daß nicht selbsten kann aufwarten. — — —"

*) Es wird dies ein Sohn der verwitweten von Schellart sein.

Da die Einnahmen von der Kommende Oberflörsheim fortwährend ausblieben, so waren Johann Adolfs Verhältnisse immer noch keine günstigen. Es mußte ihm in dieser Beziehung erwünscht sein, daß er im Sommer 1690 als Kommandant nach Erfurt versetzt wurde. Im Übrigen empfand er aber seine Versetzung nach dem von Mainz und dem Kriegsschauplatz so weit entfernten Ort nicht als eine Gnade. Und wenn man liest, wie selten eine Post nach Erfurt ging, begreift man vollends, daß Johann Adolf seine Versetzung als eine Verbannung empfinden mußte: sie hatte, wie wir sahen, schon lange gedroht.

Der bisherige Kommandant, ein Herr von Mortaigne hatte sich von Erfurt ohne Urlaub und man wußte nicht, wohin entfernt. Seine Stelle war schon eine Reihe von Wochen unbesetzt. Deßhalb erhielt Johann Adolf die Weisung, auf seinen Posten schleunigst abzugehen.

An die Schwägerin.

Mainz, den 30. Juni 1690.

„— — — ist mir lieb, daß es sich mit der Frau Schwester wiederumb gebessert hat, verhoff, es werde mit denen Kindern auch wiederumb guth werden. Die Brieff von dem Lipsen (Philipp Reinhard) sein dieser Tagen fehlgegangen; indeme als ich von Aschaffenburg*) wieder zurückkommen, unterdessen fortgeschickt worden. — — — Wegen der Berger Hoffleut weiß kein Rath, wie mans mit den losen Gesellen machen soll. — —

Ich gehe alß heut noch von hier ab nacher Erfurt. — — Ich verhoffe zwahr, daß bald widerumb eine Reiß raußthuen werde, bin dennoch nicht versichert (daß es mir möglich sein wird). — — —**) Es wird mein Auditor Wolmarckhausen

*) Johann Adolf war dort beim Kurfürsten gewesen.

**) Der Brief ist hier defekt.

allhier im teutschen Hauß verbleiben; so etwas zu berichten, könne man die Briefe an ihn schicken.*)

Erfurt 20. Juli 1690.

„Derselbigen geehrtes Schreiben ist mir mit voriger Post zurecht einkommen; bedanke mich unterdessen für wohlmeinenden Glückwunsch. — — Ich beklage, daß nicht vor meiner Abreiß von Maintz hatte können Abschied nehmen. Die schleunige Order von Ihrer Curfürstl. Gn., mein Reissen zu befördern ist Ursach. Man hat zwar alß lang gesaget, daß ich anhero kommen sollte, doch keine Gewißheit gewessen. Ich vermeine zwar bald widerumb eine Reisse hinnauß zu thun, weiß aber noch nicht eigentlich, wie bald Erlaubniß erhalten werde. — — — — Ich habe ziemlichen Schaden erlitten, indem einige Pferd umb ein geringes müssen weggeben, seint aber Reitpferd gewesen, die sich zum Zug nicht geschicket hätten.**) Übrigens weiß ich nicht, ob hier mein Contentement finden werde. Weillen Ihro Curfürstl. Gn. mir die Gnad erwiessen, diese Commandantschaft zu übertragen, habe ichs zu unterthänigstem Danck erkennen müssen, und weil dieses mehr beständig scheinet zu sein, alß vielleicht ein Regiment, so bald stehet, und bald cassiret kann werden, und ich ohne daß die Mittel bei diesen schweren Zeiten nicht hätt können aufbringen. — — — Ist für dieses Mal ein absonderlich Glück, daß (es) auf solche Weise gehet. — — —“

Sein Kontentement konnte nun Johann Adolf in der neuen Stellung wohl finden. Allerdings mußte er als Kommandant repräsentieren. Wir finden, daß er eine große Zahl männlicher Diener hielt; und der Karosse, von der die Rede ist, wird der Prunk nicht gefehlt haben. Johann Adolfs Einkünfte bestanden aber in dem für die damalige Zeit doch immerhin erheblichen Deputat von 1000 Talern, 12½ Malter Roggen, ebensoviel Gerste, 30 Malter Hafer, 12 Fuder Heu, 18 Schock Stroh,

*) Wolmarkshausen war in Johann Adolfs persönlichem Dienst oder in dem seines Ordens. Er führte die Aufsicht im Deutschen Haus.

**) Es geht aus dem Briefe hervor, daß Johann Adolf seine meisten Pferde mitgenommen hatte.

20 Klafter Scheitholz, 30 Schock Wellholz; wozu noch gegen Entrichtung des gewöhnlichen Schußgeldes zwei Feisthirsche und zwei Schmaltiere kamen.

Recht schwierig waren dagegen die Verhältnisse, in welchen es für Johann Adolf sich zurecht zu finden galt. In dem unter Mainzischer Landeshoheit stehenden Erfurt lag nicht nur eine kurmainzische Besatzung, sondern auch eine kaiserliche Truppe unter einem Oberstwachtmeister. Die Kur-Mainzer hatten die Zitadelle, in der sich auch die Wohnung des Kommandanten befand und die Cyriaksburg zu besetzen und ebenso die Festungswerke der eigentlichen Stadt.*) Doch waren die Kaiserlichen, welche die Mauern und Türme zu besetzen hatten, in gewissem Sinne unter den Kommandanten gestellt und empfingen von diesem z. B. die Parole. Neben dem Kommandanten stand dann aber weiter ein Mainzischer Statthalter, der damals den Titel eines Oberkammerdirektors führte. Es war fast unvermeidlich, daß zwischen den verschiedenen Faktoren Kompetenz-Streitigkeiten entstanden. Daß für so schwierige Verhältnisse Johann Adolf nicht der richtige Mann war, kann keinem Zweifel unterliegen.

Er ist am 8. Juli von dem damaligen Statthalter: einem Herrn von Kreutz eingeführt worden. Bald aber entstanden gerade mit diesem Herrn von Kreutz die allerheftigsten Streitigkeiten. Gewiß wird Johann Adolf dabei nicht ohne Schuld gewesen sein, aber der Statthalter muß sich weit größeres haben zu Schulden kommen lassen.

In diesem entfernten Teile der kurmainzischen Besitzungen war mancherlei möglich. Einige Jahrzehnte früher hatte Erfurt erst für den Kurfürsten von Mainz wiedererobert werden müssen, und französische Truppen hatten dabei dem Kurfürsten von Schönborn geholfen. Eine moralische Befestigung der kurmainzischen Herrschaft war seitdem schwerlich möglich gewesen. So erklärt es sich, daß der Statthalter von Kreutz geradezu in den Verdacht kam, gegen Mainz zu konspirieren.**)

*) Dieser Zustand bestand noch in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts.

**) Wahrscheinlich doch mit den Franzosen.

Die Differenzen zwischen ihm und Johann Adolf führten schließlich dahin, daß dieser ihn Ende 1691 verhaften und auf die Zitadelle bringen ließ. Dort soll er nach kurzer Zeit am Schlagfluß verstorben sein. Unter den Erfurter Bürgern aber, die den strengen Eintreiber der Abgaben und Kontributionen haßten, munkelte man, daß er im Geheimen enthauptet worden sei. Sein angeblicher Mitschuldiger, der Kammerrat Wagner, wurde zum Staupbesen verurteilt.

Aber auch mit dem Nachfolger des Herrn von Kreutz dauerte das gute Einvernehmen nicht lange. Schon im April 1693 mußte der Kurfürst zwischen ihm und Johann Adolf vermitteln, und es scheint erst dadurch ein Modus vivendi hergestellt zu sein.

In den Briefen Johann Adolfs an seine Schwägerin findet sich von diesen unerquicklichen Dingen aber kaum eine Spur. Erst unmittelbar vor Johann Adolfs Scheiden von Erfurt blicken auch in diesen Briefen die Verdrießlichkeiten, welche ihm begegneten, durch. Sie beschäftigen sich sonst fast ausschließlich mit dem Ergehen der rheinischen Verwandten.

An die Schwägerin*).

Erfurt im Oktober 1690 (?)

„— — Daß im übrigen die Zeiten und Kriegstrublen schlimm seint, muß man mit Geduld der besseren Zeiten erwarten; wünsche unterdessen, daß ich meines Ortes waß dienen könnte. Ich vermeine zwar, daß ich Erlaubnuß bekommen werde, eine Reiß hinaus zu thun, umb wegen meiner Commende und Ordensaffairen in Richtigkeit zu setzen, weiß aber nicht, wie balden ich Erlaubnuß bekommen möge. — — — Es ist wohl zu beklagen, daß so schlecht Wetter ist, daß dahero gantz keine Hoffnung ist zum guten Herbst; so er endlich nur noch würde, daß er zu genießen wäre. Allhier findet man noch keinen einzigen zeitigen Trauben. — — — — Ich möchte gern wissen,

*) Die folgenden Briefe sind wegen ihres unbedeutenden Inhalts noch mehr abgekürzt als die vorigen.

ob noch keine Gelegenheit vorhanden, wo man den Lipsen könnte hinbringen. Die Frau Oberst Schützin (vermutlich Schütz von Holzhausen) gibt mir jetzunder ihren Sohn hierher, daß er die Soldatenschul lernen soll. So man nirgendß wohin mit ihm (Philipp Reinhard) wüßte, und mir wollte anvertrauen, stehet zu dero Belieben."

Erfurt, den 23. November 1690.

„— — — Daß der Herbst beschwerlich und schlecht abgangen, vernehme. Man muß doch Gott danken, daß er noch endlich trankbar worden. Hier zu Land ist er gar verdorben, daß man die Ohm Wein umb ein Thaler kauffen kann. (!) So die Frau Schwester ihre Wein verkaufet und mein Anteil mit fortgeben kann, wird es mir lieb sein, waß dem Juden Schmalkalder (bin ihm ein Stück Wein schuldig für ein Ring so für 60 Thaler angenommen), wenn also ein Stück Wein nicht so viel gelten sollte, gebe man ihm den Wein (auf Abschlag); sollte aber, wie ich daran zweifle, mehreres gelten, gebe man ihm die 60 Thaler.*) — — — Ich fürchte, daß draußen rumb sehr gefährlich wegen der Franzosen sein werde; also ich meines Erachtens für ratsam hielte, daß man den Wein fortgebe, wie man könnte. Doch wird man draußen besser wissen, waß man sich zu befahren hat oder nicht. — — — —"

Johann Adolfs Besorgnisse sollten sich bis zu einem gewissen Punkt bald genug erfüllen. Im Januar fror der Rhein zu. Maria Katharina war aber schon vorher nach Mainz in den Knebelschen Hof geflüchtet und hatte die Familienpapiere sogar nach Frankfurt gesandt. In das Rheingau kamen die Franzosen nun freilich nicht; und Maria Katharina ging, sobald der Rhein wieder offen war, nach Hattenheim zurück. Aber auf dem linken Rheinufer hatten Niedersaulheim, wo

*) Es ist über Schmalkalders Forderung ein quittierter Schuldschein vorhanden. Nach diesem hat Schmalkalder Joh. Adolf in der Tat einen Ring für 60 Thaler verkauft. Den Wein, den er dafür zu erhalten hatte, sollte er für sich „koscher machen" und deshalb das Faß liefern.

Maria Katharina begütert war, und Partenheim alle Schrecken des Krieges zu erdulden.

Johann Adolf an die Schwägerin.

Erfurt, den 18. Januar 1691.

„— — Gott der Allmächtige gebe deroselben alle ersprießliche Wohlstand und Gesundheit. Es ist mir wohl von Herzen ein Anliegen wegen bevorstehender Gefahr der Franzosen; doch vernehme, daß solcher Anstalt gemacht seie, denselben Widerstand zu thun. Ich möchte wünschen, daß Erfurt etwas näher wäre, umb hier zu sein;*) stünde alles, waß in meinem Vermögen wäre, zu dero und der Ihrigen Diensten. Zu rathen, daß man in dem Reingau bleiben sollte bei diesem gefährlichen Zustand, indeme der Rein zugefroren, ist nicht; glaubte, daß zu Ffurt noch am besten wäre, indeme zu Maintz eher eine Bombardirung zu befürchten ist. Eß gehet zwar schwer her, so man das Seinige muß zurücklassen; doch muß man auff sein eigen Persohn mehr bedacht sein, (und) sich zu salviren, alß großen Schrecken und Gefahr zu erwarten. Gott wird ja die schlimmen und bösen Zeiten auch widerumb ändern. — — — —"

Erfurt, Winter 1691. (?)

„— -- — So die Gefahr draußen allzugroß sein sollte, offerire alles, was in meinem geringen Vermögen habe mitzuteilen. So lange alß Ihro Curfürstl. Gn. draußen (in Mainz oder Aschaffenburg) bleiben, hat eß keine Noth; sollten sich dieselbe aber von draußen hinweg und anhero begeben, will mit Quartir und andrer Nothdurft ganß gern allhier anhanden gehen und erweißen, waß ein treuer Freund zu thun schuldig ist.

*) Gemeint ist, daß Johann Adolf bedauert, daß die Schwägerin der weiten Entfernung wegen nicht zu ihm nach Erfurt kommen könne. Übrigens soll hier bemerkt werden, daß viele Ausdrücke der Teilnahme für die Schwägerin und deren Kinder und ebenso viele Anerbietungen in den Briefen weggeblieben sind. Diesem Brief ist einer vom 8. vorangegangen, der hier ebenfalls fortgelassen ist

Meine Hinaußreiß wird für diesmahl nichts darauß werden, indehme keine Erlaubnuß werde haben können. Meineß Erachtenß wäre rathsamer, so man das Seinige ander Orten alß zu Maintz hätte; denn so es zu einer Belagerung kommen sollte, würd es schlimm sein für diejenigen, so waß darin haben, wiewohl man ein besseres hoffen will."

Die Vorgänge wiederholen sich in den folgenden Jahren mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Wiederholt fror der Rhein zu; und so oft dies geschieht, fürchtet man einen Überfall der Franzosen. Aber die Franzosen kamen doch nur ganz vorübergehend ins Rheingau.

Johann Adolfs Commende dagegen litt schwer. Ich kann es mir nicht versagen, um die linksrheinischen Verhältnisse zu charakterisieren, statt der Briefe Johann Adolfs aus den Briefen der Frau von Wallbrunn, gebornen von Gemmingen zu Partenheim bei Mainz an die Schwester in Hattenheim einiges mitzuteilen: auch auf die Geschehnisse früherer Kriege wirft es ein Licht.

Am Donnerstag vor Palmarum 1691 wurden die Partenheimer von einem französischen Trupp überfallen; aber sie hatten, wie Frau von Wallbrunn noch aus Mainz berichtet „gute Wach gehalten, seinds gleich gewahr worden und alle entlaufen und, wo sie hinkommen alles stehn und liegen lassen, ohne die Pferde, haben sie mitgenommen. Als nun unser Jung auch mit unsern Pferden zum Tor naus gewollt, seind sie ihm am Tor entgegenkommen; er hat ihn' aber das Tor vor der Nase zugeschlagen und die Pferd in den Garten, weil er nicht weitergekonnt, geführt, an die Kirschbäum angebunden und ist er über die Mauer hindenauß gesprungen. Als die Franzosen nun lang genug am Tor erschrecklich geklopfet, seind sie über die Mauer in' Garten gestiegen und zu der Tür hineingangen, wo der Jung mit den Pferden hinausgangen, und, Gott sei Lob, unser Pferd nicht gesehen, welcher sie diesmal uns wohl wunderlich erhalten, haben im Haus wieder alle Thüren uffgeschlagen, Ställ und alles ausgesucht, aber nichts sonderliches getan, als was sie an Weißzeug

und anderm antroffen und funden; haben nichts als Männer und Pferd gesucht, wie sie dann einen Mann und ein Pferd gefunden. Und sagen die Leut, daß (andrer Orten) solch Elend gewest, daß sie nicht sagen könnten; hätten die Nacht viel kranke Leit im Feld herumgelegen, wie denn auch der Schultheissin ihr Kind im Arm gestorben. Mein Magd ist auch krank. Die Pferd haben (wir) seitdem hier (in Mainz) gehabt und gestern wieder naußgeschickt. — — — Itz sein die Husaren*) schon wieder da. — —

Ähnlich ist es in Niedersaulhein zugangen, doch haben die Franzosen dort 5 Mann und 6 Pferd mitgenommen. — — Gott straft uns wohl mit vielen Ruten. Wenn es schon guter Friede wär, hätte man doch Kreitz genug. Gott geb Geduld und erfülle das Wort:

Er will uns allezeit ernähren,
— — — — — — — —
Er sorget für uns, hüt't und wacht,
Es stehet all's in seiner Macht.**)

Ich hab mich ein Weil wieder verquält, daß bald kein Mensch bin und sonderlich um der Forcht willen vorm Brand. Wenn ich nur selbig versichert wär, wollt ich (mich) gern in alles geduldig geben, wo mir Gott auflegt. — —"

Herr von Wallbrunn an Maria Catharina.

Mainz, den 15. Juni 1691.

„— — Berichte, daß von Nieder-Saulheim weiter kein Nachricht habe; als weil niemand des Ortes und solcher nahe bei dem französischen Lager ist, es allda anderster nicht als auch zu Bergen mit Ruinierung und Zerschlagung der Häuser stehet, auch auf die Frucht kein Hoffnung zu machen ist, da solche schon verdorben. So will auch verlauten, daß durch Brand ich oder Fr. Schwester Schaden erlitten. Gott behüte ferners vor weiterem

*) Es sind die Kaiserlichen gemeint.

**) Aus dem lutherischen Liede: Wir glauben all an einen Gott.

Unglück und Ruin. Daß die Franzosen auf die Aue gefallen*) und das Vieh geschlachtet, ist mehrenteils der ohnachtsamen Bauern Schuld, weil sie die Nachen nicht lassen verwahren. Will nicht hoffen, daß es noch zur Zeit im Reingaue werde Not haben, doch muß man sich wohl vorsehen. Gestern haben wir hier (vor Mainz) wieder von den H. Franzosen ein Visite wie das vorige Mal gehabt; ist auch also abgangen, daß sie nur fouragiret und wieder fortgangen. — —"

In einem Postskriptum setzt Frau von Wallbrunn hinzu: „Alleweil sind die ersten Partenheimer Leut, so wir wieder zu sehen bekommen, hier gewest; stehn, Gott Lob, zu Partenheim noch ziemlich viel Früchte; es ist aber das Spiel noch nicht aus; Gott schicke das End erträglich. Es ist alles (das ganze Dorf) in unserm Haus und haben ein salve guard; und wann Gott nicht sonderlich gehüt't, wär das Haus vorig Woch aus Fahrlässigkeit abgebrannt worden; der steh' uns ferner bei! Im Saulheim soll es der Schwester Scheuer troffen haben, das Haus aber steht noch. Die Partenheimer wußten von Saulheim garnichts, dann sie seien ingesperrt und haben mit ihrem Unglück so viel zu tun, daß sie nicht weit kommen noch fragen. Es habens aber unterschiedlich Saulheimer, darunter der Fr. von Hund (Hund von Saulheim) Hofmann gesagt, und daß der Hofmann ein Faß Wein in die Scheuer begraben gehabt, welches die Marode (Marodeure) funden, ausgesoffen, darüber das Unglück angestellt haben. —"

Maria Katharina erhielt in diesem wie in den drei vorhergehenden Jahren von dem Berger Gut „keine Hand voll Korn und keinen Tropfen Wein."

Die Mißerfolge des von dem Kurfürsten von Sachsen geführten deutschen Heeres am Oberrhein und die Fortschritte der Franzosen bekümmerten die Herzen. Frau von Wallbrunn schreibt Ende Juli 1691 aus Mainz an ihre Schwester: „Auch will man

*) Es ist nicht die Langwerthsche Au bei Hattenheim gemeint. Es scheint vielmehr von mehreren Auen aus der Nähe von Mainz die Rede zu sein.

von etlichen Orten der Bergstraß (welche die Franzosen schon wieder besetzt hatten) reden, so die Schwester aber nicht mag sagen*). Gott steh' uns bei! Wär ich doch nur aus Mainz. H. von Sponheim liegt freilich zu Heidelberg krank, sollte aber außer Gefahr sein, wie er hofft. H. von Schellart lebet auch noch und ist daselbst, aber noch gar schwach. Es sollen 200 Officir zu Heidelberg krank liegen. Der Curfürst von Sachsen ligt selbst zu Tübingen auf den Tod,**) General Caraffa***) zu Eßlingen desgleichen. Es scheint aller Orten, daß der Herr nicht mit uns ist. Er woll' sich unsrer widerumb erbarmen, nachdem er uns so hart züchtigt, in dessen Schutz Sie befehl mit allen den Ihrigen, die wir alle dienstlich grüßen. —"

So ging das Jahr 1691 zu Ende, und mit dem neuen kam auch wieder für das Rheingau die Angst vor den Franzosen. Als der Rhein Anfang Februar zuging, erschien eine französische Streifschar in Aßmannshausen und plünderte dieses. Ein andrer Trupp setzte weiter oberhalb in das Rheingau über. Im höchsten Schrecken entfloh Maria Katharina mit ihren Töchtern nach Wiesbaden. Der Hattenheimer Pfarrer Jung übernahm es in der Zwischenzeit, nach dem Ihrigen zu sehen und das sämtliche Getreide in den Keller zu bringen. Dieser wurde verschlossen und der Eingang durch Gerümpel versteckt. Die Franzosen begnügten sich aber mit der Gefangennahme einer Reihe von Rheingauer Bürgern, die sie nach der Ebernburg bei Kreuznach brachten, und für die sie Lösegeld verlangten. Das Wetter schlug nach wenigen Tagen wieder um. Schon am 26. Februar konnte Pfarrer Jung an Maria Katharina berichten, die Gefahr sei vorüber, Gott habe ihre Gebete erhört und Tauwetter gesandt.

---

*) Was ich der Schwester aber nicht sagen mag.

**) Er starb dort den 22. September 1691. Vergleiche hierüber das Lebensbild Johann Weiprechts.

***) Dies ist wohl eine Verwechselung mit dem Feldmarschall Caprara, der 1690 und 1691 die Oesterreicher am Oberrhein kommandierte.

In der ersten Hälfte des März war Katharina wohl schon wieder in Hattenheim.

Weit schlimmer aber erging es wieder der Familie Wallbrunn in Partenheim. Schon im Januar 1692 erließ der französische Kommissar auf der Ebernburg den Befehl an die Gemeinde Partenheim, binnen 3 Tagen alles Wallbrunnsche Eigentum als das „eines aus des Königs Lande Geflohenen" bei Strafe scharfer Exekution auszuliefern. Es ist dieselbe Praxis, welche die Franzosen hundert Jahre später befolgten. Wollte Herr von Wallbrunn sich seinen Besitz erhalten, so mußte er unverzüglich nach Partenheim zurückkehren.

Hierauf beziehen sich die teilnehmenden Worte in einem Briefe Johann Adolfs an die Schwägerin Maria Katharina vom 26. Januar 1692:

„— — Ich beklage den guthen Herrn von Wallbrunn, wie ich aus der Frau Schwester Schreiben vernehme, daß von denen Franzosen genöthiget worden, widerumb aufs Land zu ziehen. —"

Frau von Wallbrunn selbst schreibt Anfang März 1692 aus Partenheim:

„— — Daß die Schwester in großem Schrecken gestanden, kann ich ihr glauben, weil dergleichen vor zwei Jahren bei meinem hiesigen Weggehen erfahren, und danke ich Gott, daß es so abgangen. Ich hab mich um Sie und ihr M(ädchen) geängstigt*), daß ich selbig ganzen Sonntag uff dem Bett zubracht, und uff kein Bein treten können, und eben dasjenige gefercht, so nachgehend aus ihrem Brief gehört, daß ihr bald geschehen, indem sie unvermutet möcht überfallen worden sein, bis ich gegen Abend nach viel Ausschicken erfahren, daß niemand dorthin (nach Hattenheim) kommen. Gott wolle uns ferner beistehen allerseits, wie wir dann bisher ihme davor noch zu danken haben. Am Freitag habe ein Schreiben der Schwester aus Mainz bekommen und etlich Tag davor zwei. Es glaubt die Schwester nicht, wie elent mir ist, daß man so ausgesperrt. Denn in vielen Wochen

*) Es ist charakteristisch, daß das Wort Mädchen nicht ausgeschrieben ist.

in (nach) Mainz niemand kommen können; — — — wann man ein' Tag meint, es sei offen ist es wieder nichts. Frau Wollmerkshausen, an die ich geschrieben, hat mir sagen lassen, sie derf mir nicht antworten, unser Gemächer seien noch wohl verwahrt. — — So darf zu Weinheim*) auch kein Mensch aus der Pfalz übern Rein, und hat uns bisher nicht wenig leid getan, daß von keinem Menschen der Unsrigen was hören können. — — — Die Schwester hat in ihrem vorigen von ihrem Hofmann zu Saulheim geschrieben; daß er gestorben, weiß ich nicht daß er aber die Wingert ohnmöglich mehr bauen kann, habe ich Sie bereits berichtet (und gesagt), er sei von Vieh und allem kommen, hab noch ein Pferd; das müßt er wegen Brotmangels auch verkaufen. Es hat bisher wegen des schrecklichen Schnees so hierum gelegen, man nichts erfahren können; ich will hören, ob er sich nun anders bedacht; es ist ein groß Elend im Land. Unser Haus dort (in Nieder-Saulheim) steht noch bis dato leer, die Güter liegen wüst und weiß auch nicht, was mit den Wingert soll anfangen. — — —"

Am Morgen des Pfingstmontags berichtet dann Frau von Wallbrunn ihrer Schwester nach Mainz, ihr Schwager Carl sei an einem Seitenstechen und Brustbeschwerung gefährlich erkrankt. Er jammere sie von Herzen „und sonderlich, weil unser keins zu ihm kommen kann, indeme von allen Orten hier das Geschrei (kommt), daß wir ersten Tags das Unglück wieder haben werden wie nun zwei Jahr. Ich bin voller Angst und Brest, daß mich fast nicht kenne. — — — Das Meinige in Mainz ergebe ich auch der Schwester nächst Gott gänzlich, daß sie Sorg dafor trage, wann man sich wider Verhoffen etwan was da befahren sollt, daß sie doch bei Zeit die Brief an ein guten Ort in ein Gewölb bringe. — — — Ich wills zwar zu Gott nicht hoffen, höre auch eben nichts davon sagen, aber es gehet alles so wunderlich und kann man nicht wissen, was Gott verhängt; — — — geb deswegen alles der Schwester heim. — — — Ich kann und

*) Frei-Weinheim gegenüber von Winkel im Rheingau.

darf mein Unglück nicht bedenken. Wann itzt die Leut all aus dem Dorf ins Haus kommen, was werd ich ausstehen! Die meisten sein krank und haben kein Brot. Doch will alles gern dulden; Gott wolle uns nur vor dem äußersten Unglück behüten! Ach das große Mädchen! Hätt ich sie in Gottes Namen zeitlich nach Sötern (zur Schwester Hunolstein) geschickt, wär ich doch einer großen Last los. Nun haben wir in langer Zeit vor den Husaren weder hinter noch vor sich gekonnt. Jetzt ist das Elend da; ach mein Herr Jesu verlaß mich nicht! — —"

Am 3. Juni meldet Frau von Wallbrunn den Tod ihres Schwagers Carl. „Wir haben nun wieder ein Zeit her in großer Angst und Gefahr gesessen, doch als noch Hoffnung dabei gehabt, nun aber seind wir wieder mitten drin. Gott woll uns beistehen! Wir haben zwar gern ein Salvegnarde bekommen, der aufs Haus und Dorf gut Vertröstung gibt. Was es aber wieder geb, oder wie es abgehen wird, steht bei Gott. — — — Auch kann die Schwester wohl denken, wie mir zu Mut ist. — —"

Noch am 15. Juli schreibt Frau von Wallbrunn, „man ist wohl in stetiger Marter, wann eins aufhört, ist schon ein andres vor der Tür. — —"

Dann scheint die Gefahr für dieses Jahr vorüber gewesen zu sein; aber die Franzosen konnten doch jeden Augenblick wiederkehren. Johann Adolf nahm an allen diesen Dingen aus der Ferne den lebhaftesten Anteil. Er schreibt am 28. Juli 1692 nach Hattenheim:

„ . . . Beklage den traurigen Todesfall dero Herrn Schwagers sehligen deß von Wallbrunn. Ich habe es nicht gewußt, wünsche von Hertzen dessen Hinterlassenen alle Göttliche Hülff und Trost bei diesen trübseligen und elenden Zeiten. Ich bin seiter Pfingsten auch sehr hart darnieder gelegen, daß man an meinem Aufkommen gezweiffelt. Bin zwar widerumb Gott Lob besser, aber weillen mir die Krankheit in einen Fuß geschlagen, kann ich noch nicht fortkommen. Eß ist auff dieser Welt nichts als Unglück; Gott wende alles zum Besten. — —"

Johann Adolf an die Schwägerin.

Erfurt, 1. November 1692.

„ . . . Daß der Weipert das Glück bekommt, eine Präbende zu Regensburg zu erlangen, wird zweiffelos ohne der Frau Schweſter nicht unangenehm ſondern vielmehr erfreulich ſein. . . . Man muß nun alle widrigen Gedanken, die man wider ihn gehabt, wegen einigen Haſſeß der Religion ſchwinden laſſen;*) denn das Größte auf dieſer Welt iſt, daß wir nach unſrer Seelen Sehligkeit trachten und alles Zeitliche hintanſetzen, ſo man aber beides, zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, ſich verſichern kann, iſt viel beſſer. Wer unterdeſſen auf ſeinen Glauben ſich getrauet ſehlig zu werden, thäte nicht wohl, daß er ſeine Religion änderte. Gott wolle allen Chriſtglaubigen die Sehligkeit geben. Daß unterdeſſen die Kriegszeiten ſo gefährlich draußen lauffen, iſt wohl zu erbarmen. — —“

Einen Bericht über die Verhältniſſe in Niederſaulheim gibt ein Partenheimer Brief der Frau von Wallbrunn vom 7. Dezember 1692, und man erſieht daraus auch beſonders deutlich, wie wenig die Befreiung des Adels und der Geiſtlichkeit von den bürgerlichen Laſten, wenn es Ernſt wurde, aufrecht zu halten war. — — „Berichte die Schweſter, daß geſtern der Schultheiß von Niederſaulheim namens daſiger Gemeind bei meinem Mann geweſen und geſagt, daß ihm vom Oberamt Alzei geſagt worden, daß das Amt nicht akkordieren könnte mit den Franzoſen wegen der Kontribution, weil ſie gar zu hart, wegen des Rückſtands — —, ſollte alſo ein jeder Ort abſonderlich hingehen zum H. Intendanten, welche gedächten zu bleiben und handeln, ſo gut ſie könnten. Nun wären ſie ſo erſchöpft, daß nicht 15 Mann mehr (in Niederſaulheim), ſo noch ein wenig hätten; das andre wäre lauter Bettelleut. Die Geiſtliche und Adlige hätten viele Güter und Gebäu da, da ſie doch als ein großer Ort angeben ſeien. Es ſei ihn' (den Niederſaulheimer Bauern) zwar längſt anhanden geben worden, ſie ſollten es nur anzeigen, wer begütert da ſei,

*) Vergleiche Johann Weyprechts Lebensbild.

und ob daß man (nicht) mit beitrage; Sie hätten es aber niemal gethan, daß sie etwas angeben hätten. Die Not sei nun aber so groß; wann den Hofleuten nicht von ihren Herren befohlen werde, daß sie was beitragen sollten, würde man es nicht verdenken, daß sie, ihr Sach zu erleichtern, sagen müßten, daß nicht alles der Gemeind zuständig. Mein Mann hat das heut an H. von Dienheim und H. von Hund*) geschrieben und darbei vorgestellt, daß es zwar eine schwere Sach, sich der maßen mit der Gemeind einzulassen; weil aber der Krieg keine Consequenz mache, (es) auch bereits nicht neues sei, indem im Ingelheimer Grund der gantze Adel uff solche Weiß mit ingezogen worden und solches willig ingehen aus Forcht, wann sie apart angelegt wären, es unerträglich fallen möcht; oder werden die Güter gar confiscirt, so ist es noch ärger, und haben wir mit Kosten und Schaden selbst erfahren. — — — — — — So sagt der Schultheiß, es sei auch viel Mutwill bei den Hofleut, daß sie so garnichts — den Herren oder — andern thuen wollten; sie hätten ja doch alle Vorteil uff den Gütern. Das Graß, so nach den Völkern (d. h. nach Abzug der französischen Truppen) wieder gewachsen, haben sie ja abgemäht, sie genössen das Holtz und andres mehr. Doch thäte die Schwester (Maria Catharina) viel besser, sie nähm das dritte Theil (von ihren Hofleuten), so bekäm sie noch etwas, so geben sie garnichts. Unser haben uns schon vor 2 Jahren darzu bracht, haben auch vorm Jahr noch was Sommerfrucht bekommen. Dies Jahr aber ist es gar zu schlecht abgangen, ein halb Malter Kohl, (Kohlsaat?) ein halb Malter Erbsen, ein halb Malter Linsen und 1½ Malter Gerst war unser gantze Sach (in Niedersaulheim). Der Schwester Hofmann hat wieder eine Frau genommen und hier gesagt, er woll zu der Schwester gehen,

*) Beide gehörten zu den 7 Familien, welche die Gauerbschaft Niedersaulheim bildeten, und denen nach einem Turnus das adlige Bürgermeisteramt und damit die Obrigkeit zu Niedersaulheim zustand. Der Ort galt infolgedessen für einen ritterschaftlichen, Kurpfalz aber prätendierte die Landeshoheit.

sehen, was sie mach und mit ihr reden, er ist nun wieder gesund. Ich schreib ihr alles zur Nachricht. — — — Vielleicht behält er die Güter doch. — — Ich muß meinen odieusen Brief abbrechen und die Schwester Gott befehlen.

P. S. Diesen Brief hab ich gemeint, soll die Jüdin mitnehmen, sie hat des aber Bedenken, weil er zugemacht."

Als die Franzosen Ende Dezember die Belagerung der hessischen Festung Rheinfels aufheben mußten, atmete man am linken und rechten Rheinufer auf. Die Franzosen zogen jetzt alle irgend entbehrlichen Truppen zusammen, um über Heidelberg einen Vorstoß in den fränkischen und schwäbischen Kreis zu machen.

Johann Adolf an die Schwägerin.

Erfurt, den 6. Januar 1693.

„Ich bin sehr erfreut, daß die Gefahr draußen am Rhein nicht mehr so groß ist; nachdehme der Feind Rheinfelß*) widerumb verlassen hat. Gott behüte für ferner Unglück und gebe bessere Zeiten."

Man begann nun auch am linken Ufer die Bewirtschaftung der Güter wieder in Gang zu bringen. Im März 1693 vergab Maria Katharina ihre Saulheimer Weinberge, nachdem der „Kerl", den sie von Hattenheim aus als Hofmann dorthin gesandt, wieder davongelaufen war, auf drei Jahre für das Drittel an den Hofmann der Schwester. Ein Teil der Äcker wurde an den „wälschen Biersieder" in Saulheim verpachtet.

Philipp Reinhard war jetzt in Nassau-Idsteinschen Jagddienst getreten. In Beziehung auf ihn heißt es in dem Briefe Johann Adolfs vom 9. März 1693: „Ingleichen wegen des Lipsen, daß er Pferdt und Montierung freilich notwendiger Weiß hat haben müssen, hat die Frau Schwester wohlgethan, daß sie ihme geholfen. So er nur sich qualificiret machet for derjenigen Profession, so er machen will, etwas rechtes zu lernen; und ist

*) Die Worte Feind und Rheinfelß sind in dem Briefe durch Striche undeutlich gemacht.

die Jägerei heutigen Tageß eine Sache, daß man wohl bei einem großen Herrn kann damit fortkommen. Es wird ja Gott wiederumb eine beſſere Zeit ſchicken."

In einem weiteren Briefe vom 6. April 1693 aus Erfurt ſagt er:

„Ich habe mit heutiger Poſt an den Fürſten zu Naſſau Idſtein geſchrieben, weillen er jeder Zeit ſo genädig gegen mich geweſen; habe ihn erſuchet, meinen Vettern ſolche Genad auch genießen zu laſſen. Die Frau Schweſter ſchreibe mir doch, wie der Forſt-Meiſter heißet, der den Lipſen unterrichtet in der Jägerei; ich will auch an ihn ſchreiben."

Das Jahr 1693 war trotz der abermaligen Einnahme von Heidelberg durch die Franzoſen ein für die deutſchen Waffen günſtiges. Die glänzende Verteidigung des Rheinfels durch die Heſſen war ein glückliches Omen geweſen. Die Reichsſtände hatten ſich aufgerafft, und das Reichsheer erhielt in der Perſon des Markgrafen Ludwig von Baden einen tüchtigen Führer. Die Franzoſen vermochten keine erheblichen Fortſchritte zu machen.

Die Briefe Johann Adolfs aus dieſen Jahren und bis zum Sommer 1695 werden hier übergangen.

Im Sommer 1694 drangen die franzöſiſchen Truppen wieder in die nördliche Pfalz ein. Am 2. Auguſt 1694 erſcheinen ſie fouragierend vor Partenheim. Wieder wurden die Felder abgemäht. „General Melac", der Mordbrenner von Heidelberg „fuhr durchs Dorf und ließ eine ſtarke Wacht zurück, die er abends wieder mitgenommen."*)

Am 7. Auguſt drangen die Franzoſen ſogar bis unmittelbar vor Mainz vor. Auf den Wallbrunnſchen Feldern hielten ſie dabei eine Nachleſe, indem ſie das mit dem Rechen zuſammenkratzten, was ſie vorher verſtreut hatten. Am 20. kam „einer von den Generalsperſonen, Graf de Bur" mit großem Gefolge nach Partenheim, durchſuchte Haus und Hof, Küche und Keller

*) Aus einem Briefe der Frau von Wallbrunn.

und ließ alle Früchte aufschreiben. Zwei Tage drauf, in der Frühe des Sonntagsmorgens, erschienen wieder Offiziere und Soldaten und zwangen die Einwohner, die Früchte auszudreschen; noch mehr kamen am folgenden Tag. Alles wurde weggeschleppt: an 1000 Malter Korn, Spelz und Gerste. „Das war ein langer Tag, und glob ich, daß ihm der zu Josua Zeit nicht geglichen, da die Sonne stillgestanden," schreibt Frau von Wallbrunn. „Wir haben vor Angst den ganzen Tag kein Bissen übers Hertz bracht: die Mädchen haben mit Schreck in der Stub gesessen; der Hans (ihr Mann) hat gleich wie ich das Hertz bald aus dem Leib gelofen, und habe Gott nur gebeten, er soll mich nicht von mein Gedanken (von Sinnen) kommen lassen." Sie seien in Partenheim doch vorher grade wieder ziemlich im Stand gewesen: „hätte bald wieder sagen können, daß ein Haushaltung hätte." Nun aber sei alles wieder fort, die Äcker leer, die Weinberge ausgeplündert. Ähnlich sei es in Saulheim gegangen.

Am 31. März 1695 starb zu Aschaffenburg der Kurfürst Anselm Franz. Der Nachfolger, Lothar Franz von Schönborn, konnte es endlich doch wagen, die Residenz wieder in Mainz aufzuschlagen. Schon im April traf dort der Hofmarschall von Knebel ein, um die Vorbereitungen zur Ankunft des Kurfürsten zu treffen. In der unmittelbaren Umgegend von Mainz scheinen auch am linken Ufer keine Franzosen jetzt mehr gestanden zu haben.

Im Juni ist auch Johann Adolf nach Mainz gekommen, um dem neuen Kurfürsten seine Aufwartung zu machen. Den Neffen Philipp Reinhard hat er bei dieser Gelegenheit in Frankfurt, wohin er im Gefolge des Fürsten von Nassau-Idstein gekommen sein wird, getroffen. Es befiel Johann Adolf in Mainz aber wieder sein altes Leiden, die Gicht. Längere Zeit war er an's Bett gefesselt. Die Schwägerin sorgte von Hattenheim aus nach besten Kräften für ihn. In der Genesung begriffen dankt er Maria Katharina am 27. Juni 1665:

„Dero Güthigkeit und freundliche Fürsorge ist all zu groß, bedanke mich unterdessen für alles überschickete. Was die Küche

anlanget, habe solche abgeschaffet und mich bei dem H. Küchenmeister bei Hoff in die Kost verdungen, da ich ihme täglich ein Thl. gebe, worfür er mir fünf Speisen schicket, welche kräfftig und guth seind, worvon noch 2 Diener genug zu essen haben. Also mein Koch und noch 2 Diener wiederumb fortgeschicket habe, daß allso mein ganßes Wesen (noch) in 4 Dienern bestehet, wovon ich 2 Kostgeld (gebe); also ich mich auff solche Weiß ganz wohl befinde und nicht so viel kostend, als wenn ich mir selbsten kochen ließe. — — — — Für den Wein sage ganz gehorsamsten Dank, denn man hier keinen puren (!) Wein*) findet. Will gansz gern mit waß andres darfür auffwarten. Das Bier (!) ist sehr gut und recht nach meinem Abedit. Wenn mir die Frau Schwester wollte wissen lassen, ob es der Jost vielleicht machet, oder wo es zu bekommen, geschehe mir ein sehr großer Gefallen. Mit meinem linken Fuß will es sich noch garnicht schicken, daß also, wann ich auff sein will, der Krücken mich bedienen muß. Also anjetzo leiden muß, wie es Gott schicket biß zu Besserung. Ich übersende hierbei 3 Flaschen, wenn solche von dem Bier könnten gefüllet werden, indehme eß mir gar zu wohl schmecket und gesund befinde. Übersende hierbei etwas an Küchen-Gemüß**) und frisch Fleisch; bitte nicht übel zu nehmen, daß so mit Geringem auffwarten thue."

An die Schwägerin.

Mainz 28. Juni 1695.

„Ich habe durch den Schiffman das Bier zu Recht empfangen, sage gansz schuldigsten Dank. Ich hoffe, ich will mich gesund daran trinken. (!) Ich habe mich heut wiederumb aus dem Bette gemacht, aber mit meinem Fusz will es noch nicht fort; doch

*) Johann Adolf spricht von purem Wein wahrscheinlich im Gegensatz zu Würzwein, der damals so sehr Mode war.

**) Der Gemüsebau ist noch heute vor den Toren von Mainz ein sehr starker; und der Rheingau wird noch jetzt großenteils vom linken Rheinufer aus mit Gemüsen versorgt, da sich der dortige Sandboden besonders gut zum Gemüsebau eignet.

vermeine, daß es sich nach und nach verziehen soll. Ich bin so matt und krafftlos worden, alß wenn ich eine langwierige Krankheit ausgestanden hätte. Ich bin wohl von Hertzen obligiret für die güthige Fürsorge, welche die F. Schwester gegen mich hat. So mir Gott das Leben fristen sollte, werde suchen, auf alle Weise gegen dieselbe und die Ihrige zu verschulden. (?) — —

Meiner lieben Fräulein Charlottchen tue ich mich gansz dienstlich empfehlen.*) Mich verlanget die Ehr zu haben, sie zu sehen. Bei meiner ersten Aufkommiß werde mir die Ehr geben, der Frau Schwester aufzuwarten. Will von hier nach Heidesheim,**) und meine Pferd allda stehen lassen, denn über Nacht nicht kann aus sein."

Ob aus diesem Besuch etwas geworden ist, wissen wir nicht. Nach seiner Wiederherstellung hat sich Johann Adolf auf seinen Posten nach Erfurt zurückbegeben. Die Briefe sind wieder von dort. Johann Adolf ist aber noch häufig unpäßlich. Er fühlt seine Kräfte abnehmen; die Gedanken an ein Abgehen und ein ruhiges Alter gewinnen allmählich die Oberhand. Wieder klagt er über die Finanzen; und Urlaub bekam er ebensowenig wie unter Kurfürst Anselm Franz.

Gottfried Weiprecht stand jetzt als Probst in Erfurt. Man kann sich denken, welche Freude und Stütze er für den alternden Johann Adolf war. Auch Gottfried Weiprechts aufrichtige Frömmigkeit ist ohne Zweifel von großem Einfluß auf ihn gewesen. Als ein äußeres Zeichen dieses Einflusses kann es gelten, daß Johann Adolf nach dem Friedensschluß im Jahre 1698 die katholische Kirche zu Guntersheim, wohin seine Commende Flörsheim eingepfarrt war, auf seine Kosten wieder herstellen ließ.***) Im Jahre 1696 machte Gottfried Weiprecht eine Reise in die Niederlande.

*) Die dritte seiner Hattenheimer Nichten: Maria Charlotte.

**) Heidesheim liegt Eltville schräg gegenüber.

***) Sie war durch den Krieg halb zerstört, des Altars, der heiligen Gefäße und der Ornate beraubt. Am 21. November 1698 ist sie wieder eingeweiht worden.

Johann Adolf an die Schwägerin.

Erfurt, Januar 1696.

„— — — Es hat mein Vetter, Ihr Herr Sohn, Belieben gehabt, von hier an andere Orten sich zu begeben, da er seine Zeit besser mit Nutzen zubringen kann, obwohlen derselbe mir allhier zu sein gansz angenehm jeder Zeit ist. Weillen aber diese Reiße zu seinem Vorhaben zweiffelß ohne sehr nützlich sein wird, also habe so viel weniger davon abraten wollen, sondern vielmehr Beförderung thun wollen. Ich glaube, daß der Frau Schwester selbsten nicht entgegen, indehme er seine Studia so weit bracht alß er von Nöthen hat; also besser seine Zeit nicht anwenden kann, als wenn er sich in andern Sachen bei großen Herren und (auf) Reißen mehreres qualifiziren thuet. — — — Hierdurch kann ihm vielleicht ein Glück zuwachsen." — — — —

Erfurt, den 7. Oktober 1697.*)

„Aus dero geehrtem Schreiben habe vernommen, daß der liebe Gott die Frau von Knebel (die mehrgenannte Schwester von Johann Adolfs Mutter) von dieser Zeitlichkeit zweifelohne in die ewige Sehligkeit genommen**) Gleichwie ich nun diesen Todeßfall von Hertzen beklage, so ist hierbei noch eine absonderliche Consolation für alle hinterlassene Freunde und Anverwandten. Gleich wie dieselbe jeder Zeit so fromm und gottsehlig gelebet, ihr End auch mit Verstand bis zum letzten Augenblick beschlossen, eine absonderliche Genad.

Der Winter 1695/96 ging zum erstenmal wieder ruhig und ohne die Aufregungen des Krieges hin. Doch weiter südlich standen noch immer die Franzosen in der Pfalz. Am 14. September 1695 schreibt Anna Magdalena von Stein-Callenfels aus Meisenheim wegen der schon seit Jahren rückständigen Lang-

*) Der Brief ist nach Mainz gerichtet, wo Maria Katharina sich im Knebelschen Hof aufhielt.

**) Der Ausdruck weist darauf hin, daß Frau von Knebel als Protestantin gestorben ist.

werthschen Gefälle zu Waldgrehweiler an Maria Katharina, ihr Bruder habe einen Teil derselben glücklich für die letztere erhalten. Man müsse aber sehr vorsichtig sein; denn wenn es die bösen Franzosen wüßten, würde nicht allein alles verloren gehen, sondern es würde auch noch Ungelegenheiten geben. Noch im Januar 1696 klagt Frau von Wallbrunn, daß die Güter in Oppenheim zugrunde gingen und daß namentlich die kleineren Dörfer, die das Geld für die „Salvguarden" nicht aufbringen könnten, gänzlich verödeten. Das Dorf Dalheim, wo die Langwerth und Wallbrunn ein gemeinschaftliches Gut besaßen, war, wie sie hervorhebt, zeitweise gänzlich verlassen gewesen. Wie es in Oberflörsheim aussah, wo niemand für Johann Adolfs Commende sorgte, läßt sich denken. Im Januar 1697 kam die Franzosen-Gefahr für den Rheingau mit dem Zufrieren des Rheins noch ein letztes Mal in diesem Krieg. Diesmal flüchtete Maria Katharina mit ihren Töchtern nicht nach Wiesbaden sondern nach Idstein zu ihrem jüngeren Sohn. Sie war von Gottfried Weiprecht begleitet, der auch diesen Winter wieder in Hattenheim zugebracht. Er hat von Idstein aus mit dem Juden Schmalkalder über dessen Forderung an den Oheim Johann Adolf verhandelt. Die Franzosen scheinen indessen nicht über den Rhein gekommen zu sein. In einem Briefe des Hattenheimer Bürgers Schumann, dem die Aufsicht über das Langwerthsche Burghaus übertragen war und der nun um die Erlaubnis bat, den Braukessel benutzen zu dürfen, heißt es, man habe „verwichen Sonntag allhier unter währender Kirch ein entsetzlichen Lärmen gehabt, und nach Aussag etlicher, der Feind stünde schon im Lande, welches aber Gott Lob nichts gewesen, als daß man vernommen, daß eine französische Partei auf jenseit zu recognosciren ausgewesen; der Rhein auch den 11. Februar völlig wieder aufgewest."

Endlich wurden die Franzosen aus der Pfalz verdrängt. Nur in Germersheim behaupteten sie sich noch. Dieser dritte Raubkrieg war, wie Ranke dargetan hat, nicht so ungünstig für die Waffen der Alliierten, als man gemeiniglich annimmt. Es

waren ganz besondere Umstände daran schuld, daß der Friede nicht günstiger ausfiel. Dieser wurde im Herbst 1697 zu Ryswick geschlossen. Von dem Elsaß abgesehen mußten die durch die Reunionen dem Reiche entrissenen Gebiete zurückgegeben werden. Auch ein Brief Johann Adolfs bezieht sich auf den Frieden. Er schreibt:

„Weillen nunmehr wiederumb neue Hoffnung zum allgemeinen Frieden sich erneuet, also wünschte meineß Orts von Hertzen die Ehre zu haben, guthe Freund wiederumb zu sehen; bei Erfolgung dessen (des Friedens) ich doch nothwendiger Weiß hinaußmüßte, nach meiner Commende zu sehen. Eß gehet auch mit mir allgemach den Berg hinunter; also ich wohl die übrige wenige Zeit über, alß ich noch zu leben habe, gerne ohne große Verdrießlichkeit zubringen möchte, deren man sich nicht entschlagen kann, so lange man in Herrendiensten stehet. — — —"

Der folgende Brief ist nach dem Friedensschluß geschrieben.

Erfurt, 23. Februar 1698.

„— — — Waß Flacks anlanget werde von Quetelenburg (Quedlinburg) waß bekommen, welchen mit Gelegenheit schicken will.*) Ich habe vermeint gehabt, selbsten eine Reiß hinauß zu thun, aber an Erlaubnuß fehlet; absonderlich weillen biß dato noch kein andrer Statthalter allhier (der letzte Statthalter war 1697 gestorben), so darff ich nicht hoffen, obschon nothwendigerweiß meine Commende in Possession zu nehmen zu thuen hätte, gehet Herrendienst doch für. Ich bin aber gesinnet, meine Sache künftig anderß zu machen. Waß ich hier in Herrendiensten bekomme, gehet mir weit mehrereß auff; also garkeinen Vortheil sehe, waß man davon hätte — alß nur Mühe und Verdrießlichkeit. So der Frieden continniren sollte, werde hoffentlich von meiner Commende so viel haben, daß ich ehrlich leben kann, in-

*) In einem früheren Briefe erbietet sich Johann Adolf auch, der Schwägerin Pelzwerk zu schicken, das in dortiger Gegend (wegen der Nähe von Leipzig) leicht zu bekommen sei.

dehme ohnedaß daß meiste (vom Leben) vorbei sein wird; und ich gerne meine Freunde noch einmal sehen möchte; ob ich schon nicht in dem Stand bin, daß ich selbigen dienen kann, welche Hinausreiß diesen Sommer dennoch verhoffe, so mich Gott leben läßet und gesund bin. — — — —"

An die Schwägerin.

Erfurt, 27. Februar 1698.

„— — — Meine Hinaußreiß ist noch ganz ungewiß, indeme sehr zweiffele solche zu erhalten, ehe und bevor ein Statthalter hier sein wird. Es seie denn, daß ich den Dienst quittiere, oder meiner nicht mehr verlanget wird, welcheß beides leicht geschehen dörfte. Denn weillen nunmehr der Friede da ist, muß man wiederumb nach dem Seinigen sehen. — — — — Meine Commende drauß, wie ich vernehme, stehet in einem gar schlechten Stand, daß ich mich dahero wenig zu erfreuen habe, und so viel mehr Ursach hätte, selbsten den Augenschein einzunehmen, waß etwan darbei möchte zu thun sein, und muß solches wegen Mangel Erlaubnuß hinterlassen. — — — Es ist auch anjetzo mein H. Landcomentur, H. Graf von der Lippe in der Nähe, mit welchem ich gedenke, einen gewissen Acord einzugehen, daß ich hier in Dühringen eine Commende vielleicht bekommen möchte. — —"

Die Hoffnung auf eine Commende in Thüringen zerschlug sich. Umso notwendiger wurde Johann Adolfs Anwesenheit in Oberflörsheim. Seine Geldverhältnisse waren jetzt einmal wieder in großer Verwirrung. Eigentliche Verschwendung kann man Johann Adolf nicht vorwerfen; aber es fehlte ihm jeder Überblick, und er wurde bei seiner Gutmütigkeit von allen Seiten mißbraucht. Nach seinem Tode schreibt Gottfried Weiprecht, des Oheims allzugroße Gütigkeit sei an allem Schuld gewesen. Dieser habe „auf guten Glauben gehandelt, kein Obligation begehret und kein Quittung aufgehoben." „Mir sein anderthalb tausend Thaler bewußt, so von einem Ordensschaffner empfangen, mit einem Expressen und mit seinen Unkosten an die assignirte Ort geschafft und kein Quittung darüber bekommen. Zweihundert Thaler hat er von

H. Brunner gelehnet, auch wieder bezahlet, aber sein Obligation nicht wieder zurückbekommen, welche ich viele Jahre hernach durch H. General Vicarium herausgepreßet und jetzt wieder bei mir hab. Hundert Gulden hat er dem heillosen Juden Cosman Meyer gelehnet, aber kein Obligation genommen, selbige nachgehends mir geschenket. Der Jud aber gibet mir kein gut Wort. Dem Posthalter zu Cassel (Castel bei Mainz) hat er etliche Pferde geborget, sein auch noch nit zahlet gewesen, als ich vergangenen Dezember durch Cassel kommen." Man kann sich denken, daß bei einer solchen Unordnung Johann Adolfs Geldverhältnisse sich nicht bessern konnten und daß sie ihm viel Verdruß bereiteten.

Dazu kam, daß seine Stellung in Erfurt in der letzten Zeit eine geradezu unerträgliche geworden war. Möglich ist es, daß jetzt, nach dem Tode seines alten Gönners, des Kurfürsten Anselm Franz, seine alten Mainzer Gegner sich regten und nach Erfurt hinüberwirkten. Möglich auch, daß Johann Adolf falschen Ratgebern sein Ohr lieh. Seine körperliche Beschaffenheit machte ihn mürrisch: noch empfindlicher und heftiger als sonst. Jedenfalls hatte Johann Adolf jetzt aber auch in Erfurt viele Feinde. Seine Äußerungen beziehen sich namentlich auf eine bestimmte Persönlichkeit.

Er hatte schon, ehe er den letzten Brief schrieb um seinen Abschied gebeten. Es scheint jetzt aber auch eine Beschwerde über ihn in Mainz eingelaufen zu sein. Da sein Nachfolger, der Oberst Christoph von Bibra, erst am 18. Dezember 1699 in Erfurt eingeführt wurde, so hat Johann Adolf vielleicht erst einen längeren Urlaub erhalten. Es stand aber fest, daß er nicht wieder nach Erfurt zurückkehren werde. Sicher ist, daß er sich schon vom Januar 1699 an auf seiner Commende Oberflörsheim dauernd aufhielt.

Mit welchen Empfindungen Johann Adolf Erfurt verlassen hatte, beweist ein Brief, mit dem er ein Jahr später, am 9. Januar 1700 von Oberflörsheim aus die Neujahrswünsche beantwortet,

welche der Oberstleutnant seines alten jetzt in Erfurt stehenden Regiments*) im Namen des Offizierkorps ihm zum Jahreswechsel ausgesprochen hatte. Eigentlich finden sich die Äußerungen allerdings nur in der langen Nachschrift der officiellen Antwort. Er sagt darin, er werde ehestens dem Herrn Oberst von Bibra schreiben. Derselbe sei ein braver, rechtschaffener Cavalier, und er bedaure ihn, daß er unter solchen Leuten leben müsse, die er noch kennen lernen werde. „Wie bin ich in einer glücklichen Stund von Erfurt wegkommen! Was für Schelmenstück einige an mir verüben wollen, erfahre noch immerzu. Gelt ich habe noch recht getan, daß ich eß einigen so ins Gesicht geredet, waß mein Hertz gedacht? Dießes ist noch meine Freud, daß ich niemanden flattiret, wie der H. Oberstl. wohl weiß, deswegen mich auch nicht jedermann lieb hat, ich dieselbe auch nicht. Wenn meine Feinde nur ersehen möchten, wie wohl es mir Gott gehen lässet, würden sie Mordification genug darob haben, indeme einige vielleicht der Meinung gewesen, wenn ich von Erfurt weg, würde eß mir sehr übel gehen. Gott aber, der aller rechtschaffenen ehrlicher Leut Schützer ist, hat nicht wollen zugeben, daß meine Feinde ihr Verlangen und Wunsch an mir erfüllen sollten. So ich nicht ohne das von Erfurt hinweg zu kommen gesucht hätte, wäre ich demjenigen hoch obligiret, der Ursach daran wäre. Aber dem H. Oberstl. ist selbsten bekannt, daß ich auff keine Weiße länger gesucht habe da zu sein und länger als für 2 Jahren meine Dimission durch H. General von Dingen (v. Thüngen), der damahlen noch in Maintzischen Diensten stande, gesucht habe. Ich hätte länger nicht nach Erfurt getauget, es wäre mein größt Unglück gewesen. Ich hätte einmahl den alten dicken Hafferſack getreten, daß ihm die verderbte Sehle auß seinem diebischen alten leichtfertigen Cörper gefahren wäre, worüber ich in groß Unglück hätte geraten können. Es ist besser so, wie ich mich anjetzo befinde, da mir niemand zu befehlen alß mein Orden et vous, mes chers amis. — — —“

*) Der Commandant von Bibra war jetzt dessen Oberst.

Es finden sich aus dieser Zeit Verse von Johann Adolfs Hand. Der alte Kriegsmann versuchte sein Unglück zu besingen und es so zu überwinden:

„Alles hat sein Zeit und Ziel,
wer es doch nur glauben will.
Gleichwie ein rasend Vieh
über neun Tage wütet nie;
also auch die bösen Leute,
die da finden sich noch heute,
haben gleichfalls ihre Stund,
also wie der wütend Hund.
Aber dennoch geht's zu Hertzen,
bringt einem ehrlichen Mann doch Schmertzen,
daß da ein so verdammter Juth
sich also unterfangen thut,
zu trachten so nach Guth und Ehr,
und was sonsten ist noch mehr,
ohne Grund und Fundament
sagen dies und jenes behend,
wormit sie meinen mir zu schaden
und bei dem Herrn (bringen) in Ungnaden;
ihr Anschlag und ihr Schelmenstück
gehen ihnen dennoch zurück."

Auch in Flörsheim fand Johann Adolf zunächst freilich noch nichts weniger als die Behaglichkeit und den Frieden, nach denen er sich für seine alten Tage sehnte. Wir können uns nach den Partenheimer Briefen vorstellen, wie es dort aussah. Da niemand sich der Commende hatte annehmen können, so war sie ausgeraubt. In einem Gedicht an seinen Nachfolger schildert Johann Adolf in lebhaften Farben den Zustand, den er vorfand:

„Liebster Bruder von dem Orden,
so Du bist mein Nachfolger worden,
diese Commende, wie ich sie fand,
So war sie in einem schlechten Stand.

Mit großer Müh und großen Sorgen
mußt ich lehnen, mußt ich borgen
aller Orten so zu schauen,
wie ich alles ließe bauen,

Daß man nur für Wind und Regen
Sicher kunnt sich niederlegen;
indehme so mit großem Schaden
weggenommen Tür, Fenster und Laden.

Leer war der Speicher, Keller und Fässer.
Nichts war fürrätig als das Wasser,
kein Heu, kein Holtz und auch kein Stroh;
alles war fort und nichts mehr do.

Es war sogar kein Katz im Haus,
vor Hunger starben so die Maus;
alles war in solchem Stand,
ja kein Nagel an der Wand."

Johann Adolf ließ sich aber keine Mühe verdrießen, alles wieder in Stand zu setzen. Schon im Januar 1699 — ich greife hier um ein Jahr zurück — ist er in Flörsheim damit beschäftigt, die Gebäude und namentlich das Wohnhaus wieder in Stand zu setzen. Manches wurde von Grund auf neu gebaut. Er gab einem gewissen Güldenmundt, einem anscheinend wohlhabenden Mann, den er in Erfurt hatte kennen lernen, die Commende für 2200 Gulden auf 12 Jahre in Pacht. Dazu kam noch ad dies vitae die Hälfte von Bergen mit 300 fl., so daß Johann Adolf jährlich 2500 fl. erhalten sollte. Zugleich hatte der Pächter 100 Thaler zur Wiederherstellung der Gebäude geliehen. So schien ein guter Anfang gemacht; aber es kam wieder ganz anders.

„Die mir hätten helfen sollen,
die haben es gar nicht thuen wollen;
ja gegen all Recht und Billigkeit
thät mir einer an das Leid,
daß ihm noch Geld dazu mußte geben,
sollt ich auch nichts behalten zu leben,
der doch hatt Kisten und Kasten voll,
nicht weiß, was er mit machen soll."

Kaum war der Pächter Güldenmundt etwas über einen Monat in Flörsheim gewesen, da wurde Johann Adolf hinterbracht, daß er von dem Inventar des Hofes entwende. Zugleich wurde

die Anklage gegen ihn erhoben, daß er sich in Erfurt mit Hülfe einiger Soldaten der dortigen Garnison Betrügereien und Diebereien habe zu Schulden kommen lassen. Es wurde sogar behauptet, daß Güldenmundt trotz seiner Eigenschaft als kaiserlicher Kommissariats-Agent und gräflich Stolbergscher Kammerrat falsches Geld gemacht habe. Was von allem diesen wahr ist, läßt sich schwer sagen. Johann Adolf schenkte aber allem blindlings Glauben, war im höchsten Grade erregt und jagte den Pächter mit Schimpf und Schande vom Hofe. Da die kurpfälzische Regierung Güldenmundt wegen Falschmünzerei verfolgte, so rettete er sich auf Mainzisches Territorium. Von dort aus hat er verschiedene Male die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zurückzuweisen und alles aufzuklären gesucht. Das Ganze sollte nur auf einer Verläumdung von Johann Adolfs Kammerdiener beruhen. Esterer wollte sich auf nichts einlassen, mußte Güldenmundt aber schließlich bei der verwickelten Art der mit ihm abgeschlossenen Verträge doch die von ihm geliehene Summe und wahrscheinlich auch noch eine Abschlagszahlung geben. Die Untersuchung scheint kein Resultat gehabt zu haben. Johann Adolf war den Schwindler los, aber damit zugleich den Pächter und mußte nun selbst für die Bewirtschaftung der Ländereien sorgen; was ihm bei seiner Kränklichkeit, seinem geringen finanziellen Talent und bei dem Mangel an Erfahrung in landwirtschaftlichen Dingen schwer genug geworden sein mag. Johann Adolfs Generosität in Geldsachen blieb sich auch in Flörsheim gleich. „Ist mir wissend, schreibt sein Neffe Gottfried, daß er vielen Leuten in der Pfaltz Geld und Früchte aus Mitleiden gelehnet und geborget, wovon niemand nichts mehr bekommen wird.“ Leider konnte sich Johann Adolf auch auf seine Diener nicht verlassen und mußte bald nach Güldenmundts Abgang grade jenen Kammerdiener wegen Betrügereien fortjagen, der Güldenmundt vor allem verdächtig gemacht hatte. Die folgenden beiden letzten Briefe an die Schwägerin geben von Johann Adolfs Leben auf der Commende ein Bild.

Oberflörsheim, den 6. Auguſt 1699.

„— — — Ich geſtehe meine Schuld, daß wohl heilloß geweſen, ſo lange nicht mit Schreiben aufzuwarten. Meine Meinung iſt jederzeit geweſen, in Perſon zu kommen, und meiner hochgeehrten Frau Schweſter aufzuwarten, aber weiß Gott, nicht ohne größten Schaden meiner Haushaltung und mühſamen Geſchäften des Bauweſens geſchehen können, daß auch ſeither nicht einmahl nacher Maintz kommen, allwo ich doch höchſt nötig zu thuen gehabt hätte. Allein es hat ſein abſonderlich Urſach noch. Ich bin neulich nacher Marburg zu meinem Land Commentur berufen worden; da mein Fürnehmen war, meinen Weg über Hattenheim zu nehmen, (was) wegen Kürtze der Zeit, daß ich den andern Tag widerumb habe müſſen hier ſein, ohnmöglich geweßen. Verhoffe alſo, die Frau Schweſter werden hierinnen mich pardonniren. Jetzunder iſt man in der Erndt begriffen, daß man Urſach hatt, ſelbſten zuzuſchauen, und wird dennoch genugſam betrogen. So unterdeſſen dero Reiße diesſeits Reins gehen ſollte, verhoffe ich ja das Glück zu haben, aufzuwarten und allhier zu bedienen; da man eine ſchöne, wohl regulirte Haushaltung hinter ſich, hierauß finden wird —, wie eß bei unß Leuten, ſo keine Weiber haben, pflegt zuzugehen. Hätte wohl guter Freund Rath von Nöthen. All mein Tag iſt mirs noch nicht hinderlicher gangen wegen untreuer Leut. Ich habe ein Zeit her des H. von Knebels geweſene Köchin (gehabt). Aber ich weiß nicht, ob es ihr oder mir anſtändig ſeie; der Teuffel iſt mir zu biſſig. Keine junge mag ich haben, ſonſt möchten die Leute ſagen, ſie wäre zu freundlich; alſo iſt man übel daran. Es wäre mir ein abſonderliche Genad und große Freundſchaft, wenn die Frau Schweſter ſich ein Mahl bemühen wollte, wenn ſie ohne daß nacher Guntersheim käme; ich wollte gansz gern meine Pferd und Schäſe ſchicken. — — — Ich gratulir unterdeſſen zu meines H. Vettern (Gottfried Weiprechts) Aſcenſament. Ich zweiffle nicht am ferneren Glück und Wohlergehen; denn ihme Gott gewißlich wird ferneres helffen, daß alle die Seinigen ein Troſt und Gefallen erleben werden

wegen seines excemplarischen frommen Lebens und Wandel, so gansz ungemein (selten) heutigen Tages gefunden wird. So er nur das erste Jahr herumb hat, so ist er darnach versorget. Ich meinß Orts, so ich nur ein einzigen Thaler in meiner Gewalt habe oder hätte, soll er mit ihm geteilet sein. — — — —"

Oberflörsheim, 22. November 1699.

„Den überschickten Wein habe zurecht bekommen, sage schuldigen Dank für dero Bemühung, ingleichen für die 2 Gänse; ist mir nur leid, daß ich die Frau Schwester solcher selbst beraubet. — — — Ich habe in einem ganszen Jahr von keiner Ganß nit gessen; also ich mir solche auff der Frau Schwester und aller lieben Angehörigen gute Gesundheit verzehren werde. Will dagegen künfftighin von meiner Jagt widerumb mit auffwarten. — — Ich werde bei Abreiß meines Vettern (Gottfried Weiprechts) ihme das Geleit biß auff Fsurt geben. — — — —"

Gottfried Weiprecht hatte den kränkelnden Oheim, ehe er nach Regensburg reiste, noch einmal auf seiner Commende aufgesucht. Es war das letzte Mal, daß Johann Adolf ihn sehen sollte.

Um diese Zeit verpachtete dieser von neuem. Der neue Pächter war der Oberstwachtmeister Kleinholz, der allgemein für einen ehrlichen Mann galt. Endlich schien alles in einen rechten Gang gebracht.

„Gott hat mir endlich doch noch geben,
Daß ich ehrlich hatt zu leben — —"

Aber

„da ich nun mit größter Müh'
alles eingerichtet hie,
ist mein Zeit und Stunde kommen,
daß ich mein Abschied hab genommen."

Johann Adolf erlebte noch den Frühling des Jahres 1700. Am 4. Juni legte er sich an einem „Rotlauf". Er fühlte, daß es jetzt in der Tat zu Ende ging. Aus dieser Stimmung heraus sind die nachstehenden Verse geschrieben.

„Da ich nunmehr meine Jahr
Zähle bis auf sechzig*) gar,
Hab ich gehabt so wenig Freud
Und niemals fast Vergnüglichkeit.
Wenn ich dieses nun betracht,
Daß mich das Glück so groß veracht,
Und selten bei mir gekehret ein,
Waß dieses mög die Ursach sein;

So finde, daß auf dieser Welt
Alles übel sei bestellt.
Wenn einer schon hätt Überfluß,
So lebt er dennoch mit Verdruß.
Mich stoßet jetzt ein Ohnmacht ahn;
Nunmehr wird es bald sein getan.
Gute Nacht meine liebste Freund,
Die Ihrß mit mir habt wohlgemeint!

Gott gebe Euch und auch mir,
Was ich jetzo wünsche hier,
Zeitlich Wohlfahrt, Zufriedenheit
Und dort die ewge Seligkeit,
Und daß es doch möge geschehen,
Daß wir einander wiedersehen,
Allwo kein Sorg, allwo kein Last,
Und wo kein Schwermut wird gefaßt.

Da man denket an kein Leid
Und wird haben lauter Freud.
Auf dieser Welt die größte Freud
Ist doch vermischt mit bittrem Leid.

Zu Johann Adolfs Krankheit trat der „kalte Brand". Nach zehntägigen Krankenlager ist er am „14. Juni (1700) abends, nachdem er deß Morgens mit allen heyl. Sakramenten versehen worden im 57. (rectius 58.) Jahr seinß Alters" „Todes verblichen." „Lieget begraben zu Guntersheim nahe bei seiner Ordenscommende. Die Verlassenschaft, so auf der Commende gewesen, hat der Landcommenthur Graff von der Lippe zu sich genommen. — Dem Verstorbenen aber wolle der Allerhöchste

*) Er war in Wahrheit 57 Jahre alt.

und unß allen ein fröhlich Auferſtehung verleyhen. Dießes wünſchet ſeinem lieben Ohme und Auferzieher zur Gedächtnus Godefr. Langwert von Simmern Regensburger Dohmſtifts Capitularis 1701."

O quam ridiculum est, quis sim fuerimque rogare,
cum quis sis, tibi sit noscere cura levis:
quod fueram, nunc es; quid sim post funera quaeris?
Quid quid id est quod sum, tu quoque lector eris.*)

Mit dieſen Worten ſchließt die Lebensbeſchreibung, die der Neffe Johann Adolf gewidmet hat. In der Hattenheimer Kirche hat er ihm eine Gedenktafel errichtet.

Patruo ac educatori suo optime merito hoc grati animi monumentum posuit, heißt es am Schluß.

Nicht ohne Mitgefühl wird man das Leben Johann Adolfs überblicken können. Er war vom Glück offenbar begünſtigt und hat es doch zu keinem wirklich befriedigenden Lebensabſchluß gebracht. Von frühen Jahren an ſind ſeine Briefe voller Klagen. Wenn er nicht in beſſeren finanziellen Verhältniſſen lebte, ſo war das ohne Zweifel ſeine eigene Schuld. Die Unannehmlichkeiten, in die er ſich wiederholt verwickelt fand, laſſen ſich ſchwerlich ganz erklären, wenn man nicht annimmt, daß auch ihn dabei ein erheblicher Teil der Schuld trifft. Er wird in Erfurt gehandelt haben, wie er in Flörsheim Herrn Güldenmundt gegenüber gehandelt hat, und in Mainz wiederum, wie er in Erfurt handelte. An der durch eine höhere Bildung oft vermittelten Selbſtbeherrſchung fehlte es ihm. Den Segen einer wirklichen Arbeit hat er ebenfalls nie kennen gelernt, und damit hing es zuſammen, daß er dem Kalbsfell folgte. Ich möchte auch annehmen, daß Johann Adolf als jüngſtes Kind von der Mutter verzogen wurde. Offenbar hat es aber auch an ernſteren Verirrungen in Johann Adolfs Leben nicht ganz gefehlt. Sein Übertritt zum Katholizismus erſcheint mindeſtens nicht genügend motiviert und die Art und Weiſe wie er ſich der Schwägerin gegenüber im Brief vom 1. November 1692 darüber ausläßt und indirekt ſich

*) Das Grabmal Johann Adolfs iſt in der Guntersheimer Kirche noch vorhanden und rührt wahrſcheinlich ebenfalls von Gottfried Weiprecht her.

zu rechtfertigen sucht, ist gewiß mehr als naiv. Sowohl körperlich als geistig fehlte es dem Rheingauer an Stahl.

Aber es lag etwas in Johann Adolf, was mit alledem versöhnt. Er war ein offner, ehrlicher und grader Charakter. Ja, er hat sich bis zu seinem Ende eine große Kindlichkeit bewahrt. Er hielt allezeit in Liebe und Treue zu den Seinen. Wie er tieferen Gefühlen zugänglich war, zeigt schon die Art und Weise, wie er angesichts des Todes vor jener holländischen Festung des kaum dreijährigen Weipert gedenkt. Und er hat sich seiner im ganzen Leben mit väterlicher Treue angenommen. Wenn es in Johann Adolfs Leben an einem gewissen Resultate gefehlt hat, so ist doch das, was sein Neffe Weipert geleistet, zum Teil auf ihn zurückzuführen.

Den Glauben an Gottes Leitung hat Johann Adolf immer festgehalten; in der Resignation fand er auch am Ende seines Lebens Ruhe und Frieden. Wie die Verse, in die er sich noch auf seinem Sterbelager ergießt, einen versöhnenden Eindruck hinterlassen; so lag seinem ganzen Charakter trotz allem eine unbewußte Poesie zugrunde. Auch die trüberen Wasser des Lebens hatten seinen Kern unberührt gelassen. Sanguinisch, ein Mann des Moments, unvorsichtig, cholerisch, kein guter Haushalter, aber ein wohlwollender und liebebedürftiger Mann, dem trotz allem Kopf und Herz auf dem rechten Fleck sitzt, vor Gott demütig und seinem Glauben nach ein Christ: so steht Johann Adolf als eine echte Charakterfigur sowohl für seine Zeit als für die Gegend da, der er entstammte.

Die Briefe aus seinen Feldzügen gewähren ein treues Bild des damaligen Soldatenlebens, und andre hier mitgeteilte Briefe ergänzen es. Vielleicht wird der Leser in mehr als einer Beziehung an Wallensteins Lager erinnert. Auch auf die Lebensbeziehungen, unter denen die übrigen Glieder der Familie aufwuchsen, wirft das hier Gegebene ein Licht. So kann das Lebensbild Johann Adolfs auch als eine Einleitung für das Folgende gelten.

Ein katholischer Prälat

um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts.

Gottfried Weiprecht Langwerth von Simmern.

1669—1741.

Gottfried Johann Weiprecht Langwerth von Simmern war der am 19. Dezember 1669 geborene älteste Sohn Georg Christofs. Wir haben gesehen, wie er in Johann Adolfs Leben aufs engste verflochten gewesen war. Sein Vater, Georg Christof, hatte in seiner Charakteranlage viel Ähnlichkeit mit diesem; aber er war stetiger, ruhiger und tätiger. Das in der Vormundschaft geordnete Vermögen verstand er zusammenzuhalten, und er hat sich viele Mühe um die Verwaltung der Güter gegeben. Doch war auch ihm manches Schwere beschieden; und am Ende seines Lebens finden wir die Familienverhältnisse nicht mehr in dem Aufschwung wie in seinen früheren Jahren. Es zeigte sich bei Georg Christof in den letzten Jahren eine gewisse hypochondre Auffassung der Dinge.

Die Mutter war unter rheinischen Einflüssen aufgewachsen. Ihre eigene Mutter gehörte auch der mittelrheinischen Familie von Wallbrunn an. Aber ihr Charakter hatte doch schwäbische Züge. Sie war zäher und konsequenter als Georg Christof und strebte mit Bewußtsein dem Vorbilde ihres Vaters nach. Ihr Hauptinteresse war das religiöse. Der Brief einer Base bezeichnet sie als „eine wohlfundierte Christin."

In Gottfried Weiprechts Kindheit wurde der Rheingau nicht direkt vom Kriege berührt. Aber es kam doch schon damals vor, daß die Mutter sich eilends nach Mainz flüchtete und dort aus Furcht vor den Franzosen in einer Apotheke ein kümmerliches Asyl während des zweiten Raubkrieges suchte.

Außer dem Bruder Philipp Reinhard besaß Gottfried noch drei Schwestern, die allerdings alle drei bedeutend jünger waren als er. Namentlich an die mittlere, die schon erwähnte, im Frühling 1678 geborene Marie Charlotte*) hat er sich liebevoll angeschlossen.

Wie es mit dem Unterricht in den frühen Jahren bestellt war, wissen wir nicht. Ein Hauslehrer wurde nicht gehalten. Den ersten Unterricht mag die Mutter gegeben haben. Dann wird der katholische Ortsgeistliche, der Gottfried Weiprecht auch getauft hatte, eingetreten sein. An körperlichen Übungen fehlte es dagegen nicht.

Nach allem, was wir aus Gottfried Weiprechts Kindheit wissen, muß er ein gut geartetes und mit besonderem Zauber begabtes Kind gewesen sein. Wenn Johann Adolf einen so tiefen Eindruck von ihm mit in den Krieg genommen hatte, so wird man unwillkürlich an die Äußerung Hiltys**) erinnert, daß man sehr oft Trost durch die Freundschaft ganz kleiner Kinder erfahre. Der Mutter Frömmigkeit ging früh auf Gottfried über und war ein Fundament für alles, was er später getan hat.

Aber der kleine Weiprecht oder Weipert — so hieß er als Kind und soll zunächst auch mit diesem Namen hier aufgeführt werden — hat gewiß auch von dem soldatischen Paten, der sich so freundlich mit ihm abgab, einen bleibenden Eindruck empfangen. Jedenfalls fand dieser keinen großen Widerstand bei Weipert, als er den Vorschlag machte, ihn mit sich nach Mainz zu nehmen. Der Vater, der jetzt doch um einen Hauslehrer verlegen war und von der Protektion des angesehenen Bruders späterhin Vorteile für Weipert erwartete, willigte leicht ein.

Infolgedessen siedelte Weipert im Herbst 1681 nach Mainz über. Man kann sich denken, welch mächtigen Eindruck alles, was er dort zu sehen bekam, auf den Knaben machte. Wir

*) Eine vierte Schwester, Maria Anastasia, war 1671 gleich nach ihrer Geburt gestorben.

**) Siehe Hilty, „Glück" III. S. 84.

wissen nicht, wie lange Weipert in Mainz Privatunterricht genoß. Jedenfalls war es aber gleich von Anfang an Johann Adolfs Absicht gewesen, seinen Paten auf die Mainzer Jesuitenschule zu bringen. So auffallend, wie es uns heute vorkommt, war ein solcher Gedanke damals nicht. Die Jesuitenschulen waren den meisten deutschen Lehranstalten formal überlegen: das romanische Element, das in ihnen lag, gab schon einen großen Vorsprung. Die eigentümliche Pedanterie der meisten deutschen Schulen war denen der Jesuiten fremd. Bis tief in das 18. Jahrhundert hinein behaupteten diese in weiten Bezirken einen Vorrang, und es hat deshalb auch nicht an Protestanten gefehlt, die eine Jesuitenschule besuchten: ich verweise z. B. auf Ewald von Kleist und Hans von Gagern.

Dennoch war es gewiß mehr als berechtigt, wenn Weiperts Mutter sich dem Gedanken an die Jesuitenschule widersetzte. Die Bedingungen, die sie stellte, waren, daß der Knabe, zu keiner exercitio catholicae religionis angehalten werde, und daß er die protestantische Kirche zu Schierstein alle Festtage, und so oft er es verlange, besuchen dürfe. Wenn ihm die Jesuiten oder sonst jemand, so sagte die Mutter dem Sohne, wegen der Religion zusprechen wolle, so möge er entgegnen, er habe das Studium wie sie noch nicht, um hierauf antworten zu können. Wenn er aber einmal zu Jahren käme, so würde er schon sehen und tun, was Rechtens sei.

Im Herbst 1682 scheint Weipert auf die Mainzer Jesuitenschule gekommen zu sein. Um ihn in der protestantischen Lehre zu befestigen, ist er dann im Winter 1683/84 auf längere Zeit zum Pfarrer Steinzenberger nach Schierstein zur Information gebracht worden. Weipert stand jetzt im 15. Jahr: vermutlich ist er in Schierstein auch zum ersten Abendmahl gegangen.

Er war durch diese Abwesenheit von Mainz in seinen Studien zurückgeblieben und konnte wahrscheinlich nicht sogleich wieder in die Jesuitenschule eintreten. Der Onkel nahm deshalb, wie wir gesehen, um Ostern 1684 einen Studenten zum Unterricht für den Neffen an. Nach einigen Monaten oder spätestens

im Herbst 1684 wird Weipert dann zum zweiten Male in die Jesuitenschule eingetreten sein.*)

Schwerlich war Weipert noch ganz derselbe als vor dem Aufenthalt in Schierstein. Die Mutter hatte es gut mit diesem Aufenthalt gemeint. Aber es glückt selten, wenn man besondre Mittel anwendet, um ein Kind auf der Bahn, die es nun einmal eingeschlagen hat, aufzuhalten.

Wäre Weipert zu Schierstein in der Heimat gewesen, so würde sich alles vielleicht anders gestaltet haben. Aber Schierstein gehört nicht zum Rheingau. Das Aussehen dieses zwischen dem linksrheinischen Mainz und dem rechtsrheinischen Rheingau gelegenen großen Dorfes unterscheidet sich noch heute von dem der rheingauer Ortschaften in der auffallendsten Weise. Eine gewisse prosaische Nüchternheit seiner Straßen und Häuser wird ihm gewiß auch schon vor 200 Jahren eigen gewesen sein. Und nun denke man sich den originellen und poetisch angehauchten Knaben plötzlich der mächtigen Eindrücke von Mainz beraubt und in das Pfarrhaus eines solchen Ortes versetzt! Der Oheim und selbst die Jesuiten hatten ihn in seiner Eigenart gewähren lassen. Hier aber sollte auf ihn eingewirkt werden. Kein Wunder, wenn ihn ein Heimweh nach dem nahen Mainz ergriff.

Wahrscheinlich hatte aber auch Pfarrer Steinzenberger eine nicht richtige Methode bei seinen Unterweisungen eingeschlagen. Er wird viel zu didaktisch und verstandesmäßig vorgegangen sein. Es kam ihm darauf an, die Dialektik der Jesuiten zu entkräften. Natürlich konnte sich der Knabe den Argumentationen des gereiften Mannes nicht entziehen. Der Nachteil einer solchen Methode ist aber stets der, daß früher oder später doch der Kritizismus erwacht, und daß es dann ein Gegengewicht gegen denselben nicht mehr gibt.

Auch von Weiperts ferneren Erlebnissen auf der Mainzer Jesuitenschule ist einiges bekannt. Zweimal ist er krank ge-

*) So möchte ich die nicht ganz zusammenstimmenden Mitteilungen über Weiperts Eintritt in die Jesuitenschule in Einklang bringen.

wesen: das eine Mal, als er in der Klasse der „Poesie" war, am Seitenstechen, das andre Mal in der „Rhetorik" an den „Kinderblattern". Dennoch errang er grade in der Rhetorik den zweiten Preis: er dankte dafür Gott, der ihm die Worte des Psalmisten habe wahr werden lassen: „Ego Deus tuus, docens te utilia."

Als Weiperts Lehrer wird insbesondere der P. Johann Gemminger genannt: noch in späteren Jahren hat Ersterer ihm das Zeugnis großer Rechtschaffenheit und Diskretion ausgestellt. Auch die andern Lehrer imponierten ihm. Wenn zu Hause von dem Tun und Lassen der Gesellschaft Jesu die Rede war, so sprach er sich stets nur mit Hochachtung über sie aus. In die katholische Kirche ging er aus eigenem Antriebe häufig.

Dennoch kam Weipert über eine neutrale Haltung in den konfessionellen Fragen vorläufig nicht hinaus. Als Grund, warum er so lange bei den Katholiken in die Schule gegangen und den katholischen Gottesdienst besucht hatte, ohne eine Neigung zum Übertritt zu bekommen, führt Gottfried später selbst drei Ursachen an.

1. „Einige, die zu mir von Religion redeten, sind zu viel imperative vorgegangen — und von diesen ließ ich mich nicht schrecken.

2. Andre haben mir nur motiva temporalia vorgehalten — und die habe ich ausgelacht.

3. Wieder andre seind gar zu gescheidt und zumahl syllogistisch vorgegangen — und die waren mir verdächtig."

Der Onkel war mit Weiperts Zaudern wenig zufrieden. Aber grade das brachte bei dem unabhängigen Sinn des Knaben und Jünglings eine Gegenwirkung hervor. Daß weltliche Vorteile mit dem Übertritt verbunden sein sollten, stieß ihn zurück.

Der Oheim nahm ihn auch öfter in die Kreise der Hofgesellschaft mit. Aber er seufzte in der Gesellschaft der lebenslustigen Pagen und selbst unter seinen Studiengenossen manch liebes Mal: ach wenn doch nur die katholische Religion so viel nutz wäre, daß ich diese mit gutem Gewissen annehmen könnte, wie gern wollte ich mich in ein Kloster und zwar des strengsten

Ordens begeben, den ich weiß. — Vermutlich sehnte er sich auch aus dem Dilemna zwischen Vater und Onkel, zwischen dem Elternhause und der Jesuitenschule in die Stille eines Klosters. Hierin lag die entscheidende Wendung in Weiperts Leben.*)

Um diese Zeit fügte es sich, daß Weipert durch einen seiner Mitschüler in die Mainzer Karthause eingeführt und mit dessen Verwandten: einem alten, gottesfürchtig und asketisch lebenden Pater bekannt gemacht wurde. Als er diesen und seinen Lebenswandel kennen gelernt hatte, erwachte in ihm die Sehnsucht, ein Karthäuser zu werden: „Wenn es doch nur lutherische Karthäuser gäbe!“ meinte er. Er fühlte sich noch immer als Lutheraner. Aber in einem Karthäuser-Leben glaubte er das zu finden, was ihn befriedigte. Dabei ist Weipert nach seiner eigenen Darstellung aber nicht stehen geblieben. Vielleicht, sagte er sich, ist die katholische Religion doch auch nicht so übel, als man sie mir dargestellt hat. Er nahm sich vor, die Sache zu untersuchen. Das war aber freilich wieder ein großes Unternehmen für einen kaum zum Jüngling herangereiften Knaben.

Im Jahre 1687 war Weipert in der Klasse der „Logik“. Zu Fastnacht kam er nach Hause. Der Vater benutzte diese Gelegenheit, um mit ihm wegen des Studiums, über das er sich nun entscheiden mußte, zu reden. Mit der Philosophie, meinte er, sei nicht viel auszurichten. „Ich werde Dich das nächste Jahr nach Gießen schicken und die Jura hören lassen.“ Da fiel dem jetzt Siebenzehnjährigen sein früherer Entschluß, sich wegen der Religion ernstlich zu erkundigen, wieder ein. Und wieder dachte er: ach wenn es doch möglich wäre, ein Karthäuser zu werden! Aber es kam zu keiner Aussprache mit dem Vater; und die Fastenzeit ging vorüber, ohne daß er sich in Mainz wegen der Religion erkundigt hätte.

*) Das auf Weiperts Konversion sich Beziehende gebe ich hauptsächlich nach den Mitteilungen des verstorbenen Herrn Administrators der domkapitalischen Stiftungen zu Regensburg, Johann Ev. Angerer. Vieles gebe ich wörtlich wieder. Doch sind andere Forschungen verglichen.

So kam Weipert in den Osterferien wieder nach Hause. Das Fest der Verkündigung Mariae, das die Lutheraner in Schierstein damals noch feierten, fiel in die Charwoche. Weipert, dem sich alle diese Dinge tief eingeprägt, berichtet, daß ihm am Vorabend von den Eltern bedeutet worden sei, er müsse am andern Tage früh auf sein, weil er mit ihnen die zwei Stunden entfernte Kirche in Schierstein zu besuchen habe. Fast wäre er nicht mitgekommen. Am Vorabend des Festes war er auf der Jagd gewesen und so ermüdet von derselben nach Hause gekommen, daß er nicht zur rechten Zeit wach geworden war. Er mußte von der Mutter geweckt werden, und es setzte dabei einen derben Verweis ab.

Das Evangelium des Tages war Lukas I, 26—28. Auf dieses bezog sich dann auch die Predigt des Pfarrers Steinzenberger. Als er zu den Worten des Engel kam, sagte er: „und der Engel des Herrn sprach, gegrüßet seist Du Holdselige." Bekanntlich heißt es in katholischen Bibeln: „gegrüßet seist Du, voll der Gnaden" (gratia plena). Der Pfarrer fügte deshalb den griechischen Text hinzu. Damit machte aber Steinzenberger die Sache bei seinem ehemaligen Schüler nicht besser. Die Übersetzung deuchte Weiprecht falsch. Er wünschte zunächst einmal diese Sache völlig klar zu stellen. In Hattenheim bat er inständig „mit Tränen in den Augen und auf seinem Angesichte liegend um Licht und Gnade von Oben."

Nach Mainz zurückgekehrt, begab er sich in eine Buchhandlung und verlangte einen rechtschaffenen Kontroversisten. Auch hier blieben alle Einzelheiten Weipert Zeit Lebens im Gedächtnis. Der Buchhändler kannte ihn und wußte, daß er nicht katholisch war. Mit Vergnügen gab er ihm ein großes, „Perspektiv" genanntes Volumen. Über den Preis konnten sie nicht einig werden; aber der Buchhändler sagte Weipert, er möge es nur lesen und dann wiederbringen. Mit Eifer machte sich dieser an das Lesen. Er kam auf das Kapitel, in dem jener Theologus polemicus eine Reihe von Luthers Bibelübersetzungen kritisierte und unter diesen gleich anfangs auch das gratia plena.

Auch dies sollte eine absichtliche Fälschung sein, und Luther sollte sie vorgenommen haben, weil die wahre Übersetzung seiner Lehre zuwider laufe. Wenn der Engel Gabriel Maria als „voller Gnaden" bezeichne, so könne auch nach dem Sündenfall ein Mensch noch voll der Gnade sein.

Der Eindruck war ein um so stärkerer, als die lutherische Theologie der Zeit sich ängstlich an jedes einzelne Bibelwort anklammerte. Weiperts Glaube war erschüttert. Was sollte er tun? Weder mit dem Pfarrer in Schierstein noch mit den Professoren seiner Schule wagte er zu sprechen. Denn in beiden Fällen würden die Eltern benachrichtigt worden sein. In diesem Seelenzustand fiel ihm der bis dahin nicht beachtete Rat ein, den ihm der kurfürstliche Beichtvater P. Heinrich Schönemann S. J. einst gegeben, und der doch auch schon auf eine Konversion abgezielt hatte. Er solle Gott fleißig bitten, ihm den rechten Weg zu zeigen, falls er nicht auf demselben sei, hatte der Pater gesagt.

Immer eifriger durchforschte Weipert den Theologum polemicum. Die ungeübte Urteilskraft hatte auch hier nichts entgegenzusetzen; und der innerste Trieb seines Gemütes stand auf der Seite des Kontroversisten. Alles sollte ja dazu dienen, ihm den Eintritt in ein Karthäuser-Kloster innerlich möglich zu machen. Er wurde zuletzt vollständig für die katholische Religion gewonnen. Jetzt dachte er auch den Wunsch, in ein Kloster zu gehen, mit gutem Gewissen ausführen zu können. Er war freilich überzeugt, daß ihn die Karthäuser zu Mainz wegen der vielen Unannehmlichkeiten, deren sie sich in diesem Falle von seinen Verwandten zu versehen hätten, nicht in ihr Kloster aufnehmen würden. Weipert entschloß sich deshalb, Mainz heimlich zu verlassen.

Obwohl von Mitteln entblößt, wollte er doch nach Coblenz reisen um bei den dortigen Karthäusern um Aufnahme zu bitten. Hierzu hatte er sich auf dem Schiff, das am nächsten Tage nach Coblenz abging, bereits einen Platz gemietet und alle seine Habseligkeiten schon zusammengepackt. Er wollte seine Absicht ganz geheim halten.

Schließlich aber fühlte er sich doch gedrungen, dieselbe dem P. Rudolf Kesus*) zu entdecken, zu dem er unter seinen Professoren jetzt am meisten Vertrauen besaß. Dieser bat Weipert dringend, keinen übereilten Schritt zu tun und in Mainz zu bleiben. Er wollte indessen an die Karthäuser nach Coblenz schreiben und Erkundigungen in Betreff der Aufnahme bei dem Orden einziehen.

Weipert eröffnete jetzt auch dem Oheim die Absicht, katholisch zu werden und in ein Karthäuser-Kloster zu treten. Das Erstere war diesem durchaus recht; mit den Klosterplänen aber war er nicht einverstanden. Ebensowenig Glück hatte Weipert bei den Coblenzer Karthäusern. Diese erklärten ebenfalls, ihn gegen den Willen seiner Anverwandten in ihr Kloster nicht aufnehmen zu können. Da die ganze Sache jetzt publik geworden war, so konnte Weipert auch nicht daran denken, in einem andern Kloster aufgenommen zu werden. Es blieb ihm nichts andres übrig, als die Sache ihren ruhigen Verlauf nehmen zu lassen. Die Sehnsucht nach dem Leben eines Karthäusermönches hat ihn aber nie verlassen, und er strebte in allen Lebenslagen, so viel davon zu verwirklichen, als er irgend vermochte. Nur in diesem Zusammenhang darf seine in der Tat merkwürdige Konversion betrachtet werden.

Im allgemeinen hat man sich katholischerseits offenbar mit Takt und Zurückhaltung benommen. Der Grundfehler lag doch in der Unklarheit, mit der die Eltern die Verpflanzung des Knaben in eine katholische Athmosphäre gestattet hatten. Alles andre erscheint völlig erklärlich. Der Grundtrieb bei Weiperts Handlungsweise kann gewiß auch von jedem Protestanten anerkannt werden.

Seine Lage war in diesem Augenblick eine wenig erquickliche. Der Oheim war unzufrieden; die Eltern im höchsten Grade aufgebracht. Aber auch in Mainz machte die beabsichtigte Flucht großes Aufsehen. Daß ein junger Edelmann den Gedanken

*) So, und nicht Keso scheint mir der Name zu lauten.

fassen konnte, Karthäusermönch zu werden, galt für etwas Widersinniges. Seine Stellung in Mainz wurde unhaltbar. „Zumahl", schreibt Weipert, „auch wegen Intention des Ordens die Sach laut worden, wurde noch über das des Spottens und Höhnens so viel, daß unmöglich in Maintz mehr bleiben konnte. — Bate also meinen Herrn Vatter, er möge mich doch anderswohin schicken, wo er nur hinwollt. Zu eben dieser Zeit fügete es sich, das in dem päpstlichen Konvikt zu Fulda, welches auf 15 alumnos nobiles und 15 Clericos von Gregorio XIII. (cujus memoria in benedictione) gestiftet ist, etliche alumni nobiles Insolenzien angefangen, deßwegen aus dem Konvikt entlassen, mithin welches ungewöhnlich unter der Jahres Zeit ein stelle vakant worden, welche zu ersetzen ich dahin geschicket worden. So geschehen den 3. September 1687."

Ein eigentlicher Übertritt fand nicht statt. Als Weipert dem Vater jetzt in einem Briefe vom August alles bekannte,*) stellte er die Konversion als bereits vollzogen dar. „Ahn mein Vatter schrieb ich ein Brief und entschuldigte mich, daß wegen Enderung der Religion ich ihn nicht konsultiret, als dessen mißraten ich ohne dem versichert gewesen in einer Sach, so bei Verlust meiner Sehlen ich dennoch nach erkannter Wahrheit hette thuen müssen."

Wahrscheinlich genügte es zunächst, daß Weipert sich zur katholischen Kirche hielt. Daran schloß sich dann in Fulda ein längerer katholischer Unterricht. Gefirmt ist er erst im folgenden Jahre zu Erfurt, und nach dem, was mir mitgeteilt, scheint erst damit der feierliche Übertritt verbunden gewesen zu sein.**)

Die Aufnahme in das Fuldaer Konvikt ist ohne Zweifel auf Verwendung des Kurfürsten Ingelheim oder doch seines Beichtvaters erfolgt. Auch scheint es, daß man vom kurfürstlichen Hofe aus Weipert Hoffnungen auf eine wenigstens teilweise Bestreitung

*) Ich muß annehmen, daß das ganze Ereignis in den August 1687 fällt. Die seit den Osterferien vergangenen Monate wurden durch die Nachforschungen und inneren Kämpfe Weiperts ausgefüllt.

**) Im Catalogus alumnorum Collegii German. von 1689 heißt es darüber: „confirmatus Erfurti."

der Kosten gemacht hatte. Der Verkehr zwischen ihm und den Eltern wurde in den nächsten Jahren wohl fast nur durch den Oheim vermittelt. In vieler Beziehung tritt dieser jetzt an des Vaters Stelle. Der Hauptsache nach hat aber der Vater für Weipert gezahlt. Um eine Unterstützung vom Kurfürsten bemühte sich der Oheim lange vergebens. Daran knüpfte sich immer die Frage, was aus Weipert werden solle. Der Vater hielt durchaus daran fest, daß er weder ein Geistlicher noch ein Mönch werden solle. Der Gedanke an den deutschen Orden stand lange im Vordergrund.

Was die Studien in Fulda betrifft, so kam Weipert wieder in die Klasse der Logik. In den Herbstferien 1688 begab er sich zu dem Oheim und erlebte, wie wir sahen, bei diesem den Ausbruch des dritten Raubkrieges. Er trat jetzt in ein neues Schuljahr und wünschte über seine Zukunft mit dem Onkel Rücksprache zu nehmen. Sein Aufenthalt in Höchst verlängerte sich aber wegen des Krieges in ganz unvorhergesehener Weise. Noch am 20. November hatte er die Rückreise nicht angetreten, und er ist vermutlich bis nach Neujahr 1689 in Höchst geblieben. Am 23. Januar schreibt der Oheim (an Weiperts Vater): „dem Weipert gehet eß noch wohl; ich habe ihm damahlen Zehrgeld und auch ein Pferd mitgeben, welches er zu Fuld verkauffet, dahero er keine Not hat.“ Weipert war nun in der Klasse der „Philosophie“ und wurde der Primus unter allen Konviktoren. Am Schluß des zweiten Schuljahres hatte er in einer Disputation die von den Professoren gegebenen Thesen zu verteidigen: eine Aufgabe, der er sich nur auf besondre Bitten unterzog.

Weipert konnte nun im Konvikt nicht mehr bleiben und wußte wieder nicht, wohin sich wenden. Der Oheim war jetzt vollends nicht in der Lage, etwas für ihn zu tun. Schon im Winter — als der Kurfürst auf seiner Flucht nach Erfurt durch Fulda kam — hatte dieser aber durch den Beichtvater die günstigsten Anerbieten in Betreff eines Eintritts in das Collegium Germanicum in Rom erhalten. Der Kurfürst wollte ihm die Reise bezahlen, das „Depositum“ (siehe unten) schenken und sich in

Rom für ihn verwenden. Weipert war auf die Vorschläge eingegangen und hatte in diesem Sinne unter dem 30. März an den Vater geschrieben. Es ist jedoch, da dieser in Mainz eingeschlossen war, zweifelhaft, wann derselbe den Brief erhielt. Daß Weipert sehr lange auf Antwort warten mußte, ist jedenfalls sicher. Wahrscheinlich sind Monate darüber vergangen. Eine Abschrift von Georg Christos Antwort ist ohne Datum und es ist wahrscheinlich, daß dieser Brief erst nach seiner (des Vaters) Rückkehr nach Hattenheim geschrieben wurde. Hierfür spricht auch der Umstand, daß der Vater sich darin nach dem bevorstehenden Schluß des Schuljahres erkundigt. Er schreibt:

„Mein Sohn!

Dein Schreiben vom 30. März hab gestriges Tages erhalten und weilen auff Deine vorige Dir weitläuftig geantwortet hatte, hätte ich gegen Deine gethane Versicherung dergleichen nit von Dir erwartet. Mein und Deiner Mutter Will ist Dir bekannt, auch bewußt, in was for einem Stand Du uns durch Dein Vorhaben setzest, darin wir niemahlen willigen werden aus erheblichen Dir theils bekannten Ursachen. Daß Viel Dir dazu rathen, weiß ich wohl; Selbige aber wißen mein und des meinigen Zustand nit, so nit zuletzt dazu consens zu geben (habe). Es sind ja die Zeiten bös. Deswegen solltest Du Dich desto weniger an dergleichen Ort begeben, da man Dir nachmals nit helfen kann. Erhält uns Gott und hilft uns zum Frieden, so will gern alles, was möglich, anwenden, daß Du Dein Studiren fortsetzest. Wird es dann noch schlechter und ärger, so kann man Dir ja weder mit Studentengelder noch mit andern helfen. Gedenk doch ein wenig, in was vor Stand Du Dich denn setzest; recolligire Dich und erinnere Dich Deines öfter gethanen Versprechens, Deiner Eltern Vermahnung und setze Deine Hoffnung auf Gott, so wird er Dich nicht verlaßen.

(Durch) wen Du Dich verleiten laßen, ist Dir bekannt, und wie man Dir geholfen, hast Du erfahren.

Ich hab all meine Hoffnung auf Dich gestellt, so auf dieser Welt hab. Mach doch, daß solche nit vergebens! Hingegen ver-

spreche Dir, daß Du diesen einstehenden Sommer auf eine Universität kommen solleſt. Und laß mich noch wißen, wie bald Eure Lektionen zu Fulda zu End.

Ich und Deine Mutter sind beyde nit wohl, und gehst Du wider unser Willen auf Rom, so wirst Du uns nit mehr sehen und kannst leicht denken, wie es Dir und Deinen Geschwistern gehen wird. Ich hab Dir noch ein und anders zu sagen, so der Feder nit vertrauen darf. Gott erhalte Dich und laß mich nichts Widriges von Dir hören."

Daß die in diesem Briefe angegebenen Gründe vollständig durchschlagend sind, wird man nicht behaupten können. Es war aber nun einmal die Art jener Zeit, daß man mit den tiefsten Gründen nicht hervorzutreten wagte. Es gilt in Deutschland auch noch für das 17. Jahrhundert, was Rancke von dem 16. sagt: es war diese Art die Höflichkeit der Zeit. Klar ist es aber nach diesem Briefe, daß die Eltern keineswegs schon ganz mit Weipert gebrochen hatten. Georg Christoph wünschte ihn als Stütze in seinem Alter in der Nähe zu behalten und glaubte auch nicht die Mittel zu besitzen, die ein Studium in Rom erfordern würde. Die Sehnsucht, den Sohn noch einmal im Leben zu sehen, klingt in rührender Weise durch die Worte des Vaters hindurch.

Aber es war zu spät. Ob Weipert den Brief des Vaters noch in Fulda erhalten, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er sich aber, während er so lange ohne Antwort blieb, immer tiefer und tiefer mit dem Beichtvater des Kurfürsten und den hinter diesem stehenden Persönlichkeiten eingelassen. Da Weipert trotz langen Wartens keine Nachricht vom Vater bekam, hielt er sich zu einem selbständigen Entschluß berechtigt. Als er im Begriff stand, mit den kurfürstlichen Begleitern nach Erfurt und von da nach Rom abzureisen, hat er am 2. September noch einmal an die Mutter geschrieben. Er habe lange kein Schreiben von Vater und Mutter erhalten, sagt er. Er besorge, daß die Eltern in Mainz eingeschlossen, und daß auch Hattenheim von der Verwüstung durch

die Franzosen betroffen worden sei. Wegen der Reise nach Rom bittet er die Mutter um Verzeihung. Der Kurfürst gebe für hin und zurück das Reisegeld. Nach zwei Jahren hoffe er wieder da zu sein, um durch die Tat den etwa geschöpften Argwohn zu nehmen, ihr Freude zu machen und sie in besserem Wohlsein zu treffen. „Bitte derohalben demütigst, wenn in diesem Fall die Frau Mutter erzürnet, mir doch solches zu vergeben, wie dann jederzeit die Frau Mutter umb destomehr meiner Schuldigkeit nach zu erfreuen suchen werde, wo (je) mehr in diesem Fall selbige betrübt zu haben bedaure."

Nach der Firmung erhielt Weipert am 16. September 1689 von dem damaligen Mainzer Weihbischof Johann Daniel auch die vier niederen Weihen. Der Entschluß als Alumnus in das Collegium Germanicum einzutreten, war übrigens mit einem Opfer für Weipert verknüpft, das ihm schwer wurde. Er mußte sich verpflichten, in keinen Mönchsorden einzutreten. Aber so merkwürdig es uns erscheinen mag, so zweifelte Weipert auch jetzt nicht daran, daß es ihm doch noch gelingen werde, ein Karthäuser-Mönch zu werden. Mitten in diesen Kämpfen und mitten in der Vorbereitung auf die Priesterweihe wird er den Brief des Vaters erhalten haben. Aber derselbe konnte jetzt vollends keinen Eindruck mehr auf ihn machen.

Mit dem Gefolge des Kurfürsten, der sich nun von Erfurt über Bamberg nach Augsburg begab, ist Weipert gegen Ende September weitergereist. Der Weg ging durch Thüringen. In dem durch Goethe so bekannt gewordenen Ilmenau erhielt er durch den Hofmarschall Knebel die Nachricht vom Tode des Vaters. Der Brief, in dem er der Mutter kondolierte, hat sich nicht erhalten. Sicher hat er den Vater aufrichtig betrauert. Aber er war so erfüllt von seinem neuen Beruf, daß die Reue in seinem Herzen nicht aufkommen konnte. Geschrieben hat ihm die Mutter noch auf lange hin nicht.

In Augsburg hat sich Weipert vom Hofe getrennt. Ob er noch eine Audienz beim Kurfürsten gehabt, wissen wir nicht. Er

wird in Augsburg aber seinen Vetter Johann Anton Knebel*) der auch Domherr zu Augsburg war, gesehen haben. Dieser war in den 60er Jahren ebenfalls Alumnus des Collegium Germanicum gewesen. Vermutlich gab er Weipert Empfehlungsbriefe nach Rom mit und nahm sich seiner von jetzt an in der verschiedensten Weise an. Der Vetter wurde für Weipert eine Stütze.

In Augsburg mietete Weipert mit zehn „Kameraden" direkt einen Wagen nach Rom. Jeder mußte 100 Gulden zahlen, so daß der Kutscher im ganzen 1100 Gulden erhielt. Dafür mußte dieser aber auch für Logis und Beköstigung der jungen Leute sorgen und für ihre Sachen einstehen. An fünf Tagen sollte er nach ihrem Wunsche unterwegs Rast machen.

Über Reutte und durch die Ehrenburger Klause ging es nach Innsbruck, wo man zum erstenmal einen Tag liegen blieb. Weipert hatte wenigstens hier einen Brief zu finden gehofft. Aber nicht einmal der Bruder hatte ihm geschrieben. Noch einmal schrieb Weipert am 5. Oktober an die Mutter. Noch einmal bat er sie um Verzeihung, daß er die Reise mache. Er habe gedacht, sagte er, die Eltern würden in jetziger böser Zeit eher consentieren als ehedem in besseren Tagen. Dabei habe er geglaubt, daß sie in Mainz eingeschlossen seien und ihm keine Nachricht geben könnten. Beschwerlich wolle er den Seinigen nicht sein. Reisegeld habe er von dem Kurfürsten bekommen. Kleider und Weißzeug erhielten die Alumnen im Collegium. Weipert bitte nur um etwas Geld für kleinere Anschaffungen und zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Rom. Er hoffe, nun etwas ordentliches zu lernen und dann den Seinigen nützen zu können. Die Mutter möge ihm doch um Gotteswillen verzeihen. Der Vater habe immer alles zu schwer genommen. Sie möge ihm doch einmal etwas über ihr Befinden und über des Vaters Ende mitteilen lassen.

*) Es ist der Bruder des Hofmarschalls. Er war auch Domherr zu Eichstädt, wurde dort 1705 Bischof und starb 1725. Es sind mehrere Briefe aus seiner römischen Studienzeit vorhanden, in denen er sich vertrauensvoll gegen Georg Christoph ausspricht.

Von Innsbruck führte wie noch heute der Weg über den Brenner nach Botzen, Trient und Mantua. Am 25. Oktober 1689 langte Weipert endlich in Rom an.

Das Collegium Germanicum et Hungaricum gehörte zu den Schöpfungen, die mit der Wiederbelebung des Katholizismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und insbesondere auch mit der Gegenreformation zusammenhängen. Es verdankte den Jesuiten seine Entstehung. Papst Julius III. hatte es durch ein Diplom von 1552 dann sanktioniert, Gregor XIII. ihm bedeutende Priviligien verliehen. Kaiser Ferdinand II. hatte durch einen Erlaß vom 14. September 1628 — also in dem Moment wo die katholische Reaktion ihre höchsten Triumphe feierte — die Promotion im Collegium Germanicum der an jeder beliebigen deutschen oder italienischen Universität gleichgestellt, und die Berechtigung der Zöglinge zu allen kirchlichen Würden ausgesprochen.

Die Anstalt bestand aus zwei durch Brücken mit einander verbundenen Gebäuden. Sie hatte acht Schlafsäle und war auf 100 Alumnen berechnet. Die Bewerber hatten sich an den Rector collegii zu wenden. Dieser prüft die Eingaben; die definitive Entscheidung lag aber in den Händen der sogenannten Protektoren, die aus der Zahl der Kardinäle genommen wurden: nach einem Brief des Vetters Knebel*) waren 1664 vier Protektoren vorhanden, und er bemerkt ausdrücklich, der Rektor müsse ihnen gehorchen. „Es geschieht nichts, sie wissen es."

Sehr bezeichnender Weise sollten die in den „Provinciis Haereticorum nati" den andern bei der Aufnahme vorgehen. In zweiter Reihe wurde Wert auf den Adel und die Verwandtschaften gelegt. Besondere Rücksicht sollte auch bei der Aufnahme auf Empfehlungen von Fürsten genommen werden. Aus allen deutschen und ungarischen Ländern, schreibt Knebel, seien Schüler im Collegium. Unter den hervorragenden Klerikern, die als Weiperts Coätanen aufgeführt werden, sind die meisten

*) Aus dem Collegium Germanicum.

Oesterreicher oder Ungarn. Neben ihnen werden die späteren Weihbischöfe (von Wildegg) von Constanz und (Beyweg) von Speyer aufgeführt.

Eigentlich sollte der Aufzunehmende 21 Jahre zählen, so daß also Weipert, da er noch keine 20 zählte, eigentlich nicht hätte aufgenommen werden können. Doch wird ausdrücklich bemerkt, daß die Kardinäle, namentlich, wo es sich um Vornehmere handele, in diesem Punkt Nachsicht zu üben pflegten. Außerdem wurde verlangt, daß der aufzunehmende ehelicher Abkunft, von einer ehrenhaften Familie, und daß er der deutschen und lateinischen Sprache mächtig sei.

Hier mögen noch einige Mitteilungen über die Einrichtung des Collegs und das Leben darin gestattet sein. Die Aufnahme erfolgte immer im Oktober. Außer den Alumnen gab es auch eine geringe Zahl von bloßen Konviktoren, die keinen Eid leisteten, ihren Lebensunterhalt aber auch selbst bestritten.

Von den Neuaufzunehmenden wird verlangt, daß sie sich sofort in das Collegium begeben.*) Wer auch nur eine Nacht außer dem Colleg zubringt, wird nicht aufgenommen. Hundert Scudi müssen für die Rückreise deponiert werden: das oben erwähnte „Depositum". Die Neuankömmlinge werden nicht sogleich mit den andern Alumnen zusammengebracht. Sie müssen sich vorher drei Tage in der Einsamkeit der Betrachtung göttlicher Dinge und der Selbstprüfung widmen. Am dritten begeben sie sich nach St. Peter, wo sie das hl. Abendmahl empfangen. Darauf haben sie ein gewisses Examen zu bestehen und über ihr Vermögen Auskunft zu geben. Erst dann werden sie in das Collegium aufgenommen, mit dem Talar beschenkt und unter die Novizen eingereiht. Solche bleiben sie ein Jahr. Es wird von den Novizen unter anderem gesagt, daß sie sich nach dem Frühstück täglich eine halbe Stunde dem Cantus Gregorianus zu widmen haben. Nach Ablauf eines Jahres findet ein Gesangsexamen statt.

---

*) Von Weipert wird ausdrücklich berichtet, daß er dies getan.

Die Novizen werden in zwei besondre Schlafsäle verteilt und unter die Aufsicht zweier alumni veterani, die sie überallhin begleiten (des Magister noviciorum und des Ductor), gestellt. Von diesen abgesehen dürfen auch die Veteranen nur auf Grund einer außerordentlichen Erlaubnis mit den Novizen sprechen.

Wenn sie zu keiner Klage Anlaß gegeben haben, so leisten die Novizen nach einem halben Jahr: gewöhnlich ums Pfingstfest in der Kapelle den Eid. Sie versprechen darin, sich dem geistlichen Stande zu widmen, in diesem ihrem Vaterlande zu nützen, in kein Kloster einzutreten, und — auch kein anderes Geschäft nebenher zu betreiben. Vorher geht eine von dem Rektor zelebrierte feierliche Messe und abermals die Austeilung der Hostie. Der Eid muß schriftlich und mit eigener Unterschrift versehen überreicht werden.

Nun folgen die weiteren sechs Monate des Noviziats; dann werden die Novizen alumni veterani. Als solche kommen sie möglichst in denselben Schlafsaal mit ihren Landsleuten. Es gibt 10 Nationen im Kolleg: Österreicher, Elsässer, Bayern, Franken, Rheinländer, Schlesier, Schwaben, Westfalen und — Ungarn. Jede hat ihren eigenen Heiligen, der an dem ihm geweihten Tage bei Tisch durch einen Vortrag verherrlicht wird: die Rheinländer die hl. Ursula und deren Genossinnen.

Früh nach Glockenschlag wird aufgestanden. Eine halbe Stunde ist Andachtsübungen gewidmet. Teils gemeinsame, teils private Lektüre, wozu das Buch vom Konfessionarius ausgewählt wird! Vor dem Schlafengehen gemeinsames Abendgebet, das einer vorspricht! „Tum conscientiam excutiunt taciti."

Das Essen findet in den Speisesälen an langen Tischen statt. Es wird dabei geschwiegen. Doch kommen auch von den orationes piae abgesehen lateinische oder italienische Vorlesungen vor. Die Beköstigung soll frugal, aber reichlich sein. Die Verpflegung der Alumnen ist vollständig frei. Jeder erhält auch unentgeltlich die nötige Wäsche, sowie Kleidung und Bücher.

Die Alumnen sollen mindestens 7 Stunden Schlaf haben. Schläge und andre Knabenstrafen kommen nicht mehr vor. Die

leichteren Vergehen werden bei Tisch bekannt gemacht. Wen das nicht bessert, der wird in einem besondren Schlafsaal sezerniert. Größere Vergehen werden durch Entlassung bestraft. Hausbesuche auf Einladung hin sind, wenn die Aufsicht führenden Kardinäle es gestatten, erlaubt. Ebenso das Gespräch mit Externen; doch ist dies den Alumnis veteranis nur in der Aula und nur auf eine bestimmte Zeit zu gestatten. Den Novizen ist dafür ein besondrer Ort angewiesen.

Alle Alumnen dürfen nur wenig eigenes Geld haben. Was die Eltern schicken, wird dem sogenannten Minister übergeben, an den sich der Alumnus wenden muß, wenn er etwas haben will. Die Tracht der Alumnen ist ein bis auf die Knöchel reichendes rotes Gewand. Darüber tragen sie beim Ausgehen eine weiße Toga.

Was die Studien betrifft, so hören die Alumnen die Philosophie und Theologie im Collegium Romanum, die Controversiae de fide und Canones sacri im Hause. In ersterem wird nach Diktat geschrieben. Zu Hause hört man ohne zu schreiben zu. In der philosophischen Fakultät werden Aristoteles und — Newton behandelt. Die häuslichen Vorlesungen über die Kontroversen und Canones finden früh morgens vor dem Frühstück statt; und zwar so, daß in einem Jahr je eine Abteilung über die Kontroversen hört und eine über die Canones.

Täglich zu bestimmter Stunde klassenweise Repetition mit Disputieren. Dazu wöchentlich in Gegenwart der Patres und der sämtlichen Alumnen größere Disputationen über eine theologische oder philosophische Frage. Davon zu unterscheiden, sind noch die feierlichen Disputationen im Collegium Romanum. Zweimal im Jahr, im Mai und September, finden Examina unter dem Vorsitz des Rektors statt. Die am besten bestehen, werden für die öffentlichen Disputationen bestimmt, resp. zu Bidellen ihrer Klasse auserwählt.

Mindestens einmal im Monat wird kommuniziert; dazu an den Festtagen und den Sonntagen des Advents und der Quadragesimae. Die meisten aber kommunizieren alle Woche.

Besondrer Marienkultus! Dafür sind alle Alumnen in zwei Sodalitates geteilt: die der immaculata conceptio und die der assumtio. Jeden Sonnabend ist Mariengottesdienst in der Marien-Kapelle der Veterani*). Die Alumnen ziehen dann Abends venerabundi mit Gesängen an dem Marienaltar vorüber. An den andern Wochentagen finden in der Kapelle Officien pro defunctis sodalibus statt. An bestimmten Tagen feierliches Ermahnen zur Pflicht durch den Rektor. Zu den allgemeinen religiösen Übungen können auch noch freiwillige hinzugefügt werden.

An jedem Sonntag hält ein Alumnus eine lateinische Oration super mensam (siehe oben), die aber vorher vom Praefectus studiorum begutachtet und emendiert wird.

Am Allerheiligentag hält ein Alumnus in der päpstlichen Kapelle vor Papst und Kardinälen eine Oration, die brevis et concinna sein soll. Ein solcher Vortrag gereichte dem Betreffenden zu großer Ehre, und es wurden nur hervorragende Alumnen dafür bestimmt. Die gehaltene Predigt wird kunstvoll auf Pergament geschrieben und im Archiv des Collegiums niedergelegt. Am nächsten kommt dieser Predigt eine andre lateinische in der Kirche des heil. Apollinaris am Feste des St. Eustachius. Hierzu kommen dann noch fünf sonntägliche deutsche Predigten der Alumnen. Müßiggang ist gänzlich ausgeschlossen. Doch haben die Alumnen täglich nach dem Frühstück und nach dem Mittagessen je eine Freistunde, in der sie sich ohne Zwang unterhalten dürfen; und dazu auch noch einige kleinere Pausen.

Die Ferien sind im Herbst. Drei Tage derselben sind Exercitiis spiritualibus nach der Vorschrift Loyolas gewidmet. Interessant ist es, daß das Collegium eine Villa vor der Stadt besitzt, in die auch außerhalb der Ferienzeit wöchentlich ein Ausflug gemacht wird. Die Alumnen nehmen dort verschiedene Kugelspiele vor. In der Villa selbst werden kleine elfenbeinerne Kugeln dazu verwandt, was doch schon auf eine Art Billard hinauszukommen scheint. Auf einem Platz im Freien bedient man sich großer hölzerner Kugeln.

*) Das Collegium hatte noch eine zweite Marienkapelle.

Andere Spiele und ebenso alle ritterlichen Übungen sind verboten. In der Bachanalzeit – worunter doch wohl Fastnacht zu verstehen sein wird — besuchen die Alumnen zuweilen das Theater Seminarii Romani. Auch Schauspiele im eigenen Collegium gibt es. Bei öffentlichen Aufzügen dürfen die Alumnen zusehen, an den Festtagen die päpstliche Kapelle besuchen.

In den Hundstagen fallen die Nachmittagslektionen weg. Die Alumnen besuchen dann im geschlossenen Zuge die Kirchen, Paläste und Villen der Vorstädte. Nach Beendigung des dritten Jahres machen sie eine größere Exkursion nach Tuskulum, um die dortigen Villen zu besichtigen. Mit dem Morgengrauen wird zu Wagen aufgebrochen; abends kehrt man zurück.

Die Bibliothek steht nicht allen zugleich offen. Jeder Schlafsaal hat seinen eigenen Bibliothektag. Die Bibliothek für die Alumni veterani und die für die Novizen sind gänzlich getrennt.

Die große Aula ist der Ort, wo alles Öffentliche und Feierliche vorgenommen wird, und wo auch die feierlichen Disputationen stattfinden. Zu dem Collegium gehört die Kirche St. Apollinaris, in der die Alumnen den Gottesdienst verrichten. Zur Weihnachtszeit finden hier Festspiele statt, zu denen alles Volk herbeiströmt. Es gibt auch ein Krankenzimmer; ein ständiger Chirurg ist im Haus angestellt.

Außer den Curatores domesticis sind 11 Jesuiten in der Anstalt, alles Italiener, sodaß die Alumnen stets lateinisch oder italienisch reden müssen. Unter den 11 Jesuiten nimmt der Rektor die erste Stelle ein; dann kommt der Minister und dann der Socius. Drei Jesuiten sind die Repetitoren der jungen Leute.

Seit seinem Eintritt in das Collegium Germanicum nannte sich Gottfried Weiprecht nur noch Gottfried, und ich schließe mich dem von jetzt ab an. Mit diesem Namen seines katholischen Paten*) ist er auch in das Verzeichnis der Alumnen des Collegiums eingetragen. Als ein neuer Mensch sollte er sich fühlen.

Mit ganzer Energie hat sich Gottfried auch in Rom seinen

*) von Ingelheim.

Studien gewidmet. Die Arbeit war ihm nie zu viel. Das Leben im Collegium wird seinen Neigungen in mancher Beziehung entsprochen haben. Doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich seiner Zeit der Vetter Knebel aus einer ganz andren Stimmung heraus befriedigt erklärt hatte. Er schrieb an Georg Christoph am 22. März 1664: „Wir werden gar hoch geacht in der ganzen Stadt, man läßt uns alles sehen. Wir haben schöne observationes und regulas. Wer sich nur ein wenig weiß zu halten und schlau dabei ist, kann wohl durchkommen. Man ist doch lustiger hier als in seinem eigenen Vaterlande. Es wird auch viel connivirt. Man straft nicht so bald." War die Disziplin der Jesuitenschulen in dem Zentrum Rom etwa schon laxer geworden als in Deutschland?

Die Nachrichten über Gottfried fließen in der ersten Zeit spärlich. Wahrscheinlich wurde seine Korrespondenz streng überwacht. „Die Brieff, die wir bekommen", hatte Knebel gesagt, „werden alle aufgemacht, damit nichts heimliches oder verführerisch geschrieben wird." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wenigstens in der ersten Zeit bei Gottfried auch die Briefe, welche er schrieb, durchgesehen wurden. Jedenfalls enthalten sie nicht die leiseste Andeutung über sein Leben und seine Stimmung. Auch die Scheu vor der Mutter mag freilich mitgewirkt haben. Es ist deshalb wohl angezeigt, auch etwas über die Art und Weise zu sagen, wie diese seine Handlungsweise beurteilte und wie sie sich innerlich jetzt zu Gottfried stellte.

Darüber, daß sie seine fluchtartige Reise nach Rom aufs aller schärfste verurteilte, kann kein Zweifel bestehen. In den Aufzeichnungen religiösen Inhalts, die sie für ihre Kinder hinterließ, heißt es: „Gott zu lieben und den Eltern zu gehorsamen, solches befiehlt Gott im ersten und vierten Gebot und solches ist das erste Gebot, das Verheißung hat: auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest auf Erden. . . . Ein Aug, das seinen Vater verratet und seine Mutter spottet zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen. Sprüch. 30. 17."

In ihrer nach dem Tode Georg Christophs niedergeschriebenen kurzen Biographie, verweilt sie ganz besonders bei dem Tode ihres eigenen Vaters. In einem Gedichte klagt sie:

„Ach hätt ich meinen Vater noch,
Pfleg ich jetzt oft zu sagen,
So wäre mir seine Vatertreu
Und Güte nötig Behagen.
Er an sich selbst war so gethan,
Aller Weisen sich anzunehmen.
— — — — — — — —
Gott erweck' ihn fröhlich auf
An jenem großen Tage
Und verleih mir auch die Genad,
Seinem Thun so nachzuleben,
Daß auch die Nachwelt könne mir
Ein gutes Zeugnis geben."

„Solches schreibe ich meinem lieben Herrn Vatter seliger aus kindlicher Schuldigkeit mit hochbetriebtem Hertzen."

Um Maria Katharina ganz zu verstehen muß man aber auch einen Blick auf ihre anderweitigen Aufzeichnungen beim Tode ihres Mannes werfen. „Der Allmächtige barmherzige Gott" schreibt sie in Beziehung auf diesen, „woll ihm an jenem großen Tag eine fröhliche Auferstehung verleihen und mir in meiner hertzlichen Betrübnis und schwerem Kreitz mit meinen verlassenen Kindern beistehen, der leider das Band unsrer guten Eh, hertzlichen Lieb und Treu durch diesen unvermuteten Fall so bald verrissen hat. — Ich möchte wohl mit Jeremia*) klagen: ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Tränenquellen wären, daß Tag und Nacht genug beweinen könnte mein groß Elend! Gott verleih', daß mir einander bald im ewigen Leben widersehn mögen, dann ich winsch mir zu sterben und verlang nicht mehr zu leben, ich bin meines Lebens mied und des Tods begierig. Ich verlang hertzlich mit Paulo**) aufgelöst zu sein und bei meinem Herrn Christo zu sein. O Herr Jesu komm bald, hole mich Dein betriebtes Kind zu Haus."

*) Jerem. 8. 33.
**) Phil. 1. 23.

In der Ermahnung an ihre Kinder sagt Maria Katharina ferner, „mein Kind, Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Hertzen und hiete Dich, daß Du in keine Sinde willigst, denn wer den Herrn ferchtet, dem wirds wohlgehen in der letzten Not und wird endlich den Segen behalten. Wir sollen auch unser christliche Lieb erweisen, dann Sirach saget: mein liebs Kind, laß den Armen nit Not leiden und sei nicht hart gegen den Derftigen. . . . Die Bitte des Elenden schlage nicht ab. . . . Dann Christus saget: was Ihr an diesen geringsten thuet, das habt Ihr mir gethan."

„Gott ist gut. Er hat den Namen vom Guten; er ist der Anfänger alles Guten; darum rufet ihn an um das Gute, so werd er Eich siehren und regieren zu allem Guten und zuletzt geben das ewige Gut; dann seid Ihr wohlversorgt, und mich mangelt nichts, wann Ihr in Gott gesättigt seid. Dazu hilf' Eich die heilige Dreifaltigkeit um das blutige Verdienst Jesu Christi willen. Amen."

„Gott, dem Anfänger und Ender,
Gott, dem Mittler und Vollender,
Gott, dem Geber aller Gither,
Gott, dem frommen Menschen Hiether,
Gott, befehle ich all die Meine.
Gott, nehme in Schutz alle die Deine!
Gott, regiere ihren Lauf
Gott, nimm Deine Schäflein auf!
— — — — — — — — — —
Der Anfang Eures Thuns,
Das Mittel und das End
Befehle ich, oh Herr,
In Deine starke Händ;
Der Du im Himmel wohnst,
Ein Herrscher bist der Erden,
Ach stehe Den Guthen bei;
Das Böse zunicht laß werden!"

Das religiöse Fundament war bei Gottfried und Maria Katharina dasselbe. Und doch welche Gegensätze!

Erst Anfang Januar 1690 langte in Rom ein Brief des Bruder an, durch den Gottfried endlich etwas Näheres über den

Tod des Vaters erfuhr. Am 8. Januar dankt er dem Bruder. Es freue ihn, setzt er hinzu, daß es Mutter und Schwestern besser gehe, als er gefürchtet. Er wünscht den Seinigen ein glückseliges neues Jahr und alles Wohlergehen: er erflehe für sich die Gnade von Gott, daß er seiner Mutter dereinst mehr Freude machen könne, „als sie mein Tag betrübet." Gottfried bittet auch um Nachricht über das Treiben der Franzosen in der Pfalz und bei Mainz, wo sie, wie es in Rom heiße, alles abbrennten.

Allmählig wurde die Korrespondenz doch wieder eine etwas regere. Die Briefe gingen anfangs über Venedig, später über Mantua und wurden regelmäßig nach Mainz adressiert, wo sie im Knebelschen Hofe abgegeben wurden.*) Ein Brief von Hattenheim nach Rom brauchte mindestens 14 Tage, zuweilen aber auch vier und sogar fünf Wochen.

Über die Vermögensverhältnisse der Familie spricht Gottfried in dieser Periode auch nur kurz und andeutungsweise. Zu Vormündern wurden für ihn und seine Geschwister zwei Protestanten ernannt: aus der väterlichen Verwandtschaft Otto Ludwig von Koppenstein, aus der mütterlichen der Partenheimer Wallbrunn. Den Oheim Johann Adolf scheint man, schon weil er sich im Kriege befand, übergangen zu haben. Herr von Ingelheim lehnte ab.

Es ist natürlich nicht richtig, wenn Gottfried in den Aufzeichnungen aus dem Ende seines Lebens sich zu der Behauptung versteigt, er sei durch eine väterliche Disposition enterbt worden. Der jüngere Bruder sollte jetzt die Hauptmasse der Güter übernehmen. Dies sollte aber, ganz wie in der vorigen Generation, durch eine brüderliche Vereinbarung festgesetzt werden. Demgemäß ist auch tatsächlich verfahren; und wenn sich Gottfried später mit einem Minimum aus den väterlichen Gütern abfinden ließ, so war das sein eigener Entschluß.

Noch lange Jahre blieb die Verwaltung der Güter in den Händen der Mutter. Und diese tat für Gottfried, was sie in

*) Auch andere Briefe an die Familie Langwerth wurden unter der Adresse des Knebelschen Hofes in Mainz abgesandt, und wir erfahren, daß sie dort alle Donnerstag Abend abgeholt wurden.

der schweren Kriegszeit tun konnte. Allerdings waren aber jetzt die Rollen zwischen den beiden Brüdern in vieler Beziehung ausgetauscht; und daraus hat sich ein Mißverhältnis zwischen ihnen entwickelt, und zwar um so mehr, als Gottfried der geistig bedeutendere war und bis dahin für das zukünftige Haupt der Familie gegolten hatte.

Der nächste vorhandene Brief Gottfrieds an den Bruder ist vom 30. Juni 1690. Er läßt der Mutter für den erhaltenen Wechsel danken und verspricht, öfter zu schreiben, weil er nun wisse, daß seine Briefe richtig ankämen. „Es wäre viel zu reden, so der Feder nit wohl zu vertrauen", hatte der Bruder in Beziehung auf die Kriegsereignisse geschrieben. Gottfried hält die Gefahr eines Bekanntwerdens der Mitteilungen aus Hattenheim nicht für so groß und bittet den Bruder „konfident zu schreiben." Die Verwüstung durch den Krieg beklagt er sehr. Mit besondrer Entschiedenheit rät er dem Bruder ab, Kriegsdienste zu nehmen, weil dieser sich den Geschwistern und sich selbst erhalten müsse. Gottfried weist den Bruder aber auch darauf hin, daß er (Gottfried) wegen des Krieges seine Studien in Deutschland gewiß nicht habe fortsetzen können.

An allem nimmt er Teil. Es freue ihn, schreibt er am 19. August 1690 an den Bruder, daß es sich endlich mit dem Befinden der Mutter und der Schwester bessere. In einem 14 Tage früher geschriebenen Briefe habe er dem Bruder schon seine Freude ausgedrückt über „des Herrn Ohme fernere Promotion", d. h. über dessen Ernennung zum Kommandanten von Erfurt. Gottfried dankt dem Bruder für sein Bemühen „wegen des ihm überschriebenen Zufalls", d. h. wegen eines von einem Verwandten oder Paten zugefallenen Legats. Da er aber dergleichen Dinge immer zu spät erfahre, und wegen des Hin- und Herschreibens wenigstens ein Monat vergehe, so habe er an verschiedenen Orten Vorsorge getroffen und wolle die Betreffenden in dieser Beziehung bei frischem Gedächtnis erhalten.

Bei Gottfrieds bedeutenden Gaben und seinem Fleiß konnte es nicht fehlen, daß er bald zu den hervorragenden Schülern gehörte.

Nachdem bei seinem Abgang ausgestellten Testimonium studiorum et morum des P. J. Fr. Saganus S. J. hat er mit unermüdlichem Eifer dem Studium der Scholastik, des kanonischen Rechts und der Kontroversisten obgelegen. Sein Erfolg war derart, daß er bei den monatlichen Disputationen im Kolleg die zu behandelnden Thesen aus dem gesamten Gebiete der Theologie stets zur größten Zufriedenheit seiner Lehrer verteidigte und alle gemachten Einwürfe seiner Gegner „aufs Schlagendste" widerlegte. Das Zeugnis setzt hinzu, daß Gottfried sich auch in betreff seiner Frömmigkeit, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit, sowie hinsichtlich der pünktlichen Befolgung der Hausordnung rühmlich hervorgetan habe und den übrigen Alumnen mit dem besten Beispiele vorangegangen sei. In dem noch heute vorhandenen Katalog derselben heißt es von Gottfried: in Studiis optime. profecit, quoad mores et disciplinam egregie se gessit. Er wurde zum magister noviciorum ernannt. Von allen Seiten gelangten jetzt erfreuliche Nachrichten über Gottfried nach Hattenheim. Am Weihnachtsabend 1691 hatte sich unter diesen Umständen die Mutter zu einem Brief an ihn entschlossen. In seiner Antwort vom 1. Februar 1692 kommt Gottfried auch auf den alten Plan eines Eintritts in den deutschen Orden der trotz seines Eids noch möglich gewesen zu sein scheint, zu reden. Die Mutter hat mit Frau von Hoheneck*) darüber gesprochen und diese hat sehr abgeraten. Er stimme, schreibt Gottfried, mit der ungünstigen Meinung, die die Mutter und Frau von Hoheneck von einem solchen Plane hätten, überein. Wenn die Mutter es

*) Vermutlich Eva Maria, Gemahlin des Lothar Friedrich von Hoheneck. Zwei Schwäger derselben gehörten dem Deutschen Orden an. Ihr ältester Schwager war der Mainzer Domscholoster und Vicarius Generalis Anselm Franz von Hoheneck, der sich in den 60er Jahren mit seinem Bruder ebenfalls in Rom aufhielt und, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, damals dem Collegium Germanicum angehört hatte. Diese Hoheneck waren Gemmingensche und nicht Langwerthsche Verwandte (die Verwandtschaft beruhte auf den Helmstadt): ein weiterer Beleg, wie damals auch Familien, die schon seit Generationen streng protestantisch waren, noch mit dem katholischen Adel verwandtschaftlich zusammen hingen.

nicht gern sähe, so hätte er vollends keine Lust zu einem Eintritt in den deutschen Orden. Das Seine Kurf. Gnaden von Mainz ihn zu Augsburg für das Domkapitel rekommandiert, wisse er wohl. Er habe dies schon vor zwei Jahren bei der Krönung des römischen Königs gethan (1690, als Joseph I. als römischer König gekrönt wurde). Er selbst habe damals an den Domherrn Knebel in Augsburg geschrieben. Dieser habe ihm freundlich geantwortet und ihn zu rekommandieren versprochen, aber nicht viel Hoffnung gemacht, da der römische König schon Andere empfohlen habe. Auch für das Mainzer Domkapitel habe Gottfried nicht viel Hoffnung. Der Papst könne nur in den seltensten Fällen dort Domherren kreieren, und der Kurfürst würde ihm natürlich seine Vettern, die jungen Herren von Ingelheim vorziehen. Uebrigens habe er dem Herrn Domkustos*) geschrieben und ihn gebeten, sein gnädiger Patron zu verbleiben." In Hildesheim, Münster, Paderborn und ganz Westfalen seien keine Domiceller (Domherren ohne Sitz und Himme im Kapitel) und man könne dort bei erforderlichem Alter gleich nach gehaltener Residenz zu Kapitel gehen: ähnlich in Augsburg. An diesen Orten und ganz Deutschland außer Würzburg, Bamberg, Köln und wenigen anderen habe der Papst 6 Monate. Dieser berücksichtigt die Petenten aus dem Collegio Germanico und zwar meistens nach der Altersordnung, sodaß er jetzt Aussicht habe. Im Herbst 1691 habe er sich um Hildesheim beworben, der Papst sei aber krank gewesen, und Kardinal Batarius (?) habe auf Rekommendation des Kölner Nuntius einen anderen vorgezogen. Sobald eine Stelle vakant, wende man sich an den Rektor. Alles Vorherbitten helfe nichts. Der Papst lasse sich nicht darauf ein, damit „nit Ursach sei, auf eines anderen Todt zu hoffen oder gahr zu befördern". Die Mutter solle sich nur

*) Es ist wohl Johann Lucas von Ingelheim gemeint, der nach Humbracht Domkustos zu Mainz war. Eine Verwandtschaft mit diesem bestand eben so wenig als mit Gottfrieds Paten Marsilius Gottfried von Ingelheim, der 1679 als Mainzer Domherr gestorben war. Aber man hielt doch an den Beziehungen der beiden Familien fest.

keine Sorgen hierüber machen; sie habe ohnehin schon genug zu sorgen. Er sei zufrieden und hoffe sein Glück schon zu finden. Möchte es nur Mutter und Geschwister nicht übler ergehen als ihm! — Im Kolleg seien jetzt 80 Alumnen. Von Bekannten nenne er „die beiden Söhne des Obermarschalls, so meine Schulgesellen,*) und des von Knebel Schwager Bassenheim".**)

Er habe die üble Nachricht erhalten, daß der Rhein bei Coblenz zugefroren sei. Gewiß sei er es auch bei Mainz. Er hoffe, Gott werde auch dies Jahr das Land diesseit (d. h. rechts) des Rheins erhalten wie im vorigen Jahr.

Von jetzt an folgen sich die Briefe rasch und sie gehen nur noch über Mantua und Augsburg. Die meisten sind jetzt an die Mutter gerichtet. Der am 12. April geschriebene beschäftigt sich eingehender mit dem Krieg am Rhein. Der Bruder möge, schreibt Gottfried, ehe er sich für den kaiserlichen Kriegsdienst entscheide, mindestens noch abwarten, auf welche Seite sich das Glück schlage. Wäre es, „da Gott vor sei" auf französische, so wüßte man ja, wie die Franzosen gegen die Güter und Verwandten der gegen sie Dienenden verführen. Der Bruder wäre es also den Seinen zu warten schuldig, um diese nicht in noch größere Not zu bringen. Außerdem dürfe er Mutter und Schwestern nicht verlassen. Um der ersteren Willen möge er mindestens noch warten, bis Gottfried wieder da sei; „da dann dem Bruder weit wichtigere Ursachen sagen werde, so er jetzt füglicher denken als ich schreiben kann". Er werde vielleicht bald wieder zu Haus sein. Um eine Präbende in Mainz wolle er sich doch nicht bewerben. Ältere Leute seien dazu nötig, „die gleich zu Capitell gehen und der Figuren mehr machen können, wozu ich incapabel bin, als der erst vom Studiren komme". Er würde nur Spott erlangen und mit Recht. — Nächste Pfingsten etwa werde ein jetzt abreisender Freund aus dem Collegium die Mutter besuchen.

*) Offenbar ist Klassengenosse gemeint.

**) Wahrscheinlich Johann Philipp Karl Joseph Waldbott von Bassenheim, geboren 1672.

Am 10. Mai berichtet dann Gottfried, daß der Kurfürst ihm eine Stiftsherrnstelle bei dem angesehenen Stift St. Alban in Mainz angeboten habe. Gottfried ist geneigt, auf dies Anerbieten einzugehen. Er hoffe, daß die Mutter mit der Annahme einer solchen Stelle in Mainz zufrieden sei. Herr von Stadion*) sei Probst, „die übrigen Canonici meistens Dumbherren auf dem Dumbstift, alle aber von Condition**)." Die jährlichen Einkünfte betrügen 600 bis 700 fl.; man brauche nur sechs Wochen jährlich anwesend zu sein. Es daure dagegen lange, bis man auf einem Domstift zu Capitel komme. Deshalb wolle er dies Anerbieten nur annehmen; er könne ja jederzeit resignieren, wenn er nichts andres erhalte und die Frau Mutter es befehle***). Noch im Sommer 1692 entschied sich aber Gottfrieds Geschick. Der neue Papst Innocenz XII.†) wurde durch die Lehrer des Collegium Germanicum mit Erfolg auf ihn aufmerksam gemacht. Im Juni starb Graf Joachim Albrecht von Leiblfing, Domprobst zu Regensburg und Domherr zu Salzburg. Da der Juli zu den Monaten gehörte, in denen dem Papst die Besetzung der Canonikate in Regensburg zustand, so verlieh dieser das vakant gewordene Canonikat dem noch nicht 23jährigen. Der Verleihungstag ist der 11. September 1692.

Da Gottfried nicht so rasch von Rom fortkommen konnte, so mußte er sich für die Aufschwörung und Investitur vertreten lassen. Am 14. September berichtet er über die Verleihung des Canonikats an die Mutter. Dasselbe trage jährlich 1000 Thaler ein. Zwar müsse er eine Zeitlang warten, aber nicht so lange

*) Christoph Rudolf von Stadion, Domprobst zu Mainz.

**) von Adel.

***) Es scheint sich auf den Eintritt in das Stift St. Alban zu beziehen, wenn Gottfried in einem Brief vom 30. Juli der Mutter schreibt, die Unkosten betrügen 700 fl. und ein Traktament. Er wolle ihr damit aber nicht beschwerlich fallen und werde das Geld schon wo anders aufbringen können. Der Kurfürst werde ihm in dringenden Fällen Geld geben.

†) Er war ein geborner Neapolitaner und regierte von 1691 bis 1700. Ludwig XIV. gegenüber zog er mildere Seiten auf und legte den Streit über die vier Sätze der gallikanischen Kirchenfreiheit bei.

wie zu Mainz und an andern Orten. „Verhoffe also, eß werde Frau Mutter nit zuwider sein, daß selbigeß ahnnehme. Undt ist mihr dieseß wohl unverhoffter Weiß zu kommen, indehm der Kayserliche gesandte, beyde Kursürsten von Cöllen und Bayern, derer der erste daselbsten Bischoff ist, sambt noch zweien andern teutschen Fürsten führ andere ahngehalten und recommendiret, ich dennoch auf Keines Recommendation oder Ahnsuchen als nur hiesiger Patres, so sehr viel für mich laboriret, unter eilf andern, so zugleich ahngehalten, solches erhalten habe. Dieses schreibe mit dieser Post auff Eichstädt ahn Herr von Knebell, von welchem Regensburg nit fern entlegen ist, und schicke ihm die päpstliche Brieff mit Bitt, sich meiner ahnzunehmen und mich wissen zu lassen, waß weitreß zu thun". — Desgleichen schreibe er auch an den Herrn Marschall (von Knebel) und bitte diesen, durch Ihre Kurfürstl. Gnaden eine Besitzergreifung für ihn mittels des Mainzer Residenten in Regensburg zu erwirken. Auch hoffe er, von dem Kurfürsten von Mainz einige Geldmittel zu erhalten. Sollte er aber nichts von demselben bekommen, so bitte er die Frau Mutter, ihn bei dieser Gelegenheit nicht im Stiche zu lassen. Der Marschall werde ihr schreiben, falls von dem Kurfürsten nichts zu hoffen sei. — Es tue ihm herzlich leid, daß er der Frau Mutter Unkosten mache. Aber er wolle in Zukunft seinen Geschwistern nicht beschwerlich fallen und hoffe im Gegenteil diesen dienen zu können. Die Sache leide keinen Aufschub, da er sonst den Termin verpassen und das Kapitel einen Anderen wählen würde. Er wolle das Geld, sobald er es vermöge, restituieren. Wie viel die Kosten in Regensburg betrügen, wisse er noch nicht. In Rom werde er etwa 60 Thaler auf der Kanzlei für die Anfertigung der verschiedenen Schriftstücke zu zahlen haben, und bitte er die Mutter, ihm diese Summe mit gewöhnlicher Gelegenheit zu senden. Wegen der Ahnenprobe möge der Bruder nachsehen. Er erinnere sich, daß der Vater einen Stammbaum aufgestellt habe. Im Fall der Not müsse man sich in dieser Sache an den in der Generalogie so sehr bewanderten Herrn von Greiffenclau oder an den Ohm in Erfurt wenden. Herr von

Knebel werde ihm schreiben, „wie viel Ahnen probieren muß". „Mein Abreyß bleibet verschoben, biß daß wegen Regensburg versichert bin, undt biß erfahre, wie baldt die Residens thun muß, wonach mein studiren richten muß".

Am 17. September wiederholt Gottfried dem Bruder das, was er an die Mutter geschrieben. Er bittet auch den Bruder sich wegen der Ahnen umzuhören und mit Herrn von Knebel in Mainz in Verbindung zu setzen, der seine Ernennung dem Kurfürsten anzeigen werde. Es tue ihm leid, daß er dem Bruder mit dieser Bitte im Herbst komme, wo er Anderes zu tun habe, „bitte dennoch meiner nit zu vergeßen, indehm ihm ja selbsten, wie er wohl weiß, daran gelegen ist, daß diese Provision bekomme. Wann etwa der Bruder Schriften wegen Regensburg verfertigen laset, worauf mein Nahme stehet, bitte selbigen nit anderß alß Gottfried Langwerd von Simmern schreiben zu lasen, indehm also auf den päbstlichen schriften, so auf Regensburg geschicket, stehet," Man nehme solche Sachen sehr streng.

Auch an die beiden Vormünder hat Gottfried in der Angelegenheit des Kanonikats geschrieben und es sind dies die einzigen Briefe an dieselben, die sich von ihm erhalten haben. Er bittet auch sie für den Fall, daß der Kurfürst nichts bewilligen sollte, um eine pekuniäre Beihülfe und wiederholt die der Mutter und dem Bruder gemachten Versprechungen. Um diese Zeit hat Gottfried auch die Subdiakonatsweihe erhalten. Seine eigentlichen Studien waren zu Ende.

Es mögen hier noch einige Briefe Gottfrieds aus Rom ihren Platz finden:

An die Mutter.

Rom, den 27. Oktober 1692.

„— — — freuet mich zu vernehmen, daß mein erhaltenes Canonicat nit etwa Fr. Mutter zuwieder. Ingleichen thue mich höchsten bedancken für all gethanes Anerbieten. Die Unkosten zwar zu Regensburg für die Auffschwörung und Statuten werde von meinem H. Öhm oder Ihro Churf. Gn. bekommen. Hiesige

aber — — — — habe unterdessen von meinem Reisegeld, womit hinauskommen wollen, genommen. Bitte also gar sehr, Fr. Mutter wolle doch, dafern es möglich, dieses aufbringen und mir überschicken, indem meinem H. Öhm noch zur Zeit nicht gern molest sein mag, als welchem nach meiner Abreis oft genug kommen werde, und sollte (ich) auch schon dieses von ihm bekommen, wollte es, was übrig ist, zu meiner Reis verwenden, damit nicht so gerad nach Haus gehen müßte, sondern etwa eine Reis durch Italien thuen oder mich zu Regensburg etwas aufhalten könnte, welches letztere absonderlich wohl höchst nöthig sein wird, damit nämlich bei selbigen Herrn mich bekannt machete, daß etwa ein Nebenstift oder dergleichen was bekäme, so unterdessen genießen könnte, bis zu Capitul komme. — — — — Daselbsten stehet meine Sach ganz wohl und verhoffe mit nächstem Possession nehmen zu laßen; sind allda nur halb so viel Domicellares als zu Mainz, nämlich nur 9, so nichts oder nur sehr wenig zum Besten haben. Wann diese hinter mihr habe, kann zu Capitul kommen. — — Sonsten thuet mir sehr leid, daß verstanden, wie die Belagerung (der) Ebernburg*) aufgehoben. Wann etwas veränderliches der Orten sich zutragen sollte, bitte mich doch wissen zu lassen, indem mich von Herzen verlanget, dero Zustand zu vernehmen. — —"

Am 1. November wurde Gottfried die, wie wir wissen, so hoch geachtete Auszeichnung zuteil, vor dem Papst und dem gesamten Collegium der Kardinäle predigen zu dürfen. Welches Aufsehen auch dies Ereignis bei Gottfrieds Verwandten machte, haben wir schon aus dem Briefe des Oheims Johann Adolf ersehen. Auch der Hofmarschall von Knebel schrieb in diesem Sinne an die Mutter und beglückwünschte sie zu einem solchen Sohne. Aber Gottfried schweigt auch über das alles wieder gänzlich.

---

*) Die Ebernburg bei Münster am Stein war von den Franzosen besetzt und diente als Mittelpunkt für ihre kleineren Unternehmungen. Die Aufhebung der Belagerung von seiten der Alliierten bedeutete also eine Gefahr für den Rheingau.

An die Mutter.

Rom, den 7. November 1692.

„— — — Sage höchsten Dank für übermachten Wechsel, und zwahr um so mehr, daß Frau Mutter unerachtet gegenwärtigen schlechten Zeiten so bald dieses aufbringen und mihr zu überschicken sich gelieben lassen. — — — Wie viel Ahnen von nöthen und ahn wen sie geschicket werden müssen, wird Herr Marschall berichten, als welcher dieses eher als ich erfahren wird. — — —"

An den Bruder.

Rom, den 29. November 1692.

„Des Bruders Schreiben vom 1. dieses habe zurecht erhalten, und thue mich bedanken für ahnerwünschtes Glück, so employieren werde zu dessen Diensten. — — — Zugleichen habe verstanden, daß der Bruder Lusten habe, die Jägerei zu lernen, allein verhindere ihn jetziges allgemeines Uebel, nähmlich Mangel der hierzu benötigten Unkosten. Hielte derohalben dafür, daß, wann der Bruder sonsten hierzu resolviret, und Fr. Mutter dessen zufrieden wäre, er thäte wohl daran, wann er selbige am Kurmainzischen Hof lernen thäte; und wollte er Jägerpage werden, würde es sehr wenig kosten. Allein möchte er Bedencken tragen, daß er schon zu groß, welches doch nit meine, weilen zur Jägerey auch Stärke gehöret und weilen man unter den Jägern nit allezeit gute Compagnie antrifft, ist es besser, wann einer nit gar jung dazu kommt. Jetzt ist Oberjägermeister H. Erwein von Schönborn,*) so meiner Zeit die Jägerey einen von Murach**) gelernt hat, und welcher ihm gar wohl gewollt und in Geschäften und Gesandtschaften, worinnen er von Ihro Cürf. Gnaden öfters gebraucht wird, mit sich genommen und stets bei sich gehabt, daß

*) Johann Erwein von Schönborn, später auch Geheimer Rat und Obermarschall (starb 1705 ohne Leibeserben).

**) Vermutlich ist ein Glied der Bayrischen Familie von Murach gemeint, (Vergl. Kneschke, Neues deutsches Adelslexikon Seite 425).

also der Bruder, wann er sich bei ihm wohl halten thäte, Occasion hätte, neben der Jägerei sich geschickt zu machen, auch etwa in anderen Sachen einem Herrn dienen zu können und etwas zu lernen. Wann Fr. Mutter dieses zufrieden und der Bruder hierzu Lusten hat, meinte nit, daß es große Difficultät würde haben, und würde es ihm bei Ihro Curf. Gn. Herr Marschall von Knebel zuwege bringen. Daß dieses nit viel koste, weiß der Bruder selbsten wohl, als welcher es schon ein Zeit lang probiret hat. Und wann der Bruder an einen Hof gehen Willens ist, glaubte ich, er gehe rechter an einen benachbarten, wo er bekannt ist und gute Freunde hat, auch eher Promotion zu hoffen hat als ein fremder. Bitte also, der Bruder wolle mich seine weitere Intention wißen lassen, indem der Krieg nit für ihn, den ihm auch Niemand rathen wird, absonderlich noch zur Zeit.

Meine Abreys betreffend, wäre vergangenen Herbst heraus kommen, wann nit die Occasion wegen Regensburg dazwischen kommen wäre, bei welcher nit abreysen wollen, bis meine Sach richtig. Weilen aber unterdessen der Winter eingefallen, als werde wohl, und zwar aufs längst bis Ostern warten, weilen jetzt gar unbequem zu reysen. Zu Regensburg werde im Vorbeigehen nur ansprechen, und mich nit lang aufhalten. Die Unkosten daselbst kommen nit über 300 Rthlr. Die Wappen wann sie recht gemahlet, wolle der Bruder nur ahn H. v. Knebel (den Domherrn) nach Augsburg schicken, wo er sich jetzt befindet, welchen zeither öfters bemühe, indem ebenfalls an ihn alle Schriften, so von hier aus an das Capitul schicke, adressiere. Beiden H. Brüdern von Knebel bin wohl höchsten obligiret. — — — und könnte nichts schaden, wenn der Bruder H. Marschall bisweilen aufwartete, und wann er zu ihm kommen sollte, bitte benebenst meiner gehorsamsten Recommendation schuldigsten Dank zu sagen wegen all empfangener Favor und Gnad. Selbiger wird ihm weitere Information geben können, sowohl wegen meiner als seiner gegenwärtigen Sache — — —"

An die Mutter.

Rom, den 27. Dezember 1692.

„— — — — Weilen aber durch Teutschland und Italien verhoffe eine rechtschaffene Reis zu thuen, als werde vor S. Johannis Tag nit zu Haus sein können. Reys-Compagnie von guten Bekannten allhier kann haben, so viel ich verlange. Letztlich thuet mihr leid, daß diese Händel wegen der Lehen Fr. Mutter, als welche bey jetzigen Zeiten nur allzu viel zu schaffen hat, zu weiteren Sorgen Ursach geben, und obwohl nit ohn, daß, wie Fr. Mutter gedencket, man sich ferner genugsam fürzusehen hat, verhoffe dennoch Ihro Durchl. werden nit so streng mit dem Bruder verfahren, als dessen gnädiger Herr er jetzo ist. — — —"

Es handelt sich um eine Belehnung mit den von den Grorodt stammenden nassauischen Lehen und zunächst um eine lateinische Vollmacht*), die Gottfried zur Empfangnahme der Lehen für den Bruder in Rom ausgestellt hat, und von der er nicht wußte, ob sie genügen würde. Da der Vater schon $3^1/_2$ Jahr tot war, und der Fürst von Nassau-Idstein Verlangen nach dem Gut Fachenhofen hatte, so war die Besorgnis nicht ausgeschlossen, daß der Fürst die Lehen einziehen könnte. Doch war Philipp Reinhard inzwischen in den fürstlichen Jagddienst zu Idstein eingetreten. Er fand in diesem bereits einen seiner Vettern Wallbrunn vor. Dieser hatte sich an dem Kriege gegen die Franzosen beteiligen wollen, scheint aber auf der Reise zur Armee in deren Hände gefallen und von diesen zum Aufgeben seiner Pläne gezwungen worden zu sein.

An die Mutter.

Rom, den 28. Februar 1693.

„— — — Berichte, daß meine Abreys nunmehr auf den 26ten Martii als Donnerstag nach Ostern festgestellet, wozu die benötigten Unkosten und gute Compagnie beisammen. Wenn

*) Dieselbe ist vom gleichen Datum und in einer Abschrift im städtischen Archiv in Regensburg noch vorhanden.

also Fr. Mutter beliebig, mir unterwegs etwas zu berichten, bitte die Schreiben an meinen H. Öhm zu Erfurt oder H. von Knebel zu Augsburg zu schicken, bey welchem gegen den halben May seyn, und von dort auf Erfurt gehen werde. Verhoffe also gegen End künftigen Monats Juny die Ehr zu haben, Fr. Mutter gegenwärtig aufzuwarten. — — —"

An dieselbe.

Rom, den 26. März 1693.

„Mit diesem wenigen als meinen letzten aus Rom habe hiemit aufwarten und berichten wollen, wie daß morgen frühe (geliebt es Gott) meine Abreyhs von hier nach Teutschland ahntreten werde. Und also verhoffe, innerhalb etlich Mohnat die Ehr zu haben, Fr. Mutter zu Haus aufzuwarten. Unterdessen nit ermangeln werde, solches mit Schreiben öfters zu verrichten. — — — —"

Auch bei dem Austritt aus dem Collegium durfte man keine Nacht in Rom verweilen. Es fragt sich, mit welchen Gefühlen Gottfried auf den Aufenthalt in Rom zurückblickte. Er soll sich stets und in jeder Beziehung äußerst befriedigt darüber geäußert haben. Doch ist mir persönlich eine solche Bemerkung Gottfrieds nicht vor Augen gekommen; und es darf hier wieder bemerkt werden, wie sich der Domherr und spätere Bischof Knebel bei seinem Austritt aus dem Collegium Germanicum geäußert hatte: „Nun aber bin ich ganz resolviret," hatte dieser am 19. März 1667 an Gottfrieds Vater geschrieben, „auf keine Manier eine Stunde länger hier zu bleiben, als bewußt — — —, dann ich des Collegii aus wichtiger Ursache verdrossen und der Jesuiterei," „Ich mein, ich bin lang genug in der Kaptivität gewesen und etwa mit meinem Schaden."

Daß sich die Verhältnisse im Collegium Germanicum in den seitdem vergangenen 26 Jahren wesentlich geändert haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, und Gottfried war eine zu einfache Natur, als daß er ganz anders geurteilt haben wird.

Inzwischen ging die Besitzergreifung des Regensburger Kanonikats in dem langsamen Tempo der Zeit ihren Weg. Der Vetter Knebel in Augsburg war auf Gottfrieds Bitte eingegangen. Ein eigenes päpstliches „Breve executionis“ beauftragte ihn, „statt Gottfrieds in Regensburg aufzuschwören oder im Verhinderungsfalle sich durch einen anderen eigens dazu bevollmächtigten Aufschwörer vertreten zu lassen“.*) Das Breve schickte Gottfried mit der päpstlichen Ernennungsbulle zusammen an den Vetter nach Eichstädt. Dieser aber machte von der ihm eingeräumten Erlaubnis, einen Subdelegierten zu ernennen, Gebrauch und ernannte den Stiftsdekan Franz Stepperger zu St. Johann in Regensburg zu seinem Vertreter. Letzterem wurden nun die beiden päpstlichen Urkunden geschickt, um selbige dem Domkapitel zu übergeben, und um den Tag der Aufschwörung für den jungen Kanoniker nachzusuchen. Der Stiftsdekan Stepperger überreichte mit den beiden Urkunden zugleich einen Taufschein, ein Studien-, Sitten- und Weihezeugnis, das testimonium non vitiati corporis und eine Agnatentafel über Gottfrieds adelige Abstammung. Darauf beschloß das Domkapitel in seiner Sitzung vom 6. Februar 1693, daß die Aufschwörung des neuen Kanonikus am 3. März stattfinden solle. An diesem Tage fand sich der Herr Stiftsdekan Stepperger als mandatarius substitutus im Kapitelsaal ein. Als Aufschwörer fungierten die Domkapitulare Franz Xaver Anton Zeller Freiherr von und zu Seiberstorf und Franz Joseph Freiherr von Stingelheim auf Kürn. Zeugen waren die Senioren Johann Adrian Neffzer, Chorherr zur alten Kapelle, und Johann Heinrich Großschedl, Chorherr zu St. Johann. Als Notar war für das aufzunehmende Dokument Herr Johann Baptist Urfarer zugezogen, u. j. licent, Konsistorialrat und Notarius publicus ad hunc actum sperialiter rogatus, et requisitus. Von den Kosten der Aufschwörung trug der Erfurter Onkel 160 Thaler. 100 Thaler lieh Gottfried an. Die Mutter trug, wie

*) Dies sowie das Folgende beruht vor allem wieder auf Aktenstudium des Herrn Dr. Angerer zu Regensburg.

wir gesehen, die Nebenkosten in Rom und was sonst noch bei dem Abgang zu zahlen war.

Gottfried scheint seine Reise in der That am 27. März angetreten zu haben. Briefe von der Reise haben sich merkwürdigerweise nicht erhalten. Eigentlich gehörte es zu den für das Collegium Germanicum geltenden Bestimmungen, daß die Zöglinge auf einem möglichst kurzen Wege zurückkehren sollten. Aber auch hierin scheint man von der ursprünglichen Strenge damals schon erheblich abgegangen zu sein. Die Reise ging über Venedig und dann zum Domherrn Knebel nach Augsburg. Die Kosten derselben waren erheblich größer als Gottfried erwartet hatte. Man hatte acht Tage still liegen und nachher mit einem andern Kutscher sehr hoch akkordieren müssen. Wahrscheinlich ist Gottfried die Reise auch durch seine Gefährten teurer geworden. Sie hatte verkürzt werden müssen. Dennoch war dieser schon in Augsburg mit seinem Reisegeld zu Ende und mußte von Herrn von Knebel etwas leihen. Ob er unter diesen Umständen über Regensburg reiste, wissen wir nicht. Zur Mutter nach Hattenheim kam er jedenfalls trotz seiner bestimmten Anmeldung zunächst nicht. Der Oheim in Erfurt nahm Gottfried, als er etwa Ende April dort ankam, aufs herzlichste auf, und dieser blieb vorläufig dort.

Er gehörte jetzt zu den Canonici domicellares, nicht zu den wirklichen Canonici, die stallum in choro und votum in capitulo hatten und im Besitz eines Einkommens waren: den Canonicis in floribus et fructibus. Diese sich selbst unterhaltenden Domicellare hießen auch canonici in herbis. Als solcher konnte Gottfried sich aufhalten, wo er wollte. Er mußte nur seinen Aufenthaltsort dem Domkapitel anzeigen. Dies Verhältnis hatte zu dauern, bis seine 8 Vordermänner zu einer Präbende gekommen waren. War dann eine Stelle im Kapitel erledigt, so mußte Gottfried um Zulassung zur ersten Residenz in Regensburg bitten.

Er suchte inzwischen die ihm verbleibende Zeit zu seiner

weiteren Ausbildung zu benutzen. Erfurt war eine Universität und bot ihm für seine Zwecke mancherlei.

Offenbar hat Gottfried auch hier seine Absichten erreicht. Seine juristischen Kenntnisse waren seitdem von Bedeutung und befähigten ihn zu einer glücklichen Behandlung jedes Prozesses. Das Gewicht, das Gottfried in der Familie erlangte, beruhte nicht zum geringen Teil hierauf. Ob er auch noch französischen Unterricht genommen hat, wissen wir nicht: sein Französisch genügte später allen Anforderungen der Zeit. Sicher sind aber auch die selbständigen Studien in den sieben Jahren nach seiner römischen Zeit und vor der Übersiedlung nach Regensburg für Gottfrieds theologische Ausbildung entscheidend gewesen.

Zwei weitere Briefe aus dem Jahre 1693 lasse ich, weil ihr Inhalt zu unwesentlich, weg. Die Mutter wünschte noch dringend, Gottfried im Laufe des Sommers zu sehen. Noch am 6. Juli glaubt er aber nicht, daß er die Reise antreten könne und schreibt darüber:

„Beklage wohl von Grund meiner Seelen, daß wegen meiner bishero verschobenen Reys bei Fr. Mutter in einigen Verdacht kommen, derohalben dann die Ursach auf's ausführlichste hiebeisetzen wollen; daß nämlich, wenn hinaußkomme, nit weniger thuen kann, als ein Paar Pferdt halten und kaufen und mich ganz neu ausmontiren; wie dann nit anders an dem Mainzischen und Idsteinschen Hof erscheinen kann, wozu dann zum wenigsten 100 Rthl. ohne die Reyskosten erfordert werden. Wäre nun möglich so viel aufzubringen, will wohl gern kommen, und mich sogleich reysfertig machen. Mein H. Öhm hat nit ein einzig Pferd übrig, und weilen er von seiner Gage leben muß, kaum so viel als er höchst nötig."

Nach dessen in Johann Adolfs Leben bereits mitgeteilten Briefe vom 8. Juli hat er Gottfried dann aber doch das Reisegeld gegeben, und Johann Adolf bezeugt darin, daß Gottfried schon lange ein redliches Verlangen gezeigt habe, die Mutter aufzusuchen. Wenige Tage nach dem 8. Juli muß er die Reise angetreten haben. Vermutlich ist Gottfried bis

gegen den Winter in Hattenheim geblieben. Man freute sich dort, den Sohn und Bruder nach so langer Zeit wiederzusehen und war trotz allem stolz auf ihn. Die religiösen Fragen ließ man bei Seite, und Gottfried vermochte sich schon jetzt in hohem Grade nützlich zu machen. Aber in die alten Verhältnisse paßte er nicht mehr, und in den Mainzer Kreisen konnte er nicht festen Fuß fassen.

Die nächsten Briefe sind erst aus dem Frühjahr 1694.

An die Mutter.

Erfurt, den 1. März 1694.

„Berichte Fr. Mutter hiermit, wie daß, nachdem kurtz nach meiner Ankunft durch den Tod des H. Weihbischof die Probstei in hiesiger Stiftskirche *) Ihre Curf. Gn. vacant geworden, ich um selbige sobald selbsten geschrieben und angehalten habe, worauf ohnlängst eine gnädige Resolution erhalten. Allein suchet mir das Capitul allerlei Difficultäten zu machen, wie sie dann erstlich Ihro Curf. Gn. die freie Collatur disputieren, zum anderen mich allhier zu residiren obligiren wollen, worauf von dem Gegentheil mich bester Maßen informiret und vergangene Woch einen Expressen auf Aschaffenburg (zum Kurfürsten) abgeschicket und selbiges hochgedachter Ihro Curf. Gn. remonstriret. Gleichwie nun nit zweifel, hiermit durchzudringen, als habe solches Fr. Mutter berichten und bitten wollen, bedacht zu sein, wie etwas Geld haben möchte zu Bestreitung der Unkosten. Denn sobald die Sach ausgemacht sein wird, worauf doch noch etliche Wochen gehen werden, will eilen, Possession zu nehmen, ehe etwa mehr Difficultät erdacht werden, indem hier selbige gar starck prätendiret. Diese Probstei kann gleich genießen und brauche niemal hier zu sein, welches letztere mihr aber disputiret will werden. — — —“

*) Es handelt sich um die Propstei an der Stiftskirche ad Beatam Mariam Virginem. Die Propstei an derselben hatte G. am 24. Februar 1694 erhalten.

An die Mutter.

Erfurt, den 11. März 1694.

„— — — Es wollte erstlich das Capitul die Collatur Ihro Curf. Gn. disputiren. Nachdem aber solches ich erwiesen und die Präsentation von Aschaffenburg erhalten und darauf Possession verlangt, haben sie solches wieder abgeschlagen, vorwendend, Ihro Curf. Gn. habe zwar die Collatur, allein müßten Sie solches einem aus dem Kapitul conferiren. Nachdem nun auch das Gegenteil hiervon erwiesen, haben sie mihr die Possession etlich Stunden vor Wiederabgang der Posten zugelaßen, so dann in Gegenwart Notarii und Zeugen genommen habe. Das Beneficium hat jährlich Einkünften 1 . .*) Malter Früchten Mainzer Maß und etwas weniges an Geld, welches dann künftig Jahr zu genießen habe. Denn dies Jahr bekommen die Erben meines Vorfahres rückständige Einkünften. Residenz belangend, bin keine schuldig; allein prätendiren das Capitul, ich solle jährlich etliche Tag hier sein. Weilen sie mich aber so hart gehalten, als werde auch dieses nit gestatten, bis sie mir die Obligation klar vor Augen stellen, so sie nimmermehr thun können. Die Unkosten belaufen sich auf 100 Dukaten, so bey hiesigen H. Praelaten entlehnt mit Versprechen, ehestens zu restituiren."

Die Einnahmen aus dieser Probstei waren, wie man sieht ziemlich unbedeutend. Funktionen waren mit derselben aber auch kaum verknüpft. Die Collatur war streitig, weil Gottfrieds Vorgänger 30 Jahre die Präbende besessen und durch Resignation seines Vorgängers erhalten hatte. Da keine Schriften vorhanden waren, so wußte lange Zeit niemand Bescheid. Dann aber hatte es Gottfried aus den auf die Festung geflüchteten Papieren nachgewiesen, daß die Collatur dem Kurfürsten zustehe.

Die Mutter hätte nun doch lieber gesehen, daß Gottfried sich um eine Mainzer Präbende beworben hätte. Aber nun wollte Gottfried nicht.

*) Eine dreistellige Zahl, an erster Stelle eine 1, die beiden anderen fehlen infolge eines Lochs im Brief."

„Warumb in Mainz nit anhalten werde," schreibt er darüber am 12. April 1694, „ist nit die Ursach, so Frau Mutter meinet, sondern weilen ich vor mein Person jetzo hierzu keine Lusten habe, unter anderm weilen ich noch jung; mag mich mit keiner Priester-Praebend obligiren, absonderlich weil nunmehr so viel allhier habe, daß zur Noth damit auskommen kann. — — —"

Auf dieses Schreiben, das erst am 14. abgegangen zu sein scheint, antwortet die Mutter in einem Briefe, welcher der einzigste ist, der sich von ihren Briefen an Gottfried erhielt:

Hattenheim, den 22. April 1694.

„Monsieur,

Euer Schreiben vom 14. dieses habe ich gestriges Tages erhalten. Der Jost von Walluf will die 220 Thaler, so Ihr vergangen begehrt, zu Mainz schießen (leihen); so fertig ich ihn alleweil ab, es dem Wolmerckshausen zu geben. An den will dabei schreiben und ihn bitten, daß er das Geld begehrter Maßen dem H. Kammerrath Gippenheimer zustellen solle, daß also hoff, daß Ihrs zurecht empfangen werdet. Dem Jost wills bei dem ersten Weinverkauf hier wieder zustellen. Es ist jetz nichts zu verkaufen, man thue auch, was man woll. — — Wie es zu Partenheim stehet, weiß ich nicht, hab in 4 Wochen nichts gehört, kann kein Brief hinüberbringen. Ich hätt gern (von H. v. Wallbrunn) ein Schreiben aufgesetzt (aufsetzen lassen) an H. Superintendenten zu Idstein, so hab ich am Montag den Jakob nach Ritesheim (Rüdesheim) geschicket und ein Paß an H. Hauptmann von Feynberg geben (der dort zum Schutze des Rheingaus lag); so hat er ihn passiren lassen, bis er im Nachen gewest, da hat er ihn besuchen (?) — die Brief nehmen lassen, sie alle aufgerissen und gelesen und (den Boten) wieder zurückgeschicket. Es ist eine schlechte Höflichkeit, hat mirs noch kein Offizirer gethan, weil der Krieg währt. Von Fremden verdröß michs nicht so übel, als von Leuten, die mich wohl kennen. Hätt er's nicht wollen passiren lassen, hätt ers zurückschicken mögen. Ob man schon nichts heimlichs schreibt, schreibt man

doch nicht an Fremde, was man an die Seinigen schreibt, und worinnen man in seinen Sachen ihres Rats pflegt. Kann ich also nichts von ihn'n hören, sondern muß es Gott befehlen; der wolle uns alle beistehen. Man höret allerlei wunderliche Zeitung, daß einem wohl Angst ist, was (es) wieder geben wird. Es ist mir lieb, daß Brief von Euch gehabt hab; dann man hat den H. Oberst*) hier vor gewiß tot gesagt; hoff, es wird sein lang Leben bedeuten; thut ihm meine Befehlung.

Eure Exercicia, hoffe ich, werdet Ihr zu lernen noch fortführen (fortfahren). Mit dem Tanzmeister zu Mainz ist (es) versäumet mit den Mätercher (den Töchtern), welches mir leid ist; er ist wieder weg, und den Winter hats nicht sein können wegen des Lärmens (des Kriegslärms); darum thut Ihr wohl, daß Ihr Euch der Zeit braucht, weil Ihr sie habt. Es kann sich ein Sach alsbald verändern. Ich schließ mit Empfehlung Gottes und verbleib

Eure treue Mutter,

Ww. (Wittwe) Langwert.

Eure Schwestern grießen Euch. — —"

Originell ist die Zusammenstellung des Tanzunterrichts der Schwestern mit Gottfrieds Studien in Erfurt. Man erhält beinah den Eindruck, daß die Mutter die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, Gottfried dem geistlichen Stande zu entreißen.

Was übrigens dessen Leben in Erfurt betrifft, so ist er damals in die Wohnung übergesiedelt, die ihm als Stiftsprobst zustand. Aber er hatte für gewöhnlich seinen Tisch bei dem Oheim. Nur wenn dieser einmal zum Landcomthur nach Marburg oder sonstwohin verreiste, gab Gottfried sich in einer der vorhandenen Garküchen in Kost.

An die Mutter.

Erfurt, den 22. April 1694.

„— — — Neues berichte, daß die bekannte des Curfürsten

---

* Johann Adolf.

von Sachsen: Gräfin von Rochlitz*) an den Blattern gestorben ist. — Weilen sonsten die Franzosen eine große Meng Schiff zu Straßburg und Philippsburg versammeln, und es dem Ahnsagen nach auf Mainz gezielet ist, welches sie wohl zu Wasser und zu Land ahngreifen dürften, wäre bei solchem jählingen Zufall, den Gott verhüte, das Rheingau nit sicher, welches Frau Mutter zur Nachricht schreibe, umb mit guten Freunden davon zu reden, aber ja nit nach zu sagen, daß diese Zeitung von mir aus kommen ist. — —"

Erfurt, den 3. Mai 1694.

„— — — Vergangene Woche ist H. Graf von Hanau hier durchpassiret, da dann mein H. Öhm selbigen aufgewartet und meinen Bruder recommendiret, worauf er geantwortet, wann er meinem H. Öhm etwas zu Diensten thuen könnte, wollte er solches gern thuen. Könnte also nit schaden, wann der Lipsein bald sich nach Hanau begäbe, dem H. Grafen präsentirte und sein Sach ausmachen thäte, auch anbei an H. von Edelsheim adressirte, als welcher ihm bestens zu recommendiren versprochen. — — — H. Graf von Hanau hat seine Anverwandte: die Grafen von Schwartzenburg (Schwarzburg?) besuchet und ist nun wieder zurück nach Hanau verreyset und am 27. April hier durch. — — —"

Erfurt, den 17. Mai 1694.

„Daß sonsten Fr. Mutter schreibet, warumb weder mein Bruder noch ich Lust hätten, in der Nähe zu sein, wolle sie sich doch erinnern, daß Christus der Herr selbsten gesaget hat, es gelte kein Prophet in seinem Vaterland, welches dann unwidersprechlich ist. Und zwar gefallet es mir allhier ganz wohl.

. . . Vermeine, daß also ein ziemlich Zubuhß hier habe, und sollte es Fr. Mutter belieben, dermaleinst bey mihr allhier

*) Magdalene Sibylle von Neidschütz, die 1792 zur Reichsgräfin von Rochlitz erhobene Maitresse des Kurfürsten Johann Georg IV. Sie starb am 4. April 1694; am 27., von der Sterbenden angesteckt, auch der Kurfürst. Von seinem Tode ist in einem der mir zu Gebote stehenden Briefe ebenfalls die Rede.

zu sein, glaube ich, es werde ihr nit übel allhier gefallen, indem es fast in allem der Stadt Worms (wo die Mutter aufgewachsen) allhier gleich siehet, und ich Fr. Mutter zu bedienen hier beßer Gelegenheit als zu Mainz haben würde. Meinen Bruder betreffend halte ich dafür, weil ihn doch Fr. Mutter neu montieren wird, er thue wohl, wann er nach Hanau ritte und sich dem Grafen präsentirte, wie in meinem vorigen gedacht. Daß die Charlotte krank, ist mihr sehr leid; verhoffe aber, die Cur werde ihr so wohl zuschlagen, wie die vor einem Jahr. — — —"

Erfurt, den 12. Juli 1694.*)

„— — — — Daß die Schwester Charlotte etwas für mich gearbeitet und überschicket, ersehe aus Fr. Mutter letzterem; sage derohalben schönsten Danck, und weilen es noch nit ankommen, bitte mich zu berichten, durch wen es bestellet worden; will alsdann nachfragen. Sonsten berichte, daß längst ahn Fr. Mutter geschrieben und mich für übermachte Gelder schuldigstermaßen bedancket — — — —."

Erfurt, den 22. Juli 1694.

„Aus Frau Mutter letzterem vom 12. Juli erfreue mich zu ersehen, daß selbig von der Niederwörthsche**) Reis wieder glücklich zurrückkommen, verhoffe und wünsche von Hertzen, daß die Cur dem Patienten wohl zuschlagen möge.

Daß Fr. Mutter — — — —***) Hoffnung hat zu einem guten Herbst, erfreuet mich zu vernehmen, indem solcher Fr. Mutter nöthig genug thut, und werde alsdann Erinnerung thuen des vorjährigen Versprechen, daß nämlich bey Erfolg eines abermahligen guten Herbst Fr. Mutter auch was ahn sich selbsten ahnwenden wollen. — — — —"

*) Zwischen diesem und dem vorigen fehlt mindestens ein Brief.

**) Welcher Ort mit Niederwörth gemeint, ist mir unbekannt. Die Patientin war die Schwester Charlotte.

***) Die von mir hier ausgelassenen Worte sind nicht recht verständlich, scheinen aber sagen zu wollen, daß die Mutter ihren Wein in diesem Jahr auf den Rauenthaler Markt bringen will und zu diesem Zwecke durch den Schultheißen zu Nieder-Walluf Schritte getan hat.

Erfurt, 15. September 1694.

„— — — — Zweifle nit, Fr. Mutter werde ohnlängst wieder ziemlich allarmiret gewesen sein, als die Franzosen dem Flecken Rüdesheim die Ehr ahngethan, selbigen zu bombardieren, als ob es eine vornehme Stadt oder Festung wäre. Hier befindet sich alles erfreut und contentiret über glücklichen Ausgang der Wahl Ihro fürstl. Gn. zu Bamberg zum Coadjutor,*) und habe ich vergangene Post an jüngeren H. von Schönborn, mit welchen ich in Italien bekannt worden,**) geschrieben und gebeten, höchstgedachte Ihro Fürstl. Gn. in meinem Namen zu gratulieren, und zweifele ich nit, ein sehr gnädigen Herrn an selbigem zu haben. — — — — Weilen sonsten mein Bruder Willens gewesen, künftigen Herbst den Idsteinischen Hof zu quittiren, als wäre ich curiös zu wißen, ob er noch so gesinnet sey, item ob er andere Gelegenheit habe, oder was sonsten sein Intention ist. — — — — — "

Erfurt, den 30. Oktober 1694.

„Wollte Fr. Mutter so gütig sein, wann sie die Wein verkauft wird haben, etwa 50 Rthlr***) schicken wollte, mich ein neu Kleid und etwas Weißzeug dafür machen (zu) laßen und das übrige für Reysgeld auf künftigen Frühling aufzuheben: da ich, geliebts Gott, hinauszukommen verhoffe und, wann Fr. Mutter erlaubt, den Sommer in Hattenheim zu verbleiben. Ich bekomme zwar künftigen Martini etwas an Zinsen (von der Probstei); allein geht mihr alles auf ein alt Haus, welches ich flicken laßen muß, daß es nit umfällt. Wollte also Fr. Mutter so gütig sein und mihr diesmal an meiner Kleidung

*) von Mainz. Der Gewählte war Lothar Franz von Schönborn, der nach dem Tode des Kurfürsten Anselm Franz als zweiter seines Geschlechts 1695 den Mainzer Kurstuhl bestiegen und bis 1729 regiert hat.

**) Vermutlich des neuen Kurfürsten ältester Neffe Johann Philipp Franz, Domherr zu Mainz und Würzburg, Probst zu Frankfurt. Derselbe war 1672 geboren, also nur 3 Jahre jünger als Gottfried.

***) Gottfried hat dann dies Geld vorläufig vom Oheim geliehen.

mit etwas succurriren, wollte in langer Zeit für mich nichts mehr begehren; weilen künftige Erndt allhier zu hoffen habe, welche alsdann zu meiner Subsistenz anwenden will. Weilen Fr. Mutter geschrieben, ich sollte doch dem H. Obersten (dem Oheim) sagen, wie es mit Bergen stehe, daß er nit etwa meine, Fr. Mutter bekäme etwas, habe ihn solches lesen laßen; da er gelacht und gesaget, er wüßte ja, wie es mit seiner Commende zu Flörsheim stehe, daß er also den Berger Zustand leicht glauben könnte.

Im übrigen berichte Fr. Mutter, daß gedachter mein H. Ohm zu verschiedenen Mahlen Meldung gethan der 100 Rthl., so er zu meiner Aufschwörung (in Regensburg) geschoßen — — — —, wie er dann solches selbst von seinem Obrist-Wachtmeister entlehnet sammbt noch anderen Posten. Und weilen er künftige Weihnachten diesen seinen Schuldner bezahlen will, das andere Geld auch bei Handen hat, als verlangt er auch diese 100 Rthl. Als währe mein dienstliche Bitte Fr. Mutter wolle doch sehen wie es möglich, diesen Posten zu liquidiren."

Nach Ostern 1695 begab sich Gottried zum zweiten Mal an den Rhein und ist dort bis etwa Mitte Juli geblieben. Er war jetzt majorenn und konnte in die Familienangelegenheiten erfolgreich eingreifen. Im Vordergrunde standen die von dem Fürsten von Nassau-Idstein betriebene Vertauschung des Guts Fachenhofen im Taunus und die von der Mutter gewünschte Wiedereinlösung des Gutes zu Idstein. In beiden Angelegenheiten riet Gottfried zum Nachgeben. Über die Idsteiner Sache schreibt er dem Bruder kurz nach seiner Rückkehr nach Erfurt am 22. Juli (1695):

„Dessen an mich abgelassenes am 13ten dieses habe wohl erhalten; und weilen, wie mihr sehr leid ist, das Glück nit haben können, vor meiner Abreys mit dem Bruder mündlich von ein und anderem, absonderlich von Einlösuug des Idsteinischen Gutes, zu sprechen, als habe solches hiermit schriftlich verrichten und berichten wollen, daß, nachdem ich zu Haus ankommen, ich die Sach mit Verschiedenen, so es verstehen, überleget und befunden,

wie daß, ob zwahren die Wiedereinlösung durch Wege Rechtens*) — wiewohl nit sonder Difficultät und Unkosten — erhalten werden könnte, solche dennoch, absonderlich bei diesen Zeiten, zu tentiren gar nit ratsam. Ich habe zwahr eine schriftliche Vollmacht zu Haus gelaßen, daß der Bruder hierinnen thun könne, was er ratsam halte, wie er dann meinetwegen thuen mag hierinnen, was er will; doch hoffe ich, er werde diese meine angeführten Motive in Consideration ziehen und mit unparteiischen Räthen überlegen, nit aber mit Advocaten allein, welche ihm, wie leicht zu erachten, von Processen nit abrathen werden.

Wie mich dünket, so traget die Frau Mutter ein Belieben zu dem Gut, weil es dero Wittumb; so sein wihr aber schuldig und ich erböthig, nit allein ein Aequivalent, sondern ein mehreres dafür zu geben, und wann sie ja Belieben tragen sollte, daselbst zu wohnen, könnten wir ja leichter den Zins an einem Haus als einem Capital bezahlen. Weilen also ich in dieser Sach nichts zu thuen gefunden, auch sonsten nichts zu Haus zu verrichten gehabt, als bin ich meinen Gang gangen und mich wieder anhero begeben, wie aus meinem letzteren aus Frankfurt zu ersehen gewesen sein wird. —"

Gottfried scheint die Aufwendung eines Kapitals für die Wiedererlangung des Gutes nicht ratsam, und besonders während der Kriegszeit.

Auch im Jahr 1696 reiste Gottfried nach Hattenheim, machte aber von da zu seiner weiteren Ausbildung, eine längere Reise nach den Niederlanden. Das eigentliche Ziel war zunächst Brüssel, wohin er Empfehlungen gehabt haben wird. Aber Gottfried benutzte die Gelegenheit, um alles, was auf dem Wege lag, zu sehen. Hervorheben möchte ich, daß er auch Holland kennen lernen wollte und sich durch den holländischen Protestantismus nicht abschrecken ließ.

---

*) Auf Grund der Stammgutsqualität.

An die Mutter.

Nymwegen, den 5. März 1696.

„Ich verhoffe, meine Schreiben aus Köllen werden zurecht kommen sein. Von da habe mich nach Düsseldorf begeben und daselbsten 8 Tage verblieben, weilen der H. von Vogt, ein überaus rechtschaffen und höflicher Cavalier, so gütig gegen mich gewesen und mich jedesmahl mit nacher Hof*) genommen, allwo neben dem Curfürsten und beiden Curfürstinnen der Teutschmeister, Printz Carl, der Fürst von Heidersheim**) und nuntius Apostolicus sich befunden, und weilen alle Tag entweder Commedien oder Balleten oder Verkleydung gehalten werden, und ich durch Adresse des H. von Vogt dazu kommen können, habe mich 8 Tage daselbsten aufgehalten, nachgehends mich zu Waßer anhero begeben, allwo gestern glücklich ankommen bin und heut bei H. Vermehr***) zu Mittag gespeiset, welcher sich auch Fr. Mutter sehr empfehlen (läßt) und bittet, inskünftig — große Faß zu legen. Und als ich geantwortet: wann die Weine liegen blieben, wäre es Schaden führ Fr. Mutter, welche nachgehends Faß und Wein mit einander geben müßte, sagt er: Fr. Mutter wolle den besten Wein in die größten Faß legen, so giengen sie unfehlbar fort. Und obwohl ihme bedeutet, daß alle die Weinberg an einem Berg lägen, sagte er, daß ja ein Stück Wein von dem unsrigen 30 Rthl. beßer währ als das ander. Und weilen Fr. Mutter so gütig und mihr erlaubet, etwas Geld bei ihm zu nehmen, so habe mir 100 holländisch Rthl. an Geld gegen Quittung geben laßen, woführ ich mich gegen Fr. Mutter gehorsamst bedancke, und wohl anzulegen verspreche. Ich hab es zwahr noch nicht nöthig gehabt, weilen meine mit mihr genommenen 96 Rthl. noch

*) Es ist natürlich der Hof des Kurfürsten von der Pfalz gemeint. Die Pfalz war, seitdem die Neuenburger Linie regierte, mit dem Herzogtum Berg vereinigt.

**) Der Großprior des Johanniterordens.

***) Ein Weinhändler, der damals ein Abnehmer der Langwerthschen Weine war.

nit halber verzehrt; allein weilen ich auf Anrathen guter Freunde zuvor ein Reys durch Holland thuen werde, ehe ich nach Brüssel komme, und also so bald nach Brüssel nit kommen werde, als habe dieses Geld auf ein Vorsorg nehmen wollen. Zu Brüssel werde einen Wechsel von Erfurt finden, und wenn der auf sein wird, werde mich nacher Haus verfügen. Morgen, geliebt's Gott, werde nacher Utrecht, von dort nach Amsterdam reisen, allwo der H. von Stein*) noch sein soll, den ich daselbsten aufsuchen will. Wann der Fr. Mutter beliebet, mir was zu befehlen, können die Briefe nach dem Haag geschicket werden, allwo ich gegen End dieses Monats sein werde und auf der Post nach Briefen fragen. — — — Bishero habe Gott Lob ein glückliche Reys gehabt, gut Wetter und Compagnie antroffen, als daß an ferneren gutem Succeß nit zweifel. — — —"

Nachdem er in Brüssel angelangt, hat sich Gottfried des Studiums halber längere Zeit in Löwen**) aufgehalten. Am 14. Juni schreibt der Oheim aus Erfurt, er wolle Gottfried Geld schicken und sei überzeugt, daß ihm diese Reise großen Nutzen und Reputation verschaffen werde. „Er ist jetzunder zu Löfen, allwo eine berühmte Universidet, und dabei benebenst seinen Studiis viehl sehen und lernen kann."

Daß Gottfried auch durch diese Reise eine größere Vielseitigkeit erlangte, kann nicht zweifelhaft sein. Er schrieb den glücklichen Fortgang seiner Studien „der sonderlichen Schickung göttlicher Gnad und Führung" zu, „woführ ich mich in Dehmut bedanke, daß Er mich hat unterrichten wollen in dem, was nötig und nicht was jungen Leuten ansonsten freuet." Anfang August ist Gottfried wieder in Holland. Am 5. schreibt er an die Mutter aus Utrecht:

„— — — verhoffe mein letzteres Schreiben werde zurecht sein kommen, worinnen ich berichtet, daß gegen Ende vergangenes Monats July von Löwen abreysen wollen. Ich hatte mir zwahr vorgenommen, bey meiner Reys durch Holland mich daselbsten

*) Vermutlich ein Glied der Familie vom Stein von der Lahn.

**) Eine Reihe von Briefen fehlt wieder.

noch eine Weil aufzuhalten; weilen aber aus der Schwester Schreiben verstanden, daß wir dies Jahr abermahl keinen Herbst zu hoffen haben, als werde meinen Weg gerade nach Teutschland nehmen, umb keine fernere Unkosten zu verursachen, wie ich dann gestern Abend allhier ankommen und morgen, geliebts Gott, meine Reys ferner fortsetzen werde. Weil es über Cöllen und den Rhein hinauf so gahr unsicher ist wegen der französischen Parteien und ich selbigen Weg auch einmal kommen bin, als werde einen Umweg nehmen. Und weil zu Land kein andere ordinarie Gelegenheit ist als über Cassel in Hessenland, werde mit selbigem Postwagen mich dahin begeben und von dahero Fr. Mutter ferneres aufwarten. — — —"

Den Winter 1696 auf 1697 ist Gottfried am Rhein geblieben: es findet sich das Fragment eines Briefes, den er am 12. Februar 1697 in einer geschäftlichen Angelegenheit des Oheims aus Idstein schrieb. In der mannigfachsten Weise ist er auch der Mutter, während er daheim war, zur Hand gegangen.

Es kam jetzt aber die Zeit immer näher, wo Gottfried sich zur sogenannten „Residenz" nach Regensburg zu begeben hatte. Eine Vakanz war freilich noch nicht vorhanden. Es stand aber die Resignation eines Kapitularen bevor. Gottfried hat daraufhin im Frühling 1797 beim Kapitel um Zulassung zur ersten Residenz nachgesucht. Seiner Bitte wurde entsprochen, und Gottfried stellte sich dann am 22. Juni persönlich in Begleitung zweier Zeugen und eines Notars dem Kapitel vor. Damit hatte er die Residenz in Regensburg angetreten.

Nach Ablauf eines Jahres erfolgte die „Absolution" von dieser ersten Residenz. Nun aber mußte Gottfried um Zulassung zum Kapitel bitten. Als diese Bitte gewährt war, hatte er dann noch das „annum carentiae" durchzumachen.

Inzwischen war Gottfried wieder in Erfurt gewesen, hatte dort am 24. Juni 1698 von dem Mainzer Weihbischof Johann Jakob Senfft*) das Diakonat erhalten und war einige Tage

*) Dieser hatte ihm auch 1689 die 4 niederen Weihen erteilt.

darauf, am Peter und Paulstage (29. Juni) zum Priester geweiht worden.

Während des zweiten Jahres hatte Gottfried alle Obliegenheiten des wirklichen Kanonikers zu erfüllen, den Chor zu frequentieren, die Gottesdienste zu halten oder dabei anwesend zu sein. Aber weder im ersten noch im zweiten Jahr hatte er irgend eine Einnahme von Regensburg; und man kann sich deshalb denken, daß es ihm wieder recht knapp erging. Noch immer war eine Stelle im Domkapitel nicht vakant. Damit wird es zusammenhängen, wenn er sich schon damals, und zwar wahrscheinlich von Erfurt aus, um die durch den Tod des Consistorialrats von Speth zu Regensburg erledigte Stelle eines Consistorialrats bewarb. In der Begründung seines Gesuches führte er an, daß er in Rom das geistliche, in Erfurt das weltliche Recht studiert habe und nun seine erworbenen Kenntnisse in praxi zu verwerten wünsche. Er mußte sich zunächst nur mit der Aussicht auf diese Stelle begnügen. Rascher aber als er erwartet hatte, erteilte man ihm Sitz und Stimme im Domkapitel. Ein Domherr beschloß zu „resignieren". Am 30. Juni 1699 wurde in Folge dessen von dem Domkapitel Gottfrieds Zulassung beschlossen. Dann stellten sich noch wieder Schwierigkeiten ein. Unerwartet schnell fand sich aber eine Lösung.

An die Mutter.

Regensburg, den 2. Juli 1699.

„Berichte Fr. Mutter gehorsamst, daß bey meiner allhiesigen Ankunft vernommen, daß die Resignation, wovon Meldung geschehen, noch nit ankommen, ich also noch zum wenigsten ein Jahr in Geduld stehen muß. Weilen nichts desto weniger ein gewisser Graf Herberstein*), so an des verstorbenen H. Domdechant Stelle zu Capitul hätte kommen sollen, als ich anher kommen, noch nit zugegen gewesen, habe ich der Zeit erwartet. Unangesehen ahn gemeldten H. Grafen Ankunft niemand gezweifelt,

*) Die Grafen Herbenstein sind eine östereichische Familie, die sich schon früh in einer bedeutenden Stellung befand.

indem er schon sein Quartier bestellet, auch Nachricht gewesen, daß sein Bagage zu Wien schon eingeschiffet worden, weil er sich dennoch, ohne daß man die Ursach wüßte, zu bestimmter Zeit nit eingefunden, bin ich in des abwesenden Stelle getreten, und zwahr so unverhofft, daß keinen Augenblick zuvohr wissen können ehe, als es geschehen. Führ welche unverhoffte Schickung Gottes ich dem lieben Gott zu dancken, und obzwahr das erste Jahr, von St. Petri und Pauli anzurechnen, ich altem Herkommen nach nur die Hälfte der Einkommen zu genießen habe, werde mich dennoch so darmit einrichten, daß auslange. Ein Haus belangend, so lösen muß, will mein H. Vorfahr hoffentlich disponiren, daß er mihr etwas in Geduld stehe; so dann (will ich) bei meiner Wiederkunft, geliebts Gott, künftigen Herbst die Veranstaltung machen, daß das benöthigte Geld aufnehme, welches dann auch von meinem eigenen wieder abtragen werde. Weilen dennoch, ehe von meinem hiesigen zu verhoffen habenden Einkommen ich etwas bekomme, ich unterschiedliche nöthige, unumgängliche Ausgaben mich nit entziehen kann, ersuche Fr. Mutter dienstlich, so gütig zu sein und etwa mit 100 Thlr. dieses Mal aus(zu)helfen. — — —"

Am 29. Juli 1699 wurde Gottfried als wirklicher Domherr eingeführt. Bald nach der Einführung ist er zur Mutter gereist. In einem Briefe vom 10. August, in dem er für die von der Mutter inzwischen gesandten 100 Taler dankt, kündigt er an, daß er am 18. abreisen werde. Wenn er von der Möglichkeit einer Reise nach Erfurt spricht, so kann sich das, da der Oheim nicht mehr dort lebte, nur auf die Resignation der Probstei beziehen. Gottfried hofft jedoch, daß seine Anwesenheit (in Erfurt) nicht nötig sein werde. Er hatte die Mutter jetzt wieder seit zwei Jahren nicht gesehen. Aber er blieb über ein Vierteljahr am Rhein und hat auch noch seinem alternden Oheim in Oberflörsheim jenen letzten Besuch gemacht, über den dieser sich so sehr freute.

Ende November oder Anfang Dezember 1699 ist Gottfried dann in seine eigentliche Wirksamkeit in Regensburg eingetreten.

Er war noch keine 30 Jahre alt; das Leben lag noch vor ihm.

Vermutlich ist es Gottfried nicht so ganz leicht geworden, sich in Regensburg einzuleben. Die dortige Atmosphäre war doch wieder eine ganz neue für ihn. Wie Regensburg ja ursprünglich eine alte Stadt der Bayern war, so stand dort auch damals alles unter bayerischem Einfluß. Bischof von Regensburg war seit 1685 Joseph Clemens, ein Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern. Er war auch Erzbischof von Köln und Bischof von Freising. Seine Residenz hatte er im Erzbistum Köln. Es lag in der Natur der Sache, daß er sich nicht eingehender um die Regensburger Verhältnisse bekümmern konnte, und daß dieses Bistum deshalb darauf angewiesen war, sich mehr oder weniger selbst zu regieren. Aber schon weil der Bischof ein bayerischer Prinz war, blieb das spezifisch bayrische Element in jeder Beziehung das vorherrschende.

Selbst körperlich mußte Gottfried sich erst akklimatisieren. „Mich belangend", schreibt er der Mutter am 12. Mai 1700,*) bin eben nit kranck, doch nit so wohl auf, als sonsten gepfleget wegen Haupt-, Milz- und Magenbeschwerniß. Die Ursach zwahren gebe dem Bier; denn weilen hiesige Wein, wer deren nit gewohnt und dabey erzogen ist, Stein, Grieß und Podogra verursachen, so enthalte mich derer, so viel möglich. Währe derohalben mein dienstlich Bitte, ob Fr. Mutter so gütig sein, und mir ein Fäßlein von Haus schicken wollte, umb zuweilen ein Trunk zu haben, indem kein puren reinischen Wein haben kann, wiewohlen die Mainzer Maß einen Gulden zahlen muß. — — — —"

Durch den Reichstag kam zu dem bayerischen freilich ein allgemein deutsches Element hinzu. Regensburg war damals im

*) Ein vorhergehender Brief an die Mutter vom 22. April enthält lediglich ein Rezept gegen den „Stein", das die Mutter für jemand zu haben wünschte. Das Mittel sollte aus gestoßenen Weinbergsschnecken und Malvasier gemacht werden.

gewissen Sinn der Mittelpunkt Deutschlands. Die mannigfachsten Fäden liefen dort zusammen und gaben dem Ganzen geradezu etwas Internationales. Daß auch dies auf Gottfrieds fernere Entwickelung eingewirkt hat, ist sicher.

Zunächst mußte er jetzt für eine geeignete Wohnung sorgen. Es bestand die Einrichtung, daß ein neuer Domherr von dem Rentamt eine Wohnung gegen eine Taxsumme zu übernehmen hatte, die nach dem Tode den Erben wieder herauszuzahlen war.

Gottfried wählte einen von den anderen Domherrnwohnungen sehr entfernt liegenden Kanonikalhof an der Stadtmauer zwischen den „Schwippbögen" in der sogenannten „Freiung" und bezahlte dafür dem Rentamt 500 Gulden. Der Hof befand sich in einem höchst kläglichen Zustand. Gottfried bezeichnet ihn als ruiniert und bemerkt, er sei in Kriegszeiten abgebrannt, und es habe seither kein Domherr darin wohnen können.*)

Bei Gottfrieds außerordentlich einfachen Lebensgewohnheiten ist es erklärlich, wenn er erst einmal nur das allernötigste ausgebessert hat**) und dann in die noch halb zerstörte Domherrnwohnung gezogen ist, ohne in derselben einen Haushalt zu führen. Er hat aber, wie aus seinem Testament hervorgeht, bis zum Jahre 1733 3500 fl.***) in die Wohnung verbaut. Es ist jetzt ein stattlicher Bau. Das Langwerthsche Wappen, das noch ohne den Bischofsstab erscheint, erinnert an den Erbauer und die

*) Doch möchte ich den Ausdruck „abgebrannt" nicht ganz wörtlich nehmen. Die Unbewohnbarkeit hervorzuheben wäre nicht nötig gewesen, wenn die Gebäude des Hofes ganz abgebrannt waren. So werden auch die Ställe und die Scheuer des nach dem Tode der Mutter von Gottfried übernommenen Hofes zu Bergen in einer Urkunde des Pfalzgrafen Friedrich Ludwig von 1640 als „sogar eingeäschert und verbrannt" bezeichnet, und es kann der zweite Ausdruck in diesem Falle unmöglich den Sinn haben, daß die Baulichkeiten ganz abgebrannt seien. Die Gebäude brannten in jenen Kriegen oft nur zum Teil ab und der Rest blieb als Ruine stehen. Vergl. auch Seite 142.

**) Das Geld zur Reparatur und die genannten 500 fl. wird Gottfried ebenfalls aufgenommen haben.

***) Gottfried hat später in seinem Testament diese Summe der Domkirche zu einem anniversario, d. h. zu einer, an einem bestimmten Tage jährlich für ihm zu verlesenden Messe vermacht.

ersten 15 Jahre seines Regensburger Aufenthalts. Die Lage war aber wenigstens damals keine sehr angenehme: auf der einen Seite lag der sogenannte „Kuchelhof" (vermutlich Kugelhof, d. h. Hof der Kugelherrn), wo den ganzen Winter gedroschen wurde; auf der anderen Seite der Domkapitelsche Getreidestadel. Die Front lag nach Norden und ging auf die Stadtmauer. Bei Ueberschwemmungen drang das Wasser in die unteren Räume des Hauses; nur auf Stegen konnte man dann aus demselben kommen. Aber alle diese Unannehmlichkeiten schreckten den jungen Domherrn nicht ab.

Im Jahre 1703 bat er das Domkapitel, sich eine Hauskapelle in seiner Wohnung einrichten zu dürfen, und es ist die Genehmigung dazu auch erteilt worden. Gottfrieds Leben war dagegen das einfachste, das man sich denken kann. Nur auf guten Rheinwein legte er als Rheingauer einigen Wert.

Am 23. Juni erhielt Gottfried die Nachricht von dem Tode des Oheims.*) Er schreibt darüber am 24.:

„Aus Fr. Mutter ahn mich abgelaßenem ersehe mit gestriger Post die traurige Nachricht, daß Gott der Allerhöchste mein H. Öhm, nunmehr seligen Andenkens, aus dieser Sterblichkeit berufen, und obwohlen freilich auch ich hätte hertzlich wünschen mögen, in seinem Abschiede ihme gedient haben zu können, weil dennoch von H. von Knebel vernehme, daß selbigem andere Geistliche in seinem letzten Ende beigestanden, ich auch ihm ein mehreres nit hätte dienen können; als bin damit insoweit consoliret, daß er, mit heil. Sacramenten versehen, bei guter Vernunft und in christlicher Resignation in den Willen Gottes, wohl disponiret von dieser Welt geschieden, daß Hoffnung habe, selbigen in der fröhlichen Ewigkeit wieder zu finden, welches das einige ist, woran in diesem und anderem Fall gelegen. Gegen H. von Knebel

*) Gottfried erhielt die Nachricht neun Tage nach dem Ableben des Oheims, wobei man aber in Betracht ziehen muß, daß sie nicht direkt, sondern durch die Mutter an ihn gelangte.

bedancke mich mit heutiger Post, daß er die führ ihn (den Oheim) gehabte Gütigkeit bis nach seinem Ableben continuiret mit Veranstaltung dessen, so in diesem Fall nöthig oder üblich. — — — Habe ahn Herrn Grafen von der Lippe geschrieben, welcher als Landcommenthur über die Commende Flörsheim zu disponiren hat. — — — — Von Rechts wegen und den Ordens-Statuten gemäß gehöret die Hälft dessen, so ein Commenthur aus sein eigen Mitteln auf die Commende bringet, seinen Erben. Daß nun mein H. Öhm selig bei seinem Aufzug auf die Commende in den ruinirten und zum Teil verbrannten Gebäuen kein Thür noch Fenster, in denen Ställen kein Katz, will geschweigen ein Kuh gefunden, sondern alles, was da ist, angeschaffet, ist H. Landcommentur bewußt. Doch wäre mein unmaßgebliche Meinung diese: ich und meine Geschwister wären mit den Lehngütern zufrieden und überließen die Prätension dem H. Landcommenturen oder dem Nachfolger auf der Commende*) mit der Condition, daß er die sich etwa herfürthuenden Schulden abtrage, zumalen wenn sich sonsten kein Disposition findet, und weilen sich auch noch andere Leut werden anmelden. — Mit dem Silbergeschirr hat es diese Beschaffenheit: es ist selbiges bei dem Abzug aus Erfurt einem Kaufmann Namens Johannes Kirchner in besagtem Erfurt für 20 Rthlr. (!) versetzet worden, lieget in einer verpitschirten Kisten, und weilen schwerlich Pension (Zinsen) dafür entrichtet worden, auch unterschiedliche altfränkische Sachen darunter sein, wird wenig oder gar nichts daran zu erhalten sein. Doch will drum schreiben, auch kann nit wißen, ob nit unterdessen verkaufet oder eingelöset worden. Auch habe Fr. Mutter Schreiben mit voriger Post bekommen wegen des Weins, wofür mich höchstens bedancke; ist aller genug und hätte so viel nit verlanget. — — —"

*) Nach Humbracht Seite 202 scheint die Commende Oberflörsheim nun an den dritten Neffen des neuen Kurfürsten, den späteren Landcommentur der Ballei Hessen: Damian Hugo Philipp Anton von Schönborn gelangt zu sein.

An die Mutter.

Regensburg, den 30. Juni 1700.

„Der Landcommentur ist dermalen in Cöllen, wohin er sich aus dem Emser Bad hat bringen laßen, lieget auch kranck darnieder und möchte wohl auch drauf gehen. Daß er die Verlassenschaft nochmals inventiren und obsigniren laßen, ist den Ordensstatuten gemäß, und hat er, bis ein ander Commender kommt, die völlige Disposition; ist dennoch sehr gut und richtig gewesen, daß H. von Knebel zuvor obsigniren und inventiren laßen. Denn, wann er solches nit gethan, würde H. Landcommentur nichts mehr zu verpitschiren gefunden haben. — — — Was für Schulden da sein, kann nit wißen, auch bin versichert, daß er es selbsten nit gewußt." „H. Obristwachtmeister Kleinholtz hat die Commende gepachtet, dafür etlich 1000 fl. jährlich versprochen und zwar selbiges von Quartal zu Quartal füraus zu zahlen. Wenn dieser Accord während (nach) meiner Abreys nit wieder ist umgestoßen worden, so hat er schon das völlige Geld erleget und hörete auf diese Weis die heurige Ernte ihm zu; fürcht aber, der gute Mann komme zu kurtz, welches mir hertzlich leid. — — Diese Prätensionen sein mihr bekannt und zweifele keineswegs, daß sich weit mehr und größere finden werden. H. von Lampen und Salomon Schmalkalder, welche bekannt sein,*) ist nit nötig zu melden. Bei so gestalten Sachen verlange von der Verlassenschaft nichts als die Lehngüter, und wenn die Hälfte des zugebrachten erklecken wollte, die liquide und gewisse Schulden zu zahlen, will sehr froh sein, und wenn H. Graf von der Lippe dahin zu bringen wär, daß er sothane liquid und gewiße Schulden auf sich nehme, bin ich der ungezweifelten Meinung, man soll ihm die Prätension gar gerne überlaßen. — — — Sämtliche Schwestern grüße freundlichst und ist mihr leid für die jüngste (Maria Sophia), und weilen ein mehrers nit dienen kann, als

*) Auf diese Angelegenheit bezog sich der Geschäftsbrief, den Gottfried im Februar 1697 aus Idstein geschrieben hatte.

Gott den Allerhöchsten um Genesung bitten, will daran nit ermangeln; welcher auch zweifelsohne alles zum Besten schicken wird, da öfters eines sein größest Unglück zu seinem, wann schon unbewußten, Glücke dienet, wobei denn auch die Fürsehung Gottes erhellet, welche der Patientin an Verständnis und Geduld beigeleget, was an Leibeskraft abgehet. — — —"

An den Bruder.

Regensburg, den 1. Juli 1700.

„Wegen der uns zufallenden Lehen kann und werde ein mehreres thuen, als sonsten wegen etwa eines Vergleichs, worinnen mich um so viel mehr raisonable bezeigen werde, falls gefällig wäre, zu Conservation der Familie und Güter bei selbigem zu verbleiben. Widrigenfalls und wenn die Intention zu Kriegsdiensten und Werbungen noch für sich gehen sollte, werde nit zu verdenken sein, wenn sowohl wegen meiner als der Schwestern zur Vergleich oder Theilung triebe, indeme das gegenwärtige Exempel (des Oheims) zeiget, was bei Kriegsdienst und Werbungen erworben werde. — — — —."

An die Mutter.

Regensburg, den 10. Juli 1700.

„— — — ich dancke dem lieben Gott, daß unser H. Öhm selig nit zu Erfurt gestorben, alsdann es weit mehr Weitläuftigkeit würde abgeben, indeme er bei seinem Abzug viel richtig gemacht, und habe mihr nie mehr eingebildet zu bekommen als nur die Lehngüter. — Der Wein ist diesen Morgen glücklich hier ankommen, wünsche so glücklich zu sein, selbigen mit Fr. Mutter oder mein Geschwister hier auszutrinken.*) — — —"

*) Es war jetzt Gottfrieds Wunsch Mutter und Schwestern zu sich nach Regensburg zu nehmen. Vermutlich würde er sich an der protestantischen Konfession der Mutter nicht gestoßen und den Protestantismus der Schwestern, so lange diese lebte, in der Hoffnung auf eine künftige Bekehrung geduldet haben.

Regensburg, den 25. Februar 1701.

„— — — gelanget anbei mein dienstliche Bitt an Frau Mutter so gütig zu sein und mir einen Trunk Wein von dem letzt vergangenen Herbst zu schicken, und weilen Fr. Mutter zweifelsohn ein Stück wird müssen brechen (teilen), wann gefällig wär, solches mit einander (d. h. ein ganzes Stück) zu schicken, so wollte desto länger nichts mehr begehren, welches zu verlangen mich veranlasset, weillen er mir nit allein in der Fracht erträglicher kommt, sondern auch weilen wir vielleicht möchten bald abgeschnitten werden, daß nichts mehr auf- oder abgeschickt werden könnte; angesehen die Hoffnung zum Frieden und Ruhe je länger je geringer werden will." *)

Was Gottfrieds Tätigkeit in Regensburg betrifft, so muß er in der Tat bald die Stelle eines Consistorialrats erhalten haben, die mit der eines geistlichen Rats identisch war.**) In der Sitzung vom 7. Juli 1702 ernannte ihn dann das Domkapitel zum Domstiftskommissarius. Als solchem lag ihm die Sorge für die Dombediensteten ob.

Gar bald erkannte man Gottfrieds umfassendes Wissen und allgemeine Bildung. Seine Geschäftsgewandtheit und seine Lust zur Arbeit fand ein reiches Feld Tätigkeit. Wiederholt ist er mit außerordentlichen Arbeiten betraut worden. So wurde er z. B. ersucht, das in Konfusion geratene Archiv des Domkapitels zu ordnen. Wichtiger ist es, daß ihm die Revision der Kapitelsstatuten übertragen wurde. Allem unterzog sich Gottfried bereitwillig und er hat ohne Zweifel schon damals mannigfach genützt und Segen gestiftet. Er hatte der Mutter, um sie zu trösten, geschrieben, Regensburg sei zwar etwas entfernt, aber er brauche dort nur kurz zu residieren. Das Erstere war richtig, hinsichtlich

*) Der Sinn ist, daß Gottfried bittet, ihm angesichts der Gefahr eines Krieges gleich ein ganzes statt eines halben Stückes Wein zu schicken.

**) In dem Dekret, in dem der Kurfürst und Bischof Joseph Clemens 1704 Gottfried zum Official ernennt, wird er ausdrücklich als Consistorialrat bezeichnet.

des Zweiten hat es sich tatsächlich ganz anders gestaltet. Gottfried ist nach 1701 nur noch ein einziges Mal bei der Mutter gewesen.

Seit dem Frühling 1700 hatte sein Bruder Philipp Reinhard den Idsteinschen Dienst verlassen. Die Meinung war, daß er jetzt die väterlichen Güter übernehmen solle. Am 23. April 1701 kam es deshalb zu einem Familienvergleich, in dem Gottfried vorläufig, und bis er dessen bedürfe, auf seinen Anteil an den Gütern verzichtete. Nur die Collatur der Hattenheimer Pfarre und jährlich ein Stück „Markobrunner" behielt er sich vor. Jeder der Schwestern wurden 2000 fl., oder vielmehr jährlich 100 fl. Zinsen ausgesetzt. Der jüngsten sollten außerdem, „wegen Baufälligkeit" alle Doktor-, Apotheker- und Bader-Rechnungen bezahlt werden. Im Eingang des Vergleichs sprachen beide Brüder der Mutter ihren besondren Dank für die Mühwaltung bei der Administration des väterlichen Besitzes aus.

Schon in diesem Jahr zeigten sich am Rhein die Vorboten des spanischen Erbfolgekrieges. Die Saulheimer Hofleute wurden durch den kurpfälzischen Obervogt zum Bau von „Linien" herangezogen, die, wenn die Franzosen wieder eindrängen, zur Verteidigung dienen sollten: als sie sich weigerten, schritt der Obervogt zur Pfändung ihrer Pferde. Im Winter 1702 hatte die Wetterausche Ritterschaft „1198 Mund- und Pferd-Portiones" für das Regiment des Generals von Zant zu liefern.

Endlich brach der spanische Erbfolgekrieg wirklich aus. Die Reichsarmee hatte den Krieg in Deutschland mit der Eroberung von Landau begonnen. Aber der Kurfürst Max Emanuel von Bayern erklärte in diesem Augenblick seinen Abfall vom Reich. Er und sein Bruder, der genannte Kurfürst Clemens Joseph von Köln Bischof von Regensburg, verbanden sich mit den Franzosen. Max Emanuel operierte mit einem französischen Hülfskorps im Rücken der Reichsarmee. Die direkte Verbindung mit dem Rhein war, wie Gottfried dies befürchtet hatte, sehr erschwert und häufig unterbrochen. Dasselbe gilt auch vom Jahre 1703. Aus beiden Jahren sind keine Briefe Gottfrieds vorhanden.

Am Rhein wurden im Winter 1703 die Langwerthschen Höfe zu Bergen mit Einquartierung von alliierten Truppen belegt. Auf das Ansuchen der Ritterschaft, an die sich Philipp Reinhard gewandt, mußten sie allerdings wieder abziehen. Nun aber forderte der zu Landstuhl liegende kaiserliche Rittmeister Alexandre baron de Fin vom Zantischen Küraſſier-Regiment eine monatliche Ritterkontribution; und darüber gab es dann wieder viel Schreiberei.

Mit dem, was in der Gegend von Regensburg geschah, ließen sich diese kleinen Beläſtigungen jedoch nicht vergleichen. Am 7. April wurde die Stadt von Max Emanuel mit Sturm eingenommen. Noch im Frühjahr 1704 ist die ganze Gegend im Besitz der Bayern. Ende Juni 1704 finden wir aber auch Regensburg und das südliche Ufer der Donau wieder im Besitz der Kaiserlichen. Es ist dann auch Stadtamhof in deren Hände gefallen.

Das Jahr 1704 brachte die Franzosen auch wieder in die nördliche Pfalz. Am 15. November 1703 hatten sie bei Speierbach gesiegt, und Landau war infolgedessen wieder in ihre Hände gefallen. Im Winter 1704 hatte die Gegend von Saulheim, Bergen und Partenheim unter den gewaltsamen Requisitionen der Franzosen zu leiden. Aber die Alliierten waren nach dem großen Siege bei Höchstädt (13. August 1704) in unaufhaltsamem Vormarsch. Man schritt zur Belagerung von Landau. Im Oktober 1704 schreibt Johann Christoph von Wallbrunn darüber aus Baden:

„Landau defendiert sich noch wohl; doch hofft man die (abermalige) Übergab (an die Alliierten) in 8 Tagen gewiß. Der römische König (der spätere Joseph I.) divertiert sich diesseit Reins mit dem H. Generalismo (Markgraf Ludwig) im Badischen mit der Jagd, daher Printz Eugen vor Landau commandirt."

Auch durch Saulheim, Dalheim und Undenheim zogen englische, würzburgische und andere Truppen und forderten Verpflegung und Vorspann von den Langwerthschen Hofleuten. Bis nach Trier drang das verbündete Heer unter Marlborough vor.

Nun fiel auch Landau am 25. November 1704 zum zweitenmal in die Hände der Verbündeten. Deutschland war jetzt von den Franzosen befreit.

Jedermann hatte in der Gegend von Regensburg durch den Krieg natürlich gelitten. Es wird vielleicht auch für die dortigen Gegenden gelten, wenn eine der Cousinen Wallbrunn aus Schwaben schreibt, es herrsche das größte Elend, und das Landvolk esse aus Not „Katzen und andre unnatürliche Ding".

Gottfried wird geholfen haben, wo er gekonnt. Seine Einnahmen erhöhten sich gerade um diese Zeit. Durch Resignation des Domprobstes von Wämpl hatte er die Stelle eines Officialis generalis und Visitators erhalten.

An die Mutter.

Regensburg, den 12. Juni 1704.

„Mit gegenwärtigem hab Frau Mutter wollen berichten, wie daß nach Ableben Herrn Grafen von Salm, hiesigen Herrn Domprobsten, der allhiesige Administrator in spiritualibus, Herr von Wämpl, die hiesige Domprobstei erhalten, dieser aber, weil ihm zu viel Geschesten zusammenkommen, mihr das Officialat (ist etwas weniger als Generalvicariat) resigniren will; so stehet also nur noch auf genädigstem Consens seiner Curfürstlichen Durchlaucht zu Cöllen, umb welchen sowohl Herr Domprobst alß ich vergangener Post geschrieben. Weil man aber wegen gegenwärtiger trübseliger Zeit die Brieff den geraden Weg nit schicken darf, als kann innerhalb 4 oder 5 Wochen schwehrlich Antwort da sein. Eß ist zwahr bei ermeldetem Ambt große Mühe, da ein Official unter anderen Verrichtungen auch in gewissen Fellen die Visitation und Obsicht über die Pfarhern auf dem Land, so in hiesigem Bistum ahn der Zahl 600 seyn. Weil eß mir aber der Allerhöchste wider mein Vermuten (weiß selbst nit wie) schicket, leb der Hoffnung, er werde mihr auch das Vermögen und Genad geben, meiner Obligation nachzukommen. Die Einkommen sein nach Proportion, daß einer sein Gewissen will in Acht nehmen; bey diesen Zeiten aber, da die völlige

Kriegsflamme daß halbe Bistum ergriffen, waß nehmlich jenseits der Donau lieget, nit gar groß. Gleichwie nun ahn Ihr. Cuhrfl. Durchl. genädigsten Consens zu obgedachter Resignation nit zweifell, alß verhoffe, im Fall ich selbige erhalte und das Ambt wirklich antrette, eß werde Frau Mutter so gühtig sein und mir alsdann mit etwas Gelt aushelffen, indehme die Besoldung nit fürhin außgerechnet wird, ich aber zu Bestreittung nohtwendiger Unkosten baare Mittel vonnöthen, und mit diesem Vorbehalt ich mich meineß vätterlichen begeben, daß, fals ich dessen selbsten vonnöthen haben werde, mir solche Cession nit schädlich sein solle. Wehre eß aber, daß aus der Sach nichts werde, so verlange ich auch nichts; ohnangesehen eß (mir) diese Jahr dahier hart gangen, da sogahr auch von der Presenz, so sonst andere Jahr auff 600 fl. bracht, innerhalb — Jahresfrist kein Kreutzer bekommen, und noch kein Hoffnung sehe für das künftige. Es ist dermahlen Kelheim, 3 Stund von hier, ein Paß ahn der Donau von den Kaiserlichen belagert. Geht es über, und kommen sie herüber, so gehet diese Seite vermuhtlich verlohren wie jene. Der Allerhöchste wende alles zum Besten, dessen starken Schutz ich Frau Mutter — — (und) mich empfehle."

Die Mutter sandte 150 Gulden. Endlich kam auch der Consens des Kurfürsten an. Gottfried betrachtet dies als ein halbes Wunder, da sonst alle Schreiben des Kurfürsten jetzt abgefangen würden. In der Sitzung des Domkapitels vom 30. Juni 1704 erfolgte die Mitteilung, daß der Kurfürst Joseph Clemens als Ordinarius der Regensburger Diözese Gottfried zum Offizial derselben mit einem jährlichen Honorar von 100 Gulden ernannt habe. *)

Mit der Stelle eines Offizials waren viele Reisen auf das Land verbunden und Gottfried hat sich deshalb von jetzt an eine Equipage gehalten. Bisher war der Domprobst geistliche Bistumsadministrator und zugleich Offizial gewesen.

*) Es muß nach dem Obigen jedoch angenommen werden, daß noch Sporteln mit der Stelle verbunden waren.

An die Mutter.

Regensburg, den 14. Juli 1704.

„— — — Für wenig Tagen ist zu H. Domprombst, so mir resignieret, sein Schwester, ein Klosterfrau und Priörin kommen und noch 4 durch den Krieg vertriebene Klosterfrauen mitbracht, so alle bei ihm logiren. Hätten diese eher um den Handel gewußt, würden ihm ohne Zweifel das resigniren aus dem Sinn geredet haben. Um so viel mehr sehe gern die baldige Fürstellung,*) so hoffentlich diese Woch sein wird. — — —"

Der Weg von Regensburg nach dem Rhein war jetzt wieder frei. Da die jüngste Schwester am 10. Juni großjährig geworden und Philipp Reinhard nun doch nicht in Hattenheim bleiben, sondern in Baden-Durlachschen Hofdienst treten wollte, so reiste Gottfried im folgenden Jahre**) — es ist dies jene einzige Reise nach 1701 — nach Hattenheim und es ist damals die vorläufige Abmachung von 1701 bestätigt worden. Dies definitive Arrangement war um so wichtiger, als man jetzt eine Heirat für den jüngsten Bruder plante. Die Vermögensverhältnisse hatten sich sehr gebessert, und es begann jetzt, da die beiden Söhne versorgt waren, eine gewisse Wohlhabenheit bei der Mutter zu herrschen. Auch manche andre Familienangelegenheiten hat Gottfried während seines Aufenthalts in Hattenheim wieder geregelt. Noch vor Weihnachten scheint er aber in Regensburg zurück gewesen zu sein.

Die Erwählung des Vetters Knebel zum Bischof von Eichstädt kam natürlich Gottfrieds Stellung in Regensburg zustatten. Knebel setzte das größte Vertrauen in Gottfried und hat ihn z. B. später zu seinem Testamentsexekutor ernannt.

An die Mutter.

Regensburg, den 11. Januar 1706.

„Ich bitte, Frau Mutter wolle nit übelnehmen, daß die Gemal so lange ausbleiben. Weil Frau Mutter auch mein Con-

*) Die Einführung in sein neues Amt.

**) 1705.

terfait verlanget und ich den besten Maler brauchen wollte, der hier ist, dieser aber gar viel zu thun hat, auch bey der Nacht nicht malen wollen und in den kurzen Tagen nit allemal die Zeit gehabt, ist es so lang hergangen. Ich bedanke mich auch gehorsamst, daß Fr. Mutter die Unkosten in Mainz wegen des Wachholderwein, welcher, wie ich aus der Schwester Brief ersehe, unterwegen ist, erlegen wollen. Weil ich dafür gehalten, Frau Mutter nehme es nit wohl, wann ich das Geld in Natura wieder schicke, habe ich lieber etwas dafür kaufen wollen, zumahl aber nit weiß, was etwa angenehm sein möchte, und sehe, daß Frau Mutter Liebhaber von saubrem Gemal, hab ich des jetzt regirenden Kaisers*) Contrafait, so gut das Original von Wien anhero kommen, und von dem besten Meister dahier kopieret ist, beigeleget; sodann auch das Original von Ihro fürstl. Gnaden zu Aichstedt, welches er mir verehret. Diese 3 Contrafait samt einigen Kalendern, worunter auch ein Aichstädtischer ist, welche zu dem Ende mitschicke, weil Ihro fürstl. Gn. dero 8 Ahnchen beisetzen lassen, welche von Seiten Grorodt auch uns zu Guten kommen; und dann etwas Blumensamen werde beysammen in einem Verschlag morgen mit einem Landkutscher nach Frankfurt schicken, von da sie dem Mainzer Marktschiffer, dieser aber dem Herrn Weitzel überliefern wird, woselbsten ungefähr innerhalb 14 Tagen vom heutigen Dato an wird nachzufragen seyn. — —"

Regensburg, den 7. May 1706.

„— — — Der Graf von Ingelheim,**) Dohmherr zu Mainz, befindet sich dahier auf etliche Wochen auf der Rückreyß aus Italien und erwartet heute, ob er nach Wien oder nach Hauß gehe, ist im Übrigen gantz wohl auf und ein gahr feiner Mensch."

---

*) Joseph I., der seit 1705 Kaiser war und dessen Bild am Rhein deshalb noch wenig verbreitet gewesen sein wird.

**) Anselm Franz von Ingelheim, Domherr zu Mainz und Würzburg. Der Grafentitel scheint irrtümlich, da die Ingelheim erst 1737 vom Kaiser zu Grafen erhoben wurden. Oder handelt es sich um einen päpstlichen Grafentitel? Regensburg war eine Halteſtelle für die Reise nach Wien und Italien.

Schon die Übersendung des Bildes von Kaiser Joseph I. zeigt, wie Gottfried trotz allem auf kaiserlicher Seite stand. Noch deutlicher redet der folgende Brief.

Regensburg, den 10. Juni 1706.

„Auß Frau Mutter geehrtem ist zu ersehen, daß der landverderbliche Krieg selbiger Orten wieder einreiße, wiewohl verhoffe, es werde kein Bestand haben, indem die Franzosen ihr Volck anderwärtlich nötiger brauchen und vermutlich lieber ihr eigen Haus löschen, als das des Nachbarn verbrennen, mithin sich wieder zurückziehen werden. Wenn unterdessen die Salvaguardia führ die Berger Hof zu kostbar falle, möchten vielleicht die Schutzbriefe, so führ etlich Jahren von Zweibrücken erteilet worden, nit undienstlich seyn. Zum wenigsten glaube nit, wann wissend, daß der Ort in das Schwedische gehör, mit Brand man verfahren werde. Auch könnte man sich erkundigen, und danach richten, wie es in der Kellerei Stadecken gehalten werde."*) —

Die Besorgnis, die man am Rhein hegte, wurde durch den Umstand hervorgerufen, daß im Frühling 1706 Villars mit einem Heer von 50000 Mann wieder im Vorrücken nach der Pfalz begriffen war. Die nur 5000 Mann zählenden Deutschen wurden über den Rhein zurückgeworfen. Am 11. Mai nahmen die Franzosen Hagenau.

„Daß sonsten unsre Sach nicht zum Besten", schreibt Philipp Reinhard am 17. Mai 1706 an seine Mutter aus Durlach, „ist leider bekannt. Morgen 8 Tag ist Hagenau an Feind übergangen, und sein 1500 darin gefangen, 200 Tote. Vom Feind seind 3000 tod, 2000 blessirt. Diesseit Reins fürchten wir uns nicht, können nach Belieben die Herren Franzosen auf der andern Seit

*) Der damalige Herzog von Zweibrücken war Karl XII., König von Schweden, da die schwedische Linie seit 1681 in das Herzogtum Zweibrücken succediert hatte. — Stadecken ist ein Zweibrückisches Amt. Dagegen wurde es von Kurmainz, seit einiger Zeit trotz des Zweibrückischen Lehensbriefes, bestritten, daß die Berger Höfe zu dem Territorium von Pfalz-Zweibrücken gehörten.

sehen, welche dermalen zwischen Speier und Worms stehen und die Frücht abmähen, auch ein Liny an der Speierbach machen, darmit mir (wir) selbigen nit mehr passiren sollen. Das ist dermalen das neuste, indessen flattirt man sich diesen Winter mit deme Frieden."

Die Fortschritte Villars' kamen indessen bald zum Stehen, als die Franzosen durch Marlboroughs Sieg bei Ramillies (23. Mai 1706) gezwungen wurden, einen großen Teil ihrer rheinischen Truppen nach den Niederlanden abzugeben. Gottfried hatte richtig geurteilt.

Anfang September 1706 wurde aber das Rheingau durch den kühnen Zug eines französischen Truppenführers überrascht. Nach beliebter Manier wurde wieder eine Reihe angesehener Rheingauer und unter ihnen ein Herr von Waldbott als Geiseln fortgeschleppt. Die Franzosen verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Man kann sich aber denken, in welche Aufregung die große Masse der Bevölkerung wieder versetzt wurde.

Die von den Franzosen Gefangenen wurden gegen ein Lösegeld von 4000 fl. und eine jährlich (!) von dem Rheingau aufzubringende Kontribution von 1000 fl. freigelassen. Als die kurmainzische Regierung diesen Vertrag aber nicht genehmigte, bemächtigte sich vieler Rheingauer wieder eine panikartige Furcht. Es gab Leute, die sofort einpackten, um, wenn die Franzosen kämen, flüchten zu können. Der Erbacher Bürgermeister erklärte Maria Katharina gegenüber, die Gefahr sei nun größer als je, und Mord und Brand zu befürchten. Diese aber und ihre Kinder sahen die Sache ziemlich ruhig an, und die kühlere Auffassung sollte auch diesmal Recht behalten.

Der Rheingau selbst ist in diesem Kriege von den französischen Truppen nicht wieder geschädigt worden. Der Schlangenbader Überfall, der einem in französischem Solde stehenden Freikorps mitten in dem für die deutschen Waffen so siegreichen Jahr 1709 von der Mosel aus beinah gelang, ist andrer Art und so vorübergehend, daß er in unsern Briefen garnicht einmal erwähnt wird.

An die Mutter.

Regensburg, den 31. Januar 1707.

„— — — Mein Koch, welcher nunmehr in 6 Jahren der zweite war, hat die harte Tag bei mir nit länger können ertragen; hab mir also vergangene Woch ein anderen gekauft um 13 fl. baar Geld. Dieser Tropf wollte ein Kapuziner werden, hatte auch schon das Versprechen aufgenommen, (es) zu werden, ist aber von den Soldaten aufgefangen und in Dienst gezogen worden. Weil er dann von Kapuzinerhumor, glaub ich, er werde sich für mich schicken, hab also das Geld für seine Entlaßung erleget. — — — —“

Der folgende Brief an die Mutter ist dadurch von besondrer Bedeutung, daß er sich auf das bekannte genealogische Werk von Humbracht*) bezieht. Vermutlich war die Familie Langwerth zuerst durch den 1682 verstorbenen Georg Philipp von Greifenclau in Verbindung mit Humbracht gekommen. Auch dieser Greifenclau gehörte mit zu ihren Freunden; und andererseits sagt Humbracht, daß er ihm den größten und besten Teil seines Werkes verdanke. Der Langwerthsche Stammbaum bei Humbracht stammt nach dem folgenden Briefe von Gottfried selbst.

An die Mutter.

Regensburg, den 30. Mai 1707.

„Es hat H. Humbracht mir diese Woche ein Exemplar geschickt von dem Buch, so er lassen ausgehen von den Geschlechtern rheinischer Familien, hat dabei angesuchet, daß er nun auch die Ahnchen in Druck ausgeben wollte, daher vernehmen, ob ich etwas zu erinnern hätte wegen deren, so er mir geschickt zu 162 (Ahnen). Ich werde ihm wieder antworten, daß ich das überschickte Exemplar verschulden wolle, wegen der Ahnchen auch ganz nichts zu erinnern hätte, außer daß nach meinem Namen

*) Johann Maximilian Humbracht: „Die höchste Zierde Deutschlands“, Frankfurt 1708. Es enthält die Stammtafeln der reichsfreien rheinischen Ritterschaft.

die Churbayrische Dienste auszulassen wären, worinnen ich niemals gewesen und aus Irrtum in das ausgegangen seyn gesetzt worden. Das gedachte Buch ist in folio, etwas über Hand dick. Unser Stammbaum ist eingetragen auf die Weis, wie ich ihm auf einen Bogen Papier vergangen Jahr geschicket, und gleichwie unsere Familie niemal stark und gemeinlich nur ein Bruder gewesen, als ist der Stammbaum auch nit weitläuftig. Ist mir daher lieb, daß er die Ahnchen auch lässet ausgehen, als deren er von den unseren 162 zusammengesucht hat, welches alles zur Nachricht dienen wolle, wann Fr. Mutter etwas dabei zu erinnern hat."

Von dem, was Gottfried weiter über die Familie Langwerth sagt, sei hier erwähnt, daß dieselbe um 1647 als der spätere Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim*) Domherr wurde, als stiftsfähig anerkannt worden war.

Im Jahre 1707 war der Oberrhein doch wieder einen Augenblick in Schrecken gesetzt worden. Auch in Durlach war man besorgt. Als Philipp Reinhard damals nach Hattenheim reiste, mußte er einen Umweg durch Schwaben machen.

An den Bruder.

Regensburg, den 19. September 1707.

„Ich verhoffe, der Bruder werde nach überstandenem vielfältigen Ungemach, so der feindliche Ueberfall verursachet, zu Haus sein glücklich ankommen, welches von Hertzen wünsche und zu vernehmen verlange. Im Übrigen, weil man mit Augen gesehen, wie Schwaben zugerichtet worden, kann man sich unschwer einfallen laßen, wie Bergen aussehe.**) Und wiewohlen, als ich dem Brudern gegen ein jährliches Stück Wein die Güter überlaßen, ich mir den Regreß fürbehalten, wann durch Unglücksfall ich dahin gerathen sollte, daß ich des meinigen selbsten bedürftig

*) Seine Großmutter war eine Langwerth gewesen.

**) Es scheint, daß die Mutter den von ihrem Gelde erkauften einen Berger Hof Gottfried überlassen hatte.

wäre, so habe mich dennoch lieber äußerst behelfen als beschwerlich fallen wollen. Es will aber die unumgängliche Noht dieses länger nit zulaßen, wäre mir dahero angenehm, wenn anstatt dieses jährlichen Stück Wein der Bruder mir ein für alle Mal so viel an Geld herausgäbe, als wie einer Schwestern Heyrathgut versprochen, das ist 2000 fl., so wollte ich das jährliche Stück Wein fallen laßen. Bliebe im Übrigen wegen der Schwestern in Allem bei dem, wie wir uns vor Jahren verglichen. Gleich wie nun mein Ansuchen nit allein nöthig sondern auch billig und anbei wegen der vergangen und bevorstehenden (Gott sei Dank) guten Herbsten möglich ist, getröste mich willfähriger Gewährung. — — —"

Der Bruder machte keine Schwierigkeiten und war in der Lage, Gottfrieds Wunsche sofort zu entsprechen. Am 24. Dezember 1707 dankt dieser für Übersendung der 2000 fl. Gottfried war dadurch in betreff der väterlichen Erbschaft gänzlich abgefunden.

An die Mutter.

Regensburg, den 22. November 1707.

„— — — Anbei füge zur Nachricht, wie daß schon für längst Gott dem Allerhöchsten zu Danck, und Gedächtniß, daß in bisherigen Kriegsgefahren ich und die meinige für vielem und größerem Übel sein befreiet blieben, fürgenommen, die Kapelle zu Hattenheim bauen zu laßen, und obwohl bishero vor Besorgung annoch anhaltender Kriegsunruhe und Gefahr davon bin abgehalten worden, in Erwägung dennoch, daß ungewiß, ob ich das End (des Krieges) erlebe, bin entschloßen, dieses nit länger zu verschieben. — — —"*)

Regensburg, den 12. Januar 1708.

„— — — — daß es (der Bau der Hattenheimer Kapelle) aber der Familie praejudicire, ist nit zu besorgen, dann sonsten

*) Dem Brief liegt eine Zeichnung der Kapelle bei. Da Gottfried später die Margaretenkapelle, um die es sich hier handelt, mit der Kirche vereinigt hat, so ist der Gedanke des Umbaus der Ersteren wieder aufgegeben worden.

würd und müßte niemand eine Kirche bauen. Weil auch dieses Kirchlein nunmehr dritthalbhundert Jahr auf mich gewartet, verhoffe es in den Stand zu setzen, daß es wieder so lang auf einen andern warten kann.

Für etlich Wochen hat eine alte Wittwe an mich geschrieben in Angelegenheit ihres Eheherrn Testaments. Weil sie sich nun unterschrieben geborne zu Eltz, hab ich mich dero Person erkundiget und verstanden, daß sie eine Tochter von H. Ritterhauptmann von Eltz und vermutlich diejenige, welcher ich für 12 Jahren zu Düsseldorf, wo sie Hofdame gewesen, ein Brief von ihrer Fr. Schwester selig aus Mainz mit gebracht. Sie hat unterdessen einen oberpfälzischen Cavalier geheiratet, so vergangen Herbst gestorben, da sie auf ein Gut eine Tagreys von hier verzogen. Wegen ihres Anliegen hab ihr gleich geholfen; werde dieser Tage wieder antworten, und weil sie mich nit kennet, zu erkennen geben. Dergleichen unvermute Antreffung bekannter Personen, so entweder der Krieg oder ander Conjuncturen verursachen, mir dahier öfters begegnen, wie denn auch unlängst Fr. Gräfin von Sensheim*) eine Reverense gemachet, welche gar höflich gewesen und sich erfreuet, — einen Landsmann hiesiger Orten zu wissen. — Daß die Schwester Sophie wieder übel auf, ist mir leid; wünsche, ich könnte ihr helfen. — — — — "

Inzwischen hatte Philipp Reinhard die Cousine Marie Christine, die Tochter des Baden-Durlachschen Hofmarschalls von Gemmingen geheiratet.

Ein Brief Gottfrieds an den Bruder bezieht sich auf die von der Idsteiner Kammer beabsichtigte Einlösung des Erbenheimer Zehntens. Derselbe war Pfandlehen des Hauses Nassau-

*) Vermutlich die Gemahlin des 1705 zum Grafen erhobenen Maximilian Franz Maria von Seinsheim. Derselbe war kurmainzischer Geh.-Rat, Hofratspräsident und Hofmarschall des Kurprinzen von Bayern.

Idstein-Saarbrücken. In Betreff des Gutes Fachenhofen hatte die Familie Gottfrieds Rat befolgt. Aber durch diesen Erwerb noch nicht befriedigt, wünschte die Speziallinie Idstein durch Auszahlen der Pfandsumme den genannten Zehnten ebenfalls an sich zu bringen. Persönliche Intrigen waren dabei ohne Zweifel mit im Spiel. „Ansonsten", heißt es am Schluß von Gottfrieds Brief, „bitte ich den Bruder, wann er es mercket, wer den Handel angestellet, wolle er doch dissimuliren, sonst machet Er ihn sich zu seinem großen Schaden noch mehr zu Feind. Man giebet ja wohl auch einem bösen Hund ein Stück Brod, daß er nit beiße."

An die Mutter.

Regensburg, den 29. Juni 1709.

„Aus Fr. Mutter an mich abgelaßenem ersehe, daß die Einlösung des Zehnt zu Erbenheim noch für sich gehen solle und weil Frau Mutter meine wenige Meinung hierin — zu wißen verlangt, fallet mir kein beßeres Mittel bei, als weil dem Frauenzimmer manchmal etwas beßer angehet als unser einem, daß Fr. Mutter belieben möchte, eine Reys nach Biebrich zu thun und dem Fürsten*) fürzustellen, es wäre selbige mit ihrer Prätension von Fackenhofen gewichen, worauf sie (durch Ehekontrakt) versichert gewesen, weil seine Durchlaucht dazu Belieben getragen; hätte seithero weder von ihren Söhnen einige andere Versicherung wegen des Ihrigen nit bekommen und seye ihr Eigenthumb jenseits des Rheins unter französischem Zwang gelegen, daß also zu ihrem und der Schwestern Aufenthalt nichts übrig als das Hattenheimer Gut, so ohne den Erbenheimer Zehnt nit bestehen könne; bitte also und verhoffe sie, Ihro Durchl. werde ihr als einer verlaßnen Wittwe in ihrem hohen Alter ihren nothwendigen Aufenthalt in Genaden laßen. — — — Möchte auch wohl gut sein, wenn man die älteste Princessin, als welche dermal ein mehreres vermag, um ein Fürwort thäte ansprechen. — — —

*) Georg August Samuel von Nassau-Idstein, der Erbauer des Biebricher Schlosses.

Bei welcher Gelegenheit F. Mutter so viele Lamentationes anzufangen von selbsten wißen wird, als viel dermalige Zeiten an Handen geben. — — — Wann dieses Alles nichts hilft, thäte ich dennoch das Geld nit annehmen, sondern mich damit entschuldigen, ich hätte einen theuren Eid zu Gott geschworen,*) daß von dem Lehen nichts veräußeren wollte, dürfe also den Zehent nit einlaßen ohne Consens des Lehenherrn. — — — Im Fall nun dieses alles nichts verfanget, und das größte Anliegen ist, wo man das Strohe hernehme für die Weinberg, wäre ich der Meinung: weil in Mainz verschiedene Stifter und Klöster sein, welche am Main gegen Frankfurt ansehntliche Zehent haben, wovon sie das Stroh, weil sie kein Feldbau haben, nit brauchen und um ein schlechten Werth verkaufen, könnte man ein solchen Accord auf einige Jahr treffen und dasselbige mit geringen Unkosten zu Waßer herabbringen. — — —"

Trotz aller Gegenbemühungen führte die Idsteiner Kammer auch diesmal ihre Absicht durch. Die Einlösung des Zehntens erfolgte am 6. November 1709. Man hatte den Zehnten einfach einzuziehen und das Geld zu deponieren gedroht, wenn man dasselbe nicht annehmen wolle. Philipp Reinhard hatte deshalb bei der Rückzahlung der 3000 fl. einen Mainzer Rechtsanwalt zugezogen und protestierte gegen die Einziehung des Zehntens. Dazu bedürfe es des Consenses der Linien Nassau-Saarbrücken und Nassau-Ottweiler. Auch sei die Ablösungssumme in Form und Wort dem Lehnbrief nicht entsprechend.

Ende 1710 hat Philipp Reinhard auch den Durlachschen Dienst quittiert und ist vorläufig mit seiner Familie nach Hattenheim übergesiedelt. Am 22. April 1711 hat er dann zum Ersatz für die abhanden gekommenen nassauischen Besitzungen das sogenannte Stockheimsche Gut in Eltville gekauft, das er bald darauf mit seiner Frau bezog. Zu diesem gehörten mehrere Gebäude, von denen das ursprüngliche Burghaus, der sog.

*) Es war ohne Zweifel beim Empfang der Erbenheimer Zehnten ein Lehnseid geleistet worden.

Sanecker Hof, kurmainzisches Lehen war. Philipp erreichte die Belehnung in der üblichen Weise dadurch, daß er auch die andern Gebäude dem Kurfürsten auftrug. Gottfried hat auch bei dieser Gelegenheit den Bruder wieder getreulich unterstützt. Es findet sich ein Schreiben von ihm an den Kurfürsten Lothar Franz, worin er Philipp Reinhard zu belehnen bittet. Er verzichtet für sich auf die Mitbelehnung. Im gleichen Sinne schreibt er dem Bruder am 11. April. Wie Gottfried sich für alle Familienangelegenheiten interessierte, und wie er dennoch stets für friedliche Beilegung entstandener Differenzen war, geht aus dem folgenden Brief an den Bruder hervor.

Regensburg, den 20. April 1712.

„Was der Bruder wegen strittigen Drittelweinbergs und wegen des von Herrn (Vicedoms) von Greiffenclau darüber ergangenen Vorbescheid ahn mich gelangen laßen, daß habe wohl überleget, und, soviel ich daraus abnehmen kann, haben die Drittelleut in diesem Unrecht gethan, daß sie ohne sein Vorwißen und Consens den Weinberg verkauft haben. Sie haben auch deswegen obrigkeitlich verklagt und angehalten werden müssen, daß sie um den Consens noch anlangen und den üblichen Goldgulden reichen. Das aber deswegen der Weinberg habe können eingezogen werden, das kann aus den mir fürgestellten Umständen nit schließen, sehe dahero nit, daß Herr von Greiffenclau unrecht gesprochen habe und durch die interponierte Appellation etwas erhalten werden kann.*) — — — —

Dieweil aber die Leut, wenn sie diesen Weg einmal merken, öfters brauchen, und dem Bruder Unruhe machen werden, kommt es auf meine Fürstellung an, die ich für zwei Jahr gethan, als der Bruder die Güter bezogen, er möge sich doch befleißen mit H. von Greiffenclau in guter Verständnis zu leben, sonsten meinet jederman, er thue dem einen ein Gefallen, wann er dem anderen ein Verdruß machet. — — — —"

*) Früher war in solchen Fällen eine Einziehung des Drittelsweinberges Rechtens gewesen.

Der Krieg hat die Regensburger Gegend nicht mehr berührt. Dagegen wird berichtet, daß Prinz Eugen im Spätherbst des Jahres 1709 auf der Rückreise aus den Niederlanden durch Regensburg kam und dort als Sieger von Malplaquet feierlich empfangen wurde.

Alles ließ sich freundlich an. Aber im Jahr 1713 brach in Regensburg die Pest aus. Das vorausgegangene Jahr 1712 war ein Notjahr gewesen und hatte eine allgemeine Teurung von Lebensmitteln hervorgerufen. Der ärmere Teil der Bevölkerung hatte in der ganzen Gegend mit Not und Elend zu kämpfen. Deshalb traten schon bald nach Beginn des Jahres 1713 sowohl in der Stadt selbst als in deren Umgebung bösartige Krankheiten auf. Vom bischöflichen Konsistorium wurden für die ganze Diözese öffentliche Gebete zur Abwendung der Krankheiten und der Not überhaupt angeordnet. In der ersten Hälfte des Jahres hatten die Krankheiten wirklich nachgelassen, als sich in einem Hause der oberen Stadt die ersten Fälle von Pest mit rasch nachfolgendem Tode zeigten. Einige glaubten, sie sei durch infizierte Waren von Ungarn und Wien aus nach Regensburg gekommen; andre, sie sei von durchreisenden jüdischen Kaufleuten eingeschleppt, auf deren Donau-Schiff sich pestkranke Personen befunden hätten. Die Ansteckung nahm einen immer heftigeren Charakter an. Auf städtische Kosten wurde ein eigenes Lazareth am unteren Wörd zur Aufnahme der Pestkranken eingerichtet. Die Bestürzung der Bewohner erreichte schon einen hohen Grad, als die Stadt gesperrt wurde: nur drei Tore blieben für den Verkehr nach außen hin offen. Aller Handel und Wandel lag darnieder. Die Schulen waren geschlossen. Die Leichen wurden bei Nacht in aller Stille aus der Stadt geschafft.

Ihren Gipfel erreichte die Epidemie im September und Oktober. Man zählte täglich in der Stadt allein 30—40 Tote, ohne die im Pestlazareth und in Klöstern und Stiften Gestorbenen. Ganze Familien starben aus. Wer nur immer konnte, verließ die Stadt. Man schätzte die Zahl der Flüchtlinge auf fünf- bis

sechstausend. Doch sind grade viele Geistliche ein Opfer ihres Berufs geworden.

Natürlich beschränkte sich die Pest nicht auf die Städte Regensburg und Stadtamhof. Sie trat auch auf dem Lande: in der Oberpfalz und in Niederbayern auf. Genannt werden die Gegenden von Eger, Cham, Rodingen, Burglengenfeld, Regenstauf, sowie Straubing und Landau.

Überall war man bemüht, Fürsorge für die Kranken zu treffen. In der ganzen Diözese wurden durch den Klerus Sammlungen veranstaltet. Gottfried tat sich bei dem allen besonders hervor. Auch hier wird von ihm gesagt, daß er die schwierigsten Geschäfte mit Eifer und großer Gewissenhaftigkeit erledigte.

Das Domkapitel hielt von Mitte August an seine Sitzungen im nahen Kumpfmühl. Aber auch hier war des Bleibens nicht. Das Domkapitel teilte sich nun in zwei Senate: der eine hatte die Geschäfte der in Bayern, der andre die der in der Oberpfalz liegenden Teile der Diözese wahrzunehmen. Als Präsident des ersten Senats begab sich der Domprobst und Bistumsadministrator in spiritualibus von Wämpl mit seinen Räten und der Kanzlei nach Aufhausen; der Domdekan und Administrator in temporalibus von Neuhaus als Präsident des zweiten Senats in das dem Hochstift gehörige Schloß Wörth an der Donau. Die Domherren scheinen sich auf diese beiden Orte ziemlich gleichmäßig verteilt zu haben. Gottfried gehörte zu denen, die sich nach Schloß Wörth begaben.

Von dort schrieb das Ordinariat Sammlungen von Liebesgaben für die von der Pest ergriffenen und deshalb von allem Verkehr abgeschnittenen Ortschaften auf dem Lande aus. In einem oberhirtlichen Erlaß wurden die unbepfründeten Geistlichen zu der Erklärung aufgefordert, ob sie bereit seien, die Seelsorge an solchen Orten zu übernehmen.

Bei dem Eintritt der kalten Jahreszeit ließ die Pest endlich nach. Am Schluß des Jahres 1713 war sie zum größten Teil erloschen. Aber erst im Mai 1714 wurde Regensburg dem Ver-

kehr wieder geöffnet. Damals kehrte auch Gottfried nach Regensburg zurück.

„Fr. Mutter geehrtes empfange in dieser Stunde", schreibt er am 17. Mai 1714, „und ist dies der erste Brief, den ich aus Regensburg schreib. Verwichenen 4. dieses ist die Stadt wieder eröffnet, und vergangenen Sonntag das Danckfest im Dom gehalten worden nach geschehener Erinnerung von Beßerung des Lebens auf der Canzel, wobei manchem die Augen übergangen. Es hat zwar, Gott sei Danck, gar kein Gefahr mehr; ich hab danach mein Sach dahin veranstaltet, daß in der Stadt und in meinem Garten*) sein kann nach Gelegenheit, welche zwar in der Stadt beßer finde und deswegen lieber bin, weil die Leut gern sehen, daß wieder Jemand zu ihnen komme, wovon ich vom Domkapitel der erste. Mein Wohnung, nachdem diese 9 Monat weniger 6 Tag unbewohnt gestanden, habe wieder (Gott sei Dank) funden wie verlaßen. Die Zahl der Verstorbenen wird auf 8000 gerechnet,**) welche man so gerad nit wißen kann, weil man nit alle beobachtet. Diesen Sommer werden die Herren Gesandten auch wieder kommen. Herr von Sickingen***) hat sein Gärtner schon hierher geschickt, seinen Garten zu richten. Es gehen wieder Posten und Boten, auch sein etliche Landkutschen von Reisenden eingekehret, daß verhoffentlich Handel und Wandel sich bald wieder emporheben wird. Das Verbrennen der infizierten Mobilien wahr nothwendig; dann die Erfahrniß hat geben, daß Leut, die in dem Lazaret gelegen und wieder gesund worden, wie sie ihre infizierte Kleider wieder angeleget, auf's neu die Contagion bekommen. Dahero die mehrsten solch angesteckete Sachen gerne hergeben, ja zu den

*) Es ist Gottfrieds Gartenwohnung zu Kumpfmühl gemeint. Siehe unten.

**) Nach einer andern Nachricht waren es 7800.

***) Vermutlich Heinrich Wilhelm von Sickingen, den Humbracht als kurfürstlich pfälzischen Regierungsrat und Gesandten bei König Karl in Spanien aufführt. Er kann seit König Karl Kaiser geworden und nach Deutschland zurückgekehrt war, sehr wohl in Regensburg accreditiert worden sein.

Fenstern ausgeworfen, daß man es mit Wagen zusammengeführet und für denen Stadthoren verbrennet, wie es dann auch zu Wien und imgleichen auf dem Lande geschehen. Die Sperr ist deswegen fürgenommen worden auch in den Dorfschaften, damit nit ein Ort das andere anstecke und wie vorigmal*) das Übel durch ganz Teutschland grassire. Dahero, wann ein Dorf diese Krankheit bekommen, hat man ihnen einen Geistlichen und einen Balbirer**) geschicket sammt nothwendigen Lebensmitteln, niemand aber herausgelaßen; und die gesunde Bauern selbsten haben die Krancke Häuser verwahret, daß sie durch diese nit angestecket werden. Auf diese Weis ist dem Uebel vorgebogen, auch andere benachbarte Länder befreiet blieben. Dermal aber Gott Lob, alles wiederumb gesund und in langer Zeit an dieser Krankheit niemand gestorben. — — — —" Erst am 12. Juni vermochte aber das Domkapitel eine Sitzung wieder in Regensburg abzuhalten. Auch die Mitglieder des Reichstags und die auswärtigen Gesandten waren um diese Zeit wieder in Regensburg versammelt.

In den ersten Tagen des neuen Jahres, am 5. Jan. 1715, ist Gottfrieds Mutter in Hattenheim selig verschieden. Da ich oben einen Auszug aus ihren Aufzeichnungen bei dem Tode Georg Christophs gegeben habe, so möge auch hier dasjenige Platz finden, was sie für den Fall ihres Todes bestimmt und niedergeschrieben hatte.

„Wann nun mein lieber Gott nach seinem genädigen Willen mich auch von dieser Welt abfordern werd", schrieb sie, „so begehr ich nach Schierstein in meines lieben Ehherrn seligen Grab geleget zu werden. — — laß meinen Stein oben zu Häupten an seinen Stein an der Mauer in die Höh stellen, und laß folgende Schrift darauf hauen: und ich sage mit Ruth in ihrem Biechlein am ersten Capitel, ‚Dein Gott ist mein Gott;

*) Es ist wohl die fast durch ganz Deutschland verbreitete Pest von 1666 gemeint; doch hatte auch im Jahre 1634 nach den beiden Belagerungen die Pest in Regensburg gewütet.

**) einen Chirurgen.

wo Du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden; der Tod muß mich und Dich scheiden'. Neben folgendem ‚hier lieget die wohlgeborene Frau Maria Catharina Langwertin von Simmern, welche nach ihrem Begehren ist hierher in ihres Ehherrn seligen, Herrn Jörg Christophs Langwert von Simmern Grab gelegt worden; ist in Gott verschieden zu ihres Alters — Jahrs — Mond — Wochen — Tag —; ihres Wittwenstands —. Gott verleihe, daß gleich wie sie hier mit herzlichem Trauern von einander geschieden, also sie mit Freiden im ewigen Leben einander wiedersehn mögen: um Jesu Willen. Amen, Amen.'

Zum Todtentext hab ich mir diesen Spruch erwählet: ‚Ich hatt viel Bekümmernis in meinem Leben, aber Deine Tröstungen ergötzten meine Seele'.

So ich nun hier in Hattenheim sterben werde, so laß man meinen verblichenen Kerper mit Glocken und Gesang und einer ordentlichen Prozession an den Rhein begleiten und dann sogleich zu Wasser nach Schierstein fihren. Wer nun von hier nicht mitfähret, der kann dem hiesigen (katholischen) Pfarrer in Ordnung in hiesige Kirche folgen, und kann der hiesige Pfarrer gebeten werden, mir hir auch eine Predigt zu halten; und kann nach hiesiger gehaltener Predig auf dem Kirchhof eine Danksagung gehalten werden und den Leiten, so hier bemihet sein gewesen, gegeben werden, wie es hier bei Leichen bräuchlich, und ich bei meinem lieben Herrn selig auch hab tun lassen.

So die Leich nun nach Schierstein kommet, kann man sie bei Abend, so bald man Licht brauchen kann, mit Fackeln, Glocken und Gesang und ordentlicher Prozession in die Kirch begleiten lassen. Ist jemand von meinen Töchtern, Schwestern oder sonst Frauenzimmern anwesend, so können sie mit Fackeln in einer Kutsch in die Kirch, eh die Leich gebracht werd', (fahren) und können in die vörderste Stiehl (gehen) und können dann nach Belieben die Predig anhören. Nach verrichtem Gottesdienst kann man die anwesend gebetene Personen speisen lassen, gleich wie ich bei meinem Ehherrn seliger auch hab thun lassen,

und auch ein Malter nach hiesiger gehaltener Predig, auch ein Malter bei Aufstellung meines Grabsteins (geben). Wollen meine Kinder ein mehreres thun, und wollen es die Zeiten leiden, stelle ich es zu ihrem Belieben. Ich aber hab den Vorsatz, sofern ich kann, den Armen noch etwas bei meinem Leben zu stiften, daß ihn jährlich auf Catharinatag soll gereichet werden, sofern die Zeiten nit gar zu bös werden, daß man nicht selbst in's äußerste Verderben geratet, wozu es, Gott erbarm's, das Ansehen hat." *)

Ob es zu einer solchen letzten Stiftung gekommen, ist ebenso ungewiß, als wann diese Zeilen niedergeschrieben wurden, doch scheint es an Vergabungen bei Gelegenheit des Begräbnisses nicht gefehlt zu haben, da dessen Kosten sich auf über — 1000 fl. beliefen. Es fand am 9. Januar statt. Alles wurde der Mutter Wunsche gemäß ausgeführt. Nur wurde die Leiche nicht zu Schiff sondern zu Lande nach Schierstein gebracht. Auf Befehl der Kur-Mainzischen Regierung begleitete der Amtsknecht von Erbach „mit dem Ausschuß" **) den Leichenzug bis zur Grenzwehr des Rheingaus, dem sogenannten „Backofen" zu Niederwalluf, damit kein Praejudiz zu Ungunsten der Mainzischen Landeshoheit entstehe. ***)

Die Leichenrede wurde ebenfalls über den von ihr gewünschten Text Psalm 94, 19 gehalten: ein Spruch, der sich recht für ihr mühevolles und doch reiches Leben eignete.

Es war Gottfried nicht mehr vergönnt gewesen, die Mutter vor ihrem Tode zu sehen. Aber gleich nachher ist er nach Hattenheim gekommen und zur Ordnung der mütterlichen Hinterlassenschaft längere Zeit dort geblieben. Am 1. März schlossen die Geschwister nun auch über diese einen Erbvergleich ab. Das Testament der Mutter wurde zu Grunde gelegt. Das Gut zu Dalheim und das von den Erben des Pfarrers Steinzenberger gekaufte Gut zu Schierstein sollte den Schwestern

*) Vielleicht schon während des dritten Raubkrieges niedergeschrieben.

**) Der Miliz des Landes Rheingau.

***) Das Gleiche geschah noch im Jahre 1800 bei dem Begräbnis von Maria Katharinas Urenkel.

verbleiben; außerdem sollte jede derselben aus dem mütterlichen Nachlaß noch weitere 1000 Thaler erhalten. So lange diese nicht bezahlt, sollten ihnen die linksrheinischen Güter Ilbersheim und Undenheim überlassen werden. Das, was an den Zinsen noch fehle, solle aus dem Gute Saulheim ergänzt werden. Dieses sollten die beiden Brüder gemeinsam haben. Dabei wurde ausdrücklich bestimmt, daß keiner der Brüder „ohne den anderen etwas davon alieniren" dürfe. Die Streitigkeiten mit Kurmainz über die Berger Höfe sollte der älteste (!) Bruder auf seine eigenen Kosten führen. Man erkennt Gottfrieds Denkart, wenn er die Entrichtung der 3 Malter Korn, welche das Algesheimer Spital beansprucht, übernimmt. Er versprach sogar, den Rückstand von mehr als 50 Jahren dem Spital zu entrichten. Was das mütterliche Heiratsgut von 2000 Thalern betrifft, so wurde ausdrücklich konstatiert, daß von demselben der s. g. Stadecker Hof zu Bergen gekauft und der von Johann Adolf versetzte Kiedricher Plattenzehnten eingelöst sei. Für die 1000 Thaler, die Gottfried davon gebührten, sollten ihm das sog. Stadecker Hofhaus zu Bergen nebst Keller und Kelter, sowie die etwa neun Morgen umfassenden Weinberge zu Bergen überlassen werden.

Der Bruder zog auch jetzt nicht nach Hattenheim, sondern blieb auf dem eben neu eingerichteten Eltviller Gute. Die Schwestern zogen nach Schierstein. Das alte Hattenheimer Stammhaus stand seit dieser Zeit verwaist und verödet da und ist nach und nach zur Ruine verfallen. Als er alles geordnet, ging Gottfried nach Regensburg zurück und ist nicht wieder an den Rhein gekommen.

Es hatten auch religiöse Erörterungen unter den Geschwistern stattgefunden. Jetzt, nach dem Tode der Mutter, trat Gottfried offen mit dem Bestreben, seine Geschwister für die katholische Religion zu gewinnen, hervor. Ich möchte ihm daraus wahrlich keinen Vorwurf machen. Er wollte, wie Goethe einst von der Fürstin Gallizin sagt, denen, die er gern hatte, das Beste, was er seiner Ansicht nach besaß, zuwenden. Den Schwestern

hatte er wieder den Vorschlag gemacht, sie zu sich zu nehmen. Die Bedingung war dafür jetzt aber, daß sie katholisch werden sollten. Die Schwestern hatten in milder Weise abgelehnt. Aber Gottfried hielt mit Leidenschaftlichkeit an diesem Plane fest.

Ich lasse einen Brief an die Schwestern, der sich auf ihre Konfession bezieht, trotz seiner zum Teil sehr weit gehenden Äußerungen über Luther und die Lutheraner hier wörtlich folgen.

Regensburg, den 9. Dezember 1715.

„Aus dem ahn mich erlaßenen vernehme erfreuendlich, daß Ihro Gnad Fr. von Ingelheim*) als noch continuire gegen die Schwestern sonderbahr gnädig zu sein; welches sie auf alle Weis zu demeriren von selbsten wißen werden.

So viel das dermalige Anliegen wegen Unterhalt eines Pferd anlanget, weil ich versichert bin, daß die Schwestern mit einem Pferd (in Schierstein) nit genug haben, will ich ihnen 2 sammt dem Kutscher unterhalten dahier zu Regensburg, wann sie mit mir wollen vorlieb nehmen, wie es dann bei dem sein Verbleiben hat, was ich ihnen mündlich und schriftlich versprochen. Warum ich aber diesen Beitrag zu schicken Bedenkens trag, ist, weil ich gar wohl weiß, daß wann Wein und Frucht bei Friedens Zeit wieder in vorigen Preis kommet, sie mit ihrer Haushaltung dennoch unmöglich können zurecht kommen. Dahero zur Continuation ihrer vergebendlicher Plag nit helfen will.

Liebste Schwestern, uns scheidet nichts mehr als die Religion. Weil sie aber selbsten bekennen, man könne bei katholischer Religion selig werden, so haben sie doch das Vertrauen mir fürzustellen, was sie noch davon abhaltet. Ich hab das Vertrauen zu Gott, daß, wann noch ein Zweifel fürhanden, diesen vollständig aufzulösen und zu zeigen, daß nit allein bei catholischer Religion man könne selig werden, sondern dies die allein selig

*) Wahrscheinlich Maria Ursula, geb. von Dalberg, Gemahlin des Franz Adolf Dietrich von Ingelheim, der damals Vitztum des Rheingaus gewesen sein dürfte und später Kammergerichtspräsident war. Der oben genannte Domherr war ihr Sohn.

machende sei; wiewohl des Schreibens auch nit nötig wär, wenn sie nur die Gutheit haben möchten, sich zu erinnern, was ich ihnen gesagt, oder die Bücher zu lesen, die ich ihnen gegeben. Ich kann mir gar kein Verhindernis laßen einfallen als das menschliche Ansehen: was werden die Leute sagen? Allein auch dieses sollte sie nit abhalten. Dann ahnstatt des H. Fleck,*) der es improbiret, sein 100, die es approbiren. Ich hoff, die lange Winterabend werden Anlaß geben, der Sachen reifer nachzusinnen. Ich will unterdessen den lieben Gott anrufen, daß er ihnen ein absonderlich Licht laß aufgehen. Dann das ordinari will nit erklecken, und wann sie auch bitten, der Allerhöchste woll sie doch seinen heiligen Willen erkennen laßen, und sich fürnehmen, diesen zu thuen, so ist unmöglich, daß sie der grundgütige Gott verlaße. Thuen sie dieses aber nit, so sorge ich sehr eine starke Abrechnung. Wiewohl auf Schwester Charlotte ich ein absonderliche Hoffnung noch übrig hab, wenn sie nur den lieben Gott und nit H. Fleck zu Rath fraget, indem sie selbsten mehr weiß als dieser gute Tropf zu lehren Hoffnung hat. Ich kann es mir gar nicht in den Kopf bringen, warum sie sich Doctor Martin (Luther) zu Gefallen so mögen incommodiren, auf den sie doch selbsten nichts halten (?), und dessen Credit so weit gefallen, daß ihre eigene Glaubensgenoßen nit gerne mehr von ihm hören; wie sie dann wohl wißen, wer mich gebeten, ich soll ihn doch nit mehr nennen. Deswegen ich ihn, wenn seiner Meldung thuen muß, nur mit dem Vornamen nenne, wie die Bauern den Wolf das Thier heißen. Mit allem dehme will ich nach dem Exempel unseres lieben Herrn gerne Geduld tragen, mit aller Bescheidenheit correspondiren und nichts ungleich nehmen, sie anworten was sie wollen. — — —"

Die Ausfälle gegen Luther zeigen, daß die Katholiken auch schon damals sich in einer m. E. unrichtigen Weise gegen die Persönlichkeit des großartigsten aller Reformatoren verbissen haben, und daß es ihnen entging, wie er trotz aller heftigen An-

*) Der jetzige Schiersteiner Pfarrer.

griffe gegen das Papsttum der alten Kirche innerlich näher stand als die meisten andern Reformatoren.

Natürlich hatte die Korrespondenz über die Religion durch den vorstehenden Brief ihr Ende noch nicht gefunden. Sie zieht sich durch Gottfrieds ganzes noch übriges Leben hindurch, und es wird unten noch wiederholt auf dieselbe zurückzukommen sein.

Inzwischen war in Gottfrieds Leben wieder ein wichtiges Ereignis eingetreten. Der Weihbischof und Bistumsadministrator, Graf Wartenberg war am 9. Oktober 1715 gestorben. Am 18. November präsentierte darauf der Wittelsbacher Joseph Clemens als Bischof von Regensburg den Canonicus am dortigen Hochstift, Anton von Freiberg. In Rom war dieser aber nicht genehm. Es dauerte lange, bis eine Entscheidung erfolgte; und diese Verzögerung dürfte mit dem Umstand zusammenhängen, daß Joseph Clemens grade um diese Zeit auch die Bistümer Hildesheim und Lüttich erhielt, und deshalb auf das Bistum Regensburg verzichtete.

Es wurde nun 1716 Prinz Clemens August, der fünfte Sohn des bekannten Max Emanuel von Bayern, Bischof von Regensburg. Da Clemens August erst 16 Jahre zählte, so bedurfte es wieder eines geistlichen Verwalters der Diözese, und man wünschte dieselbe nach den vorhergegangenen schweren Zeiten einer besonders tüchtigen Persönlichkeit zu übertragen. Gottfrieds Leistungen während des Krieges und während der Pest hatten die Blicke auf ihn gelenkt. Das Domkapitel aber widerstrebte und wünschte, daß man ihm die Wahl überlasse. Daß Gottfried kein Bayer war, stand ihm vor allem im Wege. Der asketisch gesinnte und dabei etwas neuerungssüchtige Fremde war vielen Orten unbequem. Doch behauptete der für seinen Sohn handelnde Kurfürst Max Emanuel, daß er selbst zuerst die Aufmerksamkeit des Nuntius in Wien und des päpstlichen Hofes auf Gottfried gelenkt habe. Entscheidend waren wohl die per-

sönlichen Beziehungen, die Gottfried dort noch immer unterhielt und das Ansehen, das er dort genoß.

Am 3. Oktober 1716 wurde Gottfried vom Papst selbst die Verwaltung der Diözese übertragen, nachdem er vorher (26. September 1716) vor dem Abt Placidus Flemming Monry des Regensburger Schottenklosters das dafür nötige Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Im Mai 1717 hat dann Papst Clemens XI. Gottfried propria auctoritatae auch zum Weihbischof ernannt.

Er erhielt in partibus das kleinasiatische Bistum Germanopolis, wie die päpstliche Bulle es nennt, das aber eigentlich Germanicopolis hieß, und das später z. B. der bekannte Joh. Michael von Sailer als Weihbischof innehatte.*) Gottfried hat, durch die falsche Wortform verleitet, den Namen mit Teutrania übersetzt und scheint in Deutschland mit seiner Übersetzung durchgedrungen zu sein**). „In hoc Brevi nomen episcopatus i. p. infidelium mihi commissi exprimitur graeco vocabulo Germanopolitani, quod in subsumptionibus meis latine expressi Teutranii.“ An einer andern Stelle sagt er, Germanopolis heiße „eine Stadt in Deutschland“ und „Spötter, deren es in Regensburg gar viel“ gebe, könnten dies nur „für einen fingierten Namen“ halten. Vielleicht hat er auch deshalb das unorganische reingeschoben.

Erst am 11. Juli 1717 ist Gottfried im Kloster Prüfening***) bei Regensburg von dem sich als Prinzipal-Kommissar des Reichstags dort aufhaltenden Cardinal Christian August von Sachsen-

*) Über Sailer vergleiche: „Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Regensburg“, von P. Rupert Mittermüller (Landshut 1859) Seite 406 (Anlage); und Bodemann: „Joh. Michael von Sailer weiland Bischof von Regensburg“ (Gotha 1856) S. 195. — Bei dem Namen Germanicopolis darf man vielleicht an eine Gründung des Germanicus denken, der sich bekanntlich am Ende seines Lebens im Orient aufgehalten hat. Germanopolis ist davon eine Abkürzung.

**) Wir finden diese Bezeichnung auch auf seinem Grabmal.

***) Prüfening liegt eine Stunde westlich von Regensburg und ist ein 1109 gegründetes Benediktinerkloster. Vergl. Lotz, Kunsttopographie Deutschland II Seite 394.

Zeitz, Erzbischof von Gran, konsekriert: unter Assistenz der Bischöfe von Freising und Eichstädt, der Äbte von St. Emmeran, St. Jakob, Prüfening und des Probstes von St. Mang zu Stadtamhof. Der Zudrang zu dem feierlichen Akt war ein ungemein großer. Das Landvolk eilte aus weiter Ferne herbei Auch die Bewohner von Regensburg — Katholiken wie Protestanten — beteiligten sich daran. Selbst eine große Anzahl von Mitgliedern des Reichstags war bei der Feier zugegen.

In einem Schreiben vom 15. Juli 1717 dankte Gottfried dem Papst für seine Ernennung. „Nun bleibt mir noch übrig," heißt es am Schluß, „mit Aufbietung aller meiner Kräfte mich der von Euer Heiligkeit in mich gesetzten Gunst würdig zu erzeigen, indem ich mich befleiße, durch pflichtgetreue Verwaltung des mir gnädigst übertragenen Amts mich würdig zu erweisen, was ich auch mit größtmöglicher Pünktlichkeit tun werde."

In einer Ansprache an die Consistorial-Mitglieder, die mit den Worten: angelis formidandum jam subiturus onus beginnt, hat sich Gottfried über die Ziele, die er sich als Weihbischof und Verwalter der Diözese gesetzt hatte, ausgesprochen. Besonders erklärte er sich darin gegen die Recommandationen zu geistlichen Stellen. Jeden, der mit solchen Empfehlungen komme, müsse er als eigener Verdienste bar ansehen; und er werde die Einflüsterungen von Schmeichlern wie einen Gifthauch höllischer Basilisken verabscheuen.*)

Auf die Bedeutung von Gottfrieds Erhebung zum Weih-

*) Der gleiche Gedanke findet sich schon in einem Dankschreiben an den Papst vom 12. März 1717 für ein Breve desselben, in dem Gottfried auch die Verleihung der geistlichen Stellen übertragen war. „Ich wiederhole," heißt es darin, „die nämliche Danksagung für die hinzugefügte Clausel „per concursum", einen Blitzstrahl durch welchen Ew. Heiligkeit erschüttert und zerschmettert die infernalen Schulen der Recommendation, vermöge welcher Unwürdige durch die Fenster in die Kirche Gottes eindringen, da sie durch die Thüre nicht eingehen können." Vergl. hierüber und über die Ansprache an die Consistorial-Mitglieder den Kalender für katholische Christen auf das Jahr 1890 Sulzbach in der Oberpfalz. Seite 37.

bischof hatte sich schon ein charakteristischer Brief an den Bruder aus dem Mai 1717 bezogen.

— — — — — „Hierbei folget mein größeres Insigl, worin mein Vornamen auslöschen lassen, daß es dem Bruder künftig für ein Hanssigel dienen könne, indeme es nunmehr mit hiesigem Suffraganeat wegen meiner sein richtiges. Und weil er kurios sein möchte, was dieses seie, will ein kleine Description davon machen.

Wie die Türken im Orient eingefallen und die christliche Kirchen verwüstet, haben die vertriebenen Bischöfe zu anderen Bischöfen retiriret und ihnen ihre Dienste helfen thuen, dagegen von jenen ihren Unterhalt bekommen. Dies ist den regirenden Bischöfen so commode gefallen, daß, wie die vertriebene gestorben, sie sich nun andere nachgefraget; hat man also zu Rohm die Succession der orientalischen Kirchen continuiret, und dies seind heutiges Tages unsere Suffraganei oder Weihbischöfe. Mir ist das Bisthum Teutrania verliehen. Dies lieget in Asia dargegenüber, wo die Donau in das schwartze Meer fallet,*) so gleichwohl bei meinem Haus dahier vorüber fließet, und bis die christliche Waffen selbige Lande wieder erobern, soll ich unterdessen die Dienste eines Bischofs von Regensburg thuen und aus dessen Hofcammer ein Pension haben nach meinem hiesigen Canonicat; werden nach den heil. Pfingstferien Ihro Eminentz der H. Cardinal von Sachsen dahier ein Actum Confirmationis fürnehmen." — — — — —

Es beginnt jetzt die bedeutendste Periode in Gottfrieds Leben. Allerdings ist auch Clemens August nicht lange Bischof von Regensburg geblieben. Da er nach 3 Jahren zum Bischof von Münster und Paderborn gewählt wurde, so verzichtete auch er auf Regensburg. Es wurde nun im Jahre 1719 sein Bruder Johann Theodor, der achte Sohn Max Emanuels, zum

*) Der Ort soll jetzt Jeterambol oder Zeterambol heißen und in der Provinz Natolien (Anatolien) liegen, kirchlich aber zur Provinz Cilicien gehören.

Bischof gewählt. Dieser war auch noch zu jung und zog es, als er Bischof von Freising wurde, vor, seinen Wohnsitz dort zu nehmen.*) Bis zum Jahr 1730, also 13 Jahre hindurch, hat Gottfried die ihm vom Papst übertragene Administratio in spiritualibus ununterbrochen fortgeführt. Er hatte mit Ausnahme der sogenannten Temporalia,**) die der Domprobst verwaltete, die ganze Administration der Diözese. Schon wegen des Firmelns bereiste er dieselbe während eines erheblichen Teils des Jahres. Auch die Konsekrationen neuer Kirchen und Kapellen machten Reisen nötig. Wichtiger war die Beaufsichtigung des Klerus. Dazu kamen dann die Reisen zum Bischof Joh. Theodor nach Freising, zum Bischof Knebel nach Eichstädt und auch zum Kurfürsten nach München. Der Gehalt, den Gottfried als Weihbischof aus der sogenannten Vikariatskasse bezog, betrug 1180 Gulden. Die Stelle eines Administrator in spiritualibus stand aber selbständig neben der des Weihbischofs und Gottfried hat hierfür noch einen besondren Gehalt von 1000 Gulden aus der bischöflichen Hofkammer bezogen. Die Einnahme als Domherr lief neben diesem allen her. Sie scheint in einer Reihe von Gefällen bestanden zu haben, deren Ertrag zum Teil wechselte.***)

Das Bistum Regensburg hatte eine große Geschichte und gehörte zu den ältesten deutschen Bischofssitzen. Jener hl. Lucius,

*) Er war am 17. September 1703 geboren. 1744 wurde er zum Bischof von Lüttich gewählt, behielt aber seinen Wohnsitz in Freising und ist erst 1763 gestorben.

**) Nicht zu verwechseln mit den Einkünften, die der Bischof als Landesherr hatte, und die von der mit einem Kanzler und einigen Räten besetzten Hofkammer verwaltet werden.

***) In dem nach Gottfrieds Tode aufgenommenen Inventar werden als rückständige Forderungen aufgeführt: eine Forderung an das Kastenamt in Schwandorf von 37 fl. 39 Kr.; desgleichen an das Domkapitel 237 fl. 47 Kr.; von der extraordinären Präsenz zu Cham Getreide im Werte von 87 fl. und Heu im Anschlage von 80 fl., sowie die anniversarii postulationis Reverendissimi = 45 fl.

der einen britischen Königsthron verlassen haben soll, um in Deutschland zu missionieren, und der dann in Chur den Märtyrertod erlitt, hatte ums Jahr 180 auch in der Gegend von Regensburg das Christentum gepredigt. Die großenteils christlich gewordenen Gegenden wurden wieder heidnisch. Doch wurde dann von neuem das Christentum verbreitet. Später fanden die Priester eine Stütze in den bayrischen Fürsten.

Herzog Theodo III. von Bayern heiratete die fränkische Königstochter Regintrud und berief 580 den hl. Bischof Rupert von Worms. Dieser taufte ihn in Regensburg und wurde dann der eigentliche Apostel der Bayern: seinen Sitz schlug er aber freilich in Salzburg auf.

Es folgten nun Verheerungen von Seiten der Slaven. Eine neue Aera wurde erst durch den heil. Emmeram oder Emmeran angebahnt, der vorher Bischof von Poitiers gewesen war. Das an seinem Grabe erbaute berühmte Regensburger Kloster St. Emmeran bildete fortan einen neuen Mittelpunkt. Doch scheinen die ersten Regensburger Bischöfe der bayrischen Zeit nur sog. Regionarbischöfe gewesen zu sein. Erst der hl. Bonifacius setzte Gawibald oder Garibald (!) als ersten ordentlichen Bischof ein.

Auch dieses neue Bistum war aber anfänglich auf die Güter des Klosters St. Emmeran begründet worden. Eine besondre Mensa besaß dasselbe nicht, bis der für die Geschichte des Bistums von großer Bedeutung gewordene hl. Wolfgang (972 bis 994)*) die Kloster- und Bischofsdotation trennte und in St. Emmeran wieder einen eigenen Abt — den aus dem Kloster Maximin in Trier berufenen Ramwold — einsetzte; der bischöfliche Stuhl wurde mit der St. Stephans- oder Peterskirche, dem jetzigen Dom verbunden

Der von dieser Trennung herstammende Bestand des Hochstifts**) hatte sich neben der bayrischen Herzogsmacht nur wenig

*) Er war aus Pfullingen in Schwaben gebürtig.

**) Siehe: Matrikel des Bistums Regensburg, Regensburg 1863, Vorwort Seite 3. u. 4.

entwickeln können. Aber die Diözese war von großer Ausdehnung. Ihre Grenzen waren bei der Errichtung des Bistums gegen Passau, Freising und Augsburg genau bestimmt worden; wohl auch schon gegen Eichstädt, wo aber erst 6 Jahre später ein Bistum errichtet wurde.

Im Jahre 972 hat der hl. Wolfgang in die Abtrennung Böhmens vom Bistum Regensburg gewilligt. Das ganze Egerland gehörte aber zu dem Bistum Regensburg. Doch hatte man dort schon verhältnismäßig früh von böhmischer Seite den Regensburger Bischöfen allerlei Schwierigkeiten bereitet.

Auch in geistlicher Beziehung hatte die historische Entwicklung schwierige und unklare Verhältnisse geschaffen. Das Bistum Regensburg hatte anfangs unter der persönlichen Aufsicht des hl. Bonifacius gestanden und kam dann 9 Jahre später unter das neu errichtete Erzbistum Mainz. 798 erhob aber Papst Leo III. Salzburg zum Erzbistum und unterstellte ihm auch das Bistum Regensburg.

Man hatte sich in Regensburg nur widerwillig gefügt und alte Prätensionen niemals ganz aufgegeben. Nach dem 30jährigen Kriege wurde (1661) dann geradezu der Anspruch erhoben, daß das Bistum Regensburg unmittelbar unter dem Papst stehe und von dem Salzburger Metropolitanverbande befreit sei. Dieser Streit ist bis zum Untergange des Reichs niemals entschieden. Regensburg behauptete sich tatsächlich in der beanspruchten Freiheit. So sehen wir hier uralte Ansprüche mit neueren Verhältnissen kämpfend: hier zurückweichend, dort vordringend. Solche Zustände haben stets etwas mißliches. Aber die großen geschichtlichen Erinnerungen verliehen doch auch dem Bistum Regensburg einen historischen Nymbus.

Von jeher war Regensburg die günstige Lage an der Donau zu gute gekommen, und auch dem Bistum verlieh der Umstand, daß der Reichstag dort ständig tagte, einen erhöhten Einfluß: die nach dem 30jährigen Kriege erhobenen Ansprüche werden damit zusammenhängen.

Die Grenzen der Diözese waren zu Gottfrieds Zeit der Hauptsache nach noch die alten. Doch war durch die Reformation allerdings manches abhanden gekommen: so 1528 das Dekanat Wunsiedel, einschließlich seiner 5 Pfarreien in Chursachsen, 1542 die Oberpfalz und die sogenannte junge Pfalz. Nachdem die Unionsbestrebungen auf dem dortigen Reichstage gescheitert waren, waren 1542 auch die Bürger von Regensburg zum Protestantismus übergetreten, und sie machten dem Bistum durch ihr schroffes Auftreten mancherlei Schwierigkeiten. 1615 war Pfalz-Neuburg und durch den 30jährigen Krieg die Oberpfalz wieder in die Hände eines katholischen Fürsten gekommen. Doch blieb vieles verloren; und die schwierigen Verhältnisse, die aus allen diesen Dingen hervorgingen, kann man sich denken. Es bedurfte in jeder Hinsicht großer Umsicht und Gewandtheit für die Verwaltung der Diözese.

Auch die innere Einteilung derselben war sehr alt. Seit 1654 finden wir vier Erzdekanate.*) Jedes Erzdekanat umfaßte eine Anzahl von Dekanaten. Die Zahl der Pfarreien in der Diözese betrug zu Gottfrieds Zeit 182.

Ältere Beschreibungen der Diözese waren vorhanden. Hier aber setzte Gottfrieds Tätigkeit ein. Es gehört zu seinen besonderen Verdiensten, daß er 1723 eine neue Beschreibung der Diözöse ins Werk setzte. Pfarrer, Pfarrvikare, Provisoren und Benefiziaten wurden zur Einsendung der Pfarrbeschreibungen aufgefordert. Sie sollten angeben, in welchem Territorium die Pfarrei oder das Benefizium liege, welchen Schutzheiligen und wann sie Kirchweih habe; wieviel Altäre in der Kirche, wann diese eingeweiht, und von wem sie errichtet worden seien. Ebenso mußten auch die Filialen und die Kapellen aufgeführt, und es mußte dabei natürlich bemerkt werden, wer der Collator oder Patron der Pfarrei sei, wie der gegenwärtige Pfarrer, Provisor oder Vikar heiße.

*) Regensburg, Pondorf, Cham und Thumstauf.

Auch auf den Gottesdienst bezogen sich die Fragen. Es sollte angegeben werden, wieviele Gottesdienste, Predigten, Katechesen, Prozessionen gehalten wurden; ebenso wieviele Cooperatoren, Supernumerarii ꝛc. in der Pfarrei vorhanden seien. Der Seelsorger wird gefragt: an habeat ludimagistrum? und ferner: quomodo et quamdiu hic doceat in scholis? Wieviel Seelen und Kommunikanten die Pfarrei zähle, wieviel im verflossenen Jahre getauft, kopuliert und gestorben seien; wie groß das Vermögen der Kirche sei und dergleichen mehr. Man kann sich denken, welche Schwierigkeit die Beantwortung aller dieser Fragen in damaliger Zeit machen mußte. Im Jahre 1724 war aber das Werk vollendet.

Die eingeschickten Berichte werden in mehreren Foliobänden, nach Dekanaten geordnet, im Regensburger Ordinatsarchiv noch heute aufbewahrt. „Die Pfarr- und Pfründbeschreibungen waren oft eine mühsame Arbeit," heißt es in der Regensburger Matrikel von 1863, „es sind aber darunter sehr viele, welche — noch nach Jahrhunderten ein wahres Ehrenmal für die Verfasser bilden werden."

Natürlich war es mit diesen äußeren Dingen aber nicht getan. Gottfried suchte vor allem gute, sittenreine Priester als Mitarbeiter heranzubilden. Darum die vielen Ermahnungen an diese, „mit einem auferbäulichen Lebenswandel" voranzugehen, „damit der gemeine Mann und die anvertrauten Pfarrkinder an ihrem Seelsorger gutes Exempel und keine Ärgernis nehmen." Gottfrieds Pastoralbriefe vor allem enthalten das hierauf Bezügliche; doch handelt es sich daneben auch um eine Reihe von einzelnen Erlassen. Wenn dieselben zum Teil erst aus späterer Zeit stammen, so sind sie auch da nur ein Niederschlag von dem, was Gottfried von Anfang an wollte. Auch als er 1730 die administratio in spiritualibus aufgab, ist er die Seele dieser Verwaltung geblieben; und es ist deshalb gestattet, alles, was in diesen Dingen bis gegen Gottfrieds Ende hin geschah, auf ihn zurückzuführen.

Die in den Erlassen spezieller erwähnten Punkte zeigen den

damaligen Stand der Dinge. So z. B., wenn die Geistlichen vom Wirtshausbesuch abgemahnt, und wenn ihnen die gebührende schwarze Kleidung „ohne silberne oder goldene, groß oder kleine Brämen" bei Vermeidung der Konfiskation zur Pflicht gemacht wird. Überhaupt wird die Vermeidung aller unnützen Ausgaben anempfohlen.

Ein jeglicher Seelsorger soll ferner „sich befleißigen, fromme Dienstboten und keineswegs verdächtige oder ausgelassene, noch weniger zum Fall gebrachte Personen in Diensten zu haben, umb hierdurch ihren anvertrauten Pfarrgemeinden zu übler Nachred und Verlierung des Vertrauens nicht die mündeste Anlaß zu geben."

Da die Sitten sich gerade damals zu lockern und die Unsittlichkeit einzureißen begann, so wurden die Geistlichen angewiesen, „öffters in denen Predig und Christenlehren sowohl deren Abscheulichkeit und darauf folgende Straff, als auch was for Gelegenheit zu meiden und Mittel dagegen zu gebrauchen, beweglich" vorzustellen. Als kurz nach einander in Regensburg drei Kinder ausgesetzt wurden, von denen eins getödtet war, wurden alle Prediger zu Regensburg und Stadtamhof ersucht, „umb der Liebe Gottes Willen nechstkommenden Sonntag gegen diese Abscheulichkeit beweglich zu predigen und in specie wohl vorzustellen, was schwere Sünd es seye, Kinder zu exponieren oder gar zu ermorden, welches kein aus den grausamsten Bestien thuet."

Auf allen Gebieten sollte die Seelsorge eifrig ausgeübt und nicht vernachlässigt werden. Die Dekane wurden angewiesen, den Klerus öfter und ernstlich anzumahnen, „fürohin von keinem Häusler, Dagwerkher, Dienstbotten, oder andren Personen einiges Provisur-Gelt zu begehren oder anzunehmen, damit diese armen Leuth wegen besagtem Provisur-Gelt von zeitiger Berufung des Sehlsorgers nit abgeschreckt werden und also, wie leyder schon öffters geschehen, in die immerwährende Ewigkeit sine sacris et sacramentis abfahren."

Bei der 1720 infolge von Getreidemangel eingetretenen großen Teuerung erwartete Gottfried von den Geistlichen, „daß

sie denen armen Landtsunterthanen, absonderlich aber jeder seinen bedürftigen Pfarrkindern, mit Getraid, so vill er entratten kann, in billigem Preis werde an die Hand gehen und beyspringen und dero Getraidtsvorrat der weltlichen Obrigkeit nit verheimlichen."

Daneben verlangte Gottfried von den Geistlichen, daß sie ihre Mußestunden zu weiteren Studium verwenden sollten.

Aber er ist auch für die Verbesserung und Fundierung von Kirchen und Pfarreien tätig gewesen. Noch kurz vor seinem Tode hat er ein Legat von 500 fl. für die Pfarre zu Kohlberg im Dekanat Sulzbach gemacht. Die Zinsen desselben sollten dem jeweilgen Pfarrer zu dessen besserem Unterhalt ausgezahlt werden. In den 24 Jahren seines Suffraganeats sind nicht weniger als 48 Kirchen und Kapellen konsekriert worden.

Von besonderem Interesse ist in Gottfrieds Erlassen das, was sich auf die Schulen bezieht. Im Jahre 1724 wurden die Seelsorger angewiesen, „allen möglichen Fleiß vorzukehren, daß zur besseren Unterrichtung der Jugent mehrere Schullen aufgerichtet werden, welches sieglich geschehen kann, wann bei denen Pfarrkirchen, wo keine Schullen seyndt oder zahlreichen, zumahl weith entlegenen Filialen, das erste Söldengütl, das verkauft wird, Einem verkauft würde, welcher des Schreibens und Lesens kundig und eine stille Hanthierung, wie Schuster, Schneider oder Weber treibet, und zu seiner besseren Unterhaltung die Schulle hielte, wessentwegen ein jeglicher Pfarrer, wo obverstandener Abgang sich zeiget, mit jeder orthsweltlicher Obrigkeit zu korrespondiren, und den Erfolg anher zu berichten hat." Aber auch zur Unterhaltung der bereits bestehenden Schulen ermahnte Gottfried die Seelsorger. „Da auch viele Arme sich mit der Armuth entschuldigen, daß sie das Schulgelt (!) nit vermögen, haben wir das Vertrauen zu unsern Sehlsorgern, es werden dieselben, welche von Gott mit Mitteln gesegnet und ad pias causas schuldigermaßen etwas zu verwenden gesinnt seyn, dieses auf solch so notwendiges opus missericordiae spiritualis in Lebzeiten verwenden und in die lange Ewigkeit voranschicken;

die übrigen aber werden bedacht seyn, wie entweder denen Schullmeistern zu einem Beitrag oder der armen Jugent zu Schullgelt anders woher geholfen werde."

Auch für die Leitung der Schulen erteilte Gottfried Anweisungen. Die Seelsorger sollten ein Augenmerk auf den „fleißigen Unterricht der Jugent in den Schullen" haben, und „zu dem Ende beständige Obsicht über die Schullmeister", „daß diese wohl und fleißig unterrichten, die Eltern aber ihre Jugent fleißig in die Schulle schicken in invocatione brachii saecularis." (!) Im Lesen, Schreiben und Rechnen sollte unterrichtet, vor allem aber dafür gesorgt werden, daß alle Kinder genügend in dem unterwiesen würden, was ein katholischer Christ notwendig glauben und wissen müsse, um die ewige Seligkeit zu erlangen. Besondres Gewicht legte Gottfried deshalb auch auf die Abhaltung der Christenlehre. In der Fastenzeit sollte diese auch an Werktagen gehalten werden. Der Christenlehrbruderschaft suchte er in der Diözese Regensburg Eingang und Verbreitung zu verschaffen. Wenn sich eine „Bettelmission" der ärmeren Klassen annehmen sollte, so erscheint dieselbe als ein Vorläufer der inneren Mission unsrer Tage, und sie wird auch ohne Zweifel ihre Wirksamkeit auf die Schulen ausgedehnt haben. Hiermit hing dann der von Gottfried verfaßte Catechismus pauperum zusammen. Der deutsche Titel lautet: „kurtze und nützliche Fragen zu christlichem Unterricht für diejenigen, welche zu weitläufigerem die Zeit oder Fähigkeit nicht haben." — Gottfried selbst sagt darüber, „der Catechismus pauperum ist ein ganz kleines Büchlein (forma minima) auf 8 Seiten, gedruckt in Regensburg,*) modus catechizandi pauperos für solche, welche weder Predigt noch Christenlehre frequentieren."

Einem unter seiner Nachlassenschaft befindlichen Exemplar liegt ein gedrucktes Schreiben sine dato an die Geistlichen seiner

*) Ohne Jahresangabe bei Johann Baptist Lang. Er ist 8 cm hoch und 10 cm lang.

Diözese bei, wodurch diese um Verbreitung des Büchleins auf dem Lande gebeten werden.

Gottfried hat sich bei dem Catechismus pauperum an den Katechismus von Canisius angeschlossen; die kurze Zusammenfassung gehört aber Gottfried an. Er hat 10,000 Exemplare davon verschenkt. Allmählich wurde dieser Katechismus in ganz Deutschland sowie in der Schweiz, dem Elsaß und dem deutschen Lothringen verbreitet. Durch die Franziskaner kam er nach Siebenbürgen, Böhmen und Polen. Eine schriftliche Notiz von Gottfrieds Hand lautet: „Pauperes evangelizantur et beatus, qui non fuerit scandalizatus in me." (Math. 11,6). „Damit dieser Catechismus pauperum mit mehrem Nutzen könne gelehret und gelernet werden, seyend die Kloster-Suppen, Brod und Spend, welche sonsten alle Freytage ausgegeben, auf andre Tag in der Wochen verteilet worden, damit fast täglich ein Almosen, mit diesem ein christlichen Unterricht haben."

Alle diese Resultate sind um so bemerkenswerter, als Gottfried lange Zeit mit einer Opposition des Domkapitels zu rechnen hatte. Es handelte sich dabei um die alte Gegnerschaft gegen den Eindringling. Nachdem auch der Bischof Clemens August resigniert und dessen jüngerer Bruder Johann Theodor*) an seine Stelle getreten war, kam es zu einem offenen Streit. Gottfried betrachtete die ihm vom Papst übertragene Administratio in spiritualibus als noch fortbestehend. Das Domkapitel aber, oder vielmehr dessen Majorität, wollte dies nicht gelten lassen. Man würde Gottfried am liebsten beseitigt haben. Da dies aber schwer ins Werk zu setzen war, so ernannte ihn das Domkapitel nun seinerseits zum Kapitel-Vikar. Gottfried fuhr fort, sich in seinen Erlassen als Administrator zu bezeichnen. Das Domkapitel protestierte und verbot den Geistlichen, Schriftstücke Gottfrieds anzunehmen, die dieser als Administrator in spiritualibus unterzeichnet habe. Die Opposition

*) regierte von 1719—1763.

wurde vom Domdechanten von Neuhaus*) geleitet, der den schon altersschwachen Domprobst mit fortriß. Gottfried zeigte sich in der Form entgegenkommend, gab aber im Prinzip nicht nach. „Warumb", schreibt er, „an den päpstlichen Stuhl mich festgehalten, seyn gewisse Begebenheiten Ursach, die vor Gottes Gericht werden offenbar werden, in specie, daß dieser Handel ein Fürwand und ein andres Absehen gewesen."

Auch hier hat Gottfried gesiegt. Ein Breve von Papst Innocenz XIII. vom 15. November 1721 bestätigt ihn noch einmal als Administrator. Es war darin ausdrücklich gesagt, daß Gottfried dies bleiben solle, bis vom Papst anders verfügt werde. Unter den Personen, die Gottfrieds Sache in Rom vertraten, sind die Kardinäle Sacripantes und Spinola zu nennen. Gottfrieds Sache ist ein Beispiel dafür, daß das Eingreifen des römischen Stuhls in die Angelegenheiten einer Diözese segensreich wirken konnte. In der Ferne waren die leitenden Persönlichkeiten weniger beeinflußt und sahen oft richtiger als in der Nähe. Wie aber der niedere Klerus der Diözese Regensburg auf Gottfrieds Seite stand, zeigte sich durch die Menge der Glückwünsche, die er nach der Entscheidung der Curie erhielt. Ihre Zahl war so groß, daß Gottfried in einem gedruckten Schreiben dafür gedankt hat.

Jetzt war der Widerstand des Domkapitels gebrochen. Eine Änderung des aufs neue sanktionierten Zustandes hat der Domdechant von Neuhaus nicht mehr erlebt. Er starb 1728. 1729 übernahm aber der nunmehr 26jährige Bischof Johann Theodor die geistliche Verwaltung des Bistums selbst. Er war von besonderer Fürsorge für das Bistum Regensburg, und es wurde seine große Güte und Wohltätigkeit im Gegensatz zu seinem weltlich gesinnten Bruder Clemens August gerühmt. Dem entsprach es, daß er die geistliche Verwaltung selbst in die Hand nahm. Als bischöfliche Residenz hatte aber Freising doch zu

*) Freiherr Egon von Neuhaus war seit 1703 Dekan und ist später Administrator in temporalibus geworden.

viele Vorzüge vor Regensburg mit seinen verwickelten Verhältnissen, seiner großen protestantischen Bevölkerung, der Konkurrenz der mächtigen Abtei St. Emmeran und der schwierigen Stellung, die ein Bischof dort neben dem Reichstag haben mußte. Gottfried bot nunmehr ohne Bedenken dem Papste seine Resignation an und dieser akzeptierte sie.

Aber jetzt ernannte der Bischof Gottfried zum Präsidenten des Konsistoriums. Es sei ihm, heißt es in dem Reskript des Bischofs an Gottfried, „zur Genüge bekannt, mit was for großem Eifer und unverwandtem Fleiß derselbe die gegen 30 Jahre her bei Unserm Regensburger Bistum unterschiedlichen Ämter, officialatus et administrationis, auch in gefährlichen Kriegs- und Pestilenzeiten" verwaltet habe. Zugleich wurde Gottfried die „vorher schon plazidirte" Besoldung von tausend Gulden „assigniert." Um die Sache richtig zu verstehen, muß man bedenken, daß Gottfried schon als Administrator dem Konsistorium präsidiert hatte, und daß später bis ins 19. Jahrhundert hinein die Stelle eines Generalvikars stets mit dem Präsidium des Konsistoriums vereinigt war. Es hatte sich durch das Vorgehen des Bischofs Joh. Theodor tatsächlich wenig verändert. Dieser wird von Freising aus die Einzelheiten meistens doch nicht zu regeln vermocht haben. Vor allem aber: es war nicht zu verwischen, daß Gottfried 12 Jahre hindurch die geistlichen Angelegenheiten selbständig geleitet hatte. Er blieb auch fortan die ausschlaggebende Persönlichkeit.

Daß Gottfried fortan weniger Arbeit hatte, geht allerdings aus dem Folgenden hervor. Die größere Ruhe war aber dem sechzigjährigen auch wohl zu gönnen. Das Weihen der Priester und das Firmen behielt Gottfried natürlich nach wie vor, da beide Funktionen nur von einem Bischof vorgenommen werden können.

Noch ein weiterer Punkt von Gottfrieds Tätigkeit muß aber hier berührt werden. Es ist bekannt, wie die äußere Mission

zur Verbreitung des geistlichen Lebens beiträgt. Schwerlich war sich Gottfried dessen bewußt; aber auch nach dieser Richtung ist er tätig gewesen. Doch ist dabei der Hauptsache nach freilich nicht an eine Mission unter Nichtchristen, sondern innerhalb der Christenheit zu denken. Schon gleich im Jahre 1717 schritt er an die Gründung eines Seminars bei dem altberühmten Schottenkloster St. Jakob zu Regensburg. Der Zweck dieses Seminars war die Verbreitung der katholischen Religion in Schottland und die Unterstützung der dortigen Katholiken. Die Anregung dazu stammte ursprünglich von Gottfrieds Vetter Knebel, dem jetzigen Bischof von Eichstätt. Dieser hatte schon im Jahre 1681 die Gründung eines solchen Seminars beabsichtigt. Es war aber aus „Gründen, die dem Bischof bekannt sein" würden, damals nicht zur Ausführung gekommen. Er selbst habe, sagt Gottfried ferner in dem undatierten Konzept zur Stiftungsurkunde, wegen der Religion seit seinem 12. Jahre viel leiden und sich seit dieser Zeit in der Fremde fortbringen müssen.*) Doch habe der Allerhöchste gutherzige Gemüter, die sich seiner annahmen, erweckt. Gott habe ihn durch seine sonderbare Gnade aus so viel Seel- und Leibsgefahr errettet. Über seine Hoffnung und Verdienst habe er das Regensburger Canonicat, Suffraganeat und Administratio spiritualis vom päbstlichen Stuhl, dem es Gott vergelte, erhalten. Dadurch habe er zeitliche Mittel erworben, und er habe sich deshalb entschlossen, was er seinem nötigen Unterhalt abziehen könne, zu Gottes Dienst anzuwenden. Der liebe Gott bedürfe seines Vermögens nit; er habe es deshalb für die armen notleidenden Nebenmenschen und namentlich für diejenigen anzuwenden gewünscht, welche um der katholischen Religion Verfolgung litten. Hierfür habe sich eine besondre Gelegenheit durch den verstorbenen Abt Placidus Flaminius (Flemming) des Schottenklosters St. Jakob zu Regenburg ergeben. Gottfried

*) Der Leser weiß aus unsrer Erzählung wie weit diese Bemerkung zutreffend, und in wie weit Gottfried jetzt durch eine Brille sah.

erzählt dann, wie er diesem die Einkünfte seines Suffraganeats zur Errichtung eines Schottenseminars angeboten, und wie der Abt daraufhin seinen designierten Nachfolger Maurus Stuart nach Schottland gesandt habe. Derselbe brachte 10 junge Schotten mit nach Regensburg zurück. Mit diesen wurde dann ein Anfang gemacht und das Schotten-Seminar wirklich von Gottfried erbaut. Er habe, schreibt dieser in dem Stiftungsbrief dann ferner, in demselben alles klargelegt, damit die Einkünfte nicht mit der Zeit zum Schottenkloster gezogen würden. „Gratia dandi eleëmosynam est gratia specialis Dei, cui Gloria in excelsis."

Die päpstliche Bestätigung ist vom 15. Juli 1718 und bezieht sich auf die Eingabe Gottfrieds vom 29. Juni desselben Jahres. Seine Sache war auch hier durch den Kardinal Sacripantes vertreten worden, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß dieser der Protektor der schottischen Nation war. Der Papst spricht Gottfried Anerkennung und Lob aus. Dieser schrieb unter das Breve: „Retribuat Dominus benefactori huic meo, qui Suffraganeatum et Administrationem spiritualium in hac Ratisbon, dioecesi mihi contulit, retributionem sempiternam, mihi vero, ut illo fungar, ut decet coram Domino Deo, cui gloria semper. Amen." Dann folgt in dem Aktenstück eine Notiz aus den Akten des Schottenklosters St. Jakob über das, was Gottfried von 1717 an dem Schotten-Seminar geschenkt hatte: abgesehen übrigens von mehreren Wohltaten, die er schon früher diesem habe zukommen lassen.

In einem größeren (gedruckten) Schriftstück betitelt: „Fundatio et constitutiones perpetuae Seminarii Scot. St. Jacobi Ratisbonae, erectio d. 30. 8. 1736" schreibt Gottfried unter anderm: er habe auf eigene Kosten einen innerhalb der Umzäunung des Klosters gelegenen Garten käuflich erworben, ein passendes Gebäude darauf errichtet und dieses auch mit dem nötigen Inventar auf seine Kosten versehen. So lange er lebe sollen die Einkünfte aus seinem Suffraganeat dieser Stiftung zugewiesen bleiben.

Nachdem Gottfried durch die Gründung dieses Seminars für die Mission in Schottland gesorgt, lag es ihm am Herzen, auch für die Verbreitung des Katholizismus in Irland etwas zu tun. Er schreibt darüber im Jahre 1726:

„Nachdem die Mission in Schottland unter dem Schutz Gottes glücklich ist eingerichtet worden, haben mich die Irländer sonderbar erbarmet, welche länger als 100 Jahre weder Kirche noch Schulen haben und dennoch viermal mehr katholischer als andrer Religion zugethan seyen, und, was auf dem Land wohnt, fast alles bei katholischer Religion verblieben ist. Weillen dann die Missionarii in Irland mehrenteils Franziskaner sind, aber kein Kloster in Irland haben, das Noviziat machen in ihrer Eltern Hauß, wo sie weltliche Kleider tragen und welche nit außer ihrem Vatterland studieren, mehr nit als soviel lateinisch lernen, daß sie das Brevier betten und die hl. Meß lesen können, wie ich dieses anno 1696, als zu Löwen studiert, von daselbstigen P. P. Franciscanis gehöret und gesehen: Als habe Herrn P. provincialem hiesiger Provinz dahin disponieret, daß gegen Verehrung meiner Bibliothek, welche aber ungetheilt beständlich in dem (Franziskaner) Kloster zu Stadt am Hoff verbleiben sollte,*) weil man daselbst wegen der Regensburger Nachbarschaft gelehrte und belesene Geistliche bedarff, Herr P. provincial beständig 6 junge Franziskaner aus Irland in seinem Kloster unterhalten, und studieren lassen, welche nach absolvirten Studiis nach Haus auf die Mission reisen und nit allein denen weltlichen, sondern auch schlecht gelehrten Geistlichen den nothwendigsten Unterricht beybringen. Habe sodann mit dem irländischen Kloster St. Proy (?) zu Löwen correspondiret, wo im Franziskanerkloster nationis Hybernorum ein große Zahl irländischer Knaben erzogen, welche, wann sie Lust haben, in den Franziskaner Orden tretten, die übrigen zu Handtirungen oder anderß appliciret werden, daß aus diesem Löwenschen Kloster 6 junge Franziskaner in hiesige Provinz geschickt werden, welche tauglich

*) Den lebenslänglichen Niesnutz behielt sich Gottfried vor.

seyn ad philosophiam et theologiam. Diese seyn nach einander ankommen und in der provinz paarweis ausgeteilt worden, seyn aber nit blieben, sondern unter verschiedenem Vorwand nach Rom gereiset. Von da einer den andern gelocket, bis keiner mehr übrig gewesen. Dieweilen sie es dann zu Rom sowohl in Kost als Wohnung viel schlechter haben als in Deutschland, habe mich der Ursachen erkundigt und war die Antwort: „istam rem, quam Chorum vocant, non assuevimus." Weilen dann die Studenten in dem irländischen Kloster zu Rom einige exemption vom Chor haben, hatt man ihnen diese lassen müssen. Welches dennoch ihre Superiores, zumahl welche in Irland auff der Mission seyn, nit gern gesehen. Kann seyn, daß mit der Zeit geschehe, was dermahlen nit angehen wollen. Unterdeß bleibt es bey meinem Versprechen, und meine Bibliothek denen patribus Franciscanis nach meinem Ableben, in Hoffnung, sie werden Mittel aussinnen, wie dieser Vorschlag ad effectum gebracht werden könne, als wodurch sehr viel gutes gerichtet werden könne, in der mehreren Seelsorg im Königreich Irland, wodurch denen P. P. Francicanis in dieser Provinz nichts abginge, sondern, wann man es erfahret, daß auff diese Weis das almosen verwendet werde, würden sie mehr bekommen, als diese Irländer verzehren. Dafern aber dieses nit wollte von denen Irländern auch künfftig erkennt und angenommen werden, habe die H. H. Patres gebetten, sie sollten dies den Bulgariern und Bosniern, welche katholischer Religion seyen und unter türkischer Bottmäßigkeit wohnen, genießen lassen, absonderlich im Königreich Bosnien, welche mehrenteils (?) catholisch seyn und theils Franziskaner zu Seelsorgen haben; quibus benedicat Deus."

Der Wortlaut der auch von Gottfrieds eigener Hand geschriebenen Schenkungsurkunde lautet: „Pro salute Hybernorum. Ad cultum Dei omnipotentis et propagationem orthodoxae fidei in Hybernia Infrascriptus dono irrevocabiliter bibliothecam meam cum libris, quos habeo et acquiram, patribus Francis-

canis in conventu hujateo, ita tamen ut usus mihi relinquat ad pancos annos vitae meae et benefaciant Missionariis sui ordinis in Hybernia. In cujus fidem dedi Ratisbonae, 1. mo Maji 1726. Godefridus, ep. Teutran."

An seiner Bibliothek hatte Gottfried zeitlebens viel Interesse und Freude. Sie war wohl geordnet und mit einem geschmackvollen Buchzeichen versehen, das noch heute im antiquarischen Handel vorkommt. Die Zahl der Bände kann keine ganz unbedeutende gewesen sein. Die Frage ist, in wie weit er selbst den Studien oblag. Je mehr ich mich mit Gottfried beschäftigte, desto mehr bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß er vor seiner Regensburger Zeit sehr ernstliche Studien getrieben und vieles durchgedacht hat. In der Theorie zeichnen sich seine Gedanken auch trotz allem durch keine besondere Feindseligkeit gegen das lutherische Dogma aus. In Regensburg hatte Gottfried schwerlich noch Zeit zum Studium. Wohl aber hat er zeitlebens mit vielen hervorragenden Berufsgenossen korrespondiert. „Seine Konversation mit Geistlichen, heißt es in einem Lebensbilde von Gottfried, bewegte sich über Gegenstände der Theologie und Asceſe, und seine Ermahnungen kleidete er gern in Erzählungen aus dem Leben der Heiligen ein." *)

Das während des Krieges etwas verödete Regensburg entfaltete um 1720 wieder ein reicheres Leben. Auch im Kreise der Gesandtschaften verstand es Gottfried, sich eine Stellung zu machen. Namentlich mit dem kaiserlichen Plenipotentiarius: dem Grafen und späteren Fürsten Windischgrätz stand er in einem freundschaftlichen Verkehr. Das Gleiche gilt von dessen Nachfolger, dem Fürsten Fürstenberg. Man wird daraus schließen dürfen, daß Gottfried trotz allem zur kaiserlichen Partei hielt. Auch grade im Gegensatz zu der ihn umgebenden bayrischen Welt mag er sich an die Kaiserliche Gesandtschaft angeschlossen

*) Siehe den oben angeführten Sulzbacher Kalender d. J. 1890.

haben. Seine Beziehungen zum bayrischen Hof traten allmählich zurück.

Es hatte sich um diese Zeit in Regensburg schon ein geselliges Leben nach französischem Muster entwickelt. An eigentlichen Damengesellschaften, oder wie Gottfried es nennt, an einer „Conversation außer dem Hauß" nahm er aber nicht teil.

Da er dem entsprechend keine weiblichen Dienstboten in seinem Hause dulden wollte, so hielt er sich einen Koch, und auch alle übrigen weiblichen Arbeiten mußten männliche Bedienstete verrichten. Außer freier Station erhielt ein jeder derselben 22 fl. jährlich nebst einer Livree. Diese war in Farben und Schnitt der Karthäuser Laienbrüder gehalten.

Im Jahre 1736 hat Gottfried auch seine Equipage abgeschafft und sich statt dessen eines Tragsessels bedient. Seitdem wenigstens genügten die Einkünfte aus dem Kanonikat für Gottfrieds Leben. Gastereien gab er zu keiner Zeit. Dem Kartenspiel war er so abhold, daß er es nicht einmal gelernt hat. Wie an der Haushaltung, so sparte er auch an der Kleidung so viel als nur irgend möglich.

Daß aber Gottfried in dieser Periode seines Lebens allen weltlichen Dingen keineswegs abgestorben war, beweist ein merkwürdiger Familienprozeß, an dem er lebhaften Anteil nahm. Er erbot sich, für die Familien Langwerth und Wallbrunn (Partenheimer Linie) einen Prozeß gegen Herrn von Gemmingen-Michelfeldt wegen der an die beiden Erstgenannten gekommenen Gemmingenschen Güter bei dem Reichshofrat in Wien zu führen. Seine Beziehungen zu der österreichischen Gesandtschaft kamen ihm dabei zustatten. Denn einen solchen Prozeß in Wien zu führen, war ohne Kenntnis des Terrains damals ein schweres Unternehmen. So friedliebend Gottfried war,

und so sehr er alle der Friedfertigkeit widersprechenden Schritte sonst getadelt hatte, so nahm er sich doch dieses Prozesses, bei dem es sich um die mütterlichen Güter handelte, mit einem wahren Feuereifer an. Die Korrespondenz mit den Advokaten in Wien und Frankfurt hat er allein geführt und überhaupt alles vorgekehrt, was in der damaligen Zeit für die Gewinnung eines solchen Prozesses nötig war. Sehr zahlreiche Briefe an die Seinen handeln lediglich über diesen Prozeß. Es ist rührend, wie Gottfried sich äußerte, als derselbe in possessorio gewonnen wurde.

„Aus Beilagen ersehen die Schwestern", schrieb er damals,*) „welcher Gestalt der Erbfeind (Herr von Gemmingen-Michelfeldt) geschlagen, daß er sich aus Österreich (das Kaiserliche Hofgericht zu Wien) bis Schwabenland retiriren, und, was er in der Pfaltz Beut gemachet, im Stich lassen müssen. Er hat zu Wien ein Großes verzehren (gehabt) und vermutlich an mich nit gedacht und vermeinet, er führe allein Prozeß gegen Jäger, Soldaten und Frauenvolck, wiewohl auch ich so bald nit wär mit ihm fertig worden, wann nit jetzt, wie von meiner Kindheit auf, der Allerhöchste mir vermittelst weltfremder guter Freunde hätte geholfen." Bei dem von Gottfried erstrittenen Besitzstand ist es verblieben und er hat somit den mütterlichen Teil der linksrheinischen Güter der Familie gerettet. Aber das Ende des Prozesses sollte er nicht mehr erleben.

Natürlich beschränkte sich aber das, was Gottfried für andre tat, nicht auf seine Familie. Er hat sich zahlreicher Personen angenommen und es ist ersichtlich, wieviel sein Wort bei Hoch und Niedrig galt. Leider stand ihm schon in dieser Lebensperiode sein Gesundheitszustand bei allem, was er unternahm, im Wege; er kränkelte in steigendem Maße, und es hat dies auch wohl zu einer gewissen Verdüsterung seiner Stimmung beige-

*) am 4. Februar 1721.

tragen. Ob er seinem Körper zu viel zugemutet und auch etwa durch Askese geschwächt hat, wissen wir nicht. Aber mit 50 Jahren war seine Konstitution schon der Art, wie sie meist erst in einem weit höheren Alter zu sein pflegt.

An den Bruder.

Regensburg, den 12. September 1717.

„Auf das ahn mich erlassene wünsche viel Glück zum jungen Sohn,*) und daß der Bruder selbigen möge groß erziehen und viel gutes an ihm erleben, ich aber viel diensames dazu könne beitragen. — — — — Wegen der Kammerherrnstell bei Curpfaltz hat es folgende Bewandsam: Verwichen Winter habe den Kammerschlüssel bey Curpfalz dem H. Major von Wallbrunn**) zu wegen gebracht; allein hat es hiernach uns alle beyde gereuet, weil das Patent in der Cantzeley abzulösen, soviel ich mich erinnere, 300 Rthl. kostet, ohne die geringste Utilität davon zu haben. Wegen des Oberforst(meisters) aber in dem Amt Stromberg,***) wann geliebt mich zu vernachrichtigen, was es damit für Beschaffenheit habe, ob ansonsten ein Oberforstmeister daselbsten, und wer der letzte gewesen, auch was ertrage, denn dies wird doch die erste Frag sein, so will ich mich befleißen, so viel ich vermag." — — — —

Regensburg, den 4. Oktober 1717.

„Was wegen des Saulheimer Gutes an mich gelangen zu

*) Am 14. Juli 1717 war Phil. Reinh. ein fünfter Sohn, August Eberhard, geboren, der aber schon am 13. September starb.

**) Vermutlich der Partenheimer Vetter Joh. Friedrich von Wallbrunn, der bei der kurpfälzischen Grenadiergarde stand.

***) Das kurpfälzische Amt Stromberg in der Nähe von Simmern, der Geburtsort des deutschen Michel, (Michel von Obentraut). Ohne Zweifel wünschte der Bruder, auch diese Stelle zu haben.

laßen beliebet, dient nachrichtlich, daß die mir zustehenden 20 Malter Korn, 5 Malter Gersten, $^1/_2$ Malter Rapich (Raps) unseren Schwestern für die 25 Rthlr., die ich ihnen alljährlich schuldig bin, angewiesen hab. Doch sollen sie alle Jahr auf St. Thomae Abend 2 Malter Korn laßen zu Saulheim den Armen austheilen. Haber und Spelz schenke ich dem jungen Vettern*) hiermit für Bücher, und was wegen abgebrachter Überbesserung den Hofmann weiter zahlen kann, schenke ich für mein Theil dem jungen Bäsel**) für ein Tuch um den Hals. Hat es also wegen Zoll und Paß***) sein richtiges, daß jeglicher die Paß ertheil, dem die Lieferung geschiehet, und will mehr nit erinnern als, weil dermaliger Hofmann ein feiner Mann ist, ich dahin halte, man thue wohl, daß man darauf antrage, daß er bleibe, wann er auch schon etwas weniger giebet, als ein anderer, der viel verspricht, wenig haltet und beständig Verdruß machet. — — — — — Was im übrigen an gerichts-junckerischen Accidentien fallet,†) stehet der Frau Base zu Diensten für ein Paar Handschuhe. Wegen der Obristforstmeister-Charge zu

*) In einem Briefe an die Schwester Charlotte heißt es, er habe die Gerste den jungen Vettern für Bücher, „aber nit Musketen" angewiesen.

**) Es ist die am 13. Januar 1711 geborene Johanna Christina, die damals die einzige Tochter Philipp Reinhards war, gemeint.

***) Die von Niedersaulheim in das Rheingau zu bringenden Früchte hatten bei der Durchfuhr durch fremdes Territorium, hier ohne Zweifel Kurpfalz, einen Zoll zu entrichten, wofür ein Passierschein (Paß) zu erteilen war.

†) Niedersaulheim war ein gauerbschaftlicher Flecken; das adelige Bürgermeisteramt wechselte alle 2 Jahre unter den 7 „Gerichtsjunkern" und brachte dem Inhaber desselben Sporteln ein. Wie man sieht, erklärt sich Gottfried bereit, das adelige Bürgermeisteramt, wenn der Turnus an die Langwerth kam, auszuüben. Man ließ ihn aber als einen Geistlichen nicht zu, da die Gauerbschaft ad mutuam defensionem gegründet sei. Dies hat Gottfried schwer empfunden und noch nach Jahren zu den Dingen gerechnet, bei denen man ihn zur Seite geschoben habe.

Stromberg will mich nach Möglichkeit impendiren, allein ist nit zu glauben, was Anzahl von Praetendenten vor allerlei Chargen zu Neuburg*) sich finden, da neben dem zahlreichen Hofstaat, den dermaliger Curfürst mit sich bringet, ein(en) überflüssigen in Neuburg erfunden hat. Dahero auch manchen größeren Minister mit derlei kleiner Accomodation abfertiget, und diese nit erklecken. Es ist in Neuburg der Zulauf so groß, daß fast um Geld kein Quartier in der Stadt zu bekommen. Im Fall aber auch dieses nit anginge, werde auf Titular-Charge, welche, wenn sie gleich nichts ertragen, danebens aber auch nichts kosten, bedacht sein und vermeine nit, daß es fehlen werde. — — —"

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 13. Januar 1719.

„Hierbey kommen endlich die versprochenen Borten und Calender samt noch einem Meubel, welches, Gott sei Dank, ich selbst in meinem Haus nit habe. Der eine große Calender gehöret nach Elfeld und der andere nach Walluf**) nebens meiner allerseitigen dienstl. Empfehlung. H. Pfarrherr zu Algesheim hat schon die Anweisung auf 3 Ohm Wein (von Bergen), welche die Schwestern alle Tage können abholen laßen. — —

Betreffend die Sorge führ Frieden glaube ich, es können die Schwestern ohne Sorge leben, nachdeme seine königliche Majestät von Schweden (Karl XII.) den in Orient und Occident gesuchten blutigen Tod gegen Mitternacht funden und dadurch Teutschland den Frieden zum Erbtheil hinterlaßen. Philippus der jüngere***) wird auch kein Schwed mehr wollen werden,

*) Neuburg a. d. Donau, der zeitweiligen Residenz des Kurfürsten von der Pfalz.

**) Wo jetzt der Vetter Knebel wohnte.

***) Der Neffe Karl Philipp.

sondern wohl ein Pältzer bleiben.*) Sein ältester H. Öhme**) Ritterhauptmann im Odenwald ist ohnlängst auf seiner Zurückreis von Wien bei mir gewesen; ist wohl ein rechtschaffner Mann und capabel führ ein großen Minister. Mich wundert, wie er von so vielem, welches weder sein Professiou noch Religion angehet, informieret ist. Ich hoffe, die junge Bursch werden ja in etwas nacharten und keine Dildappen***) werden. Im Einschluß ist ein Dubelon für das Bömische Bäsl.†) Die Schwester laß es ihme doch sicher liefern." — —

Von besonderem Interesse ist ein Brief, den Gottfried nach der Erwählung des Prinzen Johann Theodor zum Bischof an den Bruder richtete. Gottfried scheint auch bei dieser Wahl ausschlaggebend gewesen zu sein; und grade weil er nicht Bayer war, wollte man sich in München ihm gegenüber erkenntlich erweisen.

*) Karl XII. wurde bekanntlich am 11. Dezember 1718 vor Frederikshald in Norwegen erschossen. Es folgte jetzt in Zweibrücken der von Gottfried als neuer Lehnsherr mit warmem Jubel begrüßte katholische Pfalzgraf Gustav Samuel, der letzte Sprosse der Cleeburger Linie. Philipp Reinhard hatte sich im Gegensatz zu seinem Bruder etwas darauf zu Gute getan, daß Karl XII. sein Lehnsherr war; und es scheint, daß der älteste Sohn Karl Philipp Neigung gehabt hatte, in schwedische Dienste zu treten.

**) Reinhard von Gemmingen, der älteste Bruder von Philipp Reinhards Frau.

***) Täppische überall anrennende Menschen. Vergl. Dilltop in A. F. C. Vilmars Idiotikon von Kurhessen.

†) Georg Christoph von Wallbrunn, der dritte Sohn aus der zweiten Ehe des Partenheimer Oheims mit Annastasia Maria von Gemmingen, war Hofmarschall und Oberschenk der verwitweten Herzogin von Sachsen-Lauenburg, geborenen Prinzeß von Toscana, zu Reichstadt in Böhmen und seit 1696 mit Anna Franziska Ludomilla Proyno von Findelstein verheiratet. Die am Rhein sich damals aufhaltende Tochter wird die 1700 geborene Charlotte Margareta Eleonore sein. Nach der Mutter und den Verhältnissen des Vaters zu urteilen war sie katholisch.

An den Bruder.

Regensburg, den 31. Juli 1719.

„Nachdem Ihro päſtl. heil. nit geſtattet, daß unſer gnädigſter Herr Prinz Clement Auguſt neben Münſter und Paderborn auch hieſiges Bisthum behalten, dahero vorgeſtrigen Tages allhier ein neue Wahl geweſen und dieſe in favor Prinz (Johann) Theodor von Bayern ausgefallen, als ſchließe hiebei, wie gnädigſt Ihro Curfl. Durchl. (Max Emanuel) zu Bayern, nachdem dieſe mich zwei Mal dieſen Sommer nach München zu einer Conferenz berufen, an mich ſchreiben und mir anbieten, mir und meiner Familie angenehmes zu erweiſen.

Gleich wie nun ich, Gott ſei Dank, ein mehreres weder bedarf, noch verlange, alſo bedauere ſchmertzlich, daß mein Familie das Unglück hat nit anzunehmen, weſſen ſie bedürftig und ich jetzt im Stande wär zu helfen.

Der Bruder geliebe zu betrachten, wie ich mit leerer Hand angefangen, von Jedermann verlaßen(?), von Niemand geholfen(?), in der Fremde durch Gottes Genade mein Glück gefunden und noch mehr finden würde, wenn ich viel ſuchen möchte; wie leicht, da ich gern wollte, ſeinen Kindern helfen könnte, wann ſie geholfen haben möchten. Ich weiß, daß er nit allerdings kann, wie er will*), weiß auch wohl, was ihn abhalte. Wenn ihme aber geliebet, in der Still mit mir zu correſpondiren, wollen wir der Sach ſchon guten Ausgang finden, und ich mich ferner expliciren. Soviel aber vorläufig, daß ſo viel ſeiner Söhne er mir anvertrauen mag, ich tugendhaft erziehen und dazu verhelfen werde, wozu ſie Lüſten und Geſchicklichkeit haben. Die Religion belangend iſt er ja ſelbſten geſtändig, daß bei katholiſcher Religion man ſelig werden könne.**) Wie mag er ſich dann ſelbſten ſo feind ſein ꝛc.? Ich will auch dies getreu-

*) Gottfried denkt hier an Philipp Reinhards Frau.

**) Hiernach hatte alſo Phil. Reinhard genau daſſelbe, wie Charlotte geſagt, und Gottfried ſucht beiden gegenüber dieſe Einräumung in einer doch immerhin etwas künſtlicher Weiſe zu verwerten.

lich nit verhalten, daß bei meinem Ableben sich kein Geld finden werde. Was ich aber in Lebenszeit ihm und den Seinigen helfen kann, ich gerne thuen werde. — — — —"

Aber Gottfrieds Bemühungen fielen bei Phil. Reinhard auf einen ebenso wenig fruchtbaren Boden, als bei den Schwestern.

Seine im Konzept erhaltene Antwort lautete:

„Des Brudern Schreiben sammt dem Beischluß ist mir zurecht einkommen, aus welchem letztern mit Vergnügen die sonderbare Hochachtung, so curfürstl. Durchl. von Bayern gegen den Brudern, auch wie geneigt solche sich erzeigen, selbigen oder der Familie etwas angenehmes erweisen zu können, ersehen. Wie nun einen solchen großen Herrn es ein geringes und Gelegenheit genug hat, einer Familie, welche ohnedeme nicht gar zahlreich, mit einiger Genade zu versehen, und der Bruder, wie er schreibt, solches nicht benöthiget und mechte derowegen vor seines Brudern Kindern einiges gute auswürken, so wäre ein solches in alle Wege mit untertänigstem Dank zu acceptiren, und wollte ich den Brudern versichern, daß Alles, was kommen würde, zur sorgfältigen education der Kinder, damit sie dugendhaft mechten erzogen werden, und woran bis dato nichts vorabsäumet worden ist, sollte verwendet werden. Dann ich die wenige Jahre, so ich noch zu leben, indeme vorigen Monat ein Lager (Krankenlager), darvon (von) mir nicht viele mehr werden überstanden können werden, übertragen(?) habe. Derowegen an mich nicht mehr viel werde wenden. Die Güter, so viel ich ihrer angetreten, in keinem deteriorirten sondern merklich meliorierten Stand hinterlaßen werde. Wollte nun der Bruder über dasjenige, wormit seine curfürstl. Durchl. der Familie gratificiren wollte, mit mir belieben zu correspondiren, so würde nicht ermangeln nach meinem Vermögen zu antworten. Daß sich nach des Brudern Ableben, welches Gott noch lang verhüten wolle, kein Geld finden wird, habe jederzeit geglaubt, dann mir bekannt, daß unserer Eltern vermegen nicht groß, und der Bruder mit leerer Hand angefangen; auch ist von mir niemalen darauf gezählet worden, auch niemalen selbigem mit Klagten und Fordern beschwerlich gefallen. — — — —"

Über die Ablehnung konnte trotz allem kein Zweifel sein. Dennoch hat Gottfried seine Bemühungen um eine Konversion seiner Neffen, und wenn es möglich wäre, des Bruders selbst noch lange hin fortgesetzt. Er wandte sich im Laufe des Jahres 1720 an den Weihbischof von Mainz: Edmund von Jungenfeld*) zu diesem Zwecke. In dessen Schreiben vom 26. Jan. (?) 1721 heißt es: er habe die Sache bis zu der (damals also beabsichtigten) Reise Gottfrieds an den Rhein aufgeschoben und wolle sie dann in die Hand nehmen, mache sich aber wenig Hoffnung auf ein Gelingen, weil Philipp Reinhards Frau „zu obstinat, und keine Vorstellung annimmt." Dennoch wolle er sich wenigstens aufs äußerste bemühen, „von den Söhnen einige zu erhalten." Er wolle den allmächtigen Gott bitten, „daß durch sonderbare Göttliche Gnad alle diese harte Hertzen berührt und die wahre Erkenntnis zu dero Seelenheil auch größer Aufnehmen dero hohen Familie erhalten möchte." Er hoffe, daß Gott ihn erhöre und der erwünschte Effekt erfolgen möchte, „zumalen Euer Hochwürden habendes großes Anliegen mir recht zu Hertzen gehet, daß also alles anwenden will, was in meinen Kräften steht."

Zunächst kommt Gottfried selbst in seinen Briefen an die Geschwister auf seine Pläne nicht wieder zurück.

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 8. November 1719.

„— — Bedanke mich sehr für den guhten Rat wegen der Hattenheimer Capellenweine; allein gehören sie Gottlob mihr nit mehr. Weil mich nit billig gedünket, daß für diese Stiftung so wenig geschehe, habe ich nach Ableben des letzten Beneficiaten die Capell**) 10 Jahr dem Namen nach gehabt, die Einkünften

*) Edmund Gedult von Jungenfeld stammte aus einer geadelten Mainzer Familie. Am 8. Juli 1703 war er zum Bischof geweiht worden und besaß das Bistum Mallos in Syrien. Er wird als ein eifriger und hingebender geistlicher Würdenträger bezeichnet. Gottfried wird wohl schon aus seiner Mainzer Zeit her mit ihm bekannt gewesen sein. († 31. August 1727.)

**) Die Margarethenkapelle.

aber zur Stiftung verwendet und auch Pension erleget, daß also die Stiftung ein eigenen Geistlichen ertraget, welcher seithero neuen Jahres als Frühmesser in Hattenheim sich befindet. Diesem reichet H. Pfarrherr (zu Hattenheim) Kost und Besoldung; hingegen versiehet er die Frühmeß, und wann H. Pfarrherr krank oder verhindert, versiehet er (auch) die Frühmeß und die Leut, welche zumal bei Sommerszeit in der Kirchen nit Platz gehabt, können dann in die Capell gehen. Auch diejenigen, welche auf Sonn- und Feiertagen wegen Hausarbeit daheim bleiben, können Gottesdienste in der Capelle beywohnen, welches alles Gott und den Leuten, ausgenommen wenig Personen, die ich aber nit gefraget, recht und angenehm ist. Daß ich etwas seltener als sonsten schreibe, geschiehet, weil meine Augen des Abends Schreiben und Lesen nit mehr wollen gestatten, der Tag aber oft nit erklecket. Wird mihr aber dennoch angenehm sein, von der Schwestern Wohlwesen schriftliche Nachricht zu haben."

Die Nachschrift enthält die Abschrift eines Briefes an den Bruder. Darin heißt es:

„Weil dies Jahr das Getreyde nit gerathen, worin der Schwestern Einkunft bestehet, hingegen der liebe Gott den Brudern mit einem reichen Herbst gesegnet, habe ich dafür gehalten, ich thue nit Unrecht, wann führ dies Jahr mit dem meinigen denen Schwestern ein Beisteuer thue, weil es uns beiden zu Spott gereichet, wenn wir sie so elendiglich wollten leben laßen. Weil aber die Gerste der vergangenen Ernte noch übrig ist, hat Peter Lehn (der Saulheimer Hofmann) Ordre, mein Antheil dem Bruder zu liefern."

An den Bruder.

Regensburg, den 20. November 1719.

„Aus dem an mich erlaßenen vernehme mit mehrem, daß der Bruder mit einer jungen Tochter*) erfreuet worden, wozu

*) Auguste Luise, geb. den 5. November 1719.

viel Glück, und daß er diese groß erziehe, auch viel tröstliches daran erlebe, wünsche. Betreffend das baufällige Kelterhaus zu Saulheim will ich meinen Antheil des künftigen Saulheimer Herbst hiermit zu dessen Reparation angewiesen haben, und, wenn dies nit erklecket, mit solcher Anweisung ferner continuiren.

So viel aber Simon Hetzer und Johann Appelmann anlanget, welche ein Stück Wuste zu curpfälzischen Zeiten*) vom Oberamt einkauft, gerottet und gebauet, bis dieser Weinberg heuer zum erstenmal getragen, und diese jetzt erfunden worden sei, daß sie uns angehöre, mithin der Bruder den Wein, so vergangenes Jahr gewachsen, sequestriret und mit diesen zwei Männern sich dahin verglichen, daß gegen Empfang der halben Pfähl sie diesen Weinberg 6 Jahr um die Hälfte bauen und nach solchen 6 Jahren uns frei stehen solle, damit zu disponieren, weil diese Leute ihr ausgelegtes Geld nit mehr bekommen, ihnen aber ihr Arbeitslohn und Pfähl bezahlet werden müßen, wann schon der Grund uns angehöret — — als getraue mir nit, so lang ich lebe, von diesen Leuten etwas anzunehmen, sondern will, im Fall mir etwas davon gehöret, ihnen dieses hiermit um Gottes willen geschencket haben. Wer nach mir kommet, kann thuen, was er zu verantworten getrauet, welches der Bruder ihnen bekannt zu machen geliebe. Die Ursach, warum in der Fremde gegen all Vermuthen Gottes Segen finde, schreib ich großen Theil zu, weil gegen die Armen nit hart und gegen andere so gesinnet bin, daß lieber zu wenig als zu viel nehme, welches ich jedesmal von Gott reichlich ersetzet bekomme." — —

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 4. Februar 1721.

„— — — füge nachrichtlich hinzu daß künftige Frankfurter Ostermeß die Hälfte von 1000 Rthl., welche die Schwestern

*) Es scheint, daß der gauerbschaftliche Flecken Saulheim von Kurpfalz sequestriret gewesen ist.

von mütterlicher Verlassenschaft zu fordern und bishero verinteressiret genoßen haben, mit baarem Geld erlegen und in Mainz, geliebt es Gott, werde auszahlen laßen. — — damit die Schwestern können bedacht sein, wie sie es wiederum zu deren Nutzen anwenden. Mit denen Gefällen aber werde ein andere Disposition machen. — — Dem böhmischen Bäsl bitte neben meiner zierlichen Empfehlung Einlag*) sicher zu schicken neben einer schriftlichen Entschuldigung, daß nit selbsten antworte, welches mir wahrhaftig unmöglich ist." — —

An den Bruder.

Regensburg, den 20. März 1721.

„Ich bedauere das zeitliche Ableben unserer Schwester Maria Anna,**) der der Allerhöchste eine fröhliche Auferstehung verleyen wolle. Die Notification wird mir angenehm seyn, wann selbiger als nächster Anwesender thun wollte, da ich ohnedem mit Schreiben überhäuft bin."

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 30. September 1721.

„Ich bin Willens gewesen, mit den Gütern zu Saulheim, Ilbersheim und Unternheim ein andere Disposition zu machen, zu Straf dessen, was der Bruder mir zu Saulheim erwiesen;***) hab zu diesem Ende verwichen Ostern denen Schwestern meine

*) Vermutlich wieder ein Geldstück.

**) Die älteste der drei Schwestern: Maria Anna Dorothea, geb. den 18. Februar 1676, starb den 2. März 1721. Ihrer wird in Gottsfrieds Korrespondenz weniger gedacht als der beiden anderen. Das Kondolenzschreiben an diese ist auch auffallend kurz und wird hier deshalb fortgelassen. Gottfried schenkt darin den beiden Schwestern seinen Anteil an Maria Annas Hinterlassenschaft.

***) Es bezieht sich dies auf die Ausschließung Gottfrieds als Kleriker vom adeligen Bürgermeisteramt. Offenbar wollte Gottfried seine Einkünfte aus den drei Orten zu mildtätigen Zwecken verwenden, überläßt sie aber nun für das laufende Jahr schenkweise den Schwestern.

Hälfte der schuldigen Pension (Zinsen) mit Geld erleget; will es aber aus Erbarmniß gegen die Schwestern noch nit thuen und das überschickte ihnen schencken. Mit Vorbehalt dessen, was der Bruder gedachter Maßen verwirket, bleibt also bei vormaliger Anweisung; allein wolle die Schwester mich förderlich berichten, was ich ihnen vor Saulheim angewiesen, weil es mir wegen resolvierter Veränderung aus dem Sinn kommen und ich das schriftliche verleget. — — — —"

An die Schwester Sophie.

Regensburg, den 3. März 1722.

„— — — Mein heillose Gesundheit anlangend hab kein andere Krankheit als ein Ausdorren und Abnehmen aller Kräften, wogegen nach des medici Geständniß mehr die Küche als Apothek helfen kann, wie mich dann großen Theils von hirschern Sulz oder gallena (Huhn) erhalte. — — —"*)

An den Bruder.

Regensburg, den 11. August 1722.

„Ich sage schuldigen Danck für das gütige Andenken und Nachfrag meiner Gesundheit, auch Einladung zur Sauerbrunnen-Cuhr nach Elfeld. So viel das erste belanget, bin, Gott sei Danck, wieder restituiret. Das andere aber leidet mein Brustbeschwerde nit. — — — —"

Regensburg, den 27. Januar 1723.

„Es gehet mit meiner Gesundheit, wie mit alten Wagen; die krachen immer und gehen dannoch. Ich bin lang nit aus

*) In einem Briefe vom 29. Januar an die Schwester Charlotte schreibt Gottfried, er habe eine zeitlang an Kolik und Brustbeschwerden danieder gelegen und sei noch nicht im Stande, der Prozeßangelegenheit „recht nachzusinnen."

dem Haus kommen, laße Gottesdienſt in der Capell*) und geiſtl. Rath im Vorzimmer halten und drincke ſo warm als ich eße. Auf dieſe Weis hoffe, geliebts Gott, den Winter zu paſſieren; im Sommer hat es nit leicht Noth. — — — —"

An die Schweſter Sophie.

Regensburg, den 29. Juli 1723.

„Ich erſtatte dienſtlichen Dank für das gütige Nachfragen meiner Geſundheit. Dieſe iſt Gott ſei Dank wieder ſo beſchaffen, daß vergangen Monat 30 Meil auf der Poſt reiſen können, darf auch wieder Wein ohne Waſſer trinken. Bitte alſo künftigen Herbſt um ein Fäßlein Wachholderwein und eines mit Alantwein, ein wenig Senf, geſalzen Butter und Hagenbutten-Latwerge. Dagegen ſteht zu Dienſten mein diesjähriger Saulheimer Herbſt, ſo gut und viel der liebe Gott wachſen läſſet und ſoll dies Schreiben zur Anweiſung dienen. — — —"

Im Jahre 1725 hatte der neue Papſt ein im Lateran abzuhaltendes Konzil zur Verbeſſerung der Kirchenzucht ausgeſchrieben und Gottfried dazu einladen laſſen.

„Demnach Ihro Päpſtl. Heyl. durch dero zu Wien ſubſiſtierenden H. Nuntius", ſchreibt er in Folge deſſen am 14. Februar 1725 an den Bruder, „mich auf das zu Rohm bevorſtehende Concilium berufen laſſen, und ich künftigen 6. Marty nach München und von dar nach Rohm, geliebt es Gott, abreiſen werde, als nehme hiermit mein Abſchied, verhoffe dannoch fohr der Sommerhitz, längſtens aber künftigen Herbſt wieder in Teutſchland zu ſeyn. Wann an mich zu ſchreiben gefällig, kann die gewöhnliche Überſchrift mit der Adreſſe Rome a chiesa nova gemacht werden. — — —"

Achzig Prälaten erſchienen zu dem Konzil. Leider befand ſich Gottfried nicht unter denſelben. Er ſchreibt vielmehr an den Bruder am 22. Februar 1725.

---

*) Es iſt die Privat-Kapelle in Gottfrieds Haus gemeint.

„— — — Von meiner Reis nach Rohm verhindert mich das zu dieser Zeit nit ungewöhnliche leidige Podagra, welches so bald sein Abschied nit zu nehmen pfleget. Dahero diese einstellen und mich entschuldigen muß. — — —"

Der Anfall muß in der Tat ein ungewöhnlich starker gewesen sein und scheint Gottfrieds Körper auf lange hin geschwächt zu haben. Es ist das einzige Jahr seines Suffraganeats, in dem er keine Kirche oder Kapelle geweiht hat. Auch die Zahl der Briefe an die Seinigen ist im Jahre 1725 eine geringe. Aus den folgenden Jahren, gebe ich hier noch eine Reihe von Briefen.

An den Bruder.

Regensburg, den 15. Juni 1725.

„— — — — Seine fürstl. Gnaden zu Aichstedt selig hatten mich mit 100 Spezies Dukaten in das Testament gesetzt, aber wieder ausgelöscht, weil ich mich entschuldiget, Conexecutor zu sein. Dies Testament ist auf 52 Bogenblätter geschrieben, und wollte ich Legatum nit dreifach nehmen, des Executors Arbeit und Verantwortung auf mich zu laden. — — — —"*)

Regensburg, den 21. März 1726.

„Ich bitt nit ungühtig zu nehmen, daß auf letzt ahn mich erlaßenes so späht antworte, als woran ein bey dieser Jahrzeit nit ungewöhnliche Unpäßlichkeit verhinderlich gewesen. — — Von Wien vernehme, daß H. Graf von Windisch-Grätz, Hofrathspräsident, von seiner gefährlichen Kranckheit wieder restituiret, welches führ uns sehr gut ist, weil er ein sonderbarer Justitiarius und mein großer Patron ist." — —

*) Nach einem Briefe vom September 1723 hatte Gottfried damals eine Reise nach Aichstädt gemacht, wo seine hochh. Gnaden bei so hohem Alter sich frisch und gesund befunden. Er wird diese Reise wohl der Testamentsangelegenheit wegen gemacht haben. 1725 ist der Bischof dann gestorben.

An die Schwester.

Regensburg, den 7. August 1727.

„Für die Nachfrag meiner Gesundheit sage schuldigen Danck. Diese ist, Gott Lob, so weit wieder restituieret, daß übermorgen, geliebt es Gott, nach München auf der Post verreisen werde, und daß dieses vermag, hat die Erfahrung durch ein in verwichenem Monat gethane Postreis.

An den Bruder.

Regensburg, den 30. Jan. 1728.

„ — — Vor einiger Zeit ist ein filou hieher kommen und hat sich ausgeben für des General-Superintendenten zu Eisenach Sohn, und daß seine Mutter von unser Familie, er mein naher Anverwandter seye. Er hat mich selbsten unter anderem Vorwand heimgesuchet, um die Leut sein Vorgeben glauben zu machen, bis ich ihm das Compliment machen laßen, ich wollte ihn in das Narrenhäusel sperren laßen, damit jedermann sehe, es sey nit wahr, was er sage." — —

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 25. Mai 1729.

„Unsern Agenten*) zu Wien hab vergangen Neujahr für das vergangene zahlet. Von mein Geschwistern verlange kein Ersetzung, Herrn Vetter Wolf (von Wallbrunn) aber habe die Rechnung zur Hälfte, weil er die Hälfte, der Gemmingenschen Güter und so viel hat als wir drei, mit 40 fl. geschicket. Er hat es aber dissimuliert; verhoffe dannoch, er werde zur Erkenntniß bracht werden, wie Bas Mariechen den H. Pfarrern zu Schierstein zu Erkenntniß bracht, als er der Frau Gevatterin ein Orfeig geben. — — Den Krieg belangend, ist dieser zwar

*) im Michelfelder Prozeß.

muthmaßlich,*) es scheint aber nit, daß dies Wetter weder ahm Rhein noch Donau einschlagen sondern sich weiter ziehen werde.

Mein Gesundheit ist nunmehr, Gott sei Danck, vollständig hergestellet, außer daß das Alter selbsten ein Kranckheit, wogegen mir mehr mit der Küchen als Apothek helfen muß." — —

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 29. September 1729.

„— — — — — — Mich belangend, kann dem lieben Gott nit genug dancken, daß mehr gesund bin als seithero 10 Jahren. Vergangen Sommer hab ich das hiesige Bistum, wo es an Böhmen grentzet und aussiehet wie (bei) Idstein und Schwalbach, drei Wochen lang durchreiset ohne Alteration, hab auch in Jahrszeit weder Aderlaß noch ordinari medicin gebrauchet, sondern allein mäßig gebat, und dadurch mit Gottes Hülf gesund blieben. — —"

Man sieht, die hier mitgeteilten Briefe nach dem Jahre 1719 sind von höchst harmloser Art. Aber neben ihnen her gingen andre, die sich wieder auf Gottfrieds Wunsch, die Seinigen für die katholische Kirche zu gewinnen, beziehen, die aber leider nicht alle erhalten sind. Wir sahen, wie knapp und kurz Gottfried bei dem Tode der Schwester Marianne kondoliert hatte. Nicht viel anders wird er bei dem am 12 April 1724 erfolgten Tode der Schwester Sophie geschrieben haben. Charlotte hatte ihm darüber eine Bemerkung gemacht. Gottfried wurde heftig, bot aber doch der jetzt ganz vereinsamt dastehenden Schwester an, sie zu sich ins Haus zu nehmen, wobei dann natürlich der Wechsel der Konfession wieder die Voraussetzung war. Charlotte antwortet, sie

*) Durch den Herrenhäuser Vertrag von 1725 war der Kaiser bedroht: Im Hintergrunde lag schon damals die österreichische Succession. Entscheidend war es, daß es durch den Vertrag zu Wusterhausen (1726) gelang, Preußen auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Mit den übrigen Mächten fanden die Unterhandlungen auf einem Kongreß zu Aachen (1728) und durch den Traktat zu Sevilla (1726) ihren Abschluß. Durch einige Opfer gelang es dem Kaiser, die Bestätigung der pragmatischen Sanktion aller großen Mächte durchzusetzen. — Auch hier erkennt man, wie Gottfried in Regensburg in der Lage war, das politische Wetter zu beobachten.

sei überzeugt, daß man auch als Katholik selig werden könne; aber so ohne weiteres katholisch werden könne sie doch nicht. Klar und deutlich müsse Gott es ihr sagen, daß sie dies tun solle. Die „Posaune eines Engels", die ihr den Übertritt gebiete, müsse sie hören.

Gottfrieds höchst merkwürdige Antwort ist von Anfang Mai 1724 und lautet:

„Dieweil ich nit zweifele, gegenwärtig mein Schreiben werde Nachdenkens verursachen, und mein lieber Bruder Carl (Schwester Charlotte) werde sich nit allerdings resolvieren können, gebe ich den allerbesten Rath und Anweisung zu deme, der nit betrügen kann, und ist der Allwissende Gott. Diesen bitte für allen Dingen die Schwester um Verzeihung wegen all dessen, was geschehen und nit hätte geschehen sollen. Nach diesem rufe sie ihn an, er wolle ihr doch zeigen, was hierinfalls sein heiliger Wille und Befehl seie. Solchem Will und Befehl Gottes, nehme sie sich ernstlich für, wolle sie getreulich nachleben, so wird es bald anders werden; denn so wahr der liebe Gott will, daß wir sein Befehl thuen, so wahr zeigt er diesen an. Er pfleget aber kein Engel mit der Posaun zu schicken, sondern, wie wir dessen in Göttlicher heil. Schrift überall finden, schicket er einen seiner Diener und läßet dem anderen sagen, was er thuen soll, wie er jetzt mihr befehlet, ich soll der Schwester sein Befehl bekannt machen. Weil wir aber zum reden zu weit von einander seien, so bestell ich hiermit an meiner Stelle den H. Kaupers, Pfarrherr zu Oestrich, an den ich aber nit schreibe, sondern glaube, es seie genug, daß ich die Adresse vermittels dieses gebe, mit welchem zu Vollrats*) wird füglich können gesprochen werden. Ich schließe zu dem Ende gegenwärtig weniges hierbei auf der Reis nach Vollrats und bitte den lieben Gott, er soll alles schicken, wie es gut ist. Adieu!"

Es scheint, daß dieser Brief sich mit einem der Schwester gekreuzt hat, und daß Gottfried jetzt den Eindruck empfing, sie werde schließlich doch nachgeben.

*) Vollrats war das Gut der Herrn von Greifenclau und lag etwa eine Stunde von Hattenheim.

An die Schwester Charlotte.

Regensburg, den 11. Mai 1724.

„Das mit zurückkehrender Post an mich erlaßene empfing bei meiner Abreys auf geistl. Verrichtung. Dahero auf die an mich gethane Anfragen, welche auch einiger Erläuterung bedürfen, mit Umständen nit antworten kann, zum sicherſten Rath aber erteilen will, Herrn Burggrafen von Greiffenclau,*) welcher ein gewiß guter Freund von uns ist, hierüber zu vernehmen, welches füglich geschehen könnte, wann zu einer Gemüts Veränderung die Schwester wollte die Frau von Greiffenclau auf eine Zeit heimsuchen, dann solang sie an Orten bleibet, wo ihr Bekümmerniß immer vermehret und nit geholfen wird, wundert mich nit, daß sie für solcher Bekümmerniß sich nit zu rahten wiße. Ich bitte auch, die Schwester nehm sich doch die Mühe und leſe mit Bedacht, was ich ihr so treuhertzig geschrieben, so wird der liebe Gott gantz gewiß bekannt machen, was sein heil, Will seie. Auf ein Engel aber mit Posaunen müßen wir nit warten. Adieu! — — — —“

Einen Erfolg erzielte Gottfried auch dies Mal nicht. Charlotte scheint den Gedankenaustausch über diesen Gegenstand nicht weiter fortgesetzt zu haben. Resigniert schreibt Gottfried ihr am 12. Juli 1724.

„Auf beyde an mich erlaßene diene in Antwort, daß in meinem führ 2 Monaten ausführlich abgegebenen ich mein treuhertzige Meinung und Anerbieten eröffnet, wiewohl ich nit glaube, daß es seie geleſen worden. Findet aber die Schwester ihr Glück andertwärtlich beßer, will ich nit verhinderlich sein.“

Es dauerte längere Zeit bis Gottfrieds Gemüt diesen abermaligen Refüs verwinden konnte. Charlotte sprach ihm im

*) Vermutlich doch der schon mehr erwähnte Johann Erwin von Greiffenclau, kurfürstlich mainzischer Geheimrat und Vitztum im Rheingau. Obwohl es Humbracht nicht erwähnt, wird er Burggraf der kaiserl. Burg zu Friedberg gewesen sein.

Frühling 1725 die Besorgnis aus, daß sie ihn erzürnt habe. Am 31. März antwortete er darauf.

„Aus dem mit letzter Post ahn mich zu erlaßen beliebtem ersehe, es habe die Frl. Schwester Sorg, ich hätte ein Unwillen über sie, worauf nachrichtlich diene, daß ich nit capabal seie, Unwillen in meinem Gemüth aufzubehalten, dann dieser machte allein mir die große Ungelegenheit, und wann auch mir selbsten so feind sein möchte und Unwillen haben, möchte ich keinen über selbige haben, welche von selbst bekanntermaßen mehr als ander mein Geschwister geliebet, und was ich vermag, mit ihr auf bewußte Weis zu teilen öfters versprochen ꝛc., wobei es auch sein Verbleiben hat. Anbei ein freudenreiches Alleluja von Herzen wünschend. — —"

Da Gottfrieds Bemühungen bei der Schwester Charlotte nun doch so völlig mißglückt waren, so machte er jetzt noch einmal einen Versuch, den Bruder zur Überlassung eines Sohnes zu bewegen.

An den Bruder.

Regensburg, den 13. November 1726.

„Ich bedauere, daß der H. Bruder nit allerdings sich wohl befindet, und wünsche von Hertzen bald und beständige Gesundheit, wofür meines Theils dem Allerhöchsten zu dancken habe. So viel dessen Söhne, meine Vettern betrifft, bleibt es bei meinem oftmahligen, von selbst bekannten Ahnerbieten. Ich habe ja so manchem, der mich nichts angehet, vermittels Göttl. Genad zu seinem Glück geholfen. Warum sollte es nit meinen nächsten Anverwandten thuen, wann sie wollten zu mir Vertrauen haben? Ihro Durchl., hiesiger kaiserl. Plenipotentiarius Fürst von Fürstenberg haben viel Genade für mich, und als ich gestern die Ehr gehabt, bei selbigen zu speisen, hab ich nach der Tafel auf allen Fall angehalten für mein ältesten Nepoten um ein Hofcavalierstelle, die er mir auch versprochen. Stehet es also zu des H. Bruder Belieben, ob und wie bald er sein ältesten Sohn will

zu mir schicken. Bei Hof soll er die Tafel haben, bei mir die Wohnung, Diener und, wenn es nöthig ist, die Pferde, und ist mein Rath, daß er sich ad publica applicire, wozu ihm genugsame Gelegenheit machen will; und wann er sich wird appliziret haben, verhelfen sie zu einer Gesandtschaft. So kann er sich mit Reputation fortbringen. Solang er auch dahier als Hofcavalier stehet, will ihn alljährlich kleiden. Wenn nun dies anständig, kann er kommen, so bald er will. Doch kann nit verhalten, da heutiges Tags so viel sein, welche, weil dermal Frieden überall ist, Hofdienste suchen, mit der Zeit so viel Recommendationes von Wien einlaufen, daß kein Platz mehr übrig. Dermahlen hat er (Fürst von Fürstenberg) 4 Cavalier, namentlich von Westernach,*) Landse,**) Neuenstein***) und Schliederer,†) und weil die mersten dieser Schwaben, werden außer Zweifel einige verwandt sein. — — — — Die Reis mit eingezogenen Kosten zu thuen, gehen alle Woch Kutschen von Frankfurt nach Nürenberg und von da wöchentlich zweimal nach Regensburg. — — — —"

Offenbar wagte Gottfried nicht mehr dem Bruder gegenüber von Religion zu sprechen. Daß es aber auch bei den Neffen vor wie nach auf einen Religionswechsel abgesehen war, unterliegt keinem Zweifel. Philipp Reinhard lehnte abermals ab. Der seinen Geschwistern geistig so überlegene Gottfried stand doch grade, wo es sich um geistige Dinge handelte, machtlos diesen gegenüber da. Wie Schmerz und Verdruß sich seiner immer mehr bemächtigten, zeigt der folgende Brief an Charlotte vom 25. August 1727.

---

*) Westernach, ein stiftsfähiges Geschlecht in Schwaben.

**) Landsee d. h. Dietrich von Landsee, ein ursprüngl. Thurganisches dann aber auch Schwäbisches Geschlecht.

***) Neuenstein, aus dem gleichnamigen Stammsitz im Kanton Basel stammend und dann ebenfalls in Schwaben ansässig.

†) Schliderer d. h. Schliderer von Lachen, ein aus der Pfalz stammendes Geschlecht, das aber auch im Badischen, Trierischen und in Franken vorkommt.

„Der Schwester Lamentation hab ich bekommen. An ihr reich zu werden, bin ich nit Willens. Daß die Frucht so teuer sei, hab ich nit gewußt. So viel die Hälfte der Unternheimer (Undenheimer) und Ilbersheimer Gefäll ertraget, und ich für mein Teil den Schwestern (früher) hab liefern lassen, soll ihr continuiret werden, das Malter Korn angeschlagen zu 2 fl., Gerst und Haber zu 1 fl., und soweit dies nit 25 fl. ertraget, will ich mit Geld drauf zahlen. Daß es ihr aber übel gehet, ist ihr Will und Eigensinnigkeit."

Da Gottfried das Guthaben der Schwestern mit 1000 Thalern abgetragen hatte, so liegt hier eine Schenkung vor.

Am 13. August 1729 ist dann Philipp Reinhard gestorben. Es war ein neuer Kummer für Gottfried, daß man ihn nicht zum Vormund der Kinder erwählte. Als dann am 2. Februar 1731 auch die Schwester Charlotte starb, waren alle die alten Bande gelöst, die Gottfried an die Seinigen fesselten. Es war auch ein eigenes Geschick, daß er, obwohl seit langem kränklich und der älteste der Familie, doch seine sämtlichen Geschwister vor sich hinsterben sah. Daß ihm das die Todesgedanken immer näher bringen mußte, war natürlich.

Wie Gottfried jetzt mit dem Leben abschloß, beweist der Umstand, daß er schon 1730 eine auf seinen Tod berechnete Gedenktafel in der Hattenheimer Kirche anbringen ließ. Nach dem Tode der letzten Schwester konnten sich schon seiner geschwächten Gesundheit wegen neue Beziehungen zu seiner Familie kaum entwickeln: und das wenig glückliche Verhältnis, in dem er zu seiner Schwägerin stand, machte es vollends unmöglich. Gottfrieds Herz suchte jetzt nach einer anderen Befriedigung. Erst jetzt machte er wirklich Ernst mit dem Gedanken, sein erspartes Vermögen und alles, was er noch irgend ersparen konnte, frommen Stiftungen zuzuwenden.

Einen hervorragenden Platz darunter nimmt das von ihm begründete katholische Waisenhaus in Regensburg ein. Den entscheidenden Schritt für diese Gründung hat Gottfried am 10. Februar 1731, also 8 Tage nach dem Tode der Schwester

Charlotte, getan. Er schreibt über den Ursprung dieser Stiftung, er habe in „seiner 14jährigen administratione spritualium und 30jährigen Frequentierung des geistlichen Rats bedauerlich wahrgenommen, welchergestalten der Magistrat der Stadt mit Ausnahme zweier Bürger zwar lutherischer Religion seyend, viermal mehr aber katholische sich in der Stadt befinden." Dieses seien meistens arme Handwerker und Dienstboten, die aus den katholischen Nachbardörfern nach Regensburg gezogen und die bei ihrem Ableben nichts hinterlassen „denn ganze Nöster voller Kinder, deren viele zum Betteln altershalber noch nicht tauglich; — — woraus entsteht, daß theils davon in hiesig, aus uralten katholischen Stiftungen in vorigem Saeculo aufgerichtetes lutherisches Waisenhaus gethan werden". Um dem abzuhelfen habe sich Gottfried entschlossen, „was er teils aus eigenen Mitteln gehabt, teils aus Gottes Dienst zur Aufrichtung eines solchen Wayfenhauses zu verordnen."

Die Erwerbung eines Bauplatzes wurde durch die Privilegien der Stadt Regensburg sehr erschwert. Das Stadtregiment und die eigentliche Bürgerschaft war so exklusiv lutherisch, daß kein Katholik Grund und Boden in der eigentlichen Stadt erwerben durfte.

Gottfried hatte nun aber hinter der Osterngasse ein altes Gebäude entdeckt, das dem Fürstbischof gehörte, und der städtischen Obrigkeit somit entzogen war. Es war „ein Thurm" mit einem baufälligen Anbau.*) Als Dienstwohnung stand er dem fürstbischöflichen Hofratssekretär Clemens Hogenburger**) zu. Dieser benutzte es aber nicht selbst, sondern hatte es für 14 Gulden an einen Schneider vermietet. Entscheidend war es nun, daß es Gottfried unter Mitwirkung des Jesuitenpaters

*) Vermutlich eins jener mittelalterlichen Gebäude, denen man noch heute in Regensburg begegnet.

**) Gottfried schreibt, Hogenburger stamme von türkischen (!) Eltern, sei aber „christlich und tugendhaft erzogen worden."

Martin Neupauer gelang, den Hofratssekretär zu einem Verzicht zu bewegen.*)

In einer von Gottfried diktierten „geschichtlichen Beschreibung" von Anfang und Aufnahme des armen katholischen Waysenhauses (ad) S. Salvatorem in Regensburg" heißt es dann: „Nachdem nun der Platz vorhanden, hat sich Suffraganeus nach Freysing begeben, um diesen bei Sr. Hochfürstl. Durchl. zu obverstandtenem Ende zu erhalten; allein finden sich vielerlei fast nicht überwindliche Beschwernussen. Sereniſſimus zwahr war für seine Person nit ungeneigt, antwortet aber auf Suffraganei anlangen: ‚ich vernehme, es seye mir praejudicirlich'. Suffragan versetzt; ‚Gnädigster Herr, im paufälligen Thurm wohnt dermahl ein Schneider; wann aber das Waysenhaus auff dem Platz gepaut wird, so bekommen Ew. Durchlaucht wenigstens 30 Unterthanen — — — mit aller von dero Territorio abhängender Jurisdiction, wodurch dero Gerechtsame vermehrt, nit vermindert wird.' Hierauf erteilt Jhro Hochfürstl. Durchl. den Consens mündlich."

Nun aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Mit der Schwerfälligkeit der Zeit und dem größten Mißtrauen treten die Behörden an die Sache heran. Man gewinnt aus allem den Eindruck, daß eine Stiftung, wie sie Gottfried vorhatte, in jenen südöstlichen Landen noch etwas neues war, und daß sich der derselben zu Grunde liegende Gedanke erst Bahn brechen mußte.

In einer protokollarischen Erklärung vom 10. Februar hatte sich Gottfried verpflichtet, aus seinen eigenen Mitteln ein Waisenhaus zu bauen, wenn der Bischof den Platz dazu samt dem dem fürstl. Hochstift gehörigen Thurm hergeben wolle. Er versprach ferner „so lange Se. Hochfürstl. Durchlaucht" ihm sein „Dermaliges Salarium (als Präses des geistlichen Rats) continuire", 25 arme Waisen in Kleidung zu halten. Hierauf erfolgte am

*) Gottfried betrachtet es als einen Hogenburger hierfür zuteil gewordenen Lohn Gottes, daß dieser im nächsten Jahre, ohne sich darum bemüht zu haben, eine Hofratsstelle erhielt.

1. März in der Form eines Reskripts an die Hofkammer allerdings die Bestätigung des Bischofs. Sie war jedoch an verschiedene Bedingungen geknüpft, über welche nun erst verhandelt werden mußte. Wenn die Gründung des Waisenhauses mißlänge, so sollte alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werden, ohne daß ein Ersatz des verwendeten Geldes beansprucht werden könne. Sämtliche 7 Stände der St. Wolgangsbruderschaft sollten sich verpflichten,*) den Waisenvater, die Waisenmutter, den Präzeptor und zwei Dienstmägde — eigentlich sei nur eine nötig, da die Mägdlein unter den Waisen alle Hausarbeit verrichteten — so lange zu unterhalten, bis sich das Haus durch die Unterstützung andrer Guttäter im Stande sähe, dieses selbst zu tun. Ferner sollten die geistlichen Stände trotz ihres Beitrags auf jegliche Jurisdiktion und Disposition über das Waisenhaus verzichten. Auch die Inspektion habe allein dem fürstl. Hochstift, d. h. dem Bischof zu verbleiben. Das Hochstift sollte auch über die Aufnahme der Waisenkinder und des Waisenvaters, sowie über des Letzteren Absetzung zu entscheiden haben. Der Hochstiftliche P. Pfarrer sollte in Gemeinschaft mit einem zeitlichen Präses verpflichtet sein, wöchentlich wechselsweise die Kinder in der Christenlehre zu unterrichten. Es sollten keine Findel- sondern allzeit ehrliche Kinder aufgenommen werden.

Alle diese Forderungen verschärfte nun die Hofkammer in der empfindlichsten Weise. Wenn diese das Waisenhaus zu weltlichem Gebrauch verwenden wolle, erklärte sie, so solle das von Gottfried unangefochten und allein Gottes Gericht überlassen bleiben. Gottfried fügte sich in den meisten Punkten, bemerkt aber dazu, er habe dies hauptsächlich deshalb getan, damit man

*) Diese waren: Das Domstift, das Obermünster, das Niedermünster, die Stiftungen zur alten Kapelle und zu St. Johann, die Abteien St. Emmeran und St. Paul (das Jesuitencollegium). Die 7 oder 8 Stifter bildeten zusammen die Bruderschaft St. Wolfgang. Angeblich soll sie auf diesen zurückzuführen sein. Jedenfalls aber war sie sehr alt. Ihre größte Blüte fällt in das 13. und 14. Jahrhundert, und sie spielt eine Rolle in der Verfassung des Bistums.

sehe, daß er für seine Person alles tue, um die Sache zustande zu bringen. Wenn aber die geistlichen Stände nicht den verlangten Beitrag geben wollten, wenn ferner die Christenlehre durch Jesuiten und Minoriten gehalten werden und wenn schließlich die „Aufnahme und Entsetzung sambt Obsicht" über dem Waisenhause allein der Hofkammer zustehen sollte: dann würde Gottfried sich entschließen, den Waisenhausbau, mit dem er es für Regensburg so gut gemeint, nach Sulzbach zu verlegen. Dort sei ein Weisenhaus ebenso nötig, und Se. fürstl. Durchlaucht zu Sulzbach*) sei bereit, nicht allein den Bauplatz sondern auch alles Baumaterial umsonst zu geben. „Nit zwar, daß Suffraganeus einiges Mißtrauen auf die fürstl. Hofkammer hätte, sondern weillen, wann bekannt würde, das arme Wayſenhaus stehe unter fürstl. Hoff-Cammer, so würden die Gutthäter, denen der eingewurzelte Schröckken vor allen Hoff-Cammern nit zu benehmen ist, wenig oder garnichts beytragen, würde auch das Gepäu umsonsten seyn und das leere Hauß der fürstl. Hoff-Cammer unfehlbar an heimbfallen."

Die geistlichen Stände von St. Wolfgang konnten sich auch nicht entschließen, die von ihnen verlangten Bedingungen anzunehmen; sie waren der gefürchteten Hofkammer gegenüber natürlich besorgt, daß das, was sie aus gutem Willen täten, mit der Zeit zu einer dauernden Last werden würde So schien Gottfrieds Plan scheitern zu sollen. Da war es wieder der Pater Martin Neupauer, der ins Mittel trat. Er stellte die Sache dem Beichtvater des Fürstbischofs vor und bat, „um Gottes Willen um den Consens mit Milderung der Bedingnussen." „Hierauf wurde", erzählt Gottfried „eine Conferenz veranlaßet zwischen Suffraganeo, Herrn Thomb-Dechant von Ow, Herrn Canzler Dr. Jos. Duhs und Pater Martin Neupauer. Nach reiflicher Ueberlegung ist folgendes Mittel ersonnen worden: daß Suffraganeus und Herr Thomb-Dechant, auch nach ihnen ihre Successores, jetzt und künftig, der eine als geistlicher Raths-, der andere als Hoff-

*) Der Pfalzgraf von Pfalz-Sulzbach.

Raths-Präsident die Obsicht und Direction des Wayſenhauſes haben ſollen im Namen und anſtatt Sr. Hochfürſtl. Durchl. Biſchoffen zu Regensburg". Von einer Heranziehung der St. Wolfgangsbruderſchaft ſcheint man überhaupt Abſtand genommen zu haben.

In dem Conferenz-Protokoll d. d. 4. April 1731 verpflichtete ſich dagegen Gottfried, über die verſprochenen 25 hinaus nur ſoviel Waiſenkinder aufzunehmen, als durch gutherzige Leute verpflegt werden könnten. Darauf erfolgte ſchon 8 Tage ſpäter die offizielle Genehmigung des Fürſtbiſchofs.

Da ſchon viel Zeit verloren war, ſo ſollte der Bau ſelbſt nun mit doppeltem Eifer betrieben werden. Gottfried ſtellte ſo viel Arbeiter an, als nur beſchäftigt werden konnten. Die Fuhren geſchahen „mehrentheils bittweis um Gottes Willen", wobei ſich auch, wie ausdrücklich berichtet wird, der lutheriſche Stadtbauer Holzer beteiligte. So wurde der am Vorabend von St. Georg (d. 23. April) begonnene Bau zu jedermanns Verwunderung ſo bald beendet, daß die erſten Waiſen, ſtatt, wie Gottfried verſprochen, am Allerheiligentage, ſchon am 5. Auguſt, am Feſt Maria zum Schnee, einziehen konnten. Es waren 8 Waiſenkinder; und dazu kamen der Verwalter, deſſen Frau, der Präceptor und eine Dienſtmagd, alſo zuſammen 12 Perſonen: „fundiret auf das unerſchöpfliche Capital göttlicher Providenz."

Zunächſt begab ſich Gottfried mit ſeiner kleinen Schar in die nahe Kapuzinerkirche, um Gott um Gnade und Hilfe anzurufen. Beſtimmt wurde dabei, daß von da ab alle Waiſenkinder jeden Morgen dort um 7 Uhr zur hl. Meſſe gehen, in Kapuzinerfarbe (alſo braun) gekleidet ſein und ihren Roſenkranz laut beten ſollten.

Alle dieſe Nachrichten entſtammen der genannten „geſchichtlichen Beſchreibung von Anfang und Aufnahme des armen katholiſchen Wayſenhauſes ad S. Salvatorem in Regensburg", die Gottfried im Jahre 1734 dem erſten Verwalter des Waiſenhauſes: Johann Georg Reſch diktiert hat, und die ſich noch jetzt

unter den Akten des Waisenhauses befindet. Wir lassen hier noch einige Auszüge daraus folgen:

„Nit glaublich und schrifftlich zu hinterlassen ist, was der böse Feind durch seine Werkzeug gegen diese piam causam zu machen sich beflissen hat! Gute Freund selbsten, auch sogar Gottesförchtige Personen haben Suffraganeum abgemahnet, er soll von dem Vorhaben des Wayſenhauses abstehen; es lasse sich nicht thun, man werde Schand und Spott davon tragen, daß man solches Werkh angefangen und nit ausführen können, welches am End den Unkatholischen zum gelächter dienen werde. Ein solches Werk aufzurichten, gehöre fürstliches Vermögen, ein Capital von 20000 Gulden. Suffraganeus seye bei Jahren, schwach von Gesundheit, und könne nit lang mehr leben, sein Leben werde eher aufhören, als er sein Intention erreichet. Die Stadt werde es nit zugeben, als eine Neuerung ansehen, welche in anno decretorio (dem Normaljahr) 1624 nit gewesen, die Sach an das sog. corpus evangol. bringen, ein Reichsgravamen daraus machen, und nach angewandten Kosten zu Spott der Katholischen wieder unterlassen werden müssen. Denen leichtfertigen Weibern werde Anlaß gegeben werden ‚auf Kosten des Wayſenhauses zu sündigen, und dieses mit exponirten Bastarden bald angefüllt werden. Regensburg seye lange gestanden ohne katholisches Wayſenhaus, könne ohne dieses auch noch länger bestehen. Kur-Bayern habe einen Religions-Commissarium in der Stadt, welcher die in periculo conversionis sich befindende besorgen könne. Endlich hatten einige die lachenswürdige Sorg, es würden Säug-ammen und Kindsmenschen gar zu viel kosten, andere erinnerten, daß man die Geländ im Garten abbreche, damit die Puben nit darüber steigen und darinnen lauffen, (deren in drey Jahren noch keiner davongeloffen, unangesehen sie alle Morgen, und zwar in Winterszeit vor Tags über die Gassen in die Kirch gehen zu denen H. H. Capuzinern). Der paufällige Thurm lasse sich unmöglich zu einem Wayſenhauß applicieren; zumahlen seye kein Platz pro locis secretis. Die Haupteinwendung aber wäre, wenn Suffraganeus mit ehestem sterbe, werde die Unterhaltungs-

Angelegenheit dieser Bettl-Kinder auff Sr. Hochfürstl. Durchl. oder auff ein Hochwürdiges Thom-Capitel fallen. Endlich wurde R. P. Martinus Neupauer von seinem Oberen auffgetragen, er soll sich nit zu viel um Aufrichtung dieses Waysenhaussses annehmen, damit nit Schand und Spott auch auf die Jesuiten falle, als hätten sie gegen soviel Erinnern und Ermahnen auch geholfen zu einer Sach, woraus nichts worden seye."

Um Wohltäter für das Waisenhaus zu gewinnen, wurde bald nach der Gründung desselben auf allen katholischen Kanzeln Regensburgs vorgetragen, „wie der liebe Gott versprochen, die Werkh der Barmherzigkeit zu belohnen und deren Unterlassung zu straffen, das Elend fürgestellt, so aus übler Erziehung der Jugend entstehe, keine aber übler erzogen werden, als welchen die Eltern in zarter Jugend sterben. Hierauf wurde die Almosen-Pix (Büchse) von allen 8 Waysenkindern in Begleitung des Verwalters samt einer gedruckten Supplica denen in Regensburg wohnenden Catholischen offerirt und trug zum erstenmahl 300 fl." „Weilen sich nun die Jugend gar wohl anließe, fleißig lernte, in der Kirche andächtig bettete, sauber gekleydet waren, und das Haus sehr rein gehalten wurde, kam dieses gar bald in solches Renommée, daß nit allein Chur- und fürstl. Gesandtschaften, sondern auch Durchl. Fürst von Fürstenberg, dermahl Plenipotentiarius, samt Frau Gemahlin, zahlreiche Cavaliere und Frauenzimmer es zu besuchen und zu sehen würdigten; und Belieben zeigten an guter Aufführung der armen Jugend, welche nit allein aus dem Katechismus, sondern auch in Theologia morali und Controversiis zu antworten, das Sonntägliche Evangelium und Epistel außwendig auffzusagen wußten, dann an eingeführter Seyden- und Wolle-Fabrique, an so vielen uralten, zum Theil künstlichen Statuis, an bequemer Einrichtung, gesunder Wohnung, säuberen Unterhaltung, angenehmen Prospect aus dem oberen Zimmer und dessen Eremitorio, welches Suffraganeus zurichten lassen als eine bequeme Retirade zum beten und studiren."

Anno 1732 starb im armen Krankenhaus zu Regensburg eine Dienstmagd, die dem Waisenhaus das erste kleine Legat von 10 Gulden vermachte, wofür ihr an die Außenwand des „Krankenstübl" ein Denkstein gesetzt wurde. Der erste Präceptor war ein junger Student, der für Kost und Wohnung den Unterricht der Waisen leitete, „bis er ausstudiert und sein Glück besser findet." Der Präceptor und der Verwalter waren abwechselnd bei den Knaben, und die Verwalterin wechselte mit dem Dienstmädchen in der Beaufsichtigung der Mädchen.

So sei durch Gottes Segen die junge Anstalt so rasch aufgeblüht, daß schon am 1. August 1734 sechsunddreissig arme Wayſen, mit Verwalter, dessen Frau, Präceptor, Zeugmacher und Dienstmägde, zusammen 36 Personen im Waisenhause wohnten.

„Damit aber die Stadt und dero Magistrat dem armen Wayſenhauß günstig gesinnet seynd, ist rathsam gefunden worden, Handwerksleuth von hiesiger Bürgerschaft zu brauchen, — das Brod bei benachbartem Beckher packen zu lassen, das Fleisch bey einem bürgerlicher Metzger zu hollen, Schuster aus hiesiger Bürgerschafft und den Caminfeger, um dessen Hülff zu haben bey etwa entstehender Feuersbrunst." Die Beköstigung der Kinder hatte der Verwalter für 45 Kreuzer die Woche (für das Kind) übernommen. Der von Gottfried verfaßte Küchenzettel lautete:

Sonntag. Mittag: Suppe, 1 Stückl Fleisch zu 1 Virting. Voressen von Lungen, Kreeß und 1 Stückl. Brot.
Nachts: Gerstensuppe und Griesmuß und 1 Stückl Brot.

Montag. Mittag: Taig- oder Spatzl-Suppen und Knödel mit unterschiedlicher Gattung abgewechselt.
Nachts: Suppen und Vitzdum od. Ritscher.

Dienstag. Mittag: Fleischsuppe, ein Stückl Fleisch und Zugemüß.
Nachts: Suppe und Wasserspatzen.

Mittwoch. Mittag: Erbissuppen und geschnittene Nudel.
Nachts: Suppen und Prein.
Donnerstag. Mittag: Suppe, Fleisch und Gemüß.
Nachts: Suppen und Gerstenmuß.
Freitag. Mittag: Linsensuppen, geschupfte oder Dampfnudel mit Zwetschken.
Nachts: Reiß-Suppen oder Reißmus.
Samstag. Mittag: Suppen und Gogelhopf.
Nachts: Wassersuppen und Habermuß.

Anmerkungen: „Der tägliche Trunkh ist ein frisches Brunnenwasser; kann ihnen doch allzeit ein klein geböhtes Schnittlein Brod darin geworffen werden. Um 7 Uhr früh täglich, ausgenommen an den Sonn- und Feyertägen, gemeiniglich ein Wassersuppen, und Nachmittag 3 Uhr ein Stückl Brod. Zu heil. Zeiten, als Weynacht, Ostern, Pfingsten, Martinsnacht, Fastnacht u. Maria zum Schnee wird ihnen nachts ein Braten, umb ½ Kreutzer weißes Brod und ein Becher Bier gegeben, was aber viele nit trinken."

Wenn den Kindern so selten Bier gegeben wurde, so geschah es, damit sie es später nicht entbehrten, wenn sie es bei ihrem Meister, oder die Mädchen bei ihrer Hausfrau nicht bekämen. Jedes Kind hatte sein eigenes Bett. Der Präzeptor schlief im „Dormitorio" der Knaben, die Dienstmagd in dem der Mädchen. Das ganze Waisenhaus sollte eine Kirche darstellen, „wo der Thurm mit großem spanischen Kreutz den Kirchen-Thurm, das Kranken-Stübl die Sakristei, der Garten den Friedhof vorstellet."

„Damit man wisse, wem das Haus angehöre, wurde über dem Thor das Bildnus S. Salvatoris angebracht mit der Unterschrift: ‚Dir ist der Arme überlassen, Du wirst der Wayfen Helfer seyn (Ps. 9)' —" Über der Hausthür steht: „Was Ihr einem aus diesen geringsten gethan, habt Ihr mir gethan." (Math. 25); Über der Küchenthür, „um die armen zur Dankbarkeit zu bewegen und zu erinnern: ‚Gott vergelt's'." „Über dem Laboratorio, das Gemüth unter der Arbeit zu Gott zu erheben: ‚An Gottes Segen ist alles gelegen'."

Wenn die Kinder ein bestimmtes Alter erreicht hatten und stark genug waren, wurden sie zu fremden Leuten gegeben: die Knaben zu einem Handwerker „zu dessen Handtirung er Lust und Fähigkeit hatte;" die Mädchen in Dienst in ein Haus „wo, man tugendhaft lebet, denn zu andern werden sie nit gelassen." Sie wurden dazu mit guter Kleidung versehen. Hatten die Knaben ihre Lehrzeit von 4 Jahren hinter sich, so bekamen sie das Handwerkszeug, was sie nötig hatten, ein neues Kleid und Wegzehrung, „samt dem, was in seinem Sparkrug vorhanden für die nun beginnende Wanderschaft. Jedes Kind mußte beim Eintritt seinen Taufschein mitbringen. Es wurden nur Regensburger Kinder aufgenommen, auswärtige nur in den seltensten Fällen, wenn Not und Elend zu groß war, nie aber, wie schon bemerkt, Findelkinder. Als, noch während das Haus im Bau war, ein solches Kind heimlich in die offenstehende Waschküche gebracht war, wurde es nicht im Waisenhaus behalten, sondern bei einem Regensburger Bürger in Kost gegeben, damit „nit dieses zur Nachfolge gereiche, und gottlose Leuth derlei Findelkinder in großer Anzahl brächten." Es wurde von keinem Waisenkind ein Kostgeld genommen; sonst würde auch „mit der Zeit aus dem Wayſenhauß ein Kosthaus oder Nähschul gegen alle Intention werden."

Weil die in der Anstalt befindlichen Armen sonst doch hätten von der Stadt versorgt werden müssen, und da außerdem durch das Waisenhaus die Handwerker zu tun bekamen, so zeigte sich nun auch der Stadtmagistrat dem Waisenhaus günstig.

Über die Beschäftigung der Waisen schreibt Gottfried: „Handarbeiten im Wayſenhaus von Leinen, Baumwoll, Schafwoll und Seiden, sowohl für den Gebrauch des Haus als auf den Kauff. Nach dem Befehl des Allerhöchsten meinem Herrn Nachfolger zur Nachricht, denen armen Wayſen zu notwendiger Hilff, durch eigene Erfahrung getreulich angemerket.

Soli Deo gloria!

Weillen unmöglich ist, zahlreiche zumahl übelgeartete Jugend wohl zu erziehen, ohne bestendiglich zu occupiren, dieses aber allein mit

betten und lernen nit geschehen kann, als ist Handarbeit im Waysenhaus eingeführt worden. Wobey zu merken, daß Flachs spinnen die mühe nit wert, es wäre denn, daß dieser denen Armen umb Gottes willen verehret werde, welches neben meiner Wenigkeit verschiedene H. H. Capitulares gethan, namentlich Herr von Mamming*) und H. Graf von Seibolsdorff,**) welche ihr Praebend vor Flachs dem armen Waysenhauß angewiesen. Mit Baumwoll spinnen und Strumpfstricken ist mehr, doch nit so viel Vorteil, als mit Woll-Arbeit und Weben. Wurde dahero anno 1732 ein ordentlich Wollfabric eingeführet, und das Laboratorium erbaut. Diese Fabric einzuführen war bei den Wollwebern und Zeugmachern, welche dieses nit gern sehen, weder Rath noch Hilff zu hoffen." Endlich fand sich bei den Minoriten ein Pater Zacharias***), der von Haus sächsischer Weber war, aber nicht mehr arbeitete, da die Bayern nicht verstanden, mit seinem großen Webstuhl umzugehen. Dieser sollte nun den Waisenkindern das Weben beibringen. Doch verging wieder eine Weile, bis die Erlaubnis dazu von Herrn „P. Provincial ord. S. Franc." eintraf. Inzwischen meldete sich ein Zeugmacher aus Stadt am Hof, der die Arbeit im Waisenhaus gegen einen Lohn wie bei jedem andern Meister übernahm. Er lehrte die Kinder Wolle zupfen, kartätschen und spinnen: da aber nicht genügend gesponnenes zu verarbeiten war, so suchte er sich im Winter bei einem Meister Beschäftigung.

Es wurden 3 Sorten Garn und Zeug gemacht, das beste

*) Mammingen oder Memmingen, ein ursprünglich aus Tirol und Oestreich stammendes, später nach Bayern gekommenes Geschlecht. Vermutlich ist hier Joh. Anton Emanuel auf Ratzenhofen, Güldersdorf, Kirchberg und Sadelberg gemeint, der 1695 das Kanonikat zu Regensburg erhielt.

**) Die Seibolsdorf sind ebenfalls eine bayerische Familie, die z. B auch im Hochstift Freising vorkommt. Die Wappen dieser beiden Domherren sind noch in der Domprobstei zu Regensburg erhalten.

***) Er war „Layenbruder im Amberg'schen Laboratorio, wo 14 Weber für die ganze (Ordens) provinz Habit" arbeiteten.

verkauft, die zweite Sorte für die Kleider der Kinder gebraucht und das schlechteste mit Leinen zusammen verarbeitet. Der Erlös wurde zum Lohn des Zeugmachers und zum Ankauf neuer Wolle verwandt.

„Was den Verkauff des Zeugs anlangt, war dieser bey denen Krämern, welche die Fabric nicht gern sahen, nit anzubringen, viel weniger nach der Ellen zu verkaufen. Umb keine Widerwärtigkeiten mit der Stadt zu haben, wurde also dieser (der Stoff) schwarz gefärbt, fein zugerichtet und dem Hofschneider Stückweis gegeben, und in der Schul bey denen Candidatis ss. ordinum bekannt gemacht: bei dem Hofschneider sey ein überaus starker gezwillcher: auch das zugerichte schwarze Zeug aus dem Wayfenhans umb billigen Preiß zu haben, welcher zum strapazieren für Cooperatores auff dem Land sonderbar tauglich. Durch dieses wurde nit allein der Zeug wohl angebracht, sondern auch das arme Wayfenhaus auf dem Lande bey den Pfarreyen bekannt gemacht."

„Die Woll ist anfangs von Pohlen (Braunwoll) gekauffet worden; das zu spinnen ist aber nit rathsam, weil die braun woll theurer und gröber ist. Mit der Zeit, wann die arme jugend besser im spinnen geübet ist; wird rathsam sein, böhmische Woll zu kauffen, welche zwahr theuer, aber viel feiner, mehr Zeug giebet, welcher höher im werth und nit mehr zu weben kostet als der schlechte." Nach einer Rechnung vom Jahre 1738 blieb vom Zentner roher Wolle ein Reinertrag von 43 fl. und 39 Kreuzern.

Auch das Spinnen von Seide und die Zucht der Seidenraupe, wie er sie in Italien früher gesehen, führte Gottfried im Waisenhause ein. In den Jahren 1734 und 35 ließ er sich Eier der Seidenraupe aus Südtirol kommen. Da seine eigenen Maulbeerbäume ihnen nicht genügend Futter brachten, so kaufte Gottfried in einem Umkreise von mehreren Stunden alle Maulbeerblätter, deren er habhaft werden konnte. An Wegen und auf Gottesäckern pflanzte er zu diesem Zwecke auch Maulbeerbäume. Gern hätte er ebenfalls nach italienischem Vorbilde in den Wein-

bergen Maulbeerbäume angebracht; doch stand er des deutschen Klimas wegen von diesem Plane ab. Seine noch vorhandenen Abbildungen der Seidenraupe sind auf 15 Blättern in den verschiedensten Farben ausgeführt: „Diese wunderwürdigen Creaturen seyen nach dem Leben abgemahlet, dem Schöpfer zu ehren, dem Nächsten zu nutzen. Der Segen des Allerhöchsten seye über alle!"

Die Mittel des Waisenhauses wuchsen rasch durch mancherlei Zuwendungen.*) Gottfried wandte ihm die Zinsen verschiedener von ihm verwalteter Kapitalien zu und bezahlte für 9 Waisenkinder nun auch noch das Kostgeld. Er begann in dem Waisenhause einen großen Teil seiner Zeit zuzubringen. „Er habe", schreibt Gottfried in einem Nachtrag zu seinem Testament, „dort zu seiner Recreation ein Eremitorium errichtet." (Siehe oben.) Der alte Herr inmitten seiner Waisenkinder gewährt ein schönes Bild. Die Hobelbank, an der er gearbeitet, ist noch vorhanden und ebenso zwei Tische, die er selbst geschreinert hat. Messer und Gabeln und der Becher, die ferner von ihm im Waisenhause aufbewahrt werden, zeigen, wie häufig Gottfried sich dort aufhielt.

Das merkwürdigste aber ist ein dickes Buch, das sich dort befindet, und das er für seine Waisenkinder angefertigt hat. Es enthält neben vielen eingeklebten Bildern eine Menge von Eintragungen. Alle spiegeln Gottfrieds eigentümliche Denkart wieder und zeugen von seiner Liebe für die Kleinen. So recht als ein oberster Waisenvater stand er unter ihnen da, und er fand seine Familie jetzt unter seinen Waisenkindern.

Das Fundationskapital betrug beim Tode Gottfrieds (1741) 37,703 fl. Bei Lebzeiten hatte er seine Stiftung selbst verwaltet. Darüber hinaus sorgte er für die unentgeltliche Verwaltung dadurch, daß er zum Direktor den jeweiligen Domdechanten und

*) Auch nach Gottfrieds Tode fielen dem Waisenhause Legate in steigendem Maße zu. Im Jahre 1853 wurde das Waisenhaus in die Ostengasse verlegt und das von Gottfried errichtete Gebäude für die Wittmanstiftung für verwahrloste Knaben benutzt.

zum Condirektor den Domprobst bestellte. So sollte es für alle Zeiten gehalten werden.

Auch noch an einer Reihe andrer Stiftungen hat sich Gottfried beteiligt. Seine Mildtätigkeit kannte in späteren Jahren kaum eine Grenze.

Schon 1726 — in dem Jahre also, wo alle Versuche für die Gewinnung der Seinigen zum Katholizismus scheiterten — trat auf Gottfrieds Betrieb in Kelheim, um der Hülflosigkeit der bejahrten Priester abzuhelfen, eine Emeritenanstalt unter dem Namen: „collegium Sancti Petri“ ins Leben. Auch dieser Anstalt hat Gottfried Opfer gebracht; aber mannigfache Ränke zerstörten sie.

Bei der Charfreitagsprozession von 1736 schnitt Gottfried die Roheit und Verwilderung der Bettelkinder ins Herz, und er beschloß, sich ihrer noch mehr anzunehmen. Er habe dabei, sagt er, „beobachtet, daß obwohl Catechismus pauperum durch Gottes Gnad und Segen beim Bettelvolke viel gutes zu Unterricht dessen leiste, was ein Christ zu seiner Seelen Heil nötig hat, dennoch die Betteljugend einen mehreren und besondren Unterricht bedürfe.“ „Als hat Suffraganeus selbigen Abends den Herrn Pater Pfarr-vicarium in St. Ulrich, P. Marianum Wittum (o. S. Franc.) ersucht, 50 der ärmsten Betteljungen in St. Ulrichs-Pfarr anzuwerben, vor welche Suffraganeus das Schulgeld zahlen wolle.“ Die Eltern aber waren nicht damit zufrieden unter dem Vorwand, die Buben könnten beim Betteln mehr verdienen. „War also nötig, sich in eine Bettl-Kapitulation einzulassen: Vormittag in die Schuel und Kirch, Nachmittag in Bettl.“ Dies leuchtete den Leuten ein und so meldete sich eine ganze Schaar „junges und altes Bettelvolk, die um das Schulgeld anhielten. Sambstag vor St. Marcus kamen die Angeworbenen zur Musterung in das Wayfenhaus, welche aufgenommen und bis 22 vermehrt worden und ihnen auch Schulbücher gegeben sambt Rosenkränz und eine kleine Kirchenfahne darauf stehet Salva nos!“

Viele von diesen Armen hätten die lutherische Schule be-

sucht, da solche umsonst sei. Sie hätten deshalb von der katholischen Religion nichts, und zwar nicht einmal den Katechismus gelernt. Auch der Unterricht in der evangelischen Religion sei ungenügend gewesen, da sie zum Teil die Evangelien, ja das ganze neue Testament nur vom Hörensagen gekannt hätten. Nun sei zwischen der Domschule und einer angrenzenden Kammer eine Wand durchgebrochen zur Vergrößerung des Schulraums, damit auch jeden Morgen der Lehrer seine durch die Bettelknaben vermehrten Schüler gleich übersehen konnte.

„Weillen nun unter diesen allen wenige das Vatter Unser recht betten kunnten, und diese solches in particulari zu lernen allzuviel Mühe und Zeit kosten müßte, die Erfahrung auch giebt, daß übelerzogene Jugend in der Kirch wenig bette, ist folgendes Expediens gebraucht worden, daß 12 aus denen wohlunterrichteten Schuelknaben unter der heil. Meß, (so) um 9 Uhr in der St. Ulrichs Pfarrkirch täglich gelesen und von der Thombschuel frequentiert wird, ein dreyssiger langsam und abgesetzt vorbeten, welchen die Ignoranten so lange stillschweigend zugehöret, bis sie endlich auch recht beten gelernt und zur Auferbauung der Anwesenden alle nunmehr laut und andächtig betten." Die Bettelknaben mußten auch an den Bittgängen und Prozessionen teilnehmen und Gottfried sorgte dafür, daß sie sich hierbei mit Ehren sehen lassen konnten. Die armen Schüler bekamen bei der Aufnahme Anzüge, Schulbücher und Rosenkränze nach Bedarf. Damit die Kinder nun aber nicht in Versuchung kamen, diese Sachen zu verkaufen oder zu verschenken, mußten sie täglich im Waisenhaus abgeholt und wieder abgeliefert werden.

Als Gottfried einsah, daß auch dieses Unternehmen glückte, die Kinder fleißig lernten, sich anständig betrugen und auf der Straße, wo sie sonst „Raupen geschnitten", das Evangelium und den Katechismus auswendig lernten und „in der Schuell ohn anstoßen aufsagen konnten," beschloß er den Unterricht der Bettelknaben dauernd zu sichern.

Er übergab dem Waisenhaus S. Salvator ein Kapital von 5000 Gulden mit der Bedingung, „daß aus diesen vor 50 arme

Buben aus der Thombpfarr dem Thomb-Schuelmeister das Schuelgeld jährlich quatemberweiß vor die Persohn ein Gulden, bezahlt werden soll; — — sodann sollen die armen Schüler alle quatember Mittwoch im Wayſenhaus erscheinen, examiniret werden, was sie unterdessen gelernt, für die Bemühung solchen examinis dem Verwalter ein Speziesthaller, dem Schuelmeister sein Quartal, jedem armen Schüller ein Kreutzer und, so oft sie virgatim*) gehen, vor 1 Kreutzer Semmel gereichet werden." —

Der Überschuß der Zinsen sollte dem Waisenhaus zufallen. „Dieß alles ist in meiner auf Pergament geschriebenen und gefertigten Fundation mit mehrerem enthalten." „Welches alles aus bester Intention hierzu auffzuzeichnen für nötig erachtet worden ist, damit diese Stifftung continuire, so gegen besseres Verhoffen per injuriam temporum et hominum diese in Abgang geriete, selbige so viel leichter wieder aufgebracht werden könnte; niemand aber sich einfallen lasse, die arme Schuel seye auff Kosten des Wayſenhaußes auffgericht worden, sondern im Gegenteil bekannt werde, das arme Wayſenhauß habe aus Veranlassung der armen Schuel obigen Vorteil erhalten."

„Die Herren Succeſſores aber werden um der Liebe Gottes und des Nächsten willen beweglichst gebetten, sowohl die arme Schuel als armes Wayſenhauß sich bestens lassen recommandieret seyn, in Specie diese öffters besuchen und dafür versichert sein, zeitliche und ewige Vergeltung vom allgütigen Gott, welcher einen kalten Trunkh Wasser, umb seinetwillen gegeben, nie unbelohnt zu lassen versprochen hat."

In Jahre 1735 gründete Gottfried auch in dem Regensburg gegenüber gelegenen Stadt am Hof ein Waisenhaus, ver-

*) Die Lehrer hielten damals mit ihren Schülern alljährlich einen Ausflug in die Umgebung der Stadt, u. zwar zur Frühlingszeit, wo die Jugend allerlei Spiele vornahm und dabei Ruten zum Gebrauch in der Schule für die eigenen Züchtigungen schnitt. Daher virgatim (von virga) gehen: Frühlings- od. Rutenfest. Ähnliches bestand schon im 10. Jahrhundert im Kloster St. Gallen und ist von da wohl auf andre Schulen, die unter klösterlicher Aufsicht standen, übergegangen.

bunden mit Kranken- und Armenhaus sowie einer Armenschule. Bei der Grundsteinlegung des an Stelle des früheren Armenhauses errichteten neuen Gebäudes wurden eingemauert: Reliquien der Märtyrer Clemens, Victorinus und Benignus; außerdem eine Partikel des heil. Andreas und eine vom Papst Clemens XI.*) geweihte Medaille mit dem Bildnis des Heilandes. Der Rat der Stadt gab zu den Baukosten 1000 Gulden, das übrige wieder Gottfried.

Der ebenfalls auf Pergament geschriebene, von Bürgermeister und Rat der Stadt einerseits und Gottfried andererseits unterzeichnete: „Fundationsbrief über Schuel-, Wayſen- und Armen-Hauß bei St. Peter zu Stadt am Hof" ist schon vom Januar 1737, und 1738 von dem nunmehrigen Kurfürsten Carl Albrecht zu München, als dem Landesherrn von Stadtamhof bestätigt.

Aus dem Stiftungsbrief geht hervor, daß im Dezember 1736 der erste Anfang zu dieser Stiftung dadurch gemacht worden ist, daß Gottfried 6 arme Waisen aus Stadtamhof kleiden und im Schulhause eine Wohnung für sie errichten ließ. Hierauf bezieht sich auch eine Notiz Gottfrieds, wonach diese so arm gewesen seien, daß einige „zu Tags ihre Nahrung vor den Thüren gesucht, und zu Nacht in Stall oder Stadel eingeschlossen gewesen seien wie Hund, die keine Herberg haben." Der Pauperismus in Regensburg und Umgegend scheint in der Tat größer gewesen zu sein, als wir uns das heute denken.

Von den 33 armen Schülern, für die Gottfried das Schulgeld zu bezahlen versprach, sollten 12 aus dem Landgericht Weix in der Oberpfalz sein. Sowohl das für diese Waisen als das für die andern armen Schülern bestimmte Kapital behielt Gottfried vorläufig in eigener Verwaltung, schenkte es aber mortis causa dem Armen- und Waisenhaus zu Stadtamhof.

Falls wider Erwarten dies Waisenhaus aufhören sollte zu existieren, so sollte ein Teil der von Gottfried dazu gegebenen

*) regierte von 1700 bis 1721.

Summe an das Regensburger Waisenhaus, ein andrer aber zu gleichem Zwecke der Ortschaft Reinhausen in dem Landgericht Weix zufallen.

In einem Dankschreiben von 1737 an Bürgermeister und Rat zu Stadtamhof, welche Gottfried gebeten hatten, die Protection über das Haus zu übernehmen, spricht er die Hoffnung aus, daß auch diese Stiftung gedeihen möge, wie — das Regensburger Waisenhaus, wo die Zahl jetzt schon auf 42 Waisenkinder und neun anderweitige Personen, zusammen also auf 51 gestiegen war.

Zur Beschäftigung der Waisenkinder gab das Regensburger Waisenhaus dem in Stadtamhof „als Haussteuer ein Spinnrad, Kartätschbank, um Wolle zu spinnen und Strümpfe zu stricken, welches ihnen die Schulmeisterin gelehrt."

Der Schulmeister wurde hier zur Ersparung der Kosten zugleich Verwalter und Kosthalter. Er erhielt wöchentlich 45 Kreuzer für die Person. Bürgermeister und Rat übernahmen die Kost für zwei, die Zunft der Bierbrauer ebenfalls für zwei, die der Metzger für einen und die der Bäcker für einen der 6 armen Waisen. — Am Fest des heil. Wolfgang (am 31. Okt.) 1736 erschienen die 6 von Gottfried Gekleideten zum erstenmal öffentlich und begleiteten die Prozession nach St. Emmeran.

Das neue Armenhaus bildete aber ein von dem Waisen- und Schulhaus getrenntes Gebäude, damit „der andre Bau nit auch abbrenne, wann die unbändige Bettlleut dieses aus Unvorsichtigkeit anzündeten, und auch, damit das Schuel- und Wayssenhaus zur Zeit von ansteckenden Krankheiten könne gebraucht werden."

Nach Gottfrieds Tode sollte jährlich eine kleine Summe aus den Einkünften, die man durch dessen Mildtätigkeit zu erwarten habe, zu einem Jahrestag verwandt werden. Auch den Schülern und Waisen „welche statt der Musik die Litaney vom bittren Leiden Christi laut und andächtig beten sollen" war davon ein „Präsent" zu machen. Diese Feier soll alljährlich am St. Martini-

Abend stattfinden, „weil der heil. Martin mit den Armen seinen Mantel geteilt."

Für diese Stiftung zu Stadtamhof soll ferner eine freiwillige Sammlung angestellt werden. Man hofft, daß Gott viele milde Guttäter erwecken werde, durch deren Beitrag „gegenwärtiges wie andre Wayſenhäuſer" in den Vermögensstand gelangen würden, „daß zahlreichen Armen zu Seelen- und Leibeswohlfahrt könne verholfen werden." Die Seelsorge habe hier der Pater Pfarrvicarius zu übernehmen. Die Nachfolger des Rates werden ermahnt, „den Armen nicht durch einigen Eigennutz zu schaden", „angesichts die Seufzer der Armen gen Himmel steigen und Donnerkeil werden zu Straf der Beleidiger, hingegen die ewige Wahrheit gesprochen, an jenem großen Gerichtstag bekannt zu machen: ‚was Ihr eim dieser geringsten gethan, daß habt Ihr mir gethan.'"

Noch eine weitere Stiftung Gottfrieds fällt in das Jahr 1736; es ist die einer Schule für 12 arme Knaben in Kumpfmühl. Er übergab nämlich dem Waisenhaus St. Salvator in Regensburg, das den Mittelpunkt aller dieser mildtätigen Stiftungen bildete, ein Kapital von 500 Gulden. Davon sollten 12 Gulden Zinsen dem Waisenhaus verbleiben, 12 fl. sollte der Lehrer (zu Kumpfmühl) an Schulgeld erhalten, und der 25. Gulden sollte so verteilt werden, daß „alle Quatember, wenn der Schulmeister die Knaben zum Examen in das Waisenhaus (zu Regensburg) führt, einem jeden Knaben ein Kreuzer für das Beten von 5 Paternoster und Avemaria gegeben werden soll; 12 Kreuzer sollen dem Herrn P. Vicarius zur Erkaufung eines munusculi (d. h. eines kl. Geschenkes) gegeben werden."

Ein Dokument über die Fundation „sowohl für die arme Thombschule an der Zahl 50, als auch für diese 12 zu Kumpfmühl, als auch für die 33 zu Stadtamhof ist bei den Actis des armen Wayſenhauſes" „der Hofmark Kumpfmühl" und des hochwürdigen Konsistoriums vorhanden. Danach steht es den Herren Pfarrvicaren zu, die betreffenden Schüler auszusuchen.

Die Schüler dieser 3 Schulen hatten einen weißen Zwilch-Anzug: die der Domschule mit grünen Kappen und Aufschlägen, die zu Stadtamhof mit „Aurora" (rosa) farben Kappen und Aufschlägen und die zu Kumpfmühl mit dunkelbraunen Kappen und Aufschlägen.

Hiernach erscheinen also diese drei Stiftungen in gewissem Sinne als zusammenhängend. Doch errichtete Gottfried auch in Steinweg und Sallern Armenschulen aus eigenen Mitteln. Von seinen kleineren Stiftungen sei hier noch erwähnt, daß er nach einem Protokoll vom 5. Juli 1738 dem Krankenhaus St. Joseph für arme katholische Dienstboten „sein mortuarium motu proprio als donatio inter vivos" schenkte.

Faßt man die gesamte Tätigkeit Gottfrieds für das Schulwesen zusammen, so kann er wohl mit August Hermann Francke verglichen werden. Er ist ja allerdings jünger als dieser und seine Stiftungen hatten nicht die Bedeutung wie die Franckes. Aber irre ich nicht, so ist Gottfried für das Bistum Regensburg und in gewissem Sinne für das südöstliche Deutschland überhaupt in ähnlicher Weise bahnbrechend gewesen wie Francke für das nördliche. Die christliche Liebestätigkeit verbindet sich bei beiden mit einem erwachten Interesse für die Schulen. Grade heutzutage wird man auf das, was Gottfried auf diesem Gebiete angeregt hat, mit Interesse blicken.

Man erstaunt übrigens, wie es Gottfried bei seinen doch immerhin beschränkten Einnahmen möglich gewesen ist, das Geld für dies Alles aufzubringen. Er selbst bemerkt dazu: „Verlanget jemand zu wissen, woher ich die Mittel bekommen zu so vielen Ausgaben, will darüber Rechenschaft geben. 1. Als ich hier angestanden, bin ich lange Zeit in die Kost gegangen mit einem Bedienten. 2. Habe in den ersten 5 Jahren keine Pferd gehalten. 3. Sehr sparsam gelebet. 4. Keine Weibsgezieser in Diensten sondern Diener gehabt, die Weiberarbeit mit Kochen und Nähen verrichtet. 5. Anstatt der Gastereien die arme Wayfen gespeiset." Die Punkte 6 und 7 beziehen sich auf die Wiederabschaffung der Pferde im Jahre 1736 und das Fernhalten vom Spiel. 8. Von

meinen Eltern und Verwandten etwas geerbt, dahero in die lange Ewigkeit durch die Armen als beste Banquier etwas voranschicken können."

Von dem geselligen Leben hatte sich Gottfrieds noch immer mehr zurückgezogen. In jenem Kumpfmühl hatte er sich, wie wir sahen, schon vor 1713 auf dem Grund und Boden der Karthäuser ein Gartenhaus*) gekauft, um die dortige Karthause stets vor Augen zu haben, wenn er sich hierher zurückzog. Der dazugehörige Garten muß nicht unbedeutend gewesen sein, denn Gottfried hielt sich dafür einen ständigen Gärtner, und es kommt vor, daß er sich vom Rhein Sämereien kommen läßt. Hier lebte er wie ein Karthäuser. „Mich selbsten aber des Fasten, der Einsambkeit und anderer, einem Karthäuser anständigen Übungen beflissen unter dem Namen: Frater Paulus."**) In einem Sarge soll er nach Kapuzinerart dort geschlafen haben.***) Auch ein Karthäuser Habit hat Gottfried dort getragen.

Doch hielt er in Betreff seiner Familie auch jetzt noch an den edelmännischen Auffassungen der Zeit durchaus fest. Als sein Neffe Georg Reinhard mit dem Gedanken umging, den juristischen Doktor zu machen, verwies Gottfried ihm alle solche Gedanken. „Daß meiner Vetter einer will Doktor werden, kann ich anders nit als ein schulfuchsische Thorheit ansehen. Daß ein Cavalier doctormäßig studire, ist recht; ich habe es auch gethan und befinde mich wohl dabei. Lässet er sich aber zum Doctor machen, passiret er als Narr und darf sich unter den andern so wenig sehen lassen als die Eul unter den Vögeln."

Wo Gottfried es vermochte, bemühte er sich auch jetzt noch

*) Im Stadtbezirke Kumpfmühl befindet sich noch heute in einem Hause, das den Ausblick auf die Karthause bietet, über der Stubentür in Stein das Langwerthsche Wappen, darunter eine Steintafel mit den Worten: „Godefridus Langwert a Simmern. Suffraganeus et Canon. eccles. cathedralis 1721". Das Haus ist wahrscheinlich an der Stelle von Gottfrieds Gartenhaus erbaut und Wappen und Steintafel aus diesem übernommen.

**) Nachtrag zu Gottfrieds Testament. Ich beziehe das darin Gesagte auf die Gartenwohnung.

***) Mündliche Familienüberlieferung.

um die Seinigen. Aber die Beziehungen zu seinen Verwandten sind doch der dunkle Punkt in Gottfrieds letzter Lebensperiode. Es soll nicht geleugnet werden, daß er in manchem, was er diesen vorhielt, Recht hatte. Aber er ging zu weit. Die Bitterkeit, der er sich hingab, paßte nicht zu einem so edlen und wahrhaft frommen Mann, und er hat sich dadurch mehr und mehr des Einflusses beraubt, den er auf seine Angehörigen noch hätte ausüben können.

Zunächst war das Verhältnis zu ihnen äußerlich noch ein befriedigendes.

An die Schwägerin.

Regensburg, den 21. Februar 1732.

„Aus dem unter abgewichenen 6ten dieses an mich erlaßenen vernehme bedauerlich, daß die Hofleut (zu Niedersaulheim) in Lieferung des Pacht saumselig sein und Ew. Gnad. nit ungeneigt, mein Antheil anstatt ersagter Hofleut pachtweis zu übernehmen. Allein getraue mihr nit, Ew. Gn. bei vieler Mühe und Sorg über weit aus einander liegende Güter auch mit dem wenigen meinigen zu belasten, sondern will dieses, so gut ich kann, einbringen und zu Continuation des Michelfelder Prozeß und derley Ausgaben verwenden; habe daher ahn meinen Verwalter, den ritterschaftl.*) Cassirer Johann Christoph Hartung (zu Mainz) geschrieben, daß er zuvorderst mit Ew. Gn. correspondire, wann es deroselben beliebet, selbsten nach Elfeld komme, die Hofleut berufe, in unser beyder Nahmen neue Bestandbrief aufrichte und denen Hofleuten mit geschärftem Ernst anbefehle, künftig sowohl deroselben als mihr den Pacht getreulich zu liefern.**) — — — — — Wenn bei neuer Verpachtung wihr etwas mehr können erhalten, sein wihr beide nit zu verdencken, daß wihr es annehmen. — — — —"

Regensburg, den 26. April 1732.

„Ich bin wohl sicher, das Exempel von Unternheim wird

*) Kassierer der oberrheinischen Reichs-Ritterschaft.

die andere Hofleut bewegen, daß sie treulicher liefern. Dem Peter Lehn zu Saulheim werde anbefehlen laßen, weil man seinem Suppliciren in verschiedenem willfahret, soll er so viel mehr Fleiß auf die Weinberg wenden und um so viel mehr als es ihme in seiner genießenden Hälfte zum Guten kommt*) — —"

Die Förmlichkeit im Ton der Briefe ist freilich bezeichnend. Wie die Sache in Wahrheit stand, zeigte sich deutlich, als jener zweite Neffe, Georg Reinhard, der den Doktor hatte machen wollen, und sich jetzt bei dem mütterlichen Oheim von Gemmingen in Celle aufhielt, Gottfried um die Erlaubnis bat, ihn besuchen zu dürfen. Letzterer antwortet unter dem 23. April 1733:

„Des H. Vetter vom 16. dieses ahn mich erlaßenes habe wohl erhalten und daraus ersehen, daß er nit ungeneigt zu mihr zu kommen. Nun hab ich meinem unglückseligen Bruder oft mahl anerboten, soviel seiner Söhne er mihr anvertrauen wolle, zu mihr zu nehmen, tugendhaft zu erziehen, lernen laßen, wozu sie Lusten und Fähigkeit hätten, auch helfen, daß sie sich in der heillosen Welt ehrlich ernähren könnten. Nachdem aber nun er und sie nit gewollet, siehet der H. Vetter selbsten wohl, daß, da die Obsorg über katholische Religion in hiesigem Bisthum mir anvertrauet ist, ich ihn als lutherisch (zumal bey dermahl seltsamen Umbständen**)) bey mihr nit haben könne und auf eine kurtze Zeit der weite Weg der Mühe nit wert seie. So wüßte ich ihm auch nit zu Herrendiensten zu helfen, dann ahn keinem katholischen Hof wird er aufgenommen (?!). Bei luterischen habe ich keine Adreß; so ist auch bey diesen alles übersetzet, und trachten die Herren Ministri ihre Söhne und Ahnverwandte anzubringen, daß für ausländische nit leicht Platz. Wird er also von selbsten erkennen, wie bedauerlich außer Stand gesetzet worden, daß ich ihm helfen könne, und ist nichts mehr übrig, als daß er seine Zuflucht zu Gott, dem Allerhöchsten nehme und bitte, er wolle

*) Die Weinberge in Saulheim, wurden um die Hälfte gebaut, d. h. der Pächter erhielt die eine, der Verpächter die andere Hälfte des Ertrages.

**) Bezieht sich auf konfessionelle Streitigkeiten, über die der Reichstag zu Regensburg zu entscheiden hatte.

ihm seinen heiligen Willen bekannt machen, sodann sich ernstlich fürnehme, diesen zu thuen, so wird ihn Gott nit verlaßen. Gleich wie er in derlei Umständen dem Hauptman Cornelio zu Cäsaraea ein Engel geschicket, der ihn zu Petro gewiesen ꝛc. Will nun der H. Vetter hierüber mit mir ferner korrespondiren, steht es ihm zu Belieben, allein muß er es gegen andere dissimuliren. Sonsten ist alles vergebens. Wann H. Vetter von Gemmingen weiß, daß er mit mihr korrespondire, wolle er ausrichten, daß ich mich ihme gehorsamst empfehl; wann er es aber nit weiß, dieses ebenmäßig dissimuliren und mir ein andere Adreß geben, wie die Briefe ihm sicher zu handen kommen — — — —."

Der Versuch, diesen Neffen für die katholische Kirche zu gewinnen, hatte keinen besseren Erfolg als die früheren ähnlichen; und an den linksrheinischen Angelegenheiten hat sich dann der Hader von neuem entzündet. „Unsere unglückliche Familie!" ruft Gottfried immer wieder aus. Die Schwägerin, die doch vortreffliche Eigenschaften besaß, sollte an allem schuld sein. Alle Annäherungsversuche wies Gottfried zurück. Seine Eltern seien einfache Leute gewesen, schrieb er. Seit aber der Bruder von Durlach zurückgekommen, habe alles ein verändertes Ansehen erhalten.

An die Schwägerin.

Regensburg, den 5. November 1733.

„Aus dem von abgewichenem 26 Octobris an mich erlaßenen vernehme bedauerlich die auf den Berger Höfen erreichte Jagd- und Jurisdiktions-Strittigkeiten.*) Nun bin ich zwahr freilich der älteste von der Familie, dabenebens aber tractiret, als ob ich nit dazu gehörete, mit der Vormundschaft übergangen, von

*) Die Jurisdiktion in Bergen beanspruchte mit Recht Phil. Reinhard, da er das ganze Gut Bergen übernommen hatte, während Gottfried nur den von seinen Eltern hinzuerworbenen Bauernhof besaß. Über das adelige Bürgermeisteramt zu Niedersaulheim siehe oben.

aller Jurisdiktion sowohl zu Bergen*) als Saulheim vollständig ausgeschlossen worden, unangesehen nach aller Völker Recht der ältere Bruder dem jüngeren vorgehet. Und obschon ich dieses bishero um friedlebens willen dissimuliret habe, so finde dennoch nit, warum dermahl um dergleichen mich annehmen soll, deren H. Vormündern zu präjudiziren, um so viel mehr als ich der Sachen eigentliche Bewandtsam aus des Jägers Relation nit abnehmen kann, welcher um 1400 Jahr fehlet und gar deutlich die Unwahrheit geredet, wo er gemeldet, wihr seyen seithero Christi Geburt in Possessione der Jagdgerechtigkeit. Dahero gar leicht sich auch in anderem versehen haben kann. Und laß ich mir einfallen, die Jäger haben mit einander gezanket und ein jeder sein Herrschaft ungleich informiret. Wie vor 17 Jahr eines Hasen wegen derlei Ungelegenheit entstanden, da Peter Frosch behauptet, er habe den Hasen auf unserem Grund geschoßen, der Amtskeller hingegen, der Has sei auf Kurmainzischem Grund erleget worden. Nach vieler Verdrießlichkeit, Schaden und Kosten hat sich geäußert, Peter sei auf unserm Grund gestanden, der Has aber auf Kur-Mainzischem. In welchem Fall Peter wahrhaftig Unrecht gehabt und hätte warten sollen, bis der Has herüber kommen, nit aber den toten Hasen darüber abholen.

Wäre also mein Rath, der Vetter, welcher aus königlich Preußischen Kriegsdiensten um sein Bezahlung zu Haus wiederum gesund ankommen,**) erstlich über das factum sich gründlich informire, sodann mit H. v. Breitenbach,***) Oberamtmann zu Nieder-Olm, welcher ansonsten sich ganz nachbarlich aufgeführet, rede (aber mit Bescheidenheit), die Schuld denen Jägern überlaße in Hoffnung, es werde die Herrschaft nit Theil daran

*) Es handelte sich um Eingriffe von Kurmainz. Der Streit war ein äußerst heftiger und hat beinahe 100 Jahre gedauert. Kurmainz war offenbar im Unrecht, setzte aber schließlich in den meisten Punkten seinen Willen durch.

**) Es ist der dritte Sohn Ludwig Christoph gemeint, der in Halle studiert und sich dort von den Preußen hatte anwerben lassen.

***) Anselm von Breidbach-Bürresheim, kurmainzischer Oberhofmarschall, Geheimer Rat und Oberamtmann zu Olm und Algesheim.

nehmen, welche vielleicht ungleich informiret worden ꝛc. Kann auch auf allen Fall ein Lehnbrief mit sich nehmen und daraus zeigen, daß wihr in 3 saeculis mit dem Gericht zu Bergen sein belehnet worden und bishero unbeeinträchtigt blieben, so glaube, es werde sich die Sach in Güte laßen heben."

„Es haben meine Eltern mit allen Nachbaren in Frieden gelebet, bedaure, daß dieser mit ihnen abgestorben. Wollte man sich aber auf vorigen Fuß stellen, würde es auch auf vorige Art ruhig zugehen.

Bevor man an Lehnhof gehe, ist allen Kosten auch Billigkeit gemäß die Sach erstlich in Güte zu tractiren. Wann dies nit hilft, ist Zeit genug, die Beschwerde dahin gelangen zu laßen.

Territorium belangend, habe ich niehmahl die Seite gerühret, ob Bergen auf Cur Mainzischem oder Zweibrückischem territorio liege, sondern behauptet, es liege am alten Ort, und umb territorium zu streiten stehe nit meinesgleichen sondern Landesfürsten zu. Die Auen im Rhein seien über 100 Jahr im Stritt, ob sie auf Cur-Mainzischem oder Chur-Pfältzischem territorio liegen, und haben allein die Commissiones und Augenschein mehr gekostet als der Grund werth ist. Wann auch schon Bergen auf Cur-Mainzischem torritorio lieget, das mir unbekannt, folget nit daraus, daß wir nit die Jagd daselbsten hätten, welche wir zu Hattenheim haben, unangesehen es unstrittig auf Cur-Mainzischem territorio lieget. Hauptsächlich aber hat man sich auf die Possession zu gründen.

Wegen des Glöckner haben es meine Eltern so gehalten; weil weder ein Schütz weder ein Glöckner von seinem Verdienst sich ernähren kann, haben sie ein Schütz aufgenommen, dieser hat sich hienach bei dem Pfarrer zu Algesheim gemeldet ꝛc., dessen Kirchendiener und Glöckner er ist. Die Pflicht belangend, soviel mihr wißend, gehöret dieser als Schütz für weltliche Obrigkeit, unsere Familie, als Glöckner aber wegen der Kirchengeräthe, die er in Verwahr hat, vor den Pfarrer zu Algesheim,*) wohin Bergen

*) Dies war kurmainzisch.

nudisputierlich in die Pfarr gehöret und von dar aus die pfarrliche Gottesdienst zu Bergen verrichtet werden. Es wird auch so anderwärts gehalten, wie dann in hiesigem ganzen Land*) die Glöckner weder von geistl. weder von weltlicher Obrigkeit allein, sondern mit beyderseit. Einverstehen aufgenommen werden, und ist hierinfalls ebenmäßig auf die Observanz zu gehen; und obschon Bergen nit in Cur-Mainzischem territorio liege, so lieget es im Ertz-Stift Mainz, wo ein Ertzbischof von Mainz von einem Cavalier in Kirchensachen sich nit vorschreiben oder Änderung machen läßet.

Im übrigen glaube, ich thue genug, daß den Gemmingischen Prozeß an Kaiserl. Reichshofrath ohne Entgelt meiner Familie nunmehr etlich und zwanzig Jahr führe. . . . .

Das ist, was ich in bester Meinung treuherzig rathe und erinnere. Nächst göttl. Protection Empfehlung verharre — — —"

Recht bitter äußerte sich Gottfried in einem Brief an den ältesten Neffen Karl Philipp.

Regensburg, den 17. Juni 1734.

„Ich vernehme, das der Vetter catholische in denen Ganerbschaften meisterlich verfolge, auch diese aus der Kirchen zu Schornsheim**) zu vertreiben sich erarbeite, zu dem Ende die Sach hierher (an den Reichstag) gelangen lassen 2c.

Wann das erste continuiret oder das Andere erfolget, laß ich unverhalten, daß, was ich noch eigentümliches an Gütern habe, ahn Kur-Maintz überlassen werde, umb durch das General-Vicariat von dem Erträgnus katholische Gottesdienste halten zu lassen, wo es rathsamb erachtet wird. Es ist ungewiß, wie der

*) Im Fürstbistum Regensburg.

**) Seit Philipp Reinhard gehörte die Familie L. v. S. durch Cooptation auch zu den Mitgliedern der Ganerbschaft Schornsheim in der Nähe von Niedersaulheim. Sie bestand aus 6 Ganerben, unter denen das adlige Bürgermeisteramt ebenfalls wechselte. In beiden Ganerbschaften gab es konfessionelle Streitigkeiten. Die Ganerben waren auch hier teils katholisch, teils protestantisch. Übrigens war kein Grundbesitz für die Familie L. v. S. mit der Ganerbschaft in Schornsheim verbunden.

Krieg*) ausschlage und ob nit alle diese Unternehmungen umsonst, wie bald seyn Hauß in Rauch aufgehe, und wo Gottes Straf auf ihn warte, welche abzuwenden ich durch dieses treuhertzig warne. — — — —"

Welche Gefühle dieser Brief in der Elfelder**) Familie hervorrief, kann man sich denken. Die Mutter ließ ihn von dem Verwalter Bender abschreiben und sandte diese Abschrift an Georg Reinhard.

Ein undatierter Brief an die Schwägerin bezieht sich auf dieselbe Sache und kann nicht viel später geschrieben sein. Es geht daraus hervor, daß die oberrheinische Reichs-Ritterschaft gegen Karl Philipp enschieden, daß die Familie sich aber darauf an den nassauischen Lehnhof zu Ottweiler, von dem Schornsheim als Lehn relevierte, gewandt, und daß der Senior des Nassau-Walramischen Hauses darauf die Sache in einem Reichsgravamen an das Kursächsische Direktorium gebracht hatte. „Die unkatholischen Chur-fürstl.- und Reichstädtischen" Gesandtschaften verwiesen die Sache an den kaiserl. Reichshofrat. Man kann sich nun wieder denken, wie unangenehm es Gottfried berührte, als ihm ein gedrucktes Formular des Gravamens ins Haus geschickt wurde. Der Reichshofrat wies die Angelegenheit an die Ritterschaft zurück. Gottfried meinte, „der Vetter Karl Philipp habe mehr nit ausgericht, als daß er vermittelst Mühe und Kosten sich rechtschaffen verhaßt gemacht." — Dann sei aber der zweite (dritte) Vetter (Ludwig Christoph) von der Universität Gießen nach Elfeld gekommen und habe die alten Händel wieder angefangen. Der Erfolg werde kein anderer sein. „Wie nun solches Verfahren und andre gegen die Ritterschaft ausgeübte Animositäten dieser gefallen werde, überlasse selbst einer Überlegung."

Nach diesem Vorfall blieben jahrelang alle Beziehungen zwischen Gottfried und der Familie seines Bruders abgebrochen. Im Jahre 1739 fühlte man sich in Elfeld doch gedrungen, mit dem Oheim

*) Der polnische Erbfolgekrieg. Der Schauplatz desselben war u. A. der Oberrhein, wo sich Prinz Eugen gegen die Franzosen behauptete.

**) Es ist stets Elfeld statt Eltville gesagt.

wieder in Verbindung zu treten. Die Schwägerin bat Gottfried um Entschuldigung. Carl Philipp und Ludwig ließen durch die Mutter anfragen, ob sie nach Regensburg kommen und den Onkel um Verzeihung bitten dürften.

Darauf erfolgte am 27. Dez. 1739 die folgende Antwort an die Schwägerin:

„Ew. Gn. in bewußter Ahngelegenheit ahn mich ergangene Entschuldigung habe mit letzter Post wohl erhalten. Daß aber diese meine Vettern auch mündlich ablegen, ist ganz nit von Nöten und mihr ahngenehm, wann sie sich und mihr diese Mühe ersparen. Ich hab mein Brudern oft genug ahngebotten, so viel seiner Söhne er mir anvertrauen wolle, tugendhaft aufzuziehen und lernen lassen, wozu sie Lusten und Fähigkeit hätten. Nachdem aber dies nit hat seyn wollen, und ich mehr nit als spitzfindige Antwort erhalten, diese junge Herren aber unterdessen die Hof-, Kriegs- und Universitäten-Manieren angenommen, taugen wir nit mehr zusammen. In meinem Hauß muß alles still und ordentlich hergehen auf Klosterform. Man kann die Nacht-Assembleen nit frequentieren, das zahlreiche Frauenzimmer mit Spielen, Schlitten- und Chaisenfahrten nit divertiren: und die Zeit mit Müßiggang zu verzehren, würde ihnen und mihr nit ahnständig seyn. Hauptsächlich aber würde mihr übel genommen werden, wenn denen Pfältzer Malcontenten ich einen Agenten dahier bei dem Reichstag unterhielte ꝛc. Bleibt also Rhein und Donau unsere Grenzen, bis wihr führ Gottes Gericht zusammen kommen. Wünsche von Hertzen ein freudenreiches neues Jahr und viele folgende in Seel und Leibes Vergnügen."

Auch der nun in der Stadt Hannover lebende Georg Reinhard sollte sich in diesen confessionellen Streit eingemischt haben. Auf einen Brief an den Oheim aber antwortet ihm dieser,*) er habe bei seinen Vorwürfen an Georg Reinhard nicht gedacht, er wisse wohl, „wie selten dieser nach Hause komme, und wie kurz er sich daselbsten säume". Gottfried legte eine Abschrift des eben mitgeteilten Briefes an die Mutter bei und bemerkt dazu, die Mutter

*) Am 17. Dezember 1739.

schreibe, daß auch Ludwig mit der Angelegenheit nichts zu tun habe, „welches ich ahn seinem Ort beruhen laß." „Da benebens nit vermeine, daß ich Unrecht gethan und mit ernsthafter Fürstellung des widrigen Erfolges ich zu Ruhe und Frieden gerahten, welches ich thuen werde, so lang ich lebe. Beati pacifici."

Gottfried hat keinen seiner Neffen und Nichten wieder gesehen. Der ganze Zorn gegen die Schwägerin findet seinen Ausdruck in einem, dieser nach seinem Tode zu überreichenden Briefe „aus der Ewigkeit, allwo ist weder Tag noch Stunde." Ich lasse denselben wegen seiner zu schroffen Form weg.

Gottfrieds letzter Familienbrief ist an Georg Reinhard gerichtet und bezieht sich wieder einmal auf die Berger Streitigkeiten:

Regensburg, den 9. Januar 1741.

„Aus dem mit letzter Post erhaltenem vernehme gern, daß der H. Vetter mit seinem modo agendi (die Berger Streitigkeiten betreffend) zu Mainz Ingreß finde, welcher nit zu hoffen, wo man mit der Thür zur Stuben einfallet, absonderlich wenn man mit einem Größeren zu thuen hat. Dann Cur-Mainz ratione territorii in possessione ist, kann anders nit als in possessorio pro possessore gesprochen werden, wann es zum Proceß kommet. Wie aber die Famili in petitorio fundiret, ist von selbsten bekannt, zumalen wenn die Berger Gemarck an keinem Ort an das Zweibrückische grentzet. Deswegen ich beständig getrachtet, diesen Punkt in suspenso zu laßen lieber als noch Mühe und Kosten gar zu verlieren. Es wird in Europa schwerlich ein Ort zu finden sein, das kein Obrigkeit habe, als Bergen. Über 100 Jahr haben 3 Wittwen (Langwerth) die mehreste Zeit zu Bergen ambtiret, nach denen die Berger nichts gefraget; sie (die Berger) haben beständig gezancket, ohne daß ihr Gezänck verbescheidet oder einer wäre gestrafet worden. Meine Mutter wollte ein Narrenhaus zu Bergen bauen laßen, allein die Hoflent haben sich widersetzet, fürgebend, es wäre ihnen schimpflich. Weil dann auch kein Büttel fürhanden, der

die Frevler einsperre, blieb das Gebäu unterwegen und Bergen ohne Obrigkeit.*)"

„Wenn die Intention ist, wie vernehme, daß einer die Güter übernehme und denen anderen jährlich etwas herausgebe,**) muß dieser sich wohl in Acht nehmen, daß er nit mehr verspreche, als er halten könne, muß auch auf die Schulden und Baufäll rechnen. Sonsten entstehen aus dem Vergleich neue Strittigkeiten, und diese seien schädlicher zwischen Verwandten als Fremden. Der Allerhöchste, an dessen Segen alles gelegen, wende es zum Besten! — — —"

Wir sehen, wie Gottfried sich trotz Allem für die Familie interessiert und den Seinigen das Beste wünscht. Die letzten Worte bilden einen versöhnenden Abschluß.

Gottfried hatte sich schon lange mit Todesgedanken getragen. Schon im Jahre 1724 hatte er sich nach Rom mit der Bitte an den Kardinal Spinola gewandt, den Regensburger Canonicus und geistlichen Rat Schmidt von Altenstadt zu seinem Nachfolger als Weihbischof zu ernennen, damit die Stelle nicht wieder 20 Jahre unbesetzt bleibe.***) Die Grundlage von Gottfrieds Testament ist von 1734; im Jahre 1736 glaubte er sicher zu sterben.

Er verfaßte wahrscheinlich um diese Zeit oder bald darauf auch schon ein Abschiedsschreiben an alle Pfarrer und Cooperatoren seiner Diözese. Es war ebenfalls aus der Ewigkeit datiert und sollte ihnen nach seinem Heimgange zugesandt werden. „Vermittels Gegenwärtigem", heißt es darin, „vernachrichte, daß es dem Allerhöchsten gefallen, mich aus diesem Leben abzufordern; wie dann mein verstorbener Leib allbereit unter der Erden lieget,

*) Bis zum 30jährigen Krieg bestand dort ein förmliches Gericht. Die Jurisdiktion blieb der Theorie nach auch später noch bestehen. Aber eigentlich ausgeübt wurde sie nicht.

**) Dies sollte nach der Mutter Absicht jetzt Georg Reinhard sein.

***) Man ging in Rom auf Gottfrieds Wunsch damals nicht ein. Aber nach seinem Tode hat man tatsächlich den genannten Schmidt von Altenstadt zum Regensburger Suffraganeus ernannt.

mein abgeschiedene Sehl aber führ Gottes Gericht, welches kein Feder beschreiben kann, ihr Urteil empfangen." Er wiederholt dann in Kürze die Ermahnungen, die er während seiner Amtstätigkeit gegeben. „Kann ich durch dies, mein bestimmende Erinnerung, etwas und so vill ausrichten, daß auch nur eine durch Christi Bluht und Marter so theuer erlöste Sehl gewonnen werde, wird mein und aller Gott lobenden Geister Freude vermehret, weil unsers allgemeinen Herren Dienst vergrößert wird."

Am 19. Juni 1741, morgens 6 Uhr*) ist Gottfried im 72. Lebensjahre gestorben. Wenige Tage vorher war ihm der erste Waisenvater vorangegangen.

Gottfried hatte Domdechant und Domkapitel durch Boten, in einem am Fest des heiligen Pauli, ersten Eremiten, geschriebenen Briefe (Jahreszahl fehlt) gebeten, seinen Leib im Karthäuser-Habit, „wie ich diesen getragen, wann ein vergnügte stund mir auserwählet", zu bestatten. Der Anzug sei in dem mit m. m. (memento mori) bezeichneten Kasten zu finden. In seinen Arm sollte man ihn einen hölzernen Bischofsstab geben, wie diesen St. Eckard getragen, in die mit einem weißen Rosenkranz zu umwickelnde Hand ein weißes Kreuzlein. Alles sei im gedachten Kasten zu finden.

„Ein Infel kann neben das Todtengerüst, keineswegs aber auf mein Haupt gesetzt werden, sondern diesem die Cartheuser-Cuccul überzogen werden, ohne Peruque. Dieses hoffe um so vill mehr, weyl auch weltliche personen in Capuziner- und derley Ordens-Habit sich begraben lassen.**) Meine Beweguršachen sind folgende: Von meiner Jugend an habe getrachtet, ein Cartheuser zu werden, bin aber nit aufgenommen worden, weyl die Herren Kartheuser, wann Sye mich gegen meiner Eltern und Verwandten Willen hätten aufgenommen, Widerwillen hätten bekommen; diesen Consens aber zu erhalten, war obnmöglich. Nachgehens habe mich im Collegio Germanico zu

*) Im Leichencarmen heißt es zwischen 5 und 6 Uhr.

**) Es war dies schon eine Sitte des 16. Jahrhunderts.

Rom aydlich obligiren müſſen, in kein Orden zu gehen ohne beſondere dispensation; habe mich dahero entſchloſſen, mein Leben auf cartheuſeriſch einzurichten, zu dem ende den ruinirten Canonical-Hof auf mein Koſten erpauet, und in dieſem meine Wohnung in Geſtalt ein Cartheuſer-Zellen richten laſſen, ſambt einem kleinen Cartheuſer Gärtlein.*) In dieſem meinem Hauſe kein Fraueperſohn geduldet oder außer das Haus einige Converſation gehabt. Meine Bediente und die arme Wayſen in die Farb kleiden laſſen wie Cartheuſer Layen-Brüder."

Er hoffe, fügt Gottfried hinzu, aus dem Grabe, welches er ſich habe machen laſſen, ſelig aufzuerſtehen „und dem Allerhöchſten in glückſeliger Ewigkeit zu dienen und zu dankhen für alle unverdiente Gnaden als frater Paulus, der ich in Seculo geheißen:

Godfrid Langwert von Simmern."

In einer Nachſchrift zu dieſem Schreiben heißt es: „Die Wort des Sterbenden haben jedesmahl bey denen Lebendigen einige Beobachtung funden. Ich, dermahl verſtorben, hoff ein Solches umb ſo viel mehr, als ich dieſes ſterbend und den Todt vor Augen habendt geſchrieben. Auch meinen günſtigen Leſer kein Wort fürſtellen will als wort aus dem wort Gottes: Qui habet aures audiendi, audiat quid Spiritus dicat; alſo mahnet oftmahl in ſeiner Offenbarung der Jünger, welchen unſer lieber Herr geliebet hat."

Das Begräbnis ſollte ein möglichſt einfaches ſein und man hat dem entſprochen. Statt „der Haubtkläger und Haubtklägerinnen" begleiteten den Sarg die Seminariſten von St. Jakob und die armen Waiſen von St. Salvator.

Gottfrieds Teſtament war verhältnismäßig kurz. „Nachdem in allem meinem Leben", ſagt er im Eingang, „und auf dieſer gantzen Welt ein mehreres nit wünſche als ein(en) ſeligen Todt, worauf die Ewige Glückſeligkeit beruhet, damit bei meinem Ableben zu dieſem Ende all meine Gedanken richten könne, hab

*) Hiernach würde das oben von Gottfrieds Gartenwohnung Geſagte auch auf ſeine Stadtwohnung zu beziehen ſein.

über daßjenige, was der liebe Gott an zeitlichem Vermögen myhr aus Gnaden verliehen, nach reifer der Sachen Überlegung bei gesunder Vernunft freywillig verordnet, wie folgt, in Forma Testamenti ad pias causas privilegiati."

Seine arme Seele empfielt er seinem allerhöchsten liebwertesten Schöpfer, Erlöser und Seligmacher mit der demütigsten Bitte, daß dieser ihm durch die unendlichsten Verdienste seines Erlösers und auf Fürbitte aller Auserwählten Gottes gnädig sein wolle.

„Haut und Knochen, worauß mein ausgemörgelter, von Jugend auf in Arbeit und Widerwärtigkeit erwachsener Leib, bestehet, soll seine Ruhe haben bey unsers lieben Herrn Rast in dem Grabe, welches ich mir machen lassen bey der Thür, wo man in die Kapell gehet, worin ich meine Verrichtungen gehabt. Will man diesen den Weg tragen, welchen ich so oft müheſamb gewandert in den geistlichen Rhat, bey der bischöflichen Residenz vorbey, bedank mich für die Bemühung."

Als eigentlichen Erben setzt er nun doch nicht das Waisenhaus sondern seine älteste Stiftung, das „Seminarium missionis Scoticae bei St. Jacob" ein. Dabei macht er zur Bedingung, daß dem Weltgeistlichen Thomas Brokie, der sich auf einer Mission in Schottland befinde, alljährlich um Ostern, solange derselbe lebe und sich in dieser Mission brauchen lasse, 130 Gulden überschicket würden. Sollte das Seminar diese Summe zu entrichten aufhören, so substituiere er das Waisenhaus bei St. Salvator als Erben.

Das Gebäude des Waisenhauses selbst war noch immer Gottfrieds Eigentum. Er vermachte es den sämtlichen Pfarrern des Bistums Regensburg, die bisher schon soviel beigetragen und zu gewisser Vergeltung in die lange Ewigkeit vorangeschickt hätten. „Ich wünsche, daß jedermann wüßte, wie vill dies Hauß bey Gott vermag. Tibi derelictus est pauper, orphano Tu eris adjutor." Gottfried weist dem Waisenhaus noch „einige 4000 Gulden" zu, die er einst dem Domkapitel geliehen habe. Auch sollten dem Waisenhause alle Mobilien, die er in dasselbe

gebracht, verbleiben.*) Jedes arme Waisenkind sollte bei Gottfrieds Beerdigung 5 Gulden in seine Sparbüchs erhalten. Dem Lehrer des Waisenhauses vermacht Gottfried seinen Mantel.

Die Kinder seines Bruders erhalten den Hof zu Bergen mit den zugehörigen Weinbergen; von den ihm zugefallenen mütterlichen Gütern seinen Anteil an Saulheim und die Hälfte des Hofes zu Ilbersheim. Die Hälfte des Hofes zu Undenheim (Unternheim) bestimmt er dagegen zum Unterhalt eines katholischen Schullehrers in dem benachbarten Kögernheim. Auch hat er seinen Neffen und Nichten noch einige Auflagen zu frommen Zwecken gemacht. Würde denselben nicht entsprochen, so solle das Vikariat zu Mainz die vermachten Güter erhalten. Der Kurfürst von Mainz wird gebeten, über die Ausführung zu wachen.

Ein großer Teil des Testaments besteht in der Aufzählung der von Gottfried bereits gemachten Schenkungen; doch kommen noch wieder neue Zuwendungen hinzu. So vermachte er z. B. den Karthäusern zu Prüll bei Regensburg zwei Eimer Rheinwein. Es handelt sich hierbei um dasselbe Karthäuser-Kloster, dessen Anblick er aus seiner Einsiedelei zu Kumpfmühl im Leben genossen hatte. Auch nach dem Tode sollten die dortigen Mönche seiner gedenken und für ihn beten.

Was den Ort der Beerdigung betrifft, so wurde Gottfried seinem Wunsche entsprechend am Eingang der Kapelle „zu unseres lieben Herrn Rast," wo er die Priesterweihe auszuteilen pflegte, begraben. Das von ihm selbst errichtete Grabmal ist höchst einfach und zeigt statt des Wappens die Auferstehung Jesu. Die mit Ausnahme der Daten von ihm selbst herrührende Inschrift lautet:

„Hic exspectant Reditum dilectissimi Salvatoris et per hujus graciam carnis resurrectionem et Vitam venturi Saeculi cinis et ossa Godefridi Langwert a Simmern Episcopi Teutraniae, Suffraganei olim in Spiritualibus, Administratoris & Can. Eccl. Cath. Ratisb., qui postquam peregrinatus esset in hoc mundo Annis LXXII (sic!) abyt XIX Iuny MDCCXXXXI. Et, ut

*) Dazu gehörte auch das Zinn, von dem die Waisenkinder aßen.

transmigrationis suae sit memor, hoc recorditionis signum vivus posuit ad ostium Sacelli Functionum suarum. Tu qui peregrinaris adhuc beatam in patria requiem tibi et illi prerare et vale."

Der im übrigen sehr ähnlich lautenden Inschrift auf der Hattenheimer Gedenktafel sind noch die charakteristischen Worte hinzugefügt:

Extorris vixi patria mundoque relicto. Hinc est, cur Vacuum cernis Epitavium hoc.*)

Gottfried hinterließ in der katholischen Welt einen Ruf, der bis auf den heutigen Tag nicht verklungen ist. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, und ich darf es wohl aussprechen: seine Erscheinung in ihrer einfachen Strenge und gemütvollen Selbstlosigkeit hat einen dauernden Eindruck hinterlassen. 1819 sagte Bodmann von ihm in seinen rheingauer Alterthümern: „Ein hohes Muster geistlichen Wandels stellte aus diesem Hause (der Langwerth von Simmern) Gottfried, Domherr und Weihbischof zu Regensburg, auf, — darum eines Biographen würdig." (Siehe S. 330).

Namentlich durch den 1833 verstorbenen frommen Bischof Wittmann ist Gottfrieds Andenken erhalten worden. Dieser wurde, wie Wittmanns Biograph Mittermüller berichtet, „täglich in der Vorhalle des Domes vor dem Grabmal des Stifters des kathol. Waisenhauses in Regensburg, des gottseligen Weihbischofs Gottfried Langwerth von Simmern betend angetroffen; er tat dieses teils aus Verehrung gegen diesen Mann, dessen heiligen apostolischen Lebenswandel er in seinen Vorträgen und Schriften oft rühmte und als Muster hinstellte, teils aus Sorgfalt für die Waisen, als deren Fürsprecher bei Gott, er den seligen Stifter ansah."**)

*) Die Hattenheimer Gedenktafel ist mit Gottfrieds Wappen versehen.

**) Siehe Pater Rupert Mittermüller Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Regensburg. Landshut 1859. Dem Verfasser wurde schon 1854, also ehe das fragliche Werk erschien, mündlich in Regensburg dasselbe erzählt.

In seinem Tagebuch behandelt Wittmann unseren Gottfried fast wie einen Heiligen oder doch als einen im Sinne der katholischen Kirche „Seligen".*) Einige auf einen Zettel geschriebene letzte Wünsche schickte Wittmann durch den Krankenwärter sterbend nach dem Dompfarramt und trug dem Boten dabei auf, er solle bei dem Grabe des Weihbischofs von Simmern beten; denn auch er (Wittmann) sei nie an demselben vorübergegangen, ohne zu beten.

Gottfrieds Waisenhaus blüht noch und man hat dem Stifter in der jetzt dazugehörigen Kirche eine Gedenktafel errichtet. „Der Herr verleihe," heißt es darauf „dem Abgeschiedenen ewige Ruhe, den Lebenden seinen Segen. So beten täglich hier die dankbaren Waysen." Daß dies keine Redensart ist, und wie Gottfried in seinem Waisenhause noch fortlebt, davon hatte der Verfasser Gelegenheit, sich in den 70er Jahren persönlich zu überzeugen.

In einem Vortrag des Herrn Stiftsvikars Metz über Gottfried heißt es am Schluß: „Das war von Simmern — eine wahre Perle des an ausgezeichneten Männern so reichen Episcopates der Diözese Regensburg. Möge er, der hienieden mit vollen Händen gab, jenseits aus vollen Händen empfangen. Möge sein Beispiel — wie es sich im seligen Bischof Wittmann erneute

*) Am 11. Juni 1810 schreibt er in sein Tagebuch: Volui redux a sepulcro de Simmern notare. — — Et nunc vadam et vitam meam offeram et Tu Domine per intercessionem B. de Simmern textu scripturae hoc sacrificium obsigna." Siehe a. a. O. S. 79. — In seinem Tagebuch heißt es an einer anderen Stelle, er wolle in seinen nächtlichen Gebeten nicht unterlassen, „alle Regensburger Heiligen mit Einschluß des Weihbischofs von Simmern namentlich anzurufen." A. a. O. S. 264. — Als Fürst Alexander Hohenlohe, der spätere Weihbischof, Wittmann über Kleinmut, über Kälte im Gebet, über allerlei böse Versuchungen klagt und dabei die Absicht erwähnt, ihn zum Bischof im Badischen zu machen, weist ihn Wittmann unter dem 21. 11. 1820 auf Gottes täglichen Beistand hin, der am wenigsten einem Bischof fehlen werde. „Auch der heilige Weihbischof von Simmern klage über die Verlassenheit auf dem Kampfplatz."

— fort und fort seinen segnenden Einfluß äußern in Nah und Fern!"

Ein reiches Leben war zu einem Abschlusse gekommen, und ein tiefer, edler Mann zur Ruhe gegangen. Mit seinen Einseitigkeiten zu rechten, würde ich für unrichtig halten. Daß Gottfried sich von einer gewissen Befangenheit in religiösen Fragen nicht freigemacht hat — wer möchte das bestreiten? Auch er war eben das Kind seiner Zeit und seiner Verhältnisse. Seine Handlungsweise bei dem Eintritt in das Collegium Germanicum vermag ich nicht ganz zu billigen. Bei den Bekehrungsversuchen ging er zu leidenschaftlich vor; und die Vorwürfe, die er den Verwandten als Greis machte, sind in mancher Beziehung nachweisbar irrtümlich. Es verband sich mit Gottfrieds Richtung schon frühe, später aber immer mehr, ein zelotisches Element. In allen diesen Beziehungen war er auch nicht frei von den Fehlern, die wir bei Convertiten häufig finden. Auch mag zuzugeben sein, daß die Heftigkeit, die wir bei den Gliedern seiner Familie finden, auch ihm eigen war.

Aber wie Gottfrieds Übertritt aus den reinsten Motiven hervorging, so beruht überhaupt bei ihm alles auf einem selbständigen und höchst eigentümlichen Entwicklungsgang. Viel zu früh hatten ihn seine Eltern von Haus gegeben und in eine katholische Umgebung treten lassen. Das, was er in Mainz sah und unter den günstigsten Umständen sah, mußte auf die Seele des noch nicht zwölfjährigen Knaben einen gewaltigen Eindruck machen. Sein Gemüt war längst gewonnen, ehe sein Verstand sich mit der Frage der beiden Konfessionen zu beschäftigen begann. Die Gegenmaßregeln, die die Eltern ergriffen, konnten nur geeignet sein, Gottfried noch mehr in die Arme der katholischen Kirche zu treiben. Was seinem Übertritt lange im Wege stand, waren gerade die weltlichen Nebenvorurteile, die der Oheim damit für ihn zu erreichen hoffte. Auch die Eindrücke, die er von den katholischen jungen Leuten aus den Mainzer Hofkreisen empfing, stießen ihn ab. Gottfried wollte, als er sich für den

Katholizismus entschieden hatte, in einem einfachen und strengen Klosterorden Zuflucht vor der Welt suchen. Die Weise, wie er diesen Jugendgedanken trotz aller Hemmnisse dem Kern nach festhielt, hat etwas Großartiges. Nur ein geistig bedeutender Mensch war doch wohl eines solchen Festhaltens fähig.

Jedenfalls war Gottfried ein Mann aus einem Guß: tief und großartig angelegt, von mannigfachen Interessen und einem in vielen Beziehungen sehr weiten Gesichtskreise. Der Gegensatz zu Johann Adolf springt in die Augen. Seine Veranlagung war eine treffliche, seine Ausbildung eine für jene Zeit bedeutende. Ein klares Urteil und ein praktischer Blick waren Gottfried in hohem Grade eigen. Dabei zeigt sich doch auch bei ihm eine große Originalität des Ausdruckes und des Empfindens und ein ihn wohlkleidender gutmütiger Humor. Wo er sich frei äußert, finden wir ihn selbständig und geistreich. Er besaß eisernen Willen und zähe Ausdauer. Eine gewisse Nüchternheit des Urteils, ein kerniger Realismus vertrug sich sehr wohl mit seiner originellen, geistreichen Art. Dabei kam es ihm sehr zustatten, daß er geistig zu arbeiten gelernt hatte. In der Erfüllung seiner Pflichten war er rastlos, und er kannte keine andere Lebenstätgkeit als diese.

Mit seltener Energie strebte Gottfried nach einer völligen Selbstentäußerung. Ganz besonders tritt uns die Liebe zur Gerechtigkeit entgegen. Jede Unbilligkeit rief da, wo er sich unbefangen seinem Gefühl hingab, seinen lebhaften Zorn hervor: er fühlte sich zur Verteidigung der ungerecht Behandelten berufen. Recht wie ein geistlicher Richter erscheint er darin.

Nicht ganz selten hat die katholische Kirche Prälaten nach Gottfrieds Art hervorgebracht. Ich erinnere an Manzonis Schilderung des Kardinals Friedrich Borromeo in seinen „Verlobten". Aber Gottfrieds deutsche Art tritt überall hervor; eine gewisse Derbheit kleidet ihn gut. Daneben besaß er ein tiefes Herz. Mit welcher Innigkeit er von Haus aus an seinen Verwandten hing, haben wir gesehen. Nichts verklärt den Abend seines Lebens mehr als das einzigartige Verhältnis zu seinen Waisenkindern.

Gottfrieds Sittenstrenge war zu allen Zeiten seines Lebens eine gleiche. Als im Kreise von Bekannten in etwas leichter Weise von Jugendsünden die Rede war, legte er seine Hand auf den Tisch und sagte mit Nachdruck: „Diese Hand hat nie ein Weib berührt."

Auch bei Gottfried lag eine gewisse Kindlichkeit zugrunde. Die Liebe zu Mutter und Geschwistern sowohl als die zu seinen Waisenkindern empfing daraus ihre Nahrung. Die Reinheit des Herzens hing mit dieser Kindlichkeit zusammen.

Gottfrieds ganzes Wesen fand seinen Mittelpunkt in einer echten Frömmigkeit. Wir Protestanten wissen das Ideal der katholischen Frömmigkeit sehr wohl zu schätzen. Gottfried ist diesem Ideal in hohem Grade nahe gekommen. Der Protestant darf hervorheben, daß er fast immer nur von Gott und der Erlösung durch Christi Blut spricht und daß die Heiligen bei ihm fast ganz zurücktreten. An der einzigen, mir bekannten Stelle aber, wo Gottfried indirekt auf die Heiligen zu sprechen kommt, erscheinen sie nur als Gefolgsmänner Christi.*) Ist es zu kühn, wenn ich sage, das in Gottfried lebende religiöse Gefühl sei stets das seiner Mutter geblieben? Die von ihm so sehr betonte Bedeutung der Kirche steht dem nicht notwendig entgegen. Das, was man entgegenhalten könnte, ist nur die Werkgerechtigkeit, wie sie sich bei seinen Äußerungen über Almosen und milde Stiftungen häufig zeigt. Aber denkt namentlich das protestantische Volk nicht oft noch ebenso? Und ist es nicht eine Tatsache, daß wir alle die verschiedensten Auffassungen nebeneinander hegen und pflegen?

Welche Bedeutung Gottfried in der katholischen Welt jener Zeit gewonnen hatte, geht wohl auch daraus hervor, daß das Fuldaer Seminar, dessen Schüler er einst gewesen, im Jahre 1733 um sein Bild bat: nur zögernd, und nur, weil er, als er Weihbischof geworden, dem Collegium Germanicum eine gleiche

*) Siehe Seite 245, wo Gottfried die Fürbitte aller Auserwählten Gottes anruft.

Bitte gewährt hatte, ist Gottfried auf den Wunsch der Fuldaer eingegangen. Leider ist mir über den Verbleib dieser beiden Bilder nichts bekannt.

Es existieren drei Ölbilder von Gottfried: das eine in Eltville, das andere im Waisenhause zu Regensburg, das dritte in der Armenschule zu Stadtamhof. Außerdem sind noch heute im antiquarischen Handel Stahlstiche von ihm vorhanden. Er war ein, wie es scheint, nicht großer und ziemlich magerer Mann. Er hatte ein langes gelbliches Gesicht und wie alle jene älteren Mitglieder der Familie Langwerth braune Augen. Die große Nase ist höchst charakteristisch und entspricht ebenfalls dem älteren Familientypus. Der Ausdruck ist auf den verschiedenen Bildern verschieden. Am imponierendsten erscheint Gottfried auf dem Bilde zu Eltville. Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, ein ernster Sinn prägen sich darin aus. Allerdings kann man auch ein gewisses religiöses Eifern in den Zügen lesen. Eine große Männlichkeit hebt aber die ganze Erscheinung. Das eigentlich Imponierende liegt in dem Edlen und sozusagen Geheiligten, das in den Zügen liegt.*)

Gottfried war doch vorzugsweise eine praktische Natur. Trügt nicht alles, so war er eine zum Regieren und auch namentlich für Staatsgeschäfte besonders veranlagte Persönlichkeit. Unwillkürlich schleicht sich bei einem Gliede der Familie, wenn es sich mit ihm beschäftigt, ein Bedauern ein, daß diese Gaben nicht in etwas höherem Grade der Familie zugute gekommen sind. Er hat aber in den späteren Generationen sozusagen für den geistigen Repräsentanten der Familie gegolten.

Da Gottfried den Abschluß seines Lebens im Verhältnis zu seinen Waisenkindern und in diesen seine Familie fand, so will ich mit den Worten eines Leichencarmen schließen, das für dieselben gedichtet wurde, und von ihnen, als sie den Sarg geleiteten,

*) Die andern Bilder sind lange nicht so wohltuend. Auf dem Stahlstich sieht Gottfried müde und um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „ausgemörgelt" aus. Das Bild im Waisenhause ist milde im Ausdruck, aber weit weniger bedeutend und imponierend.

gesungen zu sein scheint. Er heißt darin im Gegensatz zu dem, wenige Tage vorher verstorbenen Waisenvater ihr Großvater.

„Gottfried war ganz Tugendvoll,
Zeit und Wort würden da fehlen,
Wann man all's beybringen soll."
„Die ganze Welt thut ja erschallen
Von Langwerti Lob und Ruhm;
Ein Vorbild er der Fromkeit war,
Ein Feind der bösen Sitten,
Biß in den Schnee der weißen Haar
Hat er das Fleisch bestritten;
Die Sanftmuth und die Reinigkeit
Die liebte er von Hertzen.
Geduldig war er jederzeit
In großen Krankheits-Schmertzen.
Die Demut hat den höchsten Grad
Wirklich in ihm bestigen."
„Die Lieb des Nächsten war bey ihm
Die Richtschnur seines Leben.
Klingt vor der Thür der Armen Stimm,
War er bereit zu geben."
D'*) Mäßigkeit in Trank und Speisen
Kunt fürwahr nicht größer seyn,
Braucht kein Prob es zu beweisen,
Weiß ja jedermann insgemein.
Man hat es ihm ja angesehen,
Wie er sich kasteyet hat,
Daß er über d' Gaß zu gehen
Offter mahlen war zu matt.
Man kunt mehrers noch anzeigen,
Muß doch gleichwohl hören auf.
Es ist Zeit um still zu schweigen;
Dann sein ganzer Lebenslauff,
Den er auf der Welt geführet,
Ist schon allen g'nug bekannt,
Sein Lob ist ja schon spargiret
Weit und breit im gantzen Land."
— — — — — — — — — — —

*) Das Ausstoßen des e beruht auf der bayrischen Mundart.

„Hör uns zuletzt noch mahl an,
Für alle Gnaden und Gutthaten,
Die Du uns hast angethan.
Denn daß Du hast für uns erworben
Und ersammlet so viel Brod,
Daß wir auch, wenn Du schon g'storben,
Dennoch leiden keine Not.
All's, was uns hast Guts erwiesen,
Tausend mahl vergelt Dir's Gott;
Deine Güte bleibt gepryſen
Auch nach Dein- und unserm Todt.
Jener, welchem Du zu Ehren
Soviel gutes hast gestifft,
Wird auch unser G'schrey erhören,
Weil es uns am meisten trifft,
Und wird Dir nach diesem Leben
Zu Deinem verdienten Lohn
Für den Stab den Scepter geben,
Für die Jnful eine Kron."

Die Mutter

des Miniſters vom und zum Stein.

Henriette Caroline, geb. Langwerth von Simmern.

Es war, als wenn der Weihbischof Gottfried mit seiner Vorahnung Recht behalten sollte. Wenige Jahre nach seinem Tode ist es in der Tat zu einer Katastrophe gekommen, von der die Familie sich erst nach über einem halben Jahrhundert erholt hat, und deren Folge eben die Verpflanzung vom Rhein auf einen andern Boden gewesen ist. Ein Lichtbild in dieser traurigen Periode ist Philipp Reinhards dritte Tochter Henriette Caroline, die in ihrer zweiten Ehe mit dem mittelrheinischen Ritterrat Carl Philipp vom und zum Stein die Mutter des Ministers der Freiheitskriege geworden ist. Ihr Verständnis ist ebenso wichtig für das ihres großen Sohnes als das der Frau Rat für das Verständnis Goethes. Indem ich an die Veröffentlichung dieser Arbeit gehen will, begegne ich in der Sybelschen historischen Zeitschrift einem Aufsatz von A. Stern, der in einer noch stärkeren Weise, das, was mir in dieser Beziehung vorschwebt, von Caroline sagt. „Von ihr," heißt es darin, „hat der Sohn offenbar seine bedeutenden Eigenschaften geerbt, nicht von dem weit minder hervorragenden Vater." *)

Henriette Caroline war am 15. September 1721 zu Eltville geboren und in der Kirche zu Schierstein getauft. Wir sehen, daß sie die Großmutter, Maria Catharina nicht mehr gekannt hat. Von den drei in Schierstein wohnenden Tanten lebten, als sie geboren wurde, nur noch Gottfrieds Lieblingsschwester Maria Charlotte, die ihre Patin war, und Maria Sophie. Die Letztere starb so frühe, daß Caroline keine Erinnerung an sie gehabt haben kann. Als die Tante Charlotte starb, war Caroline 10 Jahre. Der Oheim Gottfried ist, wie wir wissen, in jenen Jahren nie mehr an den Rhein gekommen. Er wird ihr als eine grollende Respektsperson, auf die man alle Rücksicht nehmen

*) Siehe die historische Zeitschrift. Bd. 84, Heft 3, 1905.

mußte, und in den unbestimmten Umrissen, welche die Ferne verleiht, vorgeschwebt haben.

Von Carolinens Eltern war in dem Vorhergehenden vielfach die Rede. Der Vater, Philipp Reinhard war, um das hier noch einmal zu wiederholen, für die Jagd- und Forstkarriere bestimmt worden. Er trat zunächst in Nassau-Idsteinsche Dienste, brachte es hier zum Oberforstmeister, mußte aber abgehen, weil er Unannehmlichkeiten mit dem Fürsten Georg August Samuel hatte. Mehrere Jahre war er dann bei der Mutter in Hattenheim geblieben. Sein lebhafter und immer wieder hervorbrechender Wunsch war es, Kriegsdienste bei den Kaiserlichen zu nehmen. Ja, er hatte diesen Wunsch gehegt, schon ehe er in nassauische Dienste getreten war. Aber die Besorgnis für die den Franzosen namentlich am linken Rheinufer ausgesetzten Familiengüter und vielleicht auch die Ratschläge des Bruders hielten ihn davon ab. Nachdem er mehrere Jahre in Hattenheim gelebt hatte, gelang es ihm durch die Verbindungen der Familie von Gemmingen im Jahre 1704, eine Anstellung als Kammerjunker im Baden-Durlachschen Hofdienst zu erhalten. Der mütterliche Vetter, Reinhard von Gemmingen, der als Geheimer Rat und Präsident im dortigen Dienst stand, war es gewesen, der Philipp Reinhard diese Stelle verschafft hatte. Es ist auch bereits erwähnt, daß er sich dann mit Marie Christine, der Tochter des Vetters, der um diese Zeit Hofmarschall in Durlach wurde, verheiratet.*)

1710 wurde er Oberjägermeister, ging aber noch im selben Jahre ab. Daß er sich bei dem 1709 zur Regierung gekommenen Markgrafen Karl Wilhelm nicht zu halten vermochte, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Ein Jahr lang hatte er dann mit seiner Familie bei der Mutter in Hattenheim gewohnt. 1711 kaufte er aber von einem Vetter Wallbrunn, der mit einer von Stockheim verheiratet war, das Stockheimsche Gut zu Eltville, oder Elfeld, und zog dorthin. Er hatte sich noch lange mit der

*) 5. Mai 1708.

Absicht getragen, einen anderen Dienst zu suchen, wie wir denn die Spuren davon in Gottfrieds Briefen gefunden haben. Allmählich aber mußte er schon seiner Gesundheit wegen auf alle solche Pläne verzichten. Noch nicht 57 Jahre alt, ist er gestorben.

Philipp Reinhard war ein cholerischer Charakter und ließ es häufig an Besonnenheit fehlen. Aber sein gutes Herz brach doch bei jeder Gelegenheit immer wieder durch. Er zeigte stets die rauhen Seiten des alten Jägers und war häufig von dareinfahrender Rücksichtslosigkeit. Aber eine herzliche Liebe für die Seinen zeigte er immer. Vor allem war auch er ein durchaus wahrer offner Charakter und er hat das auf seine Kinder vererbt. In einem bei seinem Tode gedichteten Leichencarmen heißt es:

„Wer sich nur von Langwerth nennet
Und zur Wahrheit sich bekennet,
Währe mit der Wahrheit lange,
Bis das Ew'ge ihn umfange."

Auch eine ritterliche Denkart war Philipp Reinhard in hohem Grade eigen. Wie alle seine Geschwister war er ein frommer Mensch, und wir haben gesehen, mit welcher Zähigkeit er an der protestantischen Konfession hing und alle weltlichen Vorteile, wo es sich um diese handelte, zurücktreten ließ. Trotz der Prozesse, die er nach Art jener Zeit führte, hat Philipp Reinhard doch in sehr glücklicher Weise gewirtschaftet. Der Prozeß mit den Michelfelder Gemmingen war in petitorio im Sande verlaufen. Schon der Erwerb des Eltviller Guts verbesserte die Verhältnisse sehr. Philipp Reinhard hatte 16000 Fl. für dasselbe gezahlt. Trotzdem waren bei seinem Tode 20000 Fl. an Wein und an barem Geld vorhanden, und er hatte sich noch kurz vorher mit dem Gedanken tragen können, dieses Kapital zum Ankauf eines weiteren Gutes in der Nähe von Frankfurt zu verwenden. Noch heute ist in Eltville aus manchem zu ersehen, daß er an die Güter etwas wandte. Eine intensive Bewirtschaftung des vergrößerten Besitzes von Weinbergen, vor allem aber der beständige Verkauf von Weinen an die verschiedensten Höfe

hatten dies günstige Resultat zu Wege gebracht; und auch schon der Kaufpreis für das Eltviller Gut war seiner Zeit großenteils durch solche Gelder beschafft worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch Philipp Reinhard trotz seines ungestümen Wesens administrative Befähigung eigen war. Die Vermögensverhältnisse der Familie haben damals auf lange hin ihren Gipfel erreicht.

Auch zu einer ansehnlichen sozialen Stellung hat es Philipp Reinhard, der oberrheinischer Ritterat war, gebracht. Der Erziehung der Kinder nahm er sich mit großem Eifer an. Gerade weil er die Mängel seiner eigenen Ausbildung empfand, sollten diese etwas tüchtiges lernen. Die Hauslehrer kamen, da die Erlernung der französischen Sprache damals eine so große Rolle spielte, auf Tübinger Empfehlungen hin aus Mömpelgard oder dem Elsaß.

In der von dem Vater bewohnten großen Stube hielten sich die Kinder, wenn sie keinen Unterricht hatten, gewöhnlich auf. Auch in der Erziehung freilich war Philipp Reinhard durchaus der alte Jägersmann. An seinem Schreibtisch hing eine Hundepeitsche. Ein Kreidestrich trennte den den Kindern eingeräumten Raum von dem dem Vater reservierten. Der den Kreidestrich Überschreitende bekam einen Hieb zu schmecken.

Völlig anderer Art war Carolinens Mutter. Sie war weit ruhiger, überlegter und ausdauernder; aber der schwäbische Eigensinn bildete die Kehrseite davon. Von einem einmal gefaßten Vorsatz war sie kaum abzubringen. Jeder Streit mußte bis zum äußersten durchgeführt werden. Ebenso zähe hielt sie an einer einmal gefaßten Antipathie fest. Sie muß in ihrer Jugend in den Durlacher Hofkreisen eine gewisse Rolle gespielt haben. Für sich selbst hatte sie auf eine glänzende Stellung verzichtet. Aber ihre Kinder sollten Karriere machen. In späteren Jahren korrespondierte sie mit einer unermüdlichen Emsigkeit nach allen Höfen hin, um ihren Söhnen und sogar ihren Töchtern gute Stellen zu verschaffen.

Christine ist stets die Durlacherin geblieben. Mit der Schwiegermutter und den Schwägerinnen hatte sie sich, als sie in Hattenheim wohnte, nicht vertragen können, und es hatte dies mit zu den Gründen gehört, um derentwillen Philipp Reinhard das Gut zu Eltville gekauft hatte und dorthin übergesiedelt war. Aber wie es zu gehen pflegt, behauptete sie zeitlebens, daß man sie in Hattenheim wie eine Fremde behandelt habe, und sie wird nicht müde, ihrer Schwiegermutter vorzuwerfen, daß sie den Schwager Gottfried verzogen und ihm zu viel freien Willen gelassen habe. In direktem Gegensatz zu ihrem Schwager meint sie: das sei das Unglück der Familie. Christinens Kinder behaupteten, daß sie die Gemmingenschen Blondköpfe den Langwerthschen Schwarzköpfen vorzog.

Wie an den Traditionen ihrer Familie, so hielt Christine auch an denen der schwäbischen Reichsritterschaft mit einer Zähigkeit fest, wie sie am Mittelrhein doch unbekannt war, und sie sah dabei die weit individualisierteren mittelrheinischen Verhältnisse durch die Brille der schwäbischen Heimat an. Auch dadurch, daß ihr Bruder Ritterhauptmann war, wurde Christine in ihrem Gedankengang bestärkt. Ihre Mutter war eine Neipperg, gehörte also dem hohen Adel an und hatte die vornehmsten Verwandtschaften. Es hatte das den Familienstolz in einer Weise gesteigert, die zu den doch immerhin beschränkten Verhältnissen der Langwerth wenig paßte. Sie seien, sagten Christinens Söhne, durch die Großmutter mit dem König von England und allen Fürsten Europas verwandt. Auf den Stammbaum wurde im Eltviller Hause ein ganz besonderer Wert gelegt. Kein Kaiser und König könne so etwas verleihen, sagte man. Alle diese Kavaliere, ruft Christine einmal aus, kennten ihre Rechte. Sie brachte auch etwas Hofluft mit in das Eltviller Haus, und sie hat ihren Mann jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt mit solchen Tendenzen angesteckt. Gegen die kurmainzer Uebergriffe in Bergen kämpfte sie, obwohl die Objekte, um die es sich dabei handelte, von verhältnismäßig geringer Bedeutung waren, mit einer doch etwas allzugroßen Hartnäckigkeit an. Alles sollte dagegen in

Bewegung gesetzt werden. Auf solche Dinge komme viel an, die Stellung der Familie hänge davon ab, meinte sie. Was ihr und ihrem diese Verhandlungen leitenden Sohn Georg Reinhard bei dem einzigen größeren Gute Bergen vorschwebte, war eine für dieses doch schwer zu begründende Territorialhoheit.

In die engen Eltviller Verhältnisse vermochte Christine sich noch weniger als in die zu Hattenheim zu finden. Wegen der Holzungsgerechtigkeit im Rheingauer Wald gab es fortwährend Streit mit den Eltvillern, und infolge dessen viel Verdruß.

Mit den Kindern meinte es Christine sehr gut; aber wenigstens den Söhnen gegenüber hat sie die richtigen Wege nicht eingeschlagen. Schon daß sie mit ihnen zu hoch hinauswollte, hat den Söhnen geschadet. Die Eitelkeit wurde dadurch angeregt: alle wollten in die weite Welt, alle wollten Karriere machen, und die vom Vater ererbte Unruhe nahm dadurch noch größere Dimensionen an. Auch zu nachsichtig ist Christine ohne Zweifel den Söhnen gegenüber gewesen. Sie hat erst den ältesten und darauf den zweiten Sohn verzogen; namentlich diesem gegenüber ging sie viel zu weit. Man sieht, welch ein Unglück es für die Familie war, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie der Weihbischof Gottfried dem, was sich in der Familie zutrug, so fern stand. Von der Konfession abgesehen würde auch jetzt niemand besser als er geeignet gewesen sein, den Mittelpunkt derselben zu bilden. Die Dinge wurden dadurch, daß die Söhne sämtlich in der Ferne ihr Glück suchten, natürlich noch schlimmer.

Strenger war Christine gegen die Töchter. Diese waren gut erzogen. Sowohl durch Geist als durch Schönheit haben sich mehrere derselben ausgezeichnet und sind tüchtige, vortreffliche Frauen geworden. Er habe das Glück, schreibt die Mutter später einem der Söhne, Schwestern von guter Aufführung und Lebensart zu haben. Ihrem Willen durften sich die Töchter aber nicht wiedersetzen. „Ich mag nicht," schreibt sie, „das Gebrummel hinter mir."

In der Ehe war Christine der stärkere Teil gewesen. Ob sie dabei immer weiblichen Takt hat walten lassen, ist mindestens zweifelhaft.

Den Übertreibungen und Schattenseiten standen aber auch bei Christine wahrhaft vortreffliche Eigenschaften gegenüber. Sie war von großer Rechtschaffenheit und Pflichttreue. Ihre Ehe war trotz allem eine glückliche. Mit unendlichem Eifer hat sie sich nach dem Tode ihres Mannes aller Dinge angenommen. Ihr richtiger Gedanke war, daß die Güter für eine Teilung zu klein seien und in einer Hand zusammen bleiben müßten. Sie war auch nicht ohne praktisches Geschick für die Verwaltung der Güter. Überhaupt besaß sie, wo sie nicht durch Vorurteil oder Antipathie irre geführt wurde, einen guten, klaren Verstand und ein gesundes Urteil. Jegliche Art von Frivolität lag Christine trotz ihrer Erziehung am Hofe fern. Sie war eine gottesfürchtige Frau und suchte diesen Sinn ihren Kindern zu vererben. Das konfessionelle Element war noch stärker bei ihr als bei ihrem Mann vertreten und sie suchte auch hierin die Traditionen der Familie Gemmingen festzuhalten.

Da das Verhältnis zu dem Onkel Gottfried so viel zu wünschen übrig ließ, so mußten nach dem Tode der Schiersteiner Tanten Christines Geschwister von besonderer Bedeutung für die Familie Langwerth werden. Es gab deren neun. Der älteste Bruder Reinhard war derjenige, der Gottfried einst in Regensburg aufgesucht und für den dieser so anerkennende Worte hatte.

Eberhard von Gemmingen stand in kaiserlichen Diensten und war später General und Kommandant von Luxemburg.

Mechtild war seit 1701 mit Johann Friedrich Franz vom Stein zu Nassau, dem Großvater des Ministers, verheiratet, sodaß also eine nahe Verwandtschaft zwischen den Familien Stein und Langwerth bestand.

Der jüngste Bruder Ludwig hatte Jurisprudenz studiert und ist für die Geschichte der Familie Langwerth von der größten Bedeutung geworden. Wir finden ihn anfangs bei der preußischen Regierung in Halberstadt. Dann kam er durch Philipp Reinhard, der geschäftliche Verbindungen mit einem Herrn von Heim-

burg in Wolfenbüttel hatte, nach Braunschweig. Unter den Vorzügen dieser Stelle hebt Ersterer hervor, daß Braunschweig nicht weit von Celle liege, allwo eine große Menge des hannoverschen Adels lebe. Ludwig stand Christine und Reinhard besonders nahe.

Unter den Schwestern hing Christine besonders an der 10 Jahre älteren Auguste Sophie, die auch mit Ludwig in einem innigen Verhältnisse stand. Sie war Hofdame bei der Prinzeß Wilhelmine Karoline von Anspach, ging mit dieser, als sie den Kurprinzen Georg August von Hannover heiratete, nach Hannover und später, als sie Prinzessin von Wales wurde, nach England. Dort wurde sie Oberhofmeisterin und Erzieherin der königlichen Kinder.

Wahrscheinlich ist Auguste Sophie eine der liebenswürdigen Fräulein von Gemmingen gewesen, deren ein Vetter noch nach langen Jahren gedacht hat. Eine Reihe von Briefen, die Auguste Sophie aus Leicester-House an Christine schrieb, haben sich erhalten. Wie durch Christinens Bruder Eberhard mit Oesterreich, so stand die Familie durch diese Oberhofmeisterin mit England in Verbindung. Die beiden großen germanischen Mächte, die am Anfang des 18. Jahrhunderts die Welt von der französischen Uebermacht errettet hatten und Alles, was damit zusammenhing, wird frühzeitig auf die Phantasie der Kinder in dem kleinen Eltviller Burghause eingewirkt haben. Auch mit den väterlichen Verwandten der Rheingegend begegnete man sich in antifranzösischer und patriotischer Gesinnung. „Soeben komt", hatte Wolf Kuno von Wallbrunn jubelnd nach der Eroberung von Belgrad am 27. August 1717 geschrieben*), „ein Bott mit Bericht, daß Prince Eugenius den Feind in seinem verretranchirten Lager attaquiret, 20000 (Mann) erleget, 150 Stück (Kanonen), Bagage, Zelten und Canzlei erbeutet, und daraufhin die Garnison in Belgrad in (der Stärke von) 1500 (Mann) sich auf discretion ergeben hätten; gefällt mir recht wohl."

*) Es war die Nachricht von Eugens großem Siege vom 16. August 1717.

1722 starb die Großmutter Gemmingen. Leider brachen Zwistigkeiten unter den Gemmingenschen Geschwistern aus. Die Verstimmung ward so groß, daß die Schwester Katharine vom Neckar fort und nach Frankfurt, in die Nähe von Christine, zog. Am unbeteiligsten bei diesen Streitigkeiten waren Auguste Sophie und Ludwig. „Es sind unser 10 Kinder im Haus gewesen," schreibt die erstere am 8. Oktober 1723; „wollten oder könnten wir uns zusammen wohl vertragen, würden wir alle vergnügt leben. Das vornehmste kommt als hierauf an, daß eines vor das andere sorgen mag, und daß man sich seine Geschwistrig zugleich zu seinen guten Freunden mache."*)

Auguste Sophie litt damals an den Folgen eines schweren Falles. „Meinen Fall habe anfänglich gleichfalls nicht von solchen üblen Folgen gehalten", fährt sie in Beziehung hierauf fort, „denn ohneracht ich in 8 Tagen kein Aug vor Schmerzen zugethan und immer Ohnmachten gehabt, so war ich doch des Gehens halber nicht besorgt; ich finde mich aber so lahm, daß ich nothwendigerweis in das Bad gehen muß, wovor ich mich 5 Jahre vor meinem Fall gefürchtet. Von dem Seltzer Wasser habe ich die beste Meinung, allein der Weg ist vor mich zu weit; so viele Zeit darf ich nicht begehren; sonst bin ich versichert, daß das Vergnügen, die lieben Meinigen wiederzusehen, mich ganz curriren sollte. Von Gutenberg (ihre Schwester Benedicta Helene war an Friedrich Christoph von Gemmingen-Gutenberg verheiratet) habe fleißige Briefe; sie gedenken auf Ostern wieder nach Frankfurt zu kommen. — — —"

Durch den Fall war ein vorhandes Übelbefinden sehr verstärkt worden. Die Hoffnung auf die Wirkung des Bades erwies sich als trügerisch. Auguste Sophie starb am 1. Dezember desselben Jahres zu London im Leicester-House und ist in der Westminster-Abtei begraben. Der nach England herübergekommene Bruder Ludwig konnte ihr nur noch die Augen zudrücken. Er sei, schreibt dieser an Christine aus Leicester-House in einem

*) Die Briefe der Auguste Sophie sind größtenteils französisch geschrieben.

ebenfalls französischen Briefe vom 22. November a. St., auf Befehl ihrer Königlichen Hoheiten nach Leicester-House gekommen, um die Schwester auf ihrer Reise in ein englisches Bad zu begleiten. Er habe sie aber schon sterbend angetroffen. Sie habe viel gelitten und ihm nur noch wenige Worte zu sagen vermocht. Seit 4—5 Jahren sei Auguste Sophie leidend gewesen. Aber sie habe alles geduldig ertragen und andern durch ihre Klagen nicht lästig fallen wollen. „Die hauptsächlichen Sorgen waren immer die Angelegenheiten Ihrer Königlichen Hoheiten und nach diesen die unsrer Familie." „Die Unordnungen, die von Zeit zu Zeit in unsrer Familie vorkamen, die Leiden und die Unterdrückungen, von denen bald der eine, bald der andre zu leiden hatte, haben sie so berührt, daß ihre Konstitution davon immer gelitten hat." Dazu sei dann noch der Schmerz der Trennung von den Prinzessinnen gekommen, die sie mehr als sich selbst geliebt habe. „Die Königlichen Hoheiten haben Befehl gegeben und bestreiten die Kosten für ihr Begräbnis, welches übermorgen um Mitternacht ganz im Geheimen in Westminster stattfinden wird. Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzessin hat gewünscht, daß sie dort beigesetzt würde, damit, wenn Ihre Königl. Hoheit stürbe, sie beide nicht von einander entfernt wären. Ihre Königl. Hoheiten sind selbst sehr betrübt über den Verlust einer so treuen Dienerin."

Erst gegen den Frühling ging Ludwig wieder nach Wolfenbüttel zurück. Prinz und Prinzessin von Wales hatten ihre Gunst von der Schwester auf ihn übertragen. Nach der Thronbesteigung Georg II. trat er als Vizepräsident des Oberappellationsgerichts in Celle in den hannoverschen Justizdienst und ist dadurch bestimmend für die weiteren Geschicke der Familie Langwerth geworden.

Doch wir kehren zu Philipp Reinhards Kindern nach Eltville zurück. Henriette Caroline war das drittjüngste von neun Kindern. Die Söhne kamen früh von Haus. Die Schwester Johanna war 11 Jahre älter, von tiefem Gemüt und großer

Schönheit. Sie kam schon in der ersten Hälfte der 30er Jahre als Hofdame nach Stuttgart und heiratete 1736 den herzoglich württembergischen Oberschenken von Thun aus Schwedisch-Pommern, der, wie so viele Norddeutsche zur Zeit der Gräfin Grävenitz nach Württemberg gekommen war und Johanna dort hatte kennen lernen. Sie ist dann mit ihrem Mann, der nun den Titel eines Königlich schwedischen Landrats führte, auf dessen Güter in Pommern gezogen. Noch einige Male machte Johanna eine Badereise nach Schwalbach. Für das, was sich in der Familie weiterhin ereignete, fällt sie weg. Sie hing aber zeitlebens*) mit rührender Liebe an allen den Ihrigen und ihrer rheinischen Heimat.

Im Alter am nächsten waren Caroline die Schwestern Louise, die zwei Jahre älter und Franziska, die zwei Jahre jünger war. Auch Louise war hübsch. Ein scharfer Verstand zeichnete sie aus. „Vous savez qu'elle a bien de l'esprit," schreibt die Mutter, der sie doch keineswegs besonders nahe stand, an Reinhard. Daneben besaß Luise aber auch eine große Energie. Franziska war eine außerordentlich biedere Seele und eine echte Tochter ihres Vaters: offenherzig, liebevoll, aber stürmisch und unbesonnen. Sie gehörte zu den Naturen, die niemals fertig werden und einer Leitung bedürfen. An Caroline, der sie sich unterordnete, hing sie mit großer Liebe. Von der Mutter wurde Franziska etwas zurückgesetzt. In den späteren Jugendjahren konnte sie sich so wenig mit dieser vertragen, daß sie sich meist bei Geschwistern oder Verwandten aufhielt.

Anders war die jüngste Schwester Marianne geartet. Sie war ebenso wenig hübsch als Franziska, schlug aber auf die Mutter, war zurückhaltend und überlegt und nicht ohne einen gewissen Hang zur Intrigue. Der Familienstolz war bei ihr besonders ausgebildet. Sie war ein Liebling der Mutter und

*) Sie ist erst 1782 gestorben.

gewann allmählich einen bedeutenden Einfluß auf diese. Caroline ist sie wohl niemals näher getreten.

Die Vormünder sind auch für Carolinens Entwicklung fast ohne Bedeutung geblieben. Diese waren wieder ein Herr von Koppenstein (in Wiesbaden), den man statt des Regensburger Oheims gewählt hatte, und der genannte Reinhard von Gemmingen. Beide kamen eigentlich nur für die Lehnsangelegenheiten in Betracht. Christine behielt den Lehrer Bender, einen Theologen aus Straßburg, auch für die drei jüngeren Töchter und ist wohl dabei gefahren. Von dem Unterrichtsplan ist uns nichts bekannt. Die Töchter hatten z. B. auch Musikstunden. Vor allem aber lernten sie einen französischen Brief schreiben, was der vorhergehenden Generation selten möglich gewesen war. Schon von Carolinens Jugendbriefen ist der größere Teil französisch. Ihre französische Schrift ist wesentlich besser, als die deutsche, und das gleiche gilt von der Form der Briefe. Doch ist die französische Orthographie noch sehr mangelhaft: fehlerfrei wurde sie nie.

Die eigentliche Beaufsichtigung der Töchter blieb in den Händen der Mutter. Die Töchter mußten im Haushalt tüchtig zugreifen. Zeit zur Lektüre hatten sie kaum; und wenn man sich an Goethes Epistel über das Lesen erinnert, so wird man darüber nicht zu hart urteilen dürfen. Viel Vergnügen gab es auch nicht; man sah nicht viel Menschen in dem Eltviller Burghause. Dafür waren auch die Räume zu beschränkt. Am meisten Verkehr hatte man mit der Familie von Ritter (Ritter von Grünstein), die wenigstens einen Teil des Jahres ein ziemlich nahe gelegenes Haus in Eltville bewohnte*) und die übrige Zeit in Mainz lebte. Die Töchter haben sich zeitweise auch bei Frau von Ritter in Mainz aufgehalten und dort Tanzstunde gehabt. Sie waren frische einfache Mädchen voll Lebenslust und Humor, geistig und körperlich gesund. Alles dies gilt ganz

*) Das westliche der beiden Häuser, die jetzt dem Grafen Eltz gehören.

besonders von Caroline. Höchst selten hat ihr in ihrer früheren Kindheit etwas gefehlt. Außer den Kinderblattern habe sie niemals eine andre Krankheit gehabt, „als etliche Male einen geschwollenen Hals, welcher aber durch das Spritzen in etlichen Tagen wieder vergangen" sei, schreibt die Mutter von Caroline und nennt sie heiter, gutmütig, von kräftigem Charakter, liebenswürdig, häuslich und von wenig Ansprüchen.

Wenn übrigens das Leben in Eltville so außerordentlich still und einfach war, so lagen dem auch bald finanzielle Ursachen zugrunde. Die Mutter wollte allerdings die Stellung der Familie im Rheingau und am Mainzer Hof aufrechterhalten; aber sie wollte doch, davon abgesehen, alles irgend verfügbare Geld zur Ausbildung und für die Karriere der Söhne verwenden. Diese brauchten weit mehr als nötig gewesen wäre. Die Mutter aber war auch hier zu schwach, um steuern zu können. Kurz, das von dem Vater hinterlassene Kapitalvermögen ging allmählich drauf, und es mußten noch Schulden dazu gemacht werden.

Das erste geschichtliche Ereignis, das die Stille und Einförmigkeit des Eltviller Hauses unterbrach, war der polnische, Erbfolgekrieg. Im Jahr 1734 lagen allerdings einige Reichstruppen im Rheingau. Bei Algesheim, Geisenheim gegenüber, lagerte aber eine große französische Armee. Kempten, Weiler, Trechtlingshausen und Niederheimbach mußten 30000 fl. Brandschatzung zahlen. Der Parteigänger la Croix versammelte alle Schiffsleute der dortigen Gegend und zwang sie, seine Leute nachts zwischen Aßmannshausen und Lorch an's Land zu setzen. Aber die Lorcher und ein dort gelegenes Picket „Dessauer" Soldaten machen Lärm. Wahrscheinlich besetzte auch bei dieser Gelegenheit eine „Dessauer" Wache den Mäuseturm.*) La Croix

*) Daß der Mäuseturm 1734 von einer Dessauer Wache besetzt gewesen sei, berichtet Weidenbach in seinem Aufsatz über den Mäuseturm im Eltviller

wollte nun auf Aßmannshausen losgehen. Aber die Rheingauer Landwehr zog ihm entgegen. Die Franzosen konnten nicht durchdringen. La Croix persönlich entkam nach Bingen. Der größte Teil seiner Soldaten nahm verkehrter Weise den Rückweg über das Gebirg nach Nothgottes, wo sie sich Essen und Trinken geben ließen. Aber die Rheingauer unter ihrem Hauptmann Münch aus Rüdesheim überraschten sie im Speisesaal des Klosters und führten sie gefangen nach Mainz. Es war eine Tat, die der Gefangennahme der bei dem Schlangenbader Überfall Beteiligten an die Seite gestellt werden kann; und die Rolle, die die Rheingauer Landwehr damals noch gespielt hat, verdient bemerkt zu werden. Man sieht, daß die alte Wehrhaftigkeit des Landes Rheingau doch noch nicht ganz erstorben war. Die Eltviller Bürger rühmten sich, wie sie Eltville hinter ihren Mauern gegen die Franzosen verteidigen wollten. Aber die Nähe der Franzosen brachte doch alles in Erregung. Man wollte auch gewisse Nachricht haben, daß es 1735 auf die Belagerung von Mainz abgesehen sei. Es wurden dort von Reichs wegen energische Vorbereitungen getroffen.

Man kann sich denken, wie alle diese Dinge im Rheingau besprochen worden. Die hier ansässige Reichsritterschaft wurde wieder zu freiwilligen Beiträgen zur Befestigung von Mainz aufgefordert.

Auch das Schicksal des jüngsten Bruders Adolf Friedrich war in diesen Krieg verflochten. 1731 war er in sächsische Dienste getreten und stand bei dem Leibregiment zu Fuß. Am 4. Januar 1735 finden wir ihn in Eltville. Er bittet den Bruder Georg Reinhard, ihm doch möglichst bald zu schreiben. Denn er müsse als Kurier nach Muskau.*) Im April ist er

Amtsblatt vom Jahre 1857. Es könnte auffallend sein, daß gerade Dessauer hier her kamen. Die Sache erklärt sich aber leicht, wenn man an den alten Dessauer denkt. Möglicher Weise könnte auch ein preußisches Regiment gemeint sein, dessen Chef der alte Dessauer war.

*) Es ist doch wohl Moskau gemeint. Rußland stand im polnischen Erbfolgekrieg auf der Seite Sachsens und des Kaisers.

aber schon wieder in Bautzen. Er sei, sagt er, auf Postierung in Cristianstadt*) gewesen, jetzt aber wieder in Budissin (Bautzen). 8000 Mann Sachsen seien an den Rhein marschiert. Das Leibregiment, die Küraſſiere des Obersten Nassau, (?) die Dragoner des Obersten Leipziger und sein Regiment kämen nach Danzig.

Im Rheingau war man aber noch keineswegs sicher. Gegenüber am linken Ufer richteten die Franzosen noch fortwährend großen Schaden an. Am 28. Juni schreibt die Mutter an Georg Reinhard: Freund und Feind ruinierten viel. In Niedersaulheim lägen seit vier Wochen über 600 Franzosen. Des Furragierens wegen strichen sie bis an den Rhein. Von Bergen höre sie nichts, da niemand sich hinüber wage. Der ganze Rheingau sei jetzt mit deutschen Truppen besetzt: „Kavallerie und Infanterie." In Walluf liegt der Graf Hohenlohe mit einer Münsterschen Kompagnie, auf der Wiese gegen Schierstein zu eine Schwadron Pfälzer unter dem Grafen Limburg-Styrum; in Eltville der comte de la Mark**) mit etwa 300 Mann; in Erbach eine Kompagnie des Grafen von Höchting(?); zu Hattenheim auf der Rheinwiese unterhalb des Mannwerks zwei Schwadronen unter dem Grafen von Berlo.***) Von den letzteren berichtet Christine, sie hätten „alle gebrannten Stickel, Endblanken und andere Pfähl" in den Weinbergen ausgerissen und die Pferde in diese laufen lassen. Christine fuhr selbst nach Hattenheim und bat, bessere Ordnung zu halten. Trotzdem mußten die Hofleute die Weinberge hüten. Die Soldaten fällten nun alle Obstbäume, obgleich ihnen reichlich Holz geliefert wurde. Im Allgemeinen vertrug man sich aber doch Der Graf von der Marck machte einen Besuch bei Christine. Am 12. Juli

*) bei Sorau in der Niederlausitz.

**) Die Grafen von der Marck gehörten bekanntlich damals den Habsburgischen Niederlanden an.

***) Eine niederländische Familie die namentlich im Hochstift Lüttich und im Luxemburgischen begütert war und mehrfach im Kriegsdienste vorkommt.

lagen noch immer viele Truppen im Rheingau. Der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau*) steht in Östrich. In Eltville liegen noch immer die Grafen von der Marck und von der Lippe.

Carolinens drittem Bruder Louis bot der Prinz von Dessau nunmehr eine Stelle als Fähnrich („eine Fahne") an. Er wollte ihm alle seine Bücher schenken, schreibt er Reinhard, wenn er es bei der Mutter durchsetze, daß er das Anerbieten annehmen dürfe.

Vom Mittelrhein zog sich das Kriegswetter allmählich fort. Aber die Anhänger des Kaisers wurden dennoch enttäuscht. Im Jahre 1736 kam zu dem polnischen ein neuer Türkenkrieg hinzu und dieser nahm bekanntlich eine für den Kaiser ungünstige Wendung. Christine ist darüber sehr bekümmert. „Es kommen wunderliche Nachrichten aus Ungarn. Gott sei Dank, daß der Fritz nicht dabei!" Das sächsische Korps sei von den Türken geplündert, tausend arme Kranke elendig massacriert. Man spreche wunderlich von dem General von Seckendorf. Ihr armer Neffe Karl (von Gemmingen) liege krank in Nissa (Nisch?)

In diese Jahre fallen die ersten Briefe, die Caroline an den Bruder Reinhard (Georg Reinhard) schrieb. Sie hing mit besonderer Liebe an diesem Bruder, dem sie sprechend ähnlich sah, und der an Geist und Kenntnissen die anderen überragte. Reinhard war in diesen jüngeren Jahren ein heiterer, lebensfroher Mensch. Sein Humor erinnerte an den des Onkels in Regensburg. Allerdings fehlte ihm schon damals manches. Er dachte klar, aber in seinem Urteil lag häufig etwas sehr scharfes. Wenn er einen Gedanken oder ein Ziel ins Auge gefaßt hatte, so verfolgte er es rücksichtslos. Vor allem entbehrte Georg Reinhard eine männliche Hand, die ihn hätte leiten können. Die Selbstzucht hat ihm zeitlebens gefehlt. Aber bei seiner Gutmütigkeit konnte man ihm nicht böse sein. An Fleiß ließ er es nicht

*) Es ist wahrscheinlich der zweite Sohn des alten Dessauers Prinz Leopold Maximilian gemeint. Er war dem das preußische Hilfskorps kommandierenden General von Rödern zur Seite gestellt.

fehlen. Studium und Schreiben waren ihm eine Wonne. Dabei besaß er großen Tatendrang und eine produktive Phantasie. Sein Aussehen hatte etwas Auffallendes. Nach seinen Niederschriften zu urteilen, sprach er viel, und es fehlte dabei häufig die Überlegung. Alles in allem wird man aber sagen können, daß etwas Geniales in ihm lag. Wenn er im Leben nicht das erreichte, was er hätte erreichen können, so liegt das in seinem Entwicklungsgang. Daß zwischen Reinhard und Caroline, als diese heranwuchs, ein besondres Verständnis vorhanden war, ist sicherlich nicht zufällig.

Der erste uns erhaltene Brief Carolinens an den Bruder ist vom 16. Januar 1735. Es waren aber schon andere Briefe vorhergegangen. Die Schrift des dreizehnjährigen Mädchens ist noch sehr kindlich, und die Schreibweise der deutschen Briefe verrät den rheingauer Dialekt.

„Ich hätte," schreibt Caroline, „zwar dem lieben Bruder mit der vorhergehende(n) Post auf dein werthes Schreiben geantwort, weilen ich aber so geschäftig, so habe ich geglaubt, du wirst mir es verzeihen. Vor den Neujahrswunsch bin ich Dir sehr obligirt, reciprocire alles, was Du mir gewünscht und bitte, Du mögest alß for mich Deine gute sentiment und Brüderliche Liebe und Freundschaft — — conserviren. Die commissionen, die Du mir gegeben hast, habe ich Dir alle ausgericht." — — „Die Mama eilt. Darum will ich schließen und mich an Dein gütiges Andenken reccomendiren. Ich bitte, sie (Sie) möchten mir nächstens antworten und nicht faul seyn. Ich bin Deine getreue Schwester und Dienerin."

Die finanziellen Verhältnisse der Familie hatten sich inzwischen noch weiter verschlechtert. Von 1727—1737 hatte es kein Hauptweinjahr gegeben. Die Jahre 1730, 32 und 35 waren geradezu Mißjahre gewesen. Die Kosten für die Ausstattung und Abfindung der Johanna hatten aufgebracht werden müssen. Für die Toiletten der andern Töchter brauchte man, wenn sie am Mainzer Hof auftraten, auch Geld. An den Weinbergen sollte trotzdem nicht gespart werden, und es ist

gelegentlich von der „Flotte“ die Rede, die den Dung von Eltville von Hattenheim befördere. Im eigentlichen Haushalt wurde unter diesen Umständen oft in einer unglaublichen Weise gespart.

Wie sehr die Mutter unter diesem allen geistig und mit der Zeit auch körperlich litt, läßt sich denken. Leider kamen aber noch andere Dinge hinzu. Der älteste Sohn Philipp (Carl Philipp) war auf der Schule in Stuttgart, dann auf mehreren Universitäten gewesen und befand sich, als der Vater starb, auf Reisen in den Niederlanden. Schon als er noch auf der Schule in Stuttgart war, kamen von Seiten der dort lebenden Wallbrunnschen Verwandten Klagen über seine Aufführung. Jetzt erhielt er eine Hofstelle in Gotha, vermochte sich aber dort nicht zu halten und kehrte mißmutig nach Hause zurück. Er hielt sich, nachdem er 1735 majorenn geworden, zur Verwaltung der Güter für berechtigt. Das Familienherkommen hatte er für sich; aber die Mutter hielt ihn für ungeeignet für die Verwaltung und widersetzte sich seiner Absicht aufs entschiedenste. Der Sohn benahm sich bei diesen Differenzen wenig taktvoll. Er quälte Mutter und Geschwister und auch sein Benehmen gegen andere war oft recht insolent. Die Mutter verschaffte Philipp jetzt eine Stelle als Hof- und Kammerjunker in Durlach und damit wieder eine Tätigkeit.

Da Reinhards Karriere in Hannover sich um diese Zeit immer günstiger anließ, so wandten sich ihm nun alle Hoffnungen der Familie zu. Kur-Braunschweig, oder, wie man schon damals häufig sagte, Hannover war zu jener Zeit der Musterstaat des nordwestlichen Deutschlands. Sein Justiz- und Militärwesen übten in weiten Kreisen Anziehungskraft aus, und wir finden namentlich die protestantischen Reichsritter häufig in hannoverschen Diensten. Die Verbindung Hannovers mit England vermehrte dessen Nimbus und bildete eine Brücke zwischen Deutschland und England.

Auch die rheinischen Güter sollte er übernehmen. Wie er Carolinens Lieblingsbruder war, so wurde er jetzt auch der aus-

ſchließliche Berater der Mutter. Sie nennt ihn in ihren Briefen „père de famille.“ Reinhard bekam aber durch dies alles eine ſchiefe Stellung in der Familie, und er erhielt namentlich dieſe Stellung zu früh. Er war nicht ohne Eitelkeit, glaubte auch ſeinerſeits zu Großem berufen zu ſein und betrachtete die Familie lediglich als die Grundlage dafür. Die Jurisſprudenz jener Zeit übte einen erkältenden Einfluß auf ihn aus: er gewöhnte ſich, alles nur von der juriſtiſchen und verſtandesmäßigen Seite zu betrachten.

Der nächſte Brief Carolinens an Reinhard vom 20. Mai 1738 iſt franzöſiſch und lautet:

Monsieur et très cher frère!

Assurement, mon frère, je vous trouve bien poli de ce que vous me faites l'honneur de m'écrire deux foi sans que je vous répond. Conviéns aussi moi même que je merite une punition de mon silence. Mais si vous voulez bien me faire le plaisir de continuer la correspondance je promet de n'être plus si negligente à vous faire réponse, ni de laisser echapper aucune occasion sans vous témaigner comme bien je vous repent d'avoir manquer à mon devoir. Je souhaitrais vous pouvoir mander quelques agreables nouvelles d'ici, mais par malheur ce ne passe rien qui mérite votre attention, hormis que M'elle: de Frankenstein d'Oxstadt que vous connaissez epousra Mons. de Gimmenig, qui est bossu par derrière et devant. Je ne doute nullement qu'elle lui plantra bien le Boit (bois) et que ce ne sera pas sa faute s'il ne croit. Les perles que vous avez eû la bonté de faire venir d'Angleterre sont heureusement arrivées, elles sont perfaitement belles et ont trouvé beaucouq d'approbation; nous vous avons mille obligations de la peine que vous vous en êtes donné. — La Louise est apresent à Mayence, je lui enverrai au premier jour votre lettre; je vous prie de nous bientot faire savoir le prix des Perles. Madame de Ritter viendra aujourdhui ou demain. Excusez que je vous n' ecrit pas plus: la visite de quelque

Dames d'Elfeld m'oblige de finire. Mes assurances de respects à Mons. mon oncle. Adieu."

Um die Jahreswende kam Reinhard als Hof- und Kanzleirat nach der Stadt Hannover. Er erhielt jetzt einen Gehalt von 1000 Talern. Eine der Schwestern sollte nach Hannover kommen, um dem Bruder den Haushalt zu führen. Es ist von Louise die Rede; vor allem aber von Caroline. Diese wäre auch trotz ihrer Jugend gern nach Hannover gegangen. Doch hat sich der ganze Plan wieder zerschlagen.

Caroline an Reinhard.

Elfeld, den 8. April 1736.

„Wenn nicht gefördert, den lieben Bruder in seinem Geschäften, womit Er nun einige Zeit occupiret, zu verstöhren, hätt ich schon längst schriftlich aufgewartht und meine gratulation zu der neuen Charge abgelegt; indessen versichere, daß ich mich sonderbahr darüber erfreuet, und viel teil an seinem avancement genommen, und wenn es meinem Verlangen nach gieng, würde man bald aus dem Herrn Hofrath ein Geheimderath machen. Was die Mütze anbelanget, so werde ich nechstens mit einer aufwarthen; was aber den Fauteuil betrifft, so kann ich keinen verpassen, aber versichere den lieben Bruder, daß sich die Mama um einen umsiehet, sowohl auch als um andere Meubles. Wenn der transport nicht so theuer, so hätte sie schon eins und ander geschickt. Die Silbernen Dressen wird sie sich angelegen lassen seyn, es ist aber vor der Meß nichts zu thun. — — — Mit Lieder wollt ich gern dienen, es ist aber niemand hier, der die Noten versteht. Wenn ich ein wenig waß von der schwartze Kunst verstünde, so wolt ich eine kleine Reiß par l'air die Walpurgieß-Nacht antretten, um erstl. den lieben Bruder zu besuchen, und zum andern die melodie von meinen Liedern zu lernen (lehren); ich versichere, daß ich recht artige teutsche und frantzösische Airs habe. Es ist alles so still bei uns und in unsern Gegenden, daß ich nichts neues berichten kann. Der Fürst von Ussingen wird nunmehro bald auf Biebrich kommen.

Die Fürstin hat ein unglückliches Kind-Bett gehabt. Die Frl. von Stein ist den Wintter über zu Meintz gewesen, wie (ich) glaube, wird sie noch einige Zeit lang dableiben. — —"

Caroline an Reinhard.

Am 17. August 1739.

Mon très cher Frère!

Il m'aurais été bien plus agreable d'apprendre par votre lettre, que nous aurions cette Automme le plaisir de vous voir, que premierement en six ou sept mois car je crains qu' entre ci et ce tems il pourrait vous souvenir des affaires qui vous feront changer de sentiment. Vous vous trompez extrement de croire qu'on se passera facilement de vous ici, ayez meillieure opinion de vos amis d'Elfeld. Monsieur d' Hasberg*) que nous avons eu l'honneur de voir avant-hier chez nous a eu la bonté de se charger du bonnet de Marseille, il a dit qu'il le voulait garder pour lui, mais je n éspère pas, pue cela aye été tout de bon.

Toutes les fois qu'il se passera quelque chose dans nos contrées je ne manquerais point de vous en faire part. Pour cette foit il n'y a rien qui mérite d'être marqué. Les deux cadetes**) vous fonts bien des compliments et moi je suis semper idem." (!)

Allmählich machten sich auch die Zeitverhältnisse wieder fühlbar. So klagt die Mutter 1739, daß das Geld so sehr rar sei, und daß der Türkenkrieg es aus dem Lande ziehe.***) Als dann aber am 18. September 1739 der wenig rühmliche Friede von Belgrad zustande kam, meint sie doch, sie könne diesen Frieden nicht „admirieren." Wenn der Kaiser viele solche Progresse mache, so werde er bald sehr puissant sein.

---

*) Aus Hannover.

**) Die beiden jüngsten Schwestern.

***) Schreiben an Reinhard vom 3. Februar und 2. Mai 1739.

Mit dem Tode Kaiser Karls VI. kam eine neue Erregung in die Gemüter. Der Sohn Fritz rückte mit den Oesterreich diesmal feindlichen sächsischen Truppen in Böhmen ein, und die Mutter nahm den wärmsten Anteil an seinem Ergehen. Das verringerte aber nicht ihre Parteinahme für das alte Kaiserhaus. Die Briefe an Reinhard zeigen, wie sie dachte.

„Die lothringische und österreichische Familie sein sehr zu beklagen," schreibt sie.*) „Der König von Preußen ist ein böser Herr, gantz frantzösisch gesinnet, wie Cöllen und Bayern." „Wenn Eure (die kurhannoverschen) Truppen den Frantzosen entgegengehen, so gebt Acht, daß Euch die Preußen nicht in das Land fallen; denn Preußen ist genau mit Frankreich verbunden."

In dem Briefe vom 18. Dezember 1741 heißt es, der Fritz melde aus Prag, „daß er, Gott Lob, glücklich den Sturm (auf die Festung) passiert." In einem andern Briefe aus dieser Zeit schreibt sie dann aber nichtsdestoweniger: „Der König von Polen geht nicht juste um mit dem Großherzog; hätte der gute Hertzog (von Lothringen) keine oesterreichische Prinzeß, so hätte er sein Land noch."

Entscheidende Dinge bereiteten sich um diese Zeit in Carolinens Leben vor. Die Mainzer Hoffestlichkeiten spielen in dem Leben der Schwestern eine immer größere Rolle. Es erfolgten zu denselben regelmäßige Einladungen: der Kurfürst war bis 1743 Philipp Carl zu Eltz. Schon im Winter 1737 hatte die Mutter geschrieben, sie sei acht Tage in Mainz gewesen und in dieser Zeit dreimal an den Hof befohlen worden. Der Kurfürst fordete sie ausdrücklich auf, die damals erst 15jährige Caroline nach Mainz kommen zu lassen, um die Saison mitzumachen. Seitdem hatte auch Caroline die Hofbälle besucht. Geradezu hübsch konnte man sie nicht nennen. Ein in Nassau vorhandenes Bildchen Carolinens im Gesellschaftskleide stammt wahrscheinlich aus dieser Zeit und zeigt sehr charaktervolle Züge. Die Nase ist allerdings etwas zu groß und tritt etwas zu sehr hervor; aber grade hierin

*) Den 2 Oktober 1741.

erinnert das Bild in der auffallendsten Weise an Bilder ihres berühmten Sohnes. Caroline hatte sich auch schon früh gesellschaftliche Sicherheit angeeignet. Überstrahlt wurde sie aber von der Schwester Louise, die sich im Ritterschen Hause auch die französische Bildung der Zeit erworben hatte. Der Mutter wurde es in Mainz oft zu viel. Sie sei, schreibt sie schon in jenem Briefe von 1737 nach der Woche mit den drei Einladungen, nach Eltville geflohen und hätte es ihren drei Töchtern überlassen, das Dargebotene zu genießen.

Im Jahre 1740 hatte die Mutter die Absicht, Caroline als Hofdame nach Kassel zu bringen. Um die Weihnachtszeit dieses Jahres kam aber Reinhard auf längere Zeit aus Hannover zum Besuch und war dabei von einem Bekannten: dem hannoverschen Kammerjunker Franz Carl August von Löw begleitet.*) Reinhard hegte den Wunsch, eine Heirat zwischen ihm und der Lieblingsschwester Caroline zustande zu bringen und ist auf beiden Seiten dafür tätig gewesen. Schon im Februar 1741 muß eine Art Verlobung zu Stande gekommen sein. Louis meldet darüber in einem Briefe aus dieser Zeit, Löw habe ihm Mitteilung gemacht, daß er sich mit Caroline versprochen. Weitere Nachrichten fehlen aber aus dieser Zeit noch.

Franz Carl August Löw von Steinfurt war 1716 geboren. Sein Vater war August Heinrich Leopold von Löw, fürstlich nassauischer Hofmeister zu Hadamar. Die einzige Schwester Sophie Louise war mit dem Königl. preußischen Drosten von Haaren**) zu Reinerberg verheiratet. Franz Löw trat in hannoversche Dienste, dem im 18. Jahrhundert auch grade mehrere Glieder seiner Familie angehörten. Er war ein gutmütiger, solider und liebenswürdiger Mensch, dem von allen Seiten nur Lob erteilt wird. Dabei war er

---

*) Ganz sicher ist es nicht, daß Herr von Löw schon mit Reinhard kam, ich halte es aber für wahrscheinlich. Jedenfalls ist anzunehmen, daß er Reinhard damals in Eltville besucht hat, und daß er ohne Reinhards Anwesenheit nicht dorthin gekommen wäre.

**) Die Familie stammt aus den Ostseeprovinzen.

wohlhabend und gehörte der mittelrheinischen Reichsritterschaft an. Doch hatte er sich mit seinen Vettern inbetreff der Familiengüter noch nicht auseinandergesetzt. Diese lagen bei Friedberg. Für sich ins Auge gefaßt hatte Franz von Löw das Gut Florstadt, auf dem er auch ein neues Haus erbaute. Doch mochte er den hannoverschen Hofdienst nicht übereilt verlassen. Er wollte abwarten bis König Georg II. wieder nach Hannover komme, um sich von demselben persönlich zu verabschieden. Andererseits fand die Mutter die Caroline noch zu jung.

Erst am 27. Juni 1741 wird in einem Briefe der Mutter die Sache erwähnt. Diese Heirat schreibt sie, lasse sie sich sehr wohl gefallen, besonders da Herr von Löw zur Ritterschaft gehöre und aus guter Familie sei.

Am 9. Oktober 1741 schreibt Louis an Reinhard über die „Ausfertigung" der Caroline. Am 26. Oktober erwähnt er, daß Caroline dem Löw einen Ring „für den seinigen" zu schenken beabsichtige. Am 28. Dezember schreibt die Mutter: „Herr von Löw hat meine völlige Approbation, es ist ein solider und ehrlicher Cavalier, wir werden gute Freunde werden." Sie nennt ihn jetzt „unseren Löw". Im Januar 1742 ging die Mutter mit Caroline nicht lange vor der Krönung des zum Kaiser designierten Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern nach Frankfurt zur Tante Catharina Gemmingen. Sie hegte den Wunsch, bei dieser Gelegenheit den Kurfürsten von Mainz über die Berger Sachen zu sprechen. Morgen ziehe der Kaiser ein, schreibt sie am 30. Januar*), doch wolle sie die Krönung nicht abwarten; alles in der Stadt sei durcheinander und die Leute unruhig. Sie blieb aber doch noch und muß noch verschiedene Gesellschaften mitgemacht haben. Sie sah unter andern den Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach, der das Jahr darauf Kurfürst von Bayern wurde, von dem sie aber nichts Gutes erwartet. „Ich habe meine Tage keine so widerwärtige Physiognomie (ge-

*) an Reinhard.

sehen), hingegen die beiden Pfälzischen Prinzessinnen charmant und gnädig."

Zu den Personen, die die Langwerthschen Damen damals in Frankfurt sahen, muß auch der junge Karl Philipp vom Stein gehört haben, der sich als Kammerherr des Kurfürsten von Mainz gelegentlich der Krönung damals dort aufhielt*). Auch zu dieser ließ die Mutter sich schließlich halten. Sie sitze zu ihrem Verdruß noch immer in Frankfurt, heißt es in einem Briefe vom 10. Februar 1742. Die Krönung werde von einem Tage zum andern aufgeschoben. Übermorgen solle sie aber unfehlbar stattfinden. Der Kaiser sei nicht guten Mutes.

Natürlich waren diese Tage für Caroline höchst unterrichtend und bildend. Für den neuen Kaiser wird aber auch sie sich schwerlich erwärmt haben. Die Mutter sah nur eine Kreatur Frankreichs in ihm. Sie empfand es bitter, daß die Ritterschaften ihm eine Summe vom 300 000 Gulden bewilligten und bemerkte später ziemlich scharf, daß sie einen teuren Kostgänger an ihm hätten.

Zu Carolinens Hochzeit kam es im Jahre 1742 noch nicht. Es bestand damals der Plan, daß König Georg II. sich zur Armee nach Brabant begeben solle, und man fürchtete, daß Löw ihn begleiten müsse. In Christinens Briefen ist wieder viel vom Krieg die Rede. In einem vom 23. August 1742 an Georg Reinhard heißt es: „Der General Seckendorf ist nach Bayern, das Corps daselbst zu commandieren, hat plain pouvoir zu thun, was ihm gut däucht. Ich sehe aber schon voraus, daß ihn Graf Khevenhöller zurückjagen wird."

Die Mutter an Reinhard.

Den 1. Spt. 1742.

„Mich erfreuet von Hertzen, daß Ihre Majesté, Dein König, mit einer großen Macht gegen ihre Feinde ziehen werden. Gott wolle aber dero hohe Person in seinen allmächtigen Schutz nehmen.

*) Siehe unten!

Hier wart man alle Stundt auf die Übergab von Prag. Der Herr wolle Oesterreich Segen und Sieg geben!"

Den 4. Sept. 1742.

„Mir ist immer bang und jedermann, die Franzosen würden wieder bald Quartier bei uns machen, denn in Böhmen können sie (es) nicht. Prag wird bald über sein."

Im April 1742 war Reinhard wieder in Eltville gewesen. Bald nach seiner Rückkehr nach Hannover verlobte er sich mit Melusine Sophie, der Tochter des hannoverschen Generals der Infanterie von Campen auf Poggenhagen. Die beiden jüngeren Brüder Louis und Fritz traten jetzt ihren Anteil an den Familiengütern gegen eine Entschädigung an Reinhard ab. Da die Braut ihm erhebliches Vermögen zubrachte und noch mehr zu erwarten hatte, so erschien Reinhard jetzt in jeder Hinsicht als geeignet für die Konservierung der Familiengüter. Die Brüder sind dieser Familienverträge wegen nach Hannover gereist.

Am 27. Juli 1742 fand Reinhards Hochzeit statt. Die Mutter hatte gern anwesend sein wollen, mußte aber ihrer Kränklichkeit wegen auf die Reise verzichten. Die ganze Familie war hocherfreut. Man hielt den Reinhard in jeder Hinsicht für geborgen.

Herr von Löw hielt sich den Sommer in Florstadt auf. Wenn der König nicht (nach) Hannover) komme, schreibt die Mutter*), und der Löw in Florstand bleiben könne, würde er die Caroline im Mai des nächsten Jahres abholen können. Reinhard möge aber hierauf nicht antworten, denn es betrübe die Caroline, wenn es scheine, als ob man sie möglichst bald aus dem Hause haben wolle. „Ich habe sie recht lieb, sie ist den ganzen Tag mit Arbeiten und Nehen occupiret."

Es bestand die Absicht, daß Herr und Frau von Löw nach der Heirat eine der andern Schwestern mit sich nehmen sollten.

*) Schreiben vom 14. September 1742.

Man hatte anfangs Louise oder Marianne im Auge. Da aber Caroline die Franziska vorzog, so wurde schließlich bestimmt, daß diese mitgehen sollte.

Louise, befand sich jetzt seit $1^1/_2$ Jahren bei Frau von Ritter in Mainz. Dem mütterlichen Hause wurde sie dadurch etwas entfremdet. Zu ihrer französischen Bildung kam ein kaustischer Witz nach Voltairscher Art. Im Oktober finden wir Louise wieder in Eltville. Aber sie ist krank, leidet an Kopfschmerzen und Husten. Am Ende des Monats hat sich ihr Zustand gebessert. Aber sie sei sehr übel gewesen, heißt es, und klage noch über die Brust. Um diese Zeit war in Eltville ein wahres Lazareth. Auch die „Franz" (Franziska) war krank gewesen. Caroline hat, wie im vergangenen Frühjahr das Fieber und liegt zu Bett. Die Mutter fürchtete, daß das in der Herbstzeit nicht so bald vorübergehen werde. Auch sie selbst ist fortwährend elend. In der zweiten Hälfte des November ist Caroline indessen wieder so wohl, daß sie der dringenden Aufforderung der Frau von Ritter folgen und nun ihrerseits nach Mainz gehen kann. Dort aber ist sie wieder krank geworden. Der Doktor wisse nicht, was ihr Übel sei, schreibt die Mutter am 19. November 1742; einige meinten, es sei ein schleichendes Fieber. Am Schluß des Briefes wird hinzugefügt, eben komme die Nachricht, daß sich Caroline noch garnicht gut befinde. Sie sei sehr in Sorge; Reinhard möge aber nichts davon in Hannover sagen und Caroline nur erfreuliches schreiben.

Anfang Dezember sind die übrigen Schwestern wieder wohl. Aber Caroline ist noch immer elend. Auch die Mutter ist noch krank: sie nennt ihr eigenes Leiden ein Catarrhalfieber.

Carolinens Bräutigam kam während ihrer Krankheit zweimal aus der Wetterau herüber, mußte dann aber nach Hannover.

Am Weihnachtstage 1742 scheint auch Caroline besser zu sein. Die Mutter hatte nun Louise die Erlaubnis erteilen müssen, nach Mainz zurückzukehren. Aber sie schreibt recht bekümmert, das Fieber habe sie selbst so gequält, als wenn sie mit Ketten gebunden wäre.

Die vielen Ausgaben des Fritz bereiteten ihr neue, schwere Sorgen. Sie habe nie eine unnötige Ausgabe gemacht, sagt sie. Sie wünsche etliche Stücke Wein zu verkaufen und werde auch wohl die Gelder aus der Erbschaft des Vaters angreifen müssen: „Ich werde allezeit zeigen, daß Ihr eine treue Mutter an mir habt."

Ein Brief vom 23. Februar 1743 zeigt aber wieder ein ganz anderes Bild. Die Louise, sagt die Mutter, könne den Husten noch nicht los werden, aber sie sei in Mainz und divertiere sich auf dem Maskenball. Die andern Geschwister seien in Elfeld und bedauerten, nicht davon profitiren zu können. Hier sind die beiden jüngsten Schwestern: die 19jährige Franziska und die 18jährige Marianne gemeint. Letztere hatte sich bis dahin längere Zeit bei der Tante Stein in Nassau aufgehalten. Der Bruder Louis war dagegen um diese Zeit vorübergehend in Eltville und besuchte ebenfalls jenen Mainzer Maskenball.

Die Mutter hatte die Freude, daß jetzt wenigstens wegen des adligen Bürgermeisteramts zu Schornsheim und Niedersaulheim eine Verständigung zwischen Reinhard und dem ältesten Bruder zustande kam. „Zanken hasse ich", schreibt sie, „ist sündlich, nicht für ehrliche Leute, viel weniger Cavaliers." Leider bestand aber jetzt eine erhebliche Differenz wegen Carolinens Aussteuer, und mag dies zu deren Unwohlsein wesentlich beigetragen haben. Johanna hätte seinerzeit gegen die verhältnismäßig hohe Abfindungssumme von 3000 Gulden auf alle Ansprüche, die sie möglicherweise machen könne, verzichtet.*) Reinhard, in dessen Händen diese Verhandlungen lagen, wünscht, daß so auch Caroline nicht nur auf das Väterliche und Mütterliche, sondern auch auf alle etwaigen anderen Anfälle und Forderungen

*) Diejenigen, welche eine solche Summe als zu niedrig erscheint, verweise ich darauf, daß in dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hause das Heiratsgut der Töchter in nur 20000 Gulden bestand. Vergleiche darüber Eleonore von Bojanowski: Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar. Das Heiratsgut des niederen Adels in den Gegenden des Mittelrheins betrug gewöhnlich 2000 Gulden.

verzichten solle. Der Bruder Louis, den sich Caroline zum rechtlichen Beistand erwählt hatte, findet dies aber „inept"; es handelte sich außer der Erbschaft des Regensburger Onkels namentlich um das verkaufte Schiersteiner Gütchen der Tanten und daneben um ein Gemmingen'sches Legat.

Die Mutter nahm eine vermittelnde Stellung ein, neigte aber doch mehr zur Tochter. Mit der Johanna sei es etwas ganz anderes gewesen; denn diese habe in ein fernes, fremdes Land geheiratet, während Herr von Löw ein guter Freund und Nachbar sei.

Caroline wollte auf die Erbschaft des Onkels verzichten, bestand aber auf den andern Forderungen mit um so größerer Bestimmtheit, als die, das Heiratsgut ausmachenden 3000 fl. vorläufig noch nicht ausbezahlt, sondern nur verzinst werden sollten. Reinhard behandelte die Sache wieder ganz juristisch und theoretisch und machte deshalb den Fehler, daß er auch auf Nebenpunkten mit Hartnäckigkeit bestand. Schon die rein juristischen Gründe verletzten aber Caroline, und es ist unter den Geschwistern das Wort gefallen, es sei, als wenn Reinhard in Hannover mit lauter schlechten Leuten verkehrt habe.

Schlimmer aber noch war es, daß er Caroline vorhielt, wie durch ihn die Verlobung zustande gekommen sei. Sie antwortete darauf*) unter dem 12. März 1743:

Monsieur et tres cher frère!

Der liebe Bruder wird von unserm lieben Löw erfahren haben, daß ich mich wegen der Renunciation und Ehestiftung Raths bey dem Bruder Louis erhollet, worzu mich dann nicht allein das Vertrauen, das in Ihn gesetzt, beweget, sondern auch als eine gehorsame Pupille for meine Schuldigkeit gehalten.

*) Ich habe geschwankt, ob ich diesen Brief abdrucken lassen sollte; glaubte es aber tun zu sollen, da grade dieser Brief so sehr charakteristisch für Caroline ist.

Was der Bruder End seines Schreibens setzet hat mich auf gewisse Arth, absonderlich da es schon so oft hören müssen, ein wenig choquiert; ich zweifle nicht, daß Du Dich jederzeit beflissen hast, nicht allein dem Löw, auch mehreren eine gute idée von mir beyzubringen, denn ich glaube, daß Du gegen mich, so wie ich gegen den Bruder gesinnet, welches dann in einer herzlichen Liebe besteht. Dieses dann all mag den Löw wol vielleicht bewegt haben, sich ehender vor mich zu deklarieren, als es sonst nicht geschehen. Doch aber glaube auch, daß dem Bruder mehr mit angeholfen als mir, denn Du ohne Widerspruch lieber Deine Schwestern verheyrath seheſt, alß sie selbst wünschen, das ich auch nicht übel nehme." Sie habe den Löw lieber als hundert Bräute ihren Bräutigam, aber es würde ihr leid sein, wenn er ihr gekuppelt wäre. — „Die Ehe seynd im Himmel gemacht, und ist des Bruders seine noch ein lebendig exemple. Wer hätte sich das jeh=mahls vorgestellet? Was aber seyn soll, schickt sich wohl."

So verbitterte sich der Streit immer mehr. Da sie auch nicht genug Unterstützung bei der Mutter fand, so reiste Caroline sie eines Tages auf eigene Hand zur Taute nach Frankfurt.

Reinhard möge es der Caroline nicht zu schwer machen, schreibt aber nun doch die Mutter, „Sie ist nicht interessieret." „Ich habe so viel for Dich gethan, in allen Dingen Deinem Begehren willfahrt; also quäle mir zur recompense die arme kranke Caroline nicht." Marianne ist noch immer in Nassau, Louise in Mainz: Ostern aber kam Louise „über die Feiertage zur Andacht" nach Eltville, und die Mutter hoffte, daß sie nun nicht wieder nach Mainz zurückginge. Die Louise habe es den ganzen Winter auf der Brust gehabt. „Ich bin so niedergeschlagen, daß ich mir nicht zu helfen weiß, ich habe niemanden auf der Welt, der sich meiner annimmt."

Reinhard erwarb um diese Zeit durch die Gnade Georgs II. das Lehngut Wichtringhausen im Calenbergischen. Er sähe gern, sollte der König gesagt haben, daß sich von den immediaten Cavalieren welche in seinem Lande etablierten. Ich möchte an=

nehmen, daß er sich zunächst dem Neffen der verstorbenen Oberhofmeisterin und ihrem Bruder freundlich erweisen wollte. Doch wird sich auch der Einfluß der Familie Campen geltend gemacht haben. Wie wichtig die Erwerbung eines Ritter-Gutes für Reinhards Stellung in Hannover war, bedarf keiner Worte. Die Schwiegereltern vor allem legten den größten Wert darauf, daß Georg Reinhard zur Ritterschaft gehöre. Dessen Befriedigung war jetzt groß; aber die Mutter warnt: solche Sachen würden gewöhnlich überschätzt, und sie fürchte, daß Reinhard sich zu hart angreife. Durch den Einfluß der Campenschen Familie erhielt Reinhard im gleichen Jahre 1743, auch noch die landschaftliche Wahlstelle eines Oberappellationsrats in Celle. Und darüber war man natürlich auch wieder in Eltville hoch erfreut.

Am 12. April 1743 bittet die Mutter wieder, daß Reinhard für Caroline sorge, damit sie dies „Gebrummel" los werde. Im Rheingau, erzählt sie bei dieser Gelegenheit, würden die alliierten Truppen stündlich erwartet. Alles schlage auf, Stroh, Futter, Heu und alles Fuhrwerk. Im Vertrauen sage sie ihm ins Ohr, daß sie die Louise mit vieler Mühe von Mainz habe abholen müssen; ein junger Bettendorf sei in sie verliebt. Es handle sich um Religion mithin um Seele und Reputation der Familie. Reinhard möge Louise zu sich einladen und ihr einen Tag angeben, wo er sie von Cassel abholen könne. Er könne sich denken, daß viele Familien in Mainz zu dieser Sache hülfen.

Am 22. ist Caroline wieder in Frankfurt. Sie treibe stark und in empfindlicher Weise auf ihr Geld, schreibt jetzt die Mutter, und wolle sich in Betreff der Renunziation nicht ihrem Wunsche fügen: sie müsse aufgestachelt sein. Die letzte Bemerkung kann sich wohl nur auf Louis beziehen. Dieser schreibt an Reinhard: er mache zu viel Aufhebens wegen Sachen, die für die vier Schwestern keine 3000 fl. betrügen. Reinhard aber blieb bei der Ansicht, daß er hier das Prinzip durchfechten müsse, damit nicht bei jeder der andern Schwestern der Streit von neuem angehe.

Am 27. April kann die Mutter endlich melden, daß es der Caroline wieder besser zu gehen anfange; aber auch am 21. Mai

ist sie noch nicht wirklich wieder hergestellt und „sieht sehr mager“ aus.

Reinhard hatte gedroht, Caroline nicht mehr sehen zu wollen. Aber die Mutter hält ihm vor, daß er den kleinen Eifer der Caroline nicht so hoch anrechnen dürfe. Es sei nicht schön, wenn Geschwister mit einander zankten: namentlich wenn sie sich früher so lieb gehabt hätten.

Mittlerweile waren wieder zwei Bataillone der Verbündeten ins Rheingau eingerückt. Die Teurung wurde groß. Man hatte anfangs wohl gehofft, Wein an die Truppen verkaufen zu können: aber die Offiziere tranken keinen teuren Wein und die Musketiere nur Bier. „Auch ziehn sich die Frantzosen über den Rhein zusammen.“ „Man fürchtet stark, daß sie fourragiren. Nieder-Saulheim hat auch 400 Frantzosen bekommen.“*) Ihr Bruder, der Oberst von Gemmingen, habe aber viel mit Quartiermachen zu tun, so daß sie ihn noch nicht gesehen. Er erwarte sein Patent als Generalmajor. Sein Sohn liege zu Hallgarten. Aus den Zeitungen ersehe sie, „daß der König (Georg II.) noch nicht kommen ist. Nun muß das Haus Oesterreich mit Macht den Krieg poussieren. Die Bayern haben wieder eine Schlappe bekommen. Die Frantzosen sein gewichen und haben die Bayern verlassen. Man sagt, Seckendorf habe um seinen Abschied gebeten.“

Den 19. Mai 1743.

„Neues weiß nichts, als daß am 10. bei Braunau eine Action soll gewesen sein zwischen den Oesterreichern und Bayerischen, wobei die Bayern und Frantzosen 5800 Mann eingebüßt haben. Die Generale Minutzi, Gabrieli und Preissing verwundt und gefangen; auch etliche derer schon tot. Dieses hat ein Obristleutnant von dem Durlachschen Kreisregiment von Augsburg einberichtet.“

Den 21. Mai 1743.

„Die Soldaten liegen noch still. Es wird wohl alles auf die Ankunft Ihrer Majesté ankommen.“ „Die hannövrischen

*) An Reinhard, den 18. Mai 1743.

und englischen Truppen stehen bei Frankfurt und in der Wetterau."

Der König zog jetzt heran, um mit den Oesterreichern vereint am Main einen entscheidenden Schlag gegen die Franzosen zu führen.

Am 9. Juni berichtet die Mutter, ihr Bruder habe ihr aus seinem Standquartier bei Höchst die Pferde geschickt, um sie und ihre Töchter, da er selbst nicht abkommen könne, in's Lager kommen zu lassen. Außer ihrem Bruder und dessen Sohn Siegmund befand sich auch ihres ältesten Bruders Sohn, der wie dieser Reinhard hieß und jetzt Major war, bei der Armee. Die Mutter erwähnt, daß ihr und ihren Töchtern zu Ehren eine Musikkapelle vor der Wohnung gespielt habe. Sie speisten bei dem General Diemar, den die Mutter ihren alten guten Freund nennt. Anwesend waren Lord Stair und noch mehrere Generäle und Lords, „mon frère, les deux neveux, enfin la famille de Gemmingen et Langwert." Der Neffe Siegmund, der sich damals für Franziska interessierte, begleitete die Damen hin und zurück. Die Armee beabsichtigte, eine Stunde unterhalb Höchst über den Main zu gehen und die Franzosen, die fünf Stunden davon im Darmstädtischen stehen, anzugreifen. Die Mutter meint, es sei vielleicht schon am 8. geschehen. „Gott wolle Sieg und Glück geben, daß unsre Alliierte den verdammten Franzosen auf die Köpfe tretten. Wenn Dein König und der Prinz (Herzog) von Cumberland da ist, gehen wir noch einmal zu meinem Bruder."

Am 27. Juni erfolgt in der Tat die siegreiche Schlacht bei Dettingen. Der Vetter Reinhard zeichnete sich dabei aus und nahm einen so hervorragenden Anteil an der Schlacht, daß der König ihm durch Verleihung eines hannoverschen Regiments in seine Dienste ziehen wollte, Reinhard lehnte es ab, wurde aber nun vom Kaiser zum Oberstleutnant befördert. „Der Onkel", schreibt die Mutter am 6. Juli, „wird Dir vermutlich die Battaille gemeldet haben. Mein armer Schelm, neveu Siegmund, ist blessiert, weiß aber nicht, ob gefähr-

lich. Die Franzosen haben sehr viele Leute verloren. Ich werde von einem Offizier, welcher zugegen war, die ganze Liste bekommen, welche dann communicieren werde. Sie (die Franzosen) rücken herunter bis Ingelheim und unsere Leute bis Biebrich. Man glaubt, der König werde bald zu Höchst Quartier nehmen."

Es hatten sich zu jener Zeit auch viele Hannoveraner vom Zivil ins Lager oder doch in die angrenzenden Gegenden des Mittelrheins begeben. Vermutlich befand sich darunter Ludwig von Gemmingen, den wir später in Heilbronn finden, und er ist unter dem Onkel gemeint, der nach Hannover Nachricht von der Schlacht gegeben haben werde.

In dieser ernsten Zeit rückte Carolinens Heirat immer näher heran. Herr von Löw kam vorher noch einmal. Unter seiner Einwirkung kam Carolinens Abfindung und Renunciation jetzt in Ordnung. Es wurde ein Mittelweg gewählt; und man erhält doch den Eindruck, daß Caroline zu leidenschaftlich gewesen war. Alles, was ihr früher von Onkel und Tanten zugefallen, sollte ihr ohne Collationspflicht verbleiben. Sie verzichtete aber auf alles, was ihr in der Zukunft, von dem Falle eines Testaments abgesehen, zufallen würde. Sie erhielt von dem Schiersteiner Gut und der in Frage kommenden Erbschaft der Tanten eine bestimmte Summe noch neben der Mitgift.*) Er wolle lieber garnichts haben, sagte Löw, „als zanken und die alte amitié mit der Mutter brechen."

Die Hochzeit sollte klein sein. Aber die Mutter ladet Reinhard und Frau aufs wärmste zu derselben ein: „bei schönem Wetter reise man ja von Hannover nur 3 Tage und nicht einmal." Platz werde ja im Hause sein, und die Mutter wolle auch gern ihr Zimmer Reinhard und Frau einräumen. Im Falle der Not könne man aber auch das Rantzau'sche und Ritter'sche Haus zu Hülfe nehmen und die Schwestern dort einlogieren.

*) Nach einer, vom 4. November 1759 von Caroline ausgestellten Quittung ist ihr von beiden Posten zusammen ein Anteil von weiteren 3000 fl. zugesichert worden.

Reinhard wollte aber zum großen Leidwesen der Mutter nicht kommen.

Am 23. Juli fand die Hochzeit statt. Sie sei still und vergnügt gewesen, schreibt die Mutter. Man fuhr im Wagen nach Schierstein, wo die Trauung in der Kirche stattfand.*) Auf dem Rückweg wurde das junge Paar bei dem Eltviller Stadttor festlich begrüßt.

Die Mutter an Reinhard.

Den 14. Sept. 1743.

„Wie unsre Caroline sich hat trauen lassen, haben sie (die Elfelder) bei unsrer retour die Katzenköpf im Stadtgraben gestellet und so stark gefeuert, daß die Pferde fast sind scheu geworden. Sie haben in der Tat die Caroline sehr distinguiret, Boukets und Citronen**) der Fräulein Braut offeriret, enfin alles sehr schön gemacht."

Die nächsten Tage nach der Hochzeit blieb das junge Paar ruhig in Eltville. Am 28. Juli reiste es nach Schlangenbad, wo Herr von Löw baden und Brunnen trinken sollte. Er wollte dann mit seiner jungen Frau auf kurze Zeit nach Steinfurt zu den Verwandten gehen und sie darauf in Hannover vorstellen. Louise und Franziska wurden nach Schlangenbad mitgenommen; letztere sollte dann mit nach Steinfurt und Hannover gehen. Louise aber, schreibt die Mutter, die sehr abnehme, komme zurück. Reinhard möge keine anzüglichen Worte an Caroline und deren Schwestern wegen der abgemachten Renunciation

*) Im Schiersteiner Kirchenbuch heißt es: „Anno 1743 den 23. July wurde der Reichsfreiherr Franz Carl August von Löw von Steinfurt zu Florstadt mit Fräulein Henriette Caroline Langwerth von Simmern von Elfeld dahier priesterlich getraut."

**) Die Sitte, bei der Hochzeit Citronen zu überreichen, hat sich hie und da in Deutschland noch erhalten. Im Rheingau werden noch heute beim Herbstschluß mit Rosmarin besteckte Citronen von den Leserinnen der Herrschaft überreicht.

schreiben. Das Los der Töchter sei ja doch ein schweres und es sei allemal hart, wenn man des Vaters Haus verlassen müsse: sie spreche aus Erfahrung. Übrigens habe sie wohl gedacht, daß die Sache ein gutes Ende nehmen müsse: „Die Caroline ist gut, und Herr von Löw der ehrlichste, complaisanteste Mann." Man dürfe das junge Paar nicht chagrinieren.

Am 17. August ist dasselbe mit Franziska nach Steinfurt abgereist und Louise in Eltville wieder zurück. Auch Marianne, die seit dem Frühling von Nassau zurückgekommen war, und diese Zeit her bei der Mutter hausgehalten hatte, war jetzt dort; außerdem auch die Frau des Obersten von Gemmingen und deren Tochter, verheiratete von Weiler, die sich beide in Eltville aufhielten, um ihre Männer, wenn sie in die Nähe kämen, zu sehen.

Der Aufenthalt des jungen Löwschen Ehepaares in der Wetterau dauerte ziemlich lange. Löw wurde zum Ritterat gewählt, wollte die Stelle aber anfangs nicht akzeptieren. Caroline sei, sagt die Mutter, gut versorgt und „hat auch das beste Gemüt, so zu finden." Sie habe bei der letzten Friedberger Konferenz (dem mittelrheinischen Rittertag) viel Besuche gehabt und sei immer bei gutem Humor. Reinhard werde sie nun auch in Hannover sehen; „die alte Freundschaft wird bei dem Anblick erwachen und versichere Dich, daß es Dir von Hertzen wird angenehm sein."

Der Krieg hatte inzwischen seinen Fortgang genommen. Die Armee, schreibt Christine am 21. August 1743, sei gegen Speyer maschiert. Prinz Karl von Lothringen habe allerdings den Rhein bei Breisach noch nicht passiert; aber es würden nun auch wohl 15 000 Holländer bei der Armee sein. „Gott gebe den Alligierten Stärke, daß sie die Frantzosen for ewig aus allen deutschen Provinzen jagen mögen. Es wird aber noch viel Blut kosten."

Der größte Teil des Briefes ist wieder von Mitteilungen über den Krieg erfüllt. Neben den oesterreichischen haben am Mittelrhein auch englische Truppen gelegen, über deren Auf-

führung Christine klagt. Aber eigentlich gelitten hatten die Rheingauer nicht.*) Der Herzog von Arenberg und viele Offiziere seien ihre guten Freunde. „Mein Bruder hat viel Sorg vor den Rheingau getragen; wir haben auch die Herzogin von Aremberg hier gesehen; es muß eine schöne Frau zu ihrer Zeit gewehsen sein. Sie ist es noch. Elle a de l'esprit et tout à fait les manières françaises, quoique de naissance Italienne." Milord Stair habe seine Demission eingereicht; der König habe gesagt, dies sei nicht genug, er müsse auch von allem Rechenschaft ablegen. Stair habe aber darauf geantwortet, er werde dies vor dem Parlament und nicht vor dem Könige tun. Dieser werde gewiß froh sein, daß Stair quittiere. „Celon le discour des Anglais ils n'aiment par le Roy."

„Prinz Carl von Lothringen ist auf dem halben Rhein auf einer Insul. Bey deren Einnahme hat er 500 Mann verloren. Unser Armee marschiert hinauf, der König auch. Es wird Köpf kosten, im Elsaß einzudringen; ich bitte Gott, daß er denen Alligierten kräftig beystehn möge, damit sie die Frantzosen aus unserm teutschen Land jagen."

Trotz des Krieges war das Leben noch das alte. In Mainz ist ein Maskenball, zu dem die Mutter und ihre Töchter eingeladen sind. Sie gehen nicht hin; aber die Mutter meint, so brillante Dinge könne ihr Reinhard nicht aus Hannover berichten. Man erwartete in Eltville den Kurfürsten von Cöln**) vorbeifahren zu sehen. „Die Elfelder haben ihre Stück und Katzenköpf am Rein geflanzt, auch die Landmiliz, um ihn aller Orten im Ringau mit besonderer Distingtion zu empfangen." Ihm zu Ehren solle dann in Mainz jener Maskenball gegeben werden.

---

*) In Eltville lagen jetzt gar keine Truppen; dagegen in Walluf Engländer. Unter ihnen grassierte die rote Ruhr und steckte viele der dortigen Bürger an.

**) Clemens August von Bayern, der von 1722—61 in Cöln regierte. Vergl. das Lebensbild Gottfrieds.

Auch von der Familie Stein ist einmal hier die Rede. Die Schwägerin von Gemmingen hatte sich, als die kaiserlichen Truppen von den oesterreichischen Niederlanden an den Rhein marschierten, längere Zeit mit ihrer Tochter in Nassau aufgehalten, und es waren auch die verwandtschaftlichen Bande zwischen der Familie Stein und den bei der Armee stehenden Vettern Gemmingen fester geknüpft worden. Die Tochter der Frau vom Stein (Augusta Sophia) hat sich damals mit dem oben genannten jüngeren Reinhard von Gemmingen verlobt, der auch durch den Krieg nach Nassau gekommen war. Die Hochzeit sollte stattfinden, sobald die Campagne beendet sei. Frau von Stein reiste zur Messe nach Frankfurt, wo Kleider für die Hochzeit gekauft wurden.

Erst im Oktober wurde die beabsichtigte Reise des Löwschen Ehepaares nach Hannover ausgeführt. Am 30. November trägt die Mutter Reinhard viele Komplimente an Herrn und Frau von Löw auf. Sie wünscht „in der Stille gesagt," daß Herr von Löw noch nicht abgehen möge. Es scheint jedoch nicht, daß Franziska mitreiste.

Caroline gefiel in den Kreisen der hannoverschen Verwandten ihres Mannes sehr. Sie hat die Zeit in Hannover übrigens auch benutzt, um den damals berühmten königlichen Leibarzt und Hofrat Paul Gottlieb Werlhof zu konsultieren, an den sie sich auch noch später um Rat gewandt hat. Ihrem Bruder Georg Reinhard scheint sie zunächst in herzlicher Weise entgegengekommen zu sein. Carolinens Gegenwart, schreibt die Mutter, werde Reinhard gewiß viel Freude gemacht haben. Das Verhältnis zu seiner Frau und zu der alten Generalin von Campen gestaltete sich günstig. Reinhard war dagegen noch etwas zurückhaltend. Sein theoretischer Eigensinn konnte das Geschehene nicht rasch vergessen, und es schmerzte ihn, daß nicht er, der père de famille, den Ausschlag in Carolinens Angelegenheiten gegeben hatte.

Franz von Löw hat sein dienstliches Verhältnis damals doch gelöst. Aber er entsagt dem Gedanken einer Rückkehr nach

Hannover nicht unbedingt; bei seiner früheren Wirtin läßt er Sachen zurück. Herr und Frau von Löw blieben über Weihnachten in Hannover. Sie gingen dann zunächst nach Mainz.*)

Das junge Paar wollte sich der dortigen Welt vermutlich vorstellen und den Fasching mitmachen. Mainz war zur Winterzeit der Sammelplatz des mittelrheinischen Adels. Noch heute geben die alten adligen Höfe Zeugnis von dem Glanz der Mainzer Gesellschaft, und auch manche andere Kunde hat sich davon erhalten. Die Mutter schreibt an Reinhard, das Mainzer Frauenzimmer kleide sich mit der äußersten propreté und lasse sich die neueste façon angelegen sein.

Erwähnt mag es hier werden, daß im Mai 1744 die Mutter dem Sohne Reinhard klagt, das Rittersche Gut zu Eltville sei an die Grafen Eltz**) verkauft. „Das schöne Haus!“ ruft sie aus. „Eine Frau muß die Güter selbst mitbesorgen, sonst bekommt sie keine Liebe dazu. Mainz und alle Pläsiers der Welt seyn mir nicht so viel wert als unsre Güter.“ Die Verbindung mit dem Ritterschen Hause in Mainz blieb übrigens dieselbe und Louisens Verlobungsangelegenheit in der Schwebe. Er habe, schreibt Louis an Reinhard, von einem Mainzer Herren, der auf dem oberrheinischen Ritterkonvent (zu Mainz) gewesen, gehört, daß der junge Bettendorf sich rühme, mit der Louise versprochen zu sein. Er habe dies für einen Scherz und die Louise für zu vernünftig dazu gehalten, sei aber durch einen von Bettendorfs Verwandten anders belehrt. Reinhard sei pater familias und müsse die Sache durch energisches Auftreten redressieren. Vorläufig fehle freilich noch die Einwilligung von Bettendorfs Vater.

*) Die Mutter schreibt am 14. Februar, Caroline sei nach ihrer Rückkehr nach Mainz einen Tag bei ihr in Eltville gewesen und habe ihr viel Schönes und Gutes nicht nur von Reinhards Frau sondern auch von der Generalin gerühmt.

**) den Neffen des jetzt verstorbenen Kurfürsten.

Ende Mai finden wir das Ehepaar Löw wieder in Florstadt. Reinhard und Frau wurden dort auf der Reise nach Eltville erwartet. Diese würden Caroline, schreibt die Mutter, wohl im Wochenzimmer finden; sie wünsche, daß alles vorüber sei.

Bald darauf wurde Caroline ein Sohn geboren, der den Namen Herrmann Carl Ludwig erhielt. Getauft wurde das Kind in der Steinfurter Kirche: Caroline machte bei dieser Gelegenheit derselben Taufzeug zum Geschenk.*)

Reinhard und Frau haben das Ehepaar Löw auf der Durchreise von Hannover in der Tat besucht. Dann aber kam eine schwere Zeit für Caroline.

Zuerst erkrankte Franziska in bedenklichster Weise, und dann legte sich Herr von Löw. Caroline schreibt darüber am 27. Juli an den Bruder Reinhard: „Mon époux qui vous fait bien des Compl. vous prie de l'excuser s'il ne vous répond lui même; se trouvant quelques jours indisposé à un point qu'il est obligé de garder le Lit, il m'a chargé de cette commission; vous saurez donc en premier Lieu, mon cher frére, que notre Soeur Frantz se trouve par l'assistance de Dieu assez rémise de sa dangereuse maladie, que je ne saurais vous nommer précisément; tout ce que j'en puis dire est qu'elle était des plus doulereuses et on ne l'a puis voir sans pitié. Elle était bien 5 à 6 fois au bord de la Mort, nous avons eu plus de 15 jour le Medecin dans la maison.

P. S. — Comment vous trouvez vous et votre Epouse des Eaux de Schwalbach? Je souhaite que vous en ressentiez beaucoup de bien. Löw vous fait demander, mon cher frére, si vous aviez reçue sa lettre, quelle avait été adressée à Elfeld?“

Leider war auch Caroline erkrant. Die Mutter klagt, daß sie ihr auf 2 Briefe nicht geantwortet habe, sie hofft, daß es

*) Sie schenkte derselben ein grünseidenes Kissen, ein Buben- und ein Mägdlein-Häubchen von roter Seide mit silbernen Spitzchen, zwei weiße Canevas Windeln, Wickelschnüre und eine große grünseidene Decke.

ihr besser gehe, aber es sei ein Unglück, daß sie schon in ihrer Jugend kränklich werde.

Caroline wurde besser, aber Herr von Löw starb ganz unerwarteter Weise am 2. August 1744. Die ganze Familie betrauerte ihn lebhaft. So schreibt Louis am 24. August aus Lausanne, wo er sich auf einer Reise mit dem badischen Erbprinzen Carl aufhielt, Löws Tod sei ihm sehr „sensible“ gewesen. „Weil ich an demselben einen rechten, wahren Freund verloren, von dessen Freundschaft mir alles versprochen, auch noch in meinem Leben viele vergnügte Stunden hätte hinbringen können. Allein diese Hoffnung ist mir auch verschwunden.“

„Und wollte ich gerne,“ heißt es in einem anderen Briefe Louis',*) „wenn ich ihn mit meinem Leben hätte erhalten können, weil an ihm doch mehr gelegen als an mir, es hingegeben haben.“ Der Tod dieses wahren Freundes sei wie ein Donnerschlag für ihn gewesen.

Bald treten in den Familienbriefen die Kriegsereignisse wieder in den Vordergrund. Der größere Teil des Jahres 1744 war für die Oesterreicher sehr günstig. Sie drangen siegreich ins Elsaß ein; und namentlich die Engländer vertraten den Gedanken, daß Frankreich das, was es von Deutschland abgerissen, genommen werden müsse. Aber die Lage änderte sich völlig, als Friedrich der Große zum zweiten Mal in die Lande Maria Theresias einfiel. Das Glück der Alliierten hatte ihm für die Erhaltung seiner schlesischen Eroberungen besorgt gemacht. Die Folge seines neuen Angriffs war, daß die Franzosen wieder am Mittelrhein erschienen. Ende 1744 stehen sie an der Lahn.

„Frau von Stein,“ schreibt Louise am 29. Dezember in einem französischen Neujahrsbriefe an Reinhard, „ist unglücklich gewesen, man hat in ihrem Haus zu Lohnstein**) ein Hospital

*) aus Paris vom 27. Dezember an Reinhard.

**) Die vom Stein besaßen auch ein Gut zu Lahnstein und wir finden, daß die Familie zu Ende des 17. Jahrhunders dort häufig gewohnt hat.

errichtet. Man erbrach die Türe (zu der Kammer), wo sich die Betten befanden und bediente sich derselben für ihre (der Franzosen) Kranke. Du wirst begreifen, daß die Neigung, sich ihrer fernerhin zu bedienen, vergangen ist. In Nassau ist das Haus wie ein Wirtshaus. Maillebois und alle Durchpassierenden wohnen dort.*) Stelle dir die Unbequemlichkeiten von dem Allen vor; in Diez haben sie ein Hospital im Hause des Herrn von Wilkenitz errichtet, das, so viel ich weiß, eben erst fertig geworden ist. Die Tante Stein schreibt, daß sie in dortiger Gegend weder die Amtleute noch die Pfarrer verschonen und daß nur die Kirchen noch nicht mit Soldaten belegt seien."

Auch im Rheingau lagen jetzt Franzosen; aber es war zweifelhaft, ob sie sich dort halten könnten.

Louise war bei ihrer französischen Bildung allein von ihren Geschwistern für die Franzosen etwas eingetreten und hatte auch den Wunsch geäußert, Franzosen wegen „ihrer großen Politesse" kennen zu lernen. Aber das Verlangen danach war ihr jetzt vergangen. „Über ihre Politesse werde ich Dir kein Wort sagen, obwohl neun von ihnen kürzlich bei der Mutter Besuch gemacht haben. Ich blieb incognito, da ich mich nicht mit ihnen abgeben wollte: aus vielen Gründen, die Du Dir leicht selbst sagen wirst. Viele Leute glauben, daß sie (die Franzosen) ebensowenig bleiben werden, als überhaupt die ganze Truppenmacht diesseits des Rheines. Ich messe dem aber keinen Glauben bei, und sehe nicht ein, wer sie verjagen soll. Auch befinden sie sich viel zu wohl, um das Land zu verlassen, das sie vollständig auffessen."

„Elfeld muß ihnen jeden Tag 800 Rationen liefern, und ich wette, daß kaum 40 Pferde vom ganzen Regiment hier sind. Der Rest ihrer Equipierung entspricht der Zahl der Pferde. Man hat mir erzählt, daß man, als man sie einrücken sah, das Ganze für das habe halten können, was man ‚ein Bettelfrohn' nennt."

*) Ein Beweis, daß das Steinsche Haus zu Nassau schon damals ein stattliches Haus war und viel Raum hatte.

„Für den ganzen Anzug des einfachen Soldaten würde ich kein Kopfstück*) geben. Sie sind gradezu mit Lumpen bedeckt; es gibt viele unter ihnen, die gezwungen waren, die getöteten Oesterreicher zu plündern, um vor Freiburg etwas zu haben, womit sie sich bedecken konnten.“**) Einige Tage früher (den 26. Dezember) berichtet die Mutter ebenfalls über die Einquartierung. Die gegenwärtigen Umstände schickten sich gar nicht für ihren Beutel, „denn man kann das Ende nicht wissen, und ob man nicht einige Zeit sich absentieren muß. So lange es möglich, werde festhalten. Denn meine Gegenwart ist höchstens nötig. Sonst wäre das Haus schon längstens belegt; sonderlich aber erfordern die Wein meine Aufsicht. Wer kann den Feinden trauen?“

Von dem neuen Wein war noch nichts verkauft, „denn wegen der vielen französischen Truppen ist jedermann sowohl in Frankfurt als Mainz in Sorge.“ Auch die in Mainz anhänglichen Klagsachen könnten nicht vorwärts gebracht werden. So lange die Truppen im Land, werde schwerlich von der Regierung eine Resolution erfolgen.

Es scheint nicht, daß Caroline auf ihrem Gut Einquartierung hatte. Natürlich wirkten aber diese Kriegsläufte auch auf sie und alle ihre Angelegenheiten zurück.

Am 12. Januar 1745 liegen die Franzosen noch immer in Eltville. Louise, die jetzt Reinhard um ständige Berichterstattung ersucht hatte, schreibt ihm, die Franzosen seien nicht immer mit dem Landschreiber, dem Schulzen und den andern Herren dieser Art einverstanden. „Sie verlangen unaufhörlich Dinge, die man keine Lust hat, ihnen ohne Abzug zu gewähren. Die Rationen sind stärker, als es jemals der Fall gewesen; statt 10 Pfund Heu den Tag verlangen sie deren 13 und so geht es mit allem. Dieses Winterquartier kostet mehr, als der Kurfürst im ganzen

*) 20 Kreutzer.

**) Die Truppen gehörten also zu einer Abteilung, die vom Oberrhein zum Mittelrhein marschiert war und in Abwesenheit der Verbündeten den Rhein überschritten hatte.

Jahr an Einnahmen hat; aber sie sind hier doch etwas höflicher als in Worms und Trier. Die Stadt Worms hat für ihren Teil 60 000 Rationen jeden Tag zu liefern." „Wenn diese Herren in Euer Land kommen, so werdet Ihr was zu thun bekommen, und ihr werdet das Lösegeld (Rantion) für den Marschall Belle-Isle aufbringen müssen. Nach ihren Äußerungen ist ihre Absicht auf Westfalen und dessen Nachbarschaft gerichtet."

Die Situation hatte sich insofern in Eltville allmählich verändert, daß jetzt ein wirklicher Verkehr mit den französischen Offizieren bestand. Wie diese das durchgesetzt hatten, ist aus den Briefen nicht zu ersehen. Offenbar war dies aber Reinhard unangenehm, und er hatte gewarnt. „Wir sehen die Offiziere häufig am Nachmittag," schreibt ihm Louise entschuldigend, „man spielt eine Partie und das ist alles. Unter den 12, welche ich kenne, ist einer vernünftig und zwei sind erträglich und das ist alles. Ich verliere die große Meinung, die ich von ihrer Nation hatte, und sehe ein, daß alles wie bei uns ist: Mischung von gut und schlecht."

Louise an Reinhard.

Den 22. Januar 1745.*)

„Du wirst wissen, daß in Worms 15 große Schiffe aus Straßburg angekommen sind, um alles, was sich an Frucht, Fourage, Wein etc. vorfindet, wegzuführen. Alle Keller und Speicher sind unter dem Siegel des Kommandanten; sie thun alles, was ihnen gut scheint: sowohl bei den Domherrn als bei dem Statthalter und im Bischofshof. Hier sind sie noch leidlich friedlich; aber in Neuwied haben sie mit Gewalt die fliegende Brücke, die dem Kurfürsten von Trier gehört, weggenommen, und nach Lohnstein (so stets statt Lahnstein) gebracht." „Diese Herren führen sich auf, als wenn sie hier die Herren seien, und ich möchte sie gern weit von hier wissen. Uns fügen sie bis jetzt nur den Schaden zu, den alle teilen, d. h., große Teuerung der Lebensmittel und die völlige Verhinderung des

*) Alle Briefe Louisens sind aus dem Französischen übersetzt.

Handels. Wenn sie sich es nur nicht schließlich einfallen lassen, es wie in Worms zu machen. Gestern haben sie mir gesagt, daß Eure (die hannöverschen) Truppen die Absicht gehabt, sie von hier zu vertreiben; aber daß sie in Cöln Hindernisse gefunden hätten, sowohl in Betreff eines dort zu errichtenden Magazines, als hinsichtlich einer gesicherten Rückzugslinie. Du wirst vielleicht mehr als ich hierüber wissen, und Du würdest mich durch die Mitteilung davon verpflichten. Man vermutet, daß die Herren Franzosen gewillt sind, wenn sie es vermögen, sich für die Gefangenhaltung des Herrn von Belle-Isle durch die Aufhebung Eures Gesandten in Frankfurt zu rächen. Man behauptet sogar, daß Herr von Hugo (kurbraunschweigscher Gesandter) Herrn von Maillebois um einen Paß gebeten habe, und daß dieser ihm habe antworten lassen, daß seine Ordres sich hierauf nicht erstreckten und daß er sich an Maria Theresia wenden möge. Es ist dies eine Franzosennachricht und deshalb verbürge ich sie nicht."

Wie wenig man sich übrigens trotz der französischen Besetzung mit seinen Äußerungen in Acht nahm im Langwerthschen Hause, beweisen namentlich die Briefe der Mutter. Die Sachsen waren inzwischen auf die Seite der Oesterreicher getreten und nahmen am Kriege gegen Friedrich den Großen Teil. Sie wisse nicht, schreibt die Mutter, wo Fritz dermalen sei. „Doch freut mich sehr, daß die braven Sachsen die Preußen so wacker gejagt. Gott gebe ihnen und auch denen Österreichern ferner Glück und Segen!"

Durch den Tod Kaiser Karl VII. (am 20. Januar 1745) änderten sich aber alle Verhältnisse. Am 16. Februar meldet Louise, daß die Franzosen abgezogen seien. Alles gehe an die Lahn, um dem Herzog von Arenberg, der vermutlich aus den Niederlanden heranzog, den Übergang streitig zu machen.*)

*) Louise sagt, nur die beiden Städte Eltville und Rüdesheim seien mit Truppen belegt gewesen. Das ganze Rheingau einschließlich des Adels habe aber, obwohl die reichsfreien Höfe von der Besetzung befreit blieben, zu ihrer Unterhaltung beitragen müssen.

Carolinens Berater war nunmehr ihr Vetter Stein, sie hatte ihn sich als nahen Verwandten zum Vormund ihres Söhnchens erbeten. Um die Jahreswende von 1744 und 45 war nun auch dieses erkrankt, und Caroline hatte wiederum eine schwere Zeit durchzumachen. Die Gefahr war aber diesmal glücklich vorüber gegangen. Am 27. Februar 1745 schreibt sie an Reinhard:

„Monsieur et très cher frère!

Je vous adresse celle ci, mon cher frère, pour m'informer de l'état de votre santé et de celle de votre épouse. Il me tard d'apprendre que Dieux vous aye réjouit tous les deux avec un jeune fils, du moins je pense, que le terme approche." „Pour mon petit garçon, il devrient grand et fort, s'entend robuste; et on ne voit pas, qu'il a tant souffert. Voilá comme le Seigneur peut aider, où toute espérance humaine et perdue." „Madame de Harren viendra après les Paques ici, et alors il faut que je lui donne son argent, a-t-on la bonté de m'envoyer le mien, je pourrais menager et agir." „Je ne me melle pas, mon cher frère, a vous dire des nouvelles de notre patrie; car comme je n'en suis que très mal informée, je pense aussi, que vous en aurez souvent d'Elfeld."

Wie versöhnlich Caroline war, geht daraus hervor, daß sie Reinhard im Laufe dieses Briefes „le regnant de la famille" nennt. Wie nah jetzt Caroline von den Kriegsereignissen berührt wurde, und mit welchem patriotischen Interesse sie sie verfolgte, zeigt der folgende Brief an Reinhard.

Den 20. März 1745.

„— — Vous saurez déjà tout le dérangement que Mess. les Français ont causés aux projets Allemands. Nous avons crue ici avoir des Hanovriens dans ces environs, mais ils sont tous marchés vers Wisbade, comme on dit, pour joindre l'armée du Duc d'Arrenberg. L'embrouillement des affaires

particulièrement de l'empire donne de la curiosité aux plus indifferents d'en voir fa fin." „On entend tous les jours des nouvelles de ces deux armées, mais qui la plus part sont si fausses, qu'on appréhande de les répéter: les Hanovriens doivent avoir fait une perte à peu près de 500 à 600 hommes; mais en revanche le Duc d'Arrenberg dois avoir eu une rencontre avec les Français, et cela dans la pleine de Camberg, où il y a été prit 110 prisonniers et de tués 3000. Ce serait un grand avantage pour les Alliés; mais on en atend la confirmation. Pour ce qui est des Hanovriens — vous en serez déja informés, étant une affaire plus vrai que désirable."

Durch die Verhandlungen, die dem Frieden von Füssen zwischen Oesterreich und Bayern vorausgingen, scheinen die Franzosen aber wieder zu einer entschiedeneren Haltung veranlaßt worden zu sein. Biebrich, Mosbach, Schierstein war voll von Franzosen. Auch Bingen hatten sie besetzt, und von dort aus suchte eine Abteilung von 150 Mann bei Östrich den Rhein zu überschreiten. Die Rheingauer Bürger verhinderten sie daran. Aber täglich erwartete man, größere Truppenmassen ins Rheingau einrücken zu sehen.

Die Mutter ist bei all diesen Unruhen und Besorgnissen wieder kränker geworden. Am 17. April meldet Louise, der Kurfürst*) sei gezwungen worden, den Franzosen die Festung Königstein zu überliefern. Die Verhältnisse im Rheingau charakterisieren die ganze Situation in jenen Gegenden. Einige Auszüge aus Louisens Briefen mögen hier deshalb noch gestattet sein.

Man sage, schreibt sie, daß die Franzosen die Obstbäume auf der Ingelheimer Au, wo die beiden Teile der Brücke zusammentreffen, abhauten. „Zur Deckung dieser Brücke müssen die Bauern an einer Art von kleinem Fort arbeiten; es sind ihrer täglich hundert aus dem Rheingau in Biebrich. Sie (die Franzosen) sind die Herren und lassen es fühlen." Vermut-

*) Johann Friedrich Carl von Ostein 1743—1763

lich würden sie noch lange bleiben. „Stelle Dir vor, daß sie kein Schiff und überhaupt nichts durchlassen. Die hiesigen Schiffer wagen es nicht, einen Apfel oder die geringste Sache nach Mainz zu bringen. Diejenigen, welche Kaufmannsgüter transportieren, sind am schlimmsten dran. Sie (die Franzosen) stellen selten Pässe aus und wenn sie es tun, so lassen sie es sich bezahlen." „Seit die Franzosen Herren von Königstein sind, kommt nichts ins Land auf der sogenannten hohen Straße. Schließlich werden wir nichts zu essen haben. Alle Welt versichert, daß Königstein den Franzosen 15 000 Mann wert ist, und daß sie jetzt mit 400—500 Mann diese ganze Straße sperren könnten. Was Mainz betrifft, so ist es sehr eng eingeschlossen. Ihre letzten Posten stehen unmittelbar bei der letzten Schildwache der Garnison: bei jener Mühle, an der man vorbeikommt, wenn man durch das Münstertor hineingeht. Sie hatten verlangt, daß der Kurfürst ihnen bis zum Dominikanergarten Platz machen sollte. Vor drei Wochen beschlagnahmten sie den Postsack mit allen Briefen, die der Postillon von Hattersheim für Mainz bei sich hatte. Sie suchten sich diejenigen heraus, die ihnen verdächtig schienen und gaben die anderen zurück."*) „Nur die Pfälzer Bauern haben freien Verkehr in der Stadt Mainz, und dabei boudieren sie (die Franzosen) noch. Bei den geringsten Prätensionen, die sie erheben, und die man ihnen abschlägt, verbieten diese Herren bei Strafe des Hängens irgend etwas in die Stadt zu bringen." Im Hessischen, d. h. in Schwalbach, Hausen, Kemel ꝛc. traten sie ebenso auf. Der Gegensatz in dem jetzigen Benehmen der Franzosen gegen das der kurz vorhergehenden Zeit springt in die Augen.

Die Mutter ist bei all diesen Unruhen und Besorgnissen wieder kränker geworden. „Die Forcht, geplündert zu werden", schreibt

*) „Da ich glaube," fügt Louise hinzu, „daß mein Gekritzel ihnen nicht verdächtig erscheinen wird, so schmeichle ich mir, daß sie es durchgehen lassen werden."

sie noch im Mai 1745, „ist etwas Grausames; man glaubt es nicht, als wer es erfahren. Solche Alterationes vergehen nicht so geschwind."

Durch den Frieden von Füssen verbesserte sich die Gesamtlage erheblich. Seitdem die Franzosen, schreibt Louise am 11. Juni 1745, wieder über den Rhein zurückgegangen seien, liefen die Weinhändler wie verrückt im Lande herum. Der Sieg Friedrichs des Großen bei Hohenfriedberg rief aber wieder Befürchtungen hervor. „Wenn nur unsre Oesterreicher ihre Affäre besser hier als in Schlesingen machen," schreibt die Mutter, „sonst sein wir verloren." Doch behielten die Kaiserlichen am Rhein die Oberhand; und noch vor dem Schluß des Jahres konnte Maria Theresias Gemahl als Franz I. gekrönt werden. Dann zog sich der Krieg nach den Niederlanden.

Die Familienbriefe beziehen sich jetzt wieder auf das, was sich im Haus und in der Familie ereignete. Franziska, die sich noch immer bei Caroline aufhielt, erkrankte abermals in der bedenklichsten Weise. Die Briefe des ganzen Sommers sind voll davon. „Die Franziska ist wieder sehr übel," schreibt die Mutter am 28. Juni. Die Franz sei noch immer krank, heißt es in ihrem Brief vom 17. August: wenn es nur kein dauerndes Übel werde.

Caroline pflegte die Schwester in der rührendsten Weise und Franziska war zeitlebens voller Dankbarkeit dafür. Erstere sprach sich dafür aus, daß noch etwas für Franziska geschehen müsse. Man entschied sich für eine Kur in Ems, wo Franziska der Tante Stein nahe war. Sie hat sich in Ems allmählich erholt; und wir hören dann nichts mehr von einem Leiden.

Louisens Heiratsangelegenheit war inzwischen einen großen Schritt vorwärts gekommen. Hans Philipp von Bettendorfs Vater war gestorben, und Louise betrachtet sich als verlobt. Sie berichtet allerhand über des Schwiegervaters Testament, und es geht unter anderm daraus hervor, daß eine Bettendorfsche Tochter 2000 fl. Heiratsgut erhält. Der Hauptbesitz der Bettendorf lag bei Königstein; auch in Rüdesheim besaßen

sie ein Gütchen. Doch sollte nicht der Bräutigam sondern ein Bruder desselben, welcher Domherr war, die Verwaltung der Güter haben. Man erstaunt auch hier über die Klarheit und Geschäftsgewandtheit, mit der sich Louise äußert. Dem Bruder Reinhard schenkt sie ihr volles Vertrauen. Dagegen besteht jetzt eine unverkennbare Spannung zwischen ihr einerseits und Louis und Caroline andrerseits. Louis war außer sich über diese Verlobung mit einem Katholiken, in der er eine Schmach für die Familie sah. Der älteste Bruder dachte ebenso. Die konfessionellen Kämpfe mit dem Regensburger Oheim wirkten in der Familie noch nach. Aber Louise glaubte, daß Louis hierin von den Löws influenziert werde. Daß auch Caroline bei ihrer streng protestantischen Denkart diese Verbindung nicht gern sah, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber es findet sich in ihren Briefen kein Wort gegen dieselbe; und es hat Caroline in den späteren Jahren niemand näher gestanden als gerade Louise. Die Mutter bildete jetzt kein Hindernis mehr für Louisens Verheiratung. Sie hatte inzwischen so viel Kummer durch die Differenzen zwischen und mit den Söhnen gehabt, daß sie mit Louise in Frieden zu bleiben wünschte.

Am 3. November 1745 fand deren Hochzeit statt. Es erregte damals Aufsehen, daß die Trauung sowohl von einem katholischen als auch von einem protestantischen Geistlichen vollzogen wurde. Der Ehekontrakt enthält sehr eingehende Bestimmungen, um Louise in der Ausübung ihrer Religion zu sichern. Sie sollte befugt sein, einen Lakaien und ein Kammermädchen ihrer Confession zu halten. Es solle ihr, so oft und viel sie es wolle, eine Kutsche zur Fahrt in die protestantische Kirche zur Verfügung gestellt werden. Sei sie krank, so solle ein protestantischer Geistlicher in der Kutsche geholt und kein katholischer dabei admittiert werden. Louise solle auch nicht gehalten sein, jemals weiter als zwei Stunden von einer Kirche ihrer Confession entfernt zu wohnen. Der Ehemann solle ihr auch nicht ihre Religion zuwider machen. Ja, es soll der Ehefrau sogar freistehen, — ihren Gemahl zu verlassen, wenn sich jemals Uneinigkeiten wegen

der Religion einstellen sollten. Von der Confession der Kinder ist nicht weiter die Rede. Es wird aber als selbstverständlich angenommen, daß diese der des Vaters folgen sollten.

Das junge Paar zog nach Königstein und Bettendorf, bekleidete dort die Stelle eines kurmainzischen Amtmanns. Später ist er dann auch Mainzischer Hofmarschall geworden. Louise ist niemals mit Kindern gesegnet worden. Aber sie lebte in einer glücklichen Ehe.

Wie traurig hatte sich dagegen die Lage von Caroline gestaltet. Am 27. November 1745 starb nun auch ihr Söhnchen. Die Caroline sei recht zu beklagen, schreibt Louis an Reinhard aus Paris. „In drei Jahren Frau, Mutter und von dem Kinde zu sein!" „Es gehört auch ein Gemüt dazu, das sich auf alles gefaßt machen kann; sonst möchte sie solche Betrübnis nicht wohl ertragen." Es war Carolinens Gottesfurcht und ihr fester Charakter, was sie aufrecht erhielt.

Im Januar des nächsten Jahres sind Franziska und Marianne, die jetzt beide bei der Mutter lebten, zu Besuch in Florstadt gewesen. Sie fanden, daß Caroline Gott Lob ziemlich gut aussehe. Doch hatten sich ihre Verhältnisse jetzt nichts weniger als günstig gestaltet. Es gab Streit mit den Verwandten ihres Mannes.

Einen großen Rückhalt hatte Caroline in ihren Drangsalen jetzt allerdings nicht an ihrer eigenen Familie. Der Erwerb von Wichtringhausen kostete Reinhard, wie die Mutter vorausgesagt hatte, große Summen. Er mußte außer dem Geld für das Allodium noch Abfindungsgelder an die in Dänemark und Norwegen lebenden Agnaten des Vorbesitzers von Reichau zahlen. Schließlich kam noch ein großer Prozeß über ein auf Wichtringhausen ruhendes Lehnskapital hinzu, den Reinhard gegen die Allodialerben verlor. Auch Bauten wurden erforderlich; die Mutter stöhnte über Reinhards ewige Projekte. Wenig später wird die Summe, die Wichtringhausen demselben kostete, auf 30 000 Thaler angegeben. Und das kam nach den damaligen Preisen dem Wert des Gutes ungefähr gleich. Das Heiratsgut seiner Frau war

draufgegangen. Reinhards Schwiegereltern steuerten auch über das hinaus nach besten Kräften bei. Aber es ist natürlich, daß Reinhard sich auch noch nach andern Geldquellen umsah.

Es stellte sich zum Erstaunen der Geschwister heraus, daß er sich ohne ihr Wissen am Rhein nach einem Darlehen umgesehen hatte. Die Stammgüter konnte er nicht ohne die Einwilligung der Brüder verpfänden. Aber waren nicht auch Allodialgüter vorhanden? Und da es keine Grundbücher gab und manches im Unklaren lag, so konnte Reinhard sich auch darüber hinaus leicht Gelder am Rhein verschaffen. Louise warnt vor einem solchen Beginnen, da Louis, wenn er dies höre, die noch nicht gerichtlich vollzogene Abtretung widerrufen werde. Erst in der dritten Generation nahmen die ritterschaftlichen Güter den Stammgutscharakter an.

Reinhard ging aber von der fixen Idee aus, daß die rheinischen Güter viel mehr einbringen müßten und daß die Mutter, die sich doch so redlich abmühte, an den geringen Erträgen die Schuld trage.

Er hatte nach seiner sanguinischen Art den Wert der Güter zu hoch angeschlagen, die wechselnden Weinerträge nicht genügend in Rechnung gezogen, demgemäß in Hannover sich geäußert und sich jetzt dort, wo man die Verhältnisse nicht kannte, aufstacheln lassen. Er hatte gelegentlich auch selbst nach seiner juristischen Art die Wiederaufhebung der Abtretung und die Teilung der Güter als einen möglichen Ausweg, die Abtretungsverträge als für sich ungünstig bezeichnet. Aber er war doch höchlich erstaunt und im tiefsten Innern verletzt, als man ihn beim Wort nahm. Und dies Unerwartete trat jetzt ein.

Der Bruder Fritz, der als Soldat viel brauchte, regte seinerseits den Widerruf seines ebenfalls nicht gerichtlich vollzogenen Abtretungsvertrages an und meinte, daß er mehr Geld haben müsse, wenn es bei dem Vertrag bleiben solle. Als Reinhard auf keine weitere Zahlung einging, hat er sich von dem Vertrag losgesagt.

Die mannigfachsten persönlichen Differenzen wirkten auf dies

Alles ein. Reinhards Frau hatte sich, als sie in Eltville war, mit der Schwiegermutter nicht zu stellen gewußt. Reinhard hatte ihre Partei genommen und sich immer mehr in eine Verstimmung gegen Mutter und Geschwister hineingeredet. Wohin dies alles führen mußte, ließ sich leicht voraussagen.

„Reinhard, Reinhard, folge Deiner treuen Mutter," heißt es in einem von deren Briefen. „Deine Descendenz, for welche ich sorge und streite, wird mich loben." Aber die Correspondenz zwischen Reinhard und der Mutter nimmt um diese Zeit sehr erheblich ab. Wir haben gesehen, wie er sich, neben der Mutter von Louise berichten ließ. Und schon mehrere Jahre vorher hatte die Mutter in Erfahrung gebracht, daß er sich in Mainz unter der Hand über ihre Wirtschaft erkundigt habe.

Als Louis von seiner großen Reise zurückkam, hat dann auch er die Abtretung widerrufen. Reinhard konnte sich nicht widersetzen, hatte damals auch noch keinen Sohn. Die Folge ist es gewesen, daß in der Tat Verhandlungen über die Teilung eingeleitet wurden.

Mitten in diese tragische Wendung der Familienverhältnisse fiel der neue Schlag, der Caroline getroffen und die Verwickelungen, in die sie nach dem Tode ihres Kindes mit den Verwandten ihres Mannes geriet.

Den Zwistigkeiten zwischen ihren Geschwistern blieb Caroline völlig fern. Nach allen Seiten hin suchte sie sich als treue Tochter und Schwester zu bewähren. Sie hat auch nicht einmal gemurrt, wenn die Zahlung der Zinsen, die man ihr schuldig war, unregelmäßig erfolgte. Aber es war begreiflich, daß sie es in diesem Jahre vermied, einen Besuch in der alten Heimat zu machen.

Die Stütze, die sie in ihren eigenen Angelegenheiten an Herrn vom Stein fand, wurde unter diesen Umständen von um so größerer Bedeutung. Wenn er sich als Kurmainzischer Kammerherr in Mainz oder Aschaffenburg aufhielt, so war der Weg nach Florstadt nicht weit. Als mittelrheinischer Ritterrat war er sehr geeignet zu Verhandlungen mit den Löwschen Vettern und dem Ritterhauptmann.

Da Franz von Löw keinen Bruder gehabt, so waren auch Carolinens Verhältnisse jetzt in der Tat ziemlich verwickelt; und man darf nicht etwa glauben, daß sie nicht auch ihre Brüder um Rat gefragt hat. Louis spricht in einem Briefe die Hoffnung aus, daß der Schwager Löw gut für Caroline gesorgt habe und rät, das Florstadter Haus, wenn auch die Löwschen Vettern es ihr concedieren wollten, nicht anzunehmen. Reinhard hat Caroline bereitwillig seinen juristischen Rat erteilt, und es geschah dies sogar auf den Wunsch von Louis.

Sie antwortet Reinhard aus Florstadt am 28. Mai 1746:

„Monsieur et très cher frère!

Vielmahls bitte um Vergebung, daß ich nicht ehender geantwort, aber da ich von Tag zu Tag gehofft, mich mit den Löw zu vergleichen, so habe als auf was positives gewarth, um es zu berichten. Nun bin ich auch endlich durch Gottes Hülf und des Herrn Burggrafen*) und Herrn von Stein so weit, daß mir die Löw 14500 fl. baar Geld müssen geben, ohne was schon zugestanden. Davon zahle ich aber erstlich die Frau von Harren und dann die 4500, so ich an die Familli (von Löw) noch schuldig. Wegen etliche Kleinigkeiten sind wir noch nicht ganz eins. — — Lieber Bruder, wann ich in Frieden von denen Löw komme und nicht weiter Ihn mit diesen Dingen plagen muß, so danke erstlich for alle erzeugte Mühe und Freundschaft; 2. werde Gelegenheit suchen, auf andere Art wieder zu dienen und so lang als lebe, will nicht seinen treuen Beistand vergessen."

In einer Nachschrift heißt es dann noch: „le 28me Juin je quitte pour jamais Florstadt."

Wir wissen nicht, wohin sich Caroline nach ihrem Scheiden von Florstadt begeben hat; denn die Familienkorrespondenz läßt uns jetzt fast ganz im Stich. Wahrscheinlich ist sie nach Mainz

*) Hans Eitel von Diede zum Fürstenstein.

gereist, wo sich auch ihr Schwager Bettendorf seines Mainzischen Dienstes wegen häufig aufhalten mußte.

Die Vereinbarung mit den Löwschen Vettern hatte noch zu keiner Verständigung mit der Schwägerin von Haaren geführt. In Carolinens Briefen wird sie nicht gerade als eine liebenswürdige Dame geschildert und Caroline nimmt es beinahe übel, als Reinhard einst entschuldigende Worte für sie hat. Es kam zu einem langwierigen Streit und zuletzt sogar zu einem am Reichskammergericht geführten Prozeß mit Frau von Haaren.

Wahrscheinlich hatte sich Caroline noch in Florstadt mit dem Vetter Stein versprochen. Etwas Näheres wissen wir aber nicht darüber. Erst in Mainz wird die Verlobung deklariert sein. Die Hochzeit war bereits am 18. August 1746. Da keine neue Renunciation nötig war, so können wir uns nicht wundern, daß alles so rasch vor sich ging. Mit Aufgeboten und Papieren nahm man es damals bekanntlich bei einer Trauung noch sehr leicht.

Karl Philipp von und zum Stein war am 8. Oktober 1708 geboren, stand also jetzt im 38. Jahre und war fast 13 Jahre älter als Caroline. Seine Eltern waren: der 1676 geborene kurtrierische Kammerherr und Oberjägermeister*) Johann Friedrich Franz vom Stein und Mechtild von Gemmingen, Christinens ältere Schwester. Seine Großmutter war Anna Promissa, Tochter zu Eltz, so daß den Vater die mütterlichen Verwandten nach den Gegenden der Eifel und des Hunsrück wiesen: auch der Trierische Hofdienst dürfte sich davon herschreiben. Johann Friedrich Franz hatte seine Frau vermutlich auf einer größeren Tour zur Bereisung der Höfe kennen gelernt. Ein näheres Verhältnis der Gemmingenschen Geschwister in Schwaben zu der Familie in Nassau bestand aber, wie es scheint nicht. Briefe der Mechthild vom Stein an ihre Schwester Langwerth haben sich auch nur wenige erhalten, aber wir haben gesehen, daß

*) Er war auch Hessen-Darmstädtischer Kämmerer.

ein Verkehr zwischen den beiden Familien bestand. Carolinens Mutter hatte einst auch die Heirat jener Steinschen Tochter Augusta Sophia mit ihrem Sohne Reinhard geplant.

Im Jahre 1737 war Christine selbst mit ihren Töchtern, gelegentlich eines Besuches der dänischen Hofdame von Söhlenthal in Ems, auch in Nassau gewesen; aber sie beklagte sich, daß der junge Herr vom Stein ihr keine Pferde geschickt habe. Überhaupt finden sich in den früheren Briefen mehrere Stellen, die über das wenig entgegenkommende Wesen des jungen Herrn vom Stein sich beklagen. Christine wünscht ihn mit einem Fräulein von Berlichingen zu verheiraten. Es wurde aber auch daraus nichts. Herr vom Stein wolle nicht heiraten, hieß es damals. Nach einem Briefe der Frau von Thun hat er in seiner Jugend als schwächlich gegolten. Ziemlich frühe stellten sich später Gicht und Podagra bei ihm ein.

Er wird als ein biederer, ehrenwerter und tüchtiger Mann geschildert, der aber wenig Rücksichten nahm. Max Lehmann nennt ihn in seiner Geschichte des Ministers vom Stein eine mäßige und nüchterne Natur, ehrlich, zuverlässig und erfüllt von einem starken Gerechtigkeitsgefühl. Die Jagd sei seine einzige Leidenschaft gewesen. Seine Ausdrucksweise ist in den hier weiterhin von ihm mitzuteilenden Briefen schwerfällig. Aber er war ein treuer Mann, der sich auch seiner Langwerthschen Verwandten in der redlichsten Weise angenommen hat. Er hatte außer der genannten Schwester noch einen Bruder Carl Friedrich, der es aber zu keinerlei Lebensstellung gebracht zu haben scheint.

Carl Philipp vom Stein stand, wie wir sahen, auch in dem Hofdienst eines katholischen Kirchenfürsten und er hat seinen Dienst keineswegs als eine bloße Sinecure behandelt. Vom unbesoldeten Kammerherrn stieg er zum besoldeten auf und wurde schließlich Geheimer Rat. Sein Dienst rief ihn häufig an den Mainzer Hof, während seine Frau meist in Nassau zurückblieb.*)

*) Siehe Max Lehmann: Freiherr vom Stein Bd. I, Seite 11 u. 15.

Für die Langwerthschen Familienverhältnisse kommt Caroline nur noch wenig in Betracht, und ich hätte hier die Mitteilungen über sie abschließen können. Da sie aber heute als die Mutter des Ministers vom Stein allgemein bekannt geworden ist, so habe ich doch das wenige, was ich aus dem Eltviller Archiv über sie noch mitteilen kann, ebenfalls geben zu sollen geglaubt. Um ihre Charakteristik zu vervollständigen, und schon aus Rücksicht auf den Minister vom Stein scheint es mir auch notwendig, dasjenige hier zu wiederholen, was aus andern Quellen über sie bekannt und namentlich in der letzten Zeit bekannt geworden ist. Caroline ging seit ihrer Verheiratung mit dem Freiherrn Karl Philipp vom Stein in dessen Familie auf. Ihrem Charakter und ihrer Eigentümlichkeit nach blieb sie aber bis zu ihrem Ende durchaus der Familie, der sie entstammte, treu.

Ihre Ehe war eine glückliche; 10 Kinder sind derselben entsprossen, von denen sieben die Eltern überlebten. Die Vermögsverhältnisse waren ziemlich günstige. Herrn vom Steins Mutter blieb bei dessen Verheiratung in dem geräumigen Hause wohnen.

Die ersten Nachrichten die wir über das junge Ehepaar erhalten, befinden sich in einem Briefe der Caroline an Reinhard.

Nassau, den 28. Oktober 1746.

„Monsieur et très cher frère!

J'ai eu l'honneur de recevoir votre lettre du 12me du Courant et j'espère que la mienne du 7. ou 10. de ce mois vou sera parvenué, ne doutant pas moins que vous vouderez bien vous acquitter des commissions, que j'ai pris la liberté de vous y donner. Comme vous avez la bonté de me marquer que mon cachet est comandé, je vous prie aussi, cher frère, de presser le graveur, pour qu'il la finisse, car c'est un meuble très nécessaire pour moi.*) Au reste je vous joins ici la requète que monsieur de Harren a donné à Wetzlar contre moi, et comme il tôuche le testament de l'abesse de Bassum.

*) Reinhard sollte ein Siegel mit Carolinens Allianzwappen besorgen.

Je vous prie de me donner la dessuë un éclaircissement pour quoi on n'a pas accompli*) „das Codicil". Der liebe Bruder ist ja am besten von der ganzen Sache informieret."

„Entre autre vous ai-je aussi vouluë mander, qu'un jeune Enkelmann de Basse,**) m'a écrit dernièrement et joint une copie d'un billet, où mon époux defunt lui promet de lui payer les 50 Ecus, que l'abesse de Löw lui avoit promist. Fait moi part de ce que vous en savez, aimable frère, et pardonnez que je vous importune avec ces affaires. Je suis charmé, que vous êtes content de Frantz,***) à son savoir il a rien à dire, si peu qu'a sa fidélité.

Présentement j'espère de voir bientot Louis. Au moins m'at-il promit de venir sitôt qu'il arriverait à Frankfort. — — — Madame de Gemmingen†) part en quelques jours pour Mastricht. où son mari est en quartier d'hiver. Stein vous assure de ses obéissances et ma belle mère vous fait ses compliments. Je ne vous dis mot pour votre femme, ne la cherchant pas à Celle selon votre derniere lettre.

On nous veut assurer ici que l'oncle, le Vice-President, viendera cet hiver à l'empire.††) En cas que la nouvelle est certaine, que l'oncle vient en ces contrées, je vous supplie de m'envoyer par lui — — Mettwürst."

Ein Brief Caroliuens an Reinhard vom 29. November zeigt, daß ihr häusliches Glück sie auch inbetreff des Prozesses mit ihrer Schwägerin Haaren milder gestimmt hat. Sie dankt Reinhard für zwei Briefe und für das erhaltene Petschaft. Sie will ihm in einigen Tagen mitteilen, wie der Krieg mit Frau

*) Eine Tante des verstorbenen Herrn von Löw war Äbtissin des adeligen Stiftes in Bassum in der Hannoverschen Grafschaft Hoja gewesen.

**) Basse-Bassum.

***) Franziska war jetzt bei dem Bruder Reinhard.

†) Die oben erwähnte Gemahlin des Oberstleutnants von Gemmingen.

††) L'empire- ins Reich, das heißt an den Rhein.

von Haaren endigen werde; denn sie hoffe, dieses Feuer zu löschen. Dieser Streit sei ein wahres Übel, und sie denke, daß einige hundert Thaler ihr vielleicht tausendfachen Verdruß ersparen könnten. Frau von Alvensleben (in Hannover) hat Caroline angezeigt, daß Reinhard die Manschetten bezahlt habe; sie sei ihm dankbar und werde das Geld dafür an Franziska zahlen. Reinhard werde sich erinnern, daß sie noch einige Thaler auf die, die Franz betreffende Abrechnung zu verlangen habe.

„Si vous avez la bonté, de payer mon cachet, après nous serons quitte hormis les obligations, que je vous ai et que ne finiront qu'avec ma vie." Er möge der Franz sagen, daß sie ihr im Frühling das versprochene kleine Geschenk schicken werde. Reinhard hatte sich erkundigt, was Stein für das Ohm seines roten Weines verlange. Caroline antwortete, daß er es ihm persönlich für 4 Louis d'or lassen wollte, daß er aber von anderen mehr haben müsse. Der diesjährige Wein sei ausgezeichnet. Ihr Mann würde Reinhard dankbar sein, wenn er ihm sowohl für den Rot- als für den Weißwein einige Käufer verschaffen könnte. Sie hätten Wein von den Jahren 1719, 29 und 38 und auch aus anderen Jahren, die sie ihm nicht genau anzugeben wisse.*) Er könne gar keinen besseren Wein trinken als ihren roten: die Flasche stelle sich auf 15 Kreutzer. Was die Pferde betreffe, so danke ihm Stein zur Zeit dafür; er werde sich aber freuen, wenn er ihm einen männlichen Hühnerhund (chien couchant) von der richtigen Celler Race besorgen wolle. Er dürfe in keinem Falle schon dressieret sein. Stein würde gern 3 Dukaten für einen Hund von 3—6 Monaten zahlen, das sei gewiß viel.

„— — Adressez vous à monsieur de Hasberg à Celle, je suis sûr, qu'il ne vous trompera pas avec la race, et vous en fera avoir telle qu'il doit être. Es muß auf Cavalieres Parole gehen, denn wenn der Hunt nicht recht schön, so verlohnt

*) Die Familie Stein besaß nennenswerte Weingüter in Braubach und Lorch. Der Rotwein kam wahrscheinlich aus dem Aßmannshausen so nahe liegenden Lorch.

er sich der Unkosten nicht. Ma belle mère vous fait ses compliments comme aussi la Frantz. Si vous êtes a Celle, assurez l'oncle et la tante de nos respects: mais étant chez vous, faites nos compl. à madame votre épouse et embrassex vos enfants de ma part."

Um die Wende des Jahres 1746/47 hatte Louis auch einen Besuch in Nassau gemacht. Er habe aber die Caroline nicht sehen können, schreibt er an Reinhard, weil sie zu krank gewesen sei.

Zur Zeit der Ostermesse begab sie sich aber mit ihrer Schwiegermutter nach Frankfurt. Die beiden Damen reisten dann zu Bettendorfs nach Königstein. Unmittelbar vor Königstein wurden sie aber auf dem den Berg ziemlich steil hinaufführenden Wege umgeworfen. Die alte Dame brach das Schlüsselbein, und Caroline erhielt eine große Kontusion am Kopf. Beide waren gezwungen 3 Wochen in Königstein zu bleiben. Carolinens Mutter und Marianne waren auf 4 Tage, um dieselbe zu sehen, ebenfalls dorthin gekommen. Die Verletzung der älteren Dame war so schwer, daß Louise sogar an ihrem Aufkommen zweifelte. Es wird das letzte Mal gewesen sein, daß Caroline ihre Mutter gesehen hat. Das Jahr 1748 brachte mit der Teilung auch die Auflösung des Eltviller Hauses. Die Mutter hatte vorausgesagt, daß die Teilung ihr Tod sein werde. Sie starb „an einem Stickfluß" am 17. Juni 1748. Das Werk ihres Lebens sah sie zerfallen; sie hätte trotz ihrer Mißgriffe ein besseres Los verdient.

Da damals noch mannigfache Schwierigkeiten inbetreff der Teilung bestanden, so hatte sich Reinhard um Vermittlung an den Schwager Stein gewandt. Dieser antwortete unter dem 16. Juli 1748.

„Vor das in meine wenigkeit gesetzte gütige Zutrauen zu Auseinandersetz- und gleichstellung, Euer Hochwohlgebohren und dero Herrn Bruder was mit beytragen zu können, erstatte gehorsamen Dank, und habe die Ehre hierdurch zu versichern, daß mich recht glücklich schetzen werde, wenn meine Kräfte dahin sich erstrecken sollten, das Beste dero Familie durch Vereinigung der

Gemüther und durch eine zu wünschende Harmonie sämbtlr. Herren Theilhabern mit befördern zu mögen. Ich bin nun zwar versichert, daß eines jeden meiner Herren Schwäger gesinnung zur Billigkeit, ruhe und Frieden seye, ob aber auch ein jeder den nämlichen und einerley weege dazu suchen werde oder gefunden zu haben vermeine, solches ist mir noch nicht bekannt. Und da überdas Ew. Hochwohlgeboren und dero Herrn Bruder sehr weit von einander entfernt, mithin durch correspondentz die Sachen zu lang verzögert, oder etwa wann einer der andere Teil auß einem Schreiben einen mißverstand schöpfen möchte, nur mehr verwickelt und größeren Beschwerlichkeiten ausgestellet werden dürften, so wollte sehr wünschen, daß Ew. Hochwohlgeb. die Zeit so finden und mit gesambt dero Herren Brudern dergestalt sich betagen könnten, womit Selbige auch gesamter Hand, über Arth und weise einer zu suchenden güth. und brüderlichen Auseinandersetzung Sich bereden und dem vorgängig alsobald zu dem Haubtwerk schreiten könnten. Daß durch mündliche unterredungen, wenn sie freundschaftlich gepflogen werden, in einer Stunde mehr als öfters durch correspendentz in langer Zeit ausgemacht und zu stand gebracht werden, ist Ew. Hochwohlgeb. ohne mein anführen bester maßen bekannt. Nachdeme zwey von Dero Herrn Brüder nun sich derart in Elveld befinden,*) so dörfte es meines erachtens jetzo die bequemste Gelegenheit seyn, diese abtheilungssache anzugehen. So viel ich alles ansehe und begreife, möchte es nicht räthlich und allerseits nicht diensam seyn diesem Geschäft einen ferneren Anstand zu geben, in maßen aus einer unrichtigkeit zehn entstehen können, über dieses auch gemeinlich zu geschehen pfleget, daß aus innerlicher Disharmonie andere und frembde ihren Vortheil suchen und im trüben Wasser fischen. Wann sämbtliche Herren Interessenten zusammenkommen werden, so verspreche mir einen erwünschten und vergnügten ausgang, welchen mit befördern zu helfen mir eine rechte angelegenheit seyn soll als der ich mit vollkommener Hochachtung verharre.

Stein.

*) Es sind Karl Philipp und Louis gemeint.

Die Schwerfälligkeit der Form springt in die Augen. Zweifelsohne wünschten Herr und Frau von Stein aber auch nicht in diese Dinge verwickelt zu werden. Reinhard befolgte des Schwagers Rat und reiste nach Eltville. Dort ist noch vor Schluß des Jahres die verhängnisvolle Teilung zustande gekommen. Jetzt stob alles auseinander. Niemand trug vielleicht schwerer an der Verödung ihrer alten Heimat als Caroline. Es mag mir hier gestattet sein, einiges über die ferneren Schicksale ihrer Geschwister mitzuteilen.

Der älteste Bruder kaufte ein Gut in Idstein und verkaufte das, was er in Eltville besaß an Reinhard. Aber er konnte das neue Gut nicht halten, verließ auch den Hessen-Hanauischen Dienst, in dem er bei der Mutter Tod stand und zog sich nach Bergen, später nach Schornsheim bei Niedersaulheim zurück.

Louis folgte seinem Herzenswunsch und nahm Dienst bei den Truppen der holländischen Republik, wo er es bis zum Major brachte. Lange ist er aber auch in dieser Stellung nicht geblieben. Bald darauf finden wir ihn, nachdem er sich mit Juliana von Löw aus Hannover verheiratet hatte, auf einem Gütchen in Erbach. Später wurde er zum Ritterhauptmann der mittelrheinischen Ritterschaft gewählt. Er starb aber früh.

Der jüngste Bruder Fritz blieb noch Jahre lang in kursächsischer Diensten und machte den siebenjährigen Krieg auf der kaiserlichen Seite mit.

Was die beiden jüngeren Schwestern betrifft, so hat Marianne längere Zeit bei Louis in Erbach gewohnt. Später wurde sie Stiftsdame zu Schacken im Waldeckschen, zog aber nach Marburg.

Franziska lebte in den nächsten Jahren bei Frau von Stein, der sie mit einer an Begeisterung grenzenden Wärme zugethan war. Die beiden Schwestern in Nassau bildeten jetzt mit Reinhard eine, und Louis mit Marianne die zweite hervortretende Gruppe in der Familie.

Caroline an Reinhard.

„Nassau, den 25me Janvier 1750.

N'allez pas dire, mon cher frère, que je vous écris que quand je veux vous donner des commissions, comme par exemple à présent. Je vous assure que je vous aime trop pour avoir des vues dans cette correspondance, je me flatte de la même chose de vous, et qu'en consideration de cette amitié vous voudrez bien, ne me pas refuser à m'en voyer des bougies*) et de la toile comme je vous prie. — — — Tour à l'argent, ayez la grace de me dire, avant que vous exécutiez les commissions où et à quoi je le dois payer. Il m'est égale si vous voulez que je l'envoy à Elfeld à monsieur Lampe**) ou si Bettmann***) doit le remettre par lettre de change." Sie danke im voraus sehr, man werde jetzt sehen, ob Louis ihre Zinsen präciser bezahlen werde als bis jetzt. „Je ne sai s'il est marié ou non; il a notisé son mariage, et dit, qu'il ne l'avait vouluë faire savoir long-temps avant les noces si bien que je crois, qu'ils se feront bientot. Jamais je n'aurais crue que la Brigadière†) luit accorderait sa fille.

Voilà notre oncle††) de Heilbronn mort. Rien ne me diverti plus que ces gens qui lui ont souhaité longtems un heureux voyage à l'autre monde, font aprésent les désolés; et c'est le vrai portrait du vóyageur des fables de Lafontaine qui se retira chez un satyre et comme le satyre voyait, que cet homme se chauffait les mains en s'y soufflant, et se refroidissait de même le manger, il le chassa de la cabane, ne voulant

*) Es bestand schon damals eine Wachslichterfabrik in Celle, von der auch in Eltville lange hin viele Lichter bezogen worden waren.

**) Der aus Hannover stammende Lampe war jetzt als Reinhards Verwalter in Eltville eingesetzt.

***) Die Gebrüder Bethmann sind in all jenen Jahren die ständigen Bankiers der Familie Langwerth gewesen.

†) Julianens Mutter, Witwe des Brigade-Generals von Löw war eine geborene von Grote.

††) Ritterhauptmann von Gemmingen.

pas souffrir un homme pui souffla chaud et froid du même endroit. C'est là le portrait de ces gens qui savent pleurer et chanter quand il veulent. Gard que je m'y fie! Tout le monde croit que l'heritage des Grecks*) soit une mer à boire. Pourtant faites vous bien mon cher frère de vous informer un peu de près, en quoi cela consiste.**) Est-ce vrai-que notre oncle de Celle voudrait se remarier; je crois que ce sont des contes. Mon mari, la Frantz et ma belle mère vous font biens des (amitiés), j'en dis autant à votre épouse, et embrasse tendrement vos enfans. Je suis partagées tout comme vous; ma fille est fort brunette de teint et cheveux, et le garçon en echange tout blond; la fille jase comme un peroquet et autant que je me resouviens, revient tout à fait sa mère "

Der nächste Brief Carolinens ist vom 8. Februar und bezieht sich zunächst wieder auf Reinhards Besorgungen.

„Je vout prie encore une fois de me faire le plaisir de soigner que j'aye vers le 1er d'Avril un quintal et demi de bougies, pourvuë qu'il soit seulement à Frankfort. Car je conte, s'il plait à Dieu de m'y trouver pour lors. „Trouvez vous entre ci et ce tems 2 pièces de toiles à bon marcher, vous me ferez plaisir de l'envoyer avec." Lampe habe ihr Zinsen bezahlen wollen, aber sie habe ihm gesagt, dass das nicht pressiere, und das er sie bis zur nächsten Messe behalten möge.

„Voilà l'echantillon de la toile comme il m'en faut à peu près.***) Pour le prix je vous l'ai dit dans ma précédente.

*) Greck von Kochendorf in Schwaben. Der 1749 gestorbene letzte Greck hatte eine Stiftung errichtet, zu der auch Reinhards Kinder wegen ihrer Großmutter, geb. von Hammerstein, berechtigt waren.

**) Bezieht sich auf die durch die Schenk von Winterstädt vermittelte Verwandtschaft der Greck mit Reinhards Schwiegermutter geb. von Hammerstein Gesmold.

***) Ein Stückchen Leinwand ist noch heute am Brief befestigt.

Mon mari, qui vous fait mille compliments très humble vous rend grace d'avance du chien que vous lui promettez. Il seroit bien charmé, comme nous tous, si vous l'ameniez vous même. Faites, mon cher frère, qu'on aye la satisfaction de vous voir cet été. Si cela peut se faire, quand le roy vient, mon mari voudrait avoir „ein Englischen Bercan, hell grau." Si ce n'est pas trop cher pour un habit complet. J'ai encore une fois été invitée aux noces de notre frère Louis, qui sont le dixième. Je me suis excusée et en effet n'aurais je puis y aller, parce que nous attendans tous les jours monsieur d'Adelsheim, et quand il y a du monde, je n'ose quitter la maison. Car pour la belle mère, elle est si délicate de santé, qu'elle ne saurait plus sortir de la chambre. Dites moi mon cher frère si Louis demeura à Elfeld ou est- ce qu'il se nichera à Saulheim*) comme on m'a voulu persuader; je n'ai la hardiesse de l'interroger par crainte qu'il ne s'en choque. Je le plains du fond de mon coeur et encore plus notre future belle soeur. Mandez moi, s'il vous plait, si les oncles (Gemmingen) ont aussi part aux autres Fiefs des Grecks ou si les héritiers du Ritterhauptmann defunt sont les seules, qui y ont prétention?" „Je suis fachée, que vous avez été attaquer de ces vilaines petites veroles sauvages**) (comme nous les nommens) et souhaite que Dieu tire vos chers enfants heureusement de ce dangereux pas." „Nous avons aussi ce mal nécessaire dans notre voisinage et gard qu'il nous ateint, il faut prendre courage et s'abandonner a la direction divine et Sa Providence, tous nos inqietudes n'aident de rien. J'approuve fort que vous vous proposez de donner une bonne éducation à vos enfants; c'est ce qu'il leurs faut absolument et le Seigneur veuille bénir ce propos, car je vois ce que c'est — ungerathene Kinder. — — — Je ne saurais vous reccomander personne comme Française auprès de vos enfants, je n'en

*) Wie erwähnt zog er nach Erbach.

**) Es sind die Blattern gemeint.

connais aucune das ces environs, qui soyent capable. Quand même vous ne voulez une grande dame, il faut pourtant, qu'elle possède la langue, aye de bonnes moeurs et assez de sentiment pour former ceux de vos enfants. Votre ainée a pourtant 5 aus, l'esprit veut être occupé à cet age. Je crois qu'à Berlin*) vous trouveriez mieux que chez nous une personne. Pour moi, je conte, s'il plait à Dieu et que je vive aussi longtems en faire venir une l'été prochain de Neuchatel. Si vous ne craignez la dépense, j'écrirai pour une fille. Marquez moi, combien de gage vous voulez payer et ce que vous demandez d'une telle personne. Par exemble si elle doit habiller les enfants? coudre? et parailes choses?

Je suis sans réserve votre fidèle soeur Caroline."

„Ma belle mère et la Frantz
vous font des compliments."

Es ist gewiß auffallend, daß auch Caroline solchen Wert auf eine französische Gouvernante legt. Natürlich will sie aber nicht sagen, daß grade eine solche ein besondrer Schutz gegen ungeratene Kinder sei. Wenn man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus nach französischen Gouvernanten verlangte, so beruhte das doch vor allem auf dem Umstande, daß die französische Sprache und die französische Literatur damals ausgebildeter waren als die deutsche. Caroline hatte selbst nach den Begriffen der damaligen Zeit eine gute Erziehung genossen. Aber das genügte jetzt nicht mehr. Übrigens möchte ich darauf hinweisen, daß Caroline eine Gouvernante aus Berlin oder dem dem König von Preußen gehörigen Neuchatel empfahl, während Louise in einem Briefe an Reinhard sagt, sie würde sich in seiner Lage eine Erzieherin aus dem innersten von Frankreich holen.

Der nächste Brief ist vom 4. Mai 1750. Caroline entschuldigte ihr Stillschweigen. Sie sei etwa 6 Wochen verreist gewesen

*) In der französischen Kolonie.

und dies der einzige Grund ihres Schweigens*) „Madame de Thun viendra cette été, elle pourra me l'apporter (die Leinwand)**) Peut être que nous aurons aussi la satisfaction de vous de voir avec madame votre épouse. Pour moi je vais cette année avec mon mari à Schlangenbad, quoique ce n'est pas mon endroit favorit et que j'aurais mieu aimée accompagner monsieur et madame de Thun à Schwalbach; je m'y vais pourtant obligée. Car depuis deux mois Stein a eu 2 fois la goûte; et par ici nous ne connaissons d'autres remèdes pour soulager ces meaux que ce bain." (!)

„Mad. de Löw, la brigadière, me dit, que son frère se servait des herbes, qui lui faissoient beaucoups de bien. Mon mari voudrait bien savoir en quoi les herbes consistent. Voudrez vous avoir la grace, de vous en informer? Ce qui est le pire c'est que le mal est héréditaire et d'autant plus opiniâtre. Votre jardinier***) m'a envoye de semences. Je lui en ècrirai au premier jour. Vous savez peut être, que monsieur de Ried, le jeune a espérance d'obtenir la place de directeur d' Odenwald,†) même c'est autant que sûr.

Voila donc la branche de Homberg et Guttemberg d'accord touchant l'héritage de la tante Sophie. L'affaire n'importe assez pour qu'on y fasse réflection. I'ai vuë Louis (den Bruder) et sa femme à Frankfort."

---

*) Die lange Abwesenheit könnte auffallend sein. Ein Teil derselben wird durch die Frankfurter Messe erklärt und ein anderer vielleicht durch einen Besuch in Königstein. Beide Orte scheinen jetzt von Caroline ziemlich regelmäßig besucht worden zu sein. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Caroline 6 Wochen darauf verwandte. Ich möchte annehmen, daß sie die schwäbischen Verwandten besucht hat. Manche Umstände sprechen in der Tat dafür, daß sie einmal eine Reise nach Karlsruhe und Stuttgart gemacht hat.

**) Die Besorgung von Lichtern und Leinwand lasse ich von jetzt an fort.

***) zu Wichtringhausen.

†) Die Stelle eines Ritterhauptmanns im Kanton Odenwald der fränkischen Reichsritterschaft, die bis dahin vom Onkel Reinhard von Gemmingen bekleidet wurde.

Die nächste Nachricht von Caroline enthält ein Brief, den sie 1751 in Betreff der Zinszahlung an Reinhards Eltviller Verwalter Lampe richtete. Sie bitte, sagt sie in einer Nachschrift, beiliegendes Schreiben an ihre Schwester Franziska, die sich in Eltville aufhielt, zu überschicken. „Ich habe lange nichts von Seinem Herrn gehört. Wird er dieses Jahr eine Reiß nach dem Vatterlandt thun?"

Am 2. Februar 1754 schreibt Herr vom Stein in Beziehung auf die von Georg Reinhard betriebene Einsetzung einer Kuratel über den ältesten Bruder Karl Philipp: „Es ist nun schon eine geraume Zeit, daß nichts von Friedberg gehöret und hoffe dahero täglich auf Nachricht, was das Directorium (der mittelrheinischen Reichsritterschaft) puncto Administrationis decretiren werde. Zu Ende des verflossenen Monahts ist zu Maintz ein Rheinischer Convent gehalten worden, mithin der Herr Hilchen abwesend gewesen. Weilen nun dieser dermahlen die Arbeit allein versehen muß, so wird wohl so lange die Sache auf sich beruhen, bis er von anderen Arbeiten befreyet ledige Hände bekommet. Wegen unsers Herrn Vettern von Gemmingen, so in Wetzlar sich befindet, habe gestern die Nachricht erhalten, daß er mit seiner Prob Relation nun fertig seye, solche auch diese Woche übergeben würde. Weiter kann nichts von dessen Aufenthalt berichten. Herr Ruland*) ist in generalissimis geblieben. So viel kann doch wohl abnehmen, daß er bey denen Wetzlarer Damen viele Gnade gefunden. Unser Herr Onkel, der Vice Praesident, ist so nahe bey Wetzlar gewesen, daß es zu verwundern, daß er ohne nachzusehen was der Herr neveu machet, nebenhin gereiset. Mir solte es wahrhaftig von Hertzen Leyd seyn, wann unser Herr Vetter nicht réussiren würde. Er wird mir von Jeder-

*) Unbekannt, wer gemeint ist. Der Betreffende scheint das Examen nicht bestanden zu haben, und bei dessen erster Etappe zurückgewiesen zu sein. Wir sehen übrigens, wie gut man in Nassau über Wetzlar unterrichtet war. Bei der letzten Bemerkung denkt man unwillkürlich an Goethes Schilderungen und an die Erlebnisse, die Werthers Leiden zugrunde lagen.

mann als ein ehrlicher Mann gerühmet; dahero wünsche ihm alles Glück und gutes. Der Frau Gemahlin empfehle mich zu Gnaden; meine Mutter und Frau empfehlen sich beyderseits gehorsam und ich harre in unaufhörlicher Hochachtung Stein.

Reinhard war auf den nicht glücklichen Gedanken gekommen, die kaum 32 Jahre alte Franziska als eine Art Oberverwalter in Eltville zu installieren. Caroline war darüber unzufrieden. Es entstand jetzt eine sehr rege Korrespondenz zwischen Reinhard und Franziska, und dies mag auch dazu beigetragen haben, daß die mit Caroline wieder ins Stocken geriet.

Im Jahre 1755 hatte Caroline ein sehr schweres Wochenbett durchzumachen. Sie bekam die „weißen Frieseln" und schwebte in solcher Lebensgefahr, daß sowohl Herr und Frau von Bettendorf als Franziska 'nach Nassau eilten. „Wie sehr ich mich die ganze Woche gegrämt und betrübt, kann ich Dir gar nicht sagen," hatte Franziska noch aus Eltville an Reinhard geschrieben; „weiß mich auch in kein Zufriedenheit zu geben, habe mich resolvieret, morgen nach Nassau zu gehen." Sie habe über der Krankheit der lieben Steinin alles vergessen.

Am 28. März meldet Franziska dann aus Nassau, die Schwester Stein sei außer Lebensgefahr, den 5. April wolle sie selbst wieder nach Elfeld gehen. Aber grade an diesem Tage wurde Caroline von einem so heftigen „Paroxismus" befallen, daß sie 48 Stunden zwischen Tod und Leben geschwebt hatte, „da der Stein denn sehr lamentieret."

Erst am 12. April konnte Franziska Nassau verlassen. An ihrer Stelle blieb Louise bei der Schwester. Diese hütete noch immer das Bett. Der linke Schenkel und Fuß war eine Handbreit kürzer geworden als der rechte, und sie konnte nicht gehen. Noch am 11. Mai mußte sich Caroline heben und tragen lassen. Es seien betrübte Umstände in Nassau, schreibt Franziska, Herr von Stein aber noch gesund.

Am 21. Mai hatte sich der Zustand noch wenig gebessert. Caroline liege noch immer „wie ein Stück Holz." Man hatte

schon längst beabsichtigt, sie zur Kur nach Wiesbaden zu schicken und hoffte davon Besserung.

Erst am 12. Juni gelang es aber, sie dahin zu transportieren. Bis Biebrich wurde eine Yacht benutzt; von Eltville bis dorthin ist Franziska mit ihr gefahren. Ein Herr Kreutzer, wahrscheinlich der Arzt, begleitete Caroline auf der ganzen Reise. Erst am 3. Reisetage kam sie in Wiesbaden an. „Sie ist ausgezehrt bis auf die Haut und Knochen, schreibt die Franz, „ist ganz zusammengeschrumpft, kann den rechten Fuß nicht vom Leib bewegen, und glaube ich gewiß, daß sie Zehrung hat und nicht davon kommt."

Noch am 21. Juni ist der Zustand recht bedenklich. Die Ärzte, hätten eine „Incision" an der Hüfte gemacht, „aus der die Materie tellerweis heraus kommet." Dabei sei Caroline außerordentlich abgemagert; es sei ein geringer Unterschied zwischen ihr und einer Toten. Von einem Gebrauch des Bades konnte vorläufig keine Rede sein. Franziska schlug Caroline vor, nach Elfeld zu kommen, wo sie für ihr Geld ebensogut und mit mehr „agrément" leben könne. „Der Stein legt sich in den Tod, wenn ihm die Frau stirbt."

In Wiesbaden pflegte anfangs Marianne die Schwester; später wurde sie durch Franziska ersetzt. Die Teilnahme, die alle Geschwister der Caroline bezeugen, ist ein Zeugnis für die Liebe, mit der sie an ihr hingen.

Herr von Stein, der jetzt wieder am Podagra leidet, scheint während der ganzen Zeit nicht von Caroline gewichen zu sein. Nach der „Incision" war inzwischen eine gewisse Besserung bei Caroline eingetreten. An jenem 30. Juni badete sie zum ersten Mal, und zwar, wie Franziska schreibt, „in einem Zuber."

Erst am 14. Juli kann Franziska melden, daß man „die liebe Steinin wieder unter die Lebenden rechne." Bis dahin habe niemand geglaubt, daß sie von dieser fatalen Krankheit davon kommen werde. Sie danke Gott auch wegen Carolinens Kindern.

Der Gebrauch der Wiesbadener Bäder war jetzt ein regelmäßiger, und es war sichtbar, wie wohl ihr dieselben taten. Auch das Hinken besserte sich zusehends. Um den 8. August hat Caroline nach einem mehr als siebenwöchentlichen Aufenthalt Wiesbaden wieder verlassen. Die Kur hatte die für die damalige Zeit bedeutende Summe von 1000 Gulden gekostet. Von Bruder Reinhard war zur Stärkung aus Eltville Rheinwein gesandt worden.

Allmählich hat sich Caroline aber doch wieder ganz erholt. Franziska meldet unter dem 13. Oktober 1755, Herr von Stein sei „wieder" sehr krank gewesen; aber von einem Übelbefinden der Caroline ist nicht die Rede.

Trotz all der Krankheiten fällt in diese Zeit (1755) ein bedeutender Neubau in Nassau. Man war durch einen Brand, der einen Teil des alten Hauses zerstört hatte, dazu gezwungen worden. Der Bau war auf 12000 Gulden veranschlagt. Die Steins verständen kein Geld in der Hand zu behalten, bemerkt Franziska nicht ohne Besorgnis. Ein mehr als drei Jahre später geschriebener Brief Carolinens zeigt auch, daß dieser Neubau für Herrn von Stein in der Tat ziemlich drückend war. „Der unglückliche Brand," schreibt sie damals, „hat unsre Sache ziemlich in Unordnung gebracht, und bei Anwachsung der vielen Kinder ist der Aufwand täglich größer."*)

Das Jahr 1757 hatte dann auch wieder den Krieg ins Land gebracht. Der folgende Brief ist um so merkwürdiger, als er von Caroline an den Bruder Adolf Friedrich geschrieben ist. Sein sächsisches Regiment (Lubomirsky) war bei Pirna durch die Preußen in Gefangenschaft geraten. Adolf Friedrich selbst war es aber wie vielen sächsischen Offizieren gelungen, sich der Gefangenschaft zu entziehen; er hielt sich damals in Eltville auf. Daß er nicht für Preußen eingenommen sein konnte, läßt sich denken. Die Idee eines Religionskrieges wird ihm in seiner Situation besonders fern gelegen haben. Auch die in der kaiser-

*) Aus dem Französischen übersetzt.

lichen Armee dienenden Gemmingschen Verwandten zogen Caroline nach der kaiserlichen Seite. Aber sie zeigt in ihren Briefen an ihn unverholen, daß sie auf preußischer steht: von der Allianz der beiden katholischen Mächte fürchtet sie große Gefahren für den Glauben. Schwerlich waren auch die kaiserlichen Sympathien, die Caroline in früher Jugend eingezogen hatte, völlig erstorben. Vergleicht man aber die wenig mehr als 10 Jahre früher geschriebenen Briefe von Carolinens Mutter, so erkennt man, welche moralische Einbuße Oesterreich durch die Allianz mit Frankreich erlitten hatte. Diese Allianz war erklärlich genug; aber sie hat Oesterreich den wichtigsten Teil der deutschen Nation entfremdet. Jetzt stand Preußen als die Macht da, die Deutschland vor dem Franzosentum beschützte. Wir ersehen aus „Wahrheit und Dichtung," daß auch in den reichsständischen Kreisen der Main- und Rheingegenden preußische Sympathien Eingang gefunden hatten. Will man nach persönlichen Gründen für die Haltung Carolinens suchen, so drängt sich die Vermutung auf, daß Herr von Adelsheim, der im Steinschen Hause so viel galt, und dessen Tochter später die Gattin des preußischen Ministers von Heinitz wurde, von Einfluß darauf gewesen sei.

Adelsheim gehörte von Haus aus nicht den Lahngegenden an, sondern stammte aus Oberdeutschland. Christoph Albrecht von Adelsheim hatte aber die Tochter einer dann 1701 ausgestorbenen Linie der Stein geheiratet und von ihr ein Gut zu Nassau geerbt. Diese Adelsheim waren seitdem auf die Stein angewiesen gewesen, und beide Familien hielten treu gegen die nassauischen Amtleute zusammen. Friedrich Leopold von Adelsheims lebensgroßes Bild hat sich im Steinschen Hause zu Nassau erhalten, und er darf als dessen intimer Freund bezeichnet werden.

Da jetzt zwei katholische Mächte zwei protestantischen gegenüber standen, so nahm der Krieg allerdings den Charakter eines Religionskrieges an. Aber man vergesse auch nicht, daß schon zwanzig Jahre später die preußischen Sympathien an den

Höfen der rheinischen Kurfürsten und namentlich in Mainz prävalierten.

Die Hauptstelle eines am 12. August 1757 von Caroline an Adolf Friedrich geschriebenen Briefes lautet:

„— — In Böhmen siehet es vor den König in Preußen nicht gut aus, gleichwie in der ganzen Welt. Indessen gehe es, wie es will, so hoffe, daß mit der Hülff des Allerhöchsten weder ich noch meine Kinder was anderes lernen will, als was ich bereits weiß. Es wird sich wohl ändern, und geschiehet dieses nicht, daß wir nach unsrer Missethat heimgesucht werden, müssen wir uns fleißig des Spruch erinnern: wer beharret bis an das Ende, der wird die Krone des Lebens erhalten."

Wir sehen, unter welchen Aspekten Heinrich Friedrich Karl vom Stein 10 Tage vor der Schlacht bei Roßbach, am 26. Oktober 1757, in dem alten Nassauer Familienhause geboren ist, und welche Empfindungen seine Mutter damals beseelten.

Staunenswert ist es, daß Caroline nach einer so schweren Erkrankung noch einem körperlich und geistig so kräftigen Sohn das Leben geschenkt hat. Er war dies das vorletzte ihrer Kinder. Vielleicht darf hier darauf hingewiesen werden, daß von den drei Namen des berühmten Ministers zwei denen der Mutter entsprechen. Adelsheim und seine Frau wurden die einzigen Paten Carls vom Stein.

Gerade die Lahngegend hat auch wieder in jenen Jahren viele Truppendurchzüge der beiderseitigen Armeen gesehen. Die Hoffnungen knüpften sich dort vorzugsweise an die Hannoveraner.

Merkwürdigerweiser ist aber in den Briefen des Jahres 1758 vom Kriege gar nicht die Rede. Auch ein Neujahrsbrief Carolinens von 1759 meldet darüber nichts. Man hat sogar den Eindruck, daß der Handel und Wandel wieder seinen gewohnten Gang geht: auch den Weinsendungen steht kein Hindernis im Wege. Erst am Ende des Jahres 1759 hören wir wieder vom Krieg.

Caroline an Reinhard.

Naſſau, den 12. Oktober 1759.

„Dermalen iſt es hier ſehr unruhig, wir haben öfters Durchmärſche von Frantzoſen und die Hannoveraner ſind auch in der Nachbarſchaft. Nichts als große Verwirrungen hat man dermalen zu vermuten. Gott wolle uns nur den Frieden wiedergeben.“

Naſſau, den 4. November 1759.

„Nous commançons à sentir fortement le poids des calamités plublics. Sis bien notre Fermier à Kirberg que plusieurs sences (Centen d. h. Vogteien) vis-à-vis de la Lahn (links der Lahn) ont étés obligés de faire des forts livraisans aux François, à quoi nous porterons notre côte part. Pour quel malheureux temps a-t-il plut a Dieu de nous reserver et nos descendans!“

Caroline an Adolf Friedrich.

Den 7. Februar 1760.

„— Ich bin bey vierzehn Tage bettlägerig geweſen und außer ſtant zu ſchreiben; die Zeit ich wieder auf, habe ſo viel mit dem Winterquartier zu ſchaffen gehabt, daß ich auch nicht ein Augenblick gefunden, des lieben Bruder ſehr werthes unter dem 7ten des verfloſſenen Monaths zu beandworten; ich hoffe, daß inbetracht der erwehnten Verhinderungen Er mein ſtillſchweigen verzeihen.“

„Daß ich des Reinhard ſeine Weine in einem ſehr hohen Werth angenommen hat ſeine richtigkeit. Ich hoffe aber, daß der liebe Bruder auch mit mir in dießen Stück wird zufrieden ſein. Ich verlange keinen profit. Gegen Brüder ſoll und muß man großmüthig denken, zweifle nicht, daß Ihr mit der Zeit es meine Kinder werdet entgelten laſſen, was Ihnen hier zu kurtz geſchiehet. Neues weiß von hier nichts zu melden; die Frantz wird dem lieben Bruder ſagen, daß wir hier auch Winterquartier haben, welches mir eine große Laſt iſt.“

Am 30. April 1761 starb der Bruder Louis mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter. Herr vom Stein erscheint als sein Vormund. Ueber das Erbacher Gut schreibt er am 9. Februar 1763 an Georg Reinhard:

„Ich muß und kann mit Wahrheit sagen, daß diese Umstände mir sehr viele Sorgen und Nachdenken verursacht und mit anderen gemachten Überlegungen kein ander Mittel als die Losschlagung des Erbacher Guths zu erinnern gewesen. Diese Sache ist nicht mehr voluntatis sed necessitatis. Gut wäre es, wann Erbach bey der Familie bleiben und die Herren Brüder es zusammen acquirieren thäten. Es ist gelegen, die Aue hänget so zu sagen an der Laugwerthischen,*) mit einem Wort, es wäre schön und vortheilhaft. Mich freuet von Hertzen, daß Ew. Hochwohlgebohren Herren Söhne in denen Wissenschaften so schöne progressen machen, und von sich so vieles versprechen lassen. Junge Leuthe, welche guten Willens sind und Gaben haben, können es weit bringen und glücklich werden. Was auß den Meinigen werden wird, kann noch nicht sagen. Vielleicht Gelehrte, vielleicht Soldaten; keinen Jäger verlange nicht, und die erfahrung hat mich gelehret, daß es nicht leicht seye, bey diesem Mettier anzukommen.**) Meine Frau empfehlet sich gehorsamst. Es ist selbige an einem Catharr-Fieber sehr krank gewesen, nun aber Gott Lob wieder besser; dennoch muß selbige noch das Bette hüten. Meine Kinder empfehlen sich zu Gnaden." — —

Aus der Erwerbung des Erbacher Gutes durch die Familie ist nichts geworden. Louis' Witwe hat dasselbe verkauft und

*) Zu den ältesten Besitzungen gehörte eine Rheininsel (Au) zwischen Erbach und Hattenheim. Stromaufwärts greuzte daran eine zu dem Erbacher Gute gehörige Insel. Beide bilden jetzt eine Einheit und gehören Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen.

**) Die Zeiten scheinen sich seit der Weihbischof Gottfried den Jagddienst an einem Hofe für vorteilhaft erklärte, sehr verändert zu haben. Vermutlich ist der die Jagd so sehr liebende Carl Philipp vom Stein, auch nur deshalb nicht in die Jagdkarriere eines Hofes eingetreten.

ist dann zunächst nach Meiningen und später nach Marburg gezogen. Ihre Tochter ist die Cousine, welche Karl vom Stein auf der Reise nach Göttingen sah, und von der er sagt, sie sei zu gut, um häßlich und zu schlimm, um hübsch zu sein. Ein Sohn starb 1772, und es entstand über seinen Nachlaß ein Prozeß mit den Langwerthschen Agnaten. Es ist für die Familie von Wichtigkeit gewesen, daß das Reichskammergericht die vom Großvater stammenden Güter nach den ritterschaftlichen Rechten für Stammgüter erklärt hat.

In Marburg traf Louis' Witwe mit der Schwägerin Marianne wieder zusammen. Sie wird in ihren älteren Tagen doch als eine muntere und frische Rheinländerin geschildert, die manche Ähnlichkeit mit ihrem Bruder Reinhard habe. Vermutlich war sie die Patin von Carolinens Tochter Marianne.

Das unglücklichste Schicksal von Carolinens Geschwistern hatte die arme Franziska. Ihre Briefe an Rheinhard zeigen, wie warmherzig sie war. Sie erinnern in ihrer Originalität vielfach an die deutschen Briefe Carolinens.*) Die Liebe zum Bruder tritt in rührender Weise hervor. Sie verlobte sich aber ziemlich unbesonnener Weise mit einem kursächsischen Hauptmann von Kayn, der in Begleitung Adolf Friedrichs nach Eltville gekommen war. Die Geschwister waren sehr unzufrieden. Die Heirat aber erfolgte dennoch, und Franziska ist bald darauf mit ihrem Manne nach Sachsen gezogen. Die Mittel des Herrn von Kayn waren gering. Franziskas Verbindung mit den Geschwistern war so gut wie ganz abgebrochen. Sie lebte bei Zeitz und ist dort gegen das Jahr 1790 gestorben. Zeitweise geriet sie in wirkliches Elend, in dem sie namentlich durch Caroline unterstützt worden ist.

Caroline an Reinhard.

Nassau, den 3. November 1763.

„Je suis surprise, mon cher frère d'apprendre par vos honorées du 10. et 20. du mois passé, qui m'arriverent ce

*) Z. B. die an Lavater, von denen unten die Rede sein wird.

matin à la fois; que vous m'aviez donnés des ordres dans une précédente, en conséquence des robes que je dois choisir pour madame Votre épouse et mesdemoiselles Vos filles. Autant que je désire Vous être de quelque utilité dans ce pais, autant suis je fachée, que le retard ou perte de la dite lettre me met hors d'état de Vous servir avec la promptitude, que je souhaite." „Vous avez bien de la bonté de Vous resouvenier, mon cher frère, de nos vins de Steeg*) à l'occasion du grand Negoce, que vous projettes. Ce ne sont pas des vins comme du Palatinat**), qui ne se conservent pas. Au contraire, ils ont la même qualité en ce ci que ceux du Rhin. Nous les avons encore tous depuis l'année de 48, jusqu'ici. Nous ne faisons par an que 3 on 4 pièces, et celles des bonnes années ne se vendent pas à moins de 500 fl.

Léspérance de Vous voir bientôt ici, mon cher frère, nous flatte infiniment, je suis seulement fachée des chemins abominables, que Vous rencontrerez, si vous n'avons pas de la gelée. Mon mari, qui vous assure de ses t. h. services, est sur son depart pour Friedberg pour assister à l'election d'un chef de la noblesse. Probablement le comte Bassenheim, Président de la Chambre à Wetzlar, l'emporta. — —

Vous saurez que la terre d'Erbac de feu notre frère est vendi pour 50000 fl.***)

L'électeur de Mayence est à Königstein; il s'y plait infiniment et cet air pur, quil y respire, contribue beaucoup à son rétablissement. Je vous prie de faire agréer à Vos

---

*) Das Steeger Tal liegt bekanntlich bei Bacharach. Herr vom Stein hatte auch in Steeg einen Besitz.

**) Georg Reinhard beabsichtigte in Verbindung mit einigen niederdeutschen Weinverkäufen einen förmlichen Weinhandel zu organisieren. Namentlich die Keller der alten Bischofsstädte kommen inbetracht.

***) Siehe oben. Die Preise der kleinen Rheingauer Güter sind für die damalige Zeit staunenswert hoch.

dames mes obéissance, ma famille Vous assure de ses respects. En grande hâte, ne voulant manquer la poste."

Aus dem Jahre 1764 sind dann zwei Briefe an den Bruder Adolf Friedrich, die sich wieder auf Zinszahlungen beziehen, vorhanden*) Dieser hatte inzwischen die Tochter des Reichskammergerichts-Assessors Georg Philipp von Fleckenbühl, genannt von Bürgel, geheiratet und grade im Jahre 1764 den kursächsischen Dienst verlassen. Da seine Frau ihm Vermögen zugebracht, so hatte er den ehemals von Molsbergschen Hof zu Eltville gekauft, der nicht weit von dem Sanecker Hof lag und im 15. Jahrhundert einem Zweig der Familie Gensfleisch gehört hatte. Er brachte es zu einer angesehenen Stellung im Rheingau. Trotz seiner Derbheit achtete jeder den biedren, graden Charakter Adolf Friedrichs. Sehr ordentlich scheint aber auch er in seinen Geldangelegenheiten nicht gewesen zu sein: er war noch immer in Carolinens Schuld. Wenn es ihm beliebe, heißt es in Carolinens Briefe von 1764, die ihr noch schuldigen 25 Dukaten zu zahlen, so könnten solche an ihren „Herren" nach Mainz gesendet oder an ihre jüngste Tochter gezahlt werden, „welche bei der Frau von Bettendorf, unsrer Schwester, ist."

Der Brief vom 26. Dezember 1764 ist der letzte an einen ihrer Geschwister gerichtete, der sich im Eltviller Archiv befindet.

1765 siedelte auch Georg Reinhard nach Eltville über. Er hatte in Hannover nicht warm zu werden vermocht und war mit dem Titel eines Landdrosten abgegangen. Da sich auch eheliche Differenzen einstellten, so zog er es vor, das Gut Wichtringhausen seiner Frau und seinen Kindern zu überlassen und sich aus dem „Kartoffelland," wie er sagte, nach dem „goldenen Rheingau" zurückzuziehen. Er hatte seinen Eltviller Besitz in den 50er Jahren durch das Rantzausche Gut vergrößert und

*) Caroline schreibt an diesen Bruder immer deutsch; offenbar weil er bei dem frühen Eintritt in den Militärdienst nicht Gelegenheit gehabt hat, Französisch zu lernen, oder doch genügend zu lernen.

besaß nun in Eltville einen nennenswerten Weinbergbesitz. Auch hier entging er den finanziellen Calamitäten freilich nicht; aber er nahm sich mit unermüdlicher Ausdauer der Rechtsangelegenheiten der Familie an. Die Ordnung des Eltviller Archivs ist sein Verdienst. Eine ausführliche Beschreibung der rheinischen Güter ist von ihm vorhanden: „zum Lesen aber nicht hinlegen zusammen geschrieben."

Seine Tätigkeit war bis zu seinem Tode eine große. Auch mannigfache Denkschriften sind von ihm vorhanden. Der kurmainzischen Regierung legte er z. B. einen Plan für den Bau von Chausseen vor. Ein Aufsatz über den Weinbau ist noch heute von Interesse. Mit dem Rheinwein sagte er, habe es eine ganz besondere Bewandnis; die Güte desselben komme von den Mineralien des Gebirges und sei gleichen Ursprungs wie dessen Gesundbrunnen. Sein sanguinisches Temperament und seine Phantasie machten sich bis zuletzt bei Georg Reinhard geltend. Frau und Kinder hat er nicht wiedergesehen, und sein Alter blieb am Rhein ein höchst vereinsamtes.

Die Familie verdankt es ihm, daß sie in Hannover einen neuen Boden gefunden hat. Aber das Schicksal dieses begabtesten unter Carolinens Brüdern war jedoch schließlich ein recht hartes.

Der älteste Bruder Carl Philipp hatte sich später wieder aufgerafft. Er zog nach dem linkem Reinufer. Die Vettern von Wallbrunn nahmen sich seiner dort an. In der Tochter eines pfälzischen Offiziers fand er eine tüchtige Frau, und sein Lebensabend war immerhin glücklicher als seine früheren Jahre. 1775 ist er gestorben.

Caroline war nach ihrem Sohne Carl nur noch ein Sohn geboren, der den Namen Gottfried erhielt. Um das Jahr 1770 begann sich das Haus in Nassau zu leeren. Es gemahnt an Carolinens Großonkel Johann Adolf und an die Pläne, die man einst für ihren Oheim Gottfried gehegt, wenn wir erfahren, daß ihre beiden ältesten Söhne in den deutschen Orden eingetreten sind. Die Töchter führten meist Langwerthsche Namen. Die

älteſtete Johanna Louiſe heiratete einen Grafen von Werthern aus Sachſen. Hardenberg hatte ſich in ſie als Mädchen verliebt. In Weimar machte ſie Eindruck auf den Herzog Karl Auguſt. Ihr Mann und ſie ſind bekanntlich die Vorbilder zu Graf und Gräfin in Wilhelm Meiſter. — Die zweite Tochter, Marie Charlotte, vermählte ſich mit dem hannoverſchen Geſandten am Mainzer Hof, von Steinberg. Sie zog dann mit ihrem Gatten nach Hannover. Sowohl die Beziehungen des Vaters zum Mainzer Hof als die alten Verbindungen der Mutter mit Hannover ſcheinen ſich bei dieſer Heirat wieder geltend gemacht zu haben. Im Sommer 1774 war von den Töchtern des Hauſes nur noch Marianne zu Hauſe.

Carolinens berühmter Sohn Carl hat 1773 die Univerſität Göttingen bezogen. Er war von der Mutter für die Übernahme der Güter auserſehen,*) und dieſe hat ihn, wie es ſcheint, früh zu mancherlei Dingen herangezogen. Betreffs des Bruders Gottfried erſcheint Carl faſt wie ein Ratgeber der Mutter, und man kann ſich nicht wundern, daß der letztere eine gewiſſe Frühreife erhielt. Für die Wahl von Göttingen werden auch die hannoverſchen Verbindungen maßgebend geweſen ſein. Max Lehmann hebt es aber hervor, daß der Geiſt der Univerſität Göttingen einen hervorragenden Einfluß auf Steins ganze Entwicklung ausgeübt hat. Sein Univerſitätsfreund Rehberg iſt von großer Bedeutung für die Entwicklung und namentlich das Verfaſſungsleben ſeines hannoverſchen Heimatlandes geworden.

Carl vom Stein war als Hofmeiſter der Elſäſſer Salzmann mit nach Göttingen gegeben. Aber das ſtudentiſche Freiheitsgefühl lehnte ſich gegen den oft gewiß läſtigen Hofmeiſter auf. Auch Carls Frühreife wird ſich geltend gemacht haben. Es kam zu Konflikten. Salzmann beſchwerte ſich bei der Mutter. Carl werde gewiß ein großer Mann werden, ſchrieb er; aber ſeine Gutherzigkeit ſei ihm noch zweifelhaft. Aus einem erheblich ſpäteren Brief ſeines Nachfolgers Chriſtlieb klingt ein ähnlicher

*) Nach dem Herkommen hätte dieſe eigentlich der älteſte übernehmen ſollen. Aber Caroline handelte wie ihre Mutter.

Vorwurf hervor.*) Caroline wies auf Salzmanns Brief hin in außerordentlich scharfer Weise den Sohn zurecht.

„Ich lebte," schreibt sie, „als Du bei uns warst, in der Ueberzeugung, daß Du wüßtest, welchen Dank man dem wackeren Manne schuldet, der die schwere Aufgabe übernimmt, einen jungen Mann zu leiten. Die geringe Aufmerksamkeit, die Du H. Salzmann erweisest, zeigt, daß ich mich in der guten Meinung, die ich von Dir hatte, getäuscht habe. Das demütigt mich in gewissem Sinne, denn ich werde viel von dem zurücknehmen müssen, was ich über Dich gesagt und wofür ich mich gewissermaßen verbürgt habe. Aus Liebe zu Dir bitte ich Dich, diese brüsken Manieren zu lassen, diese Antworten, die sich nicht für einen Mann schicken, der ein wenig die Pflichten der Schicklichkeit kennt. Muß ich Dir wiederholen, daß, wenn man gegen einen andern fehlt, man gegen sich selbst fehlt? Und hier gegen wen? Gegen einen, der Dich liebt, der sich Deinem Wohle weiht, der nur verlangt, Dich vollkommen zu sehen, der seinen guten Namen mit dem Deinen vereint. Und wie vergiltst Du ihm das alles? Frage Dein Gewissen! Ich beschwöre Dich, nicht jene jämmerliche Idee zu nähren, als ob Fügsamkeit Dich herabwürdigte, und als ob Du nicht erwachsen wärest, wenn Du Dich nicht über alles hinwegsetzest, was man Dir sagen kann. Bei Gott, wenn solche Gedanken Dir kommen, verjage sie rasch, sonst können sie Dich ins Verderben führen. Sei gewiß, daß sie Dir den Tadel aller Wohlgesinnten zuziehen werden. Du weißt, was ich Dir früher gesagt habe. Damals verzieh man Dir als einem Kinde, jetzt ist diese Zeit vorbei."

„Fürchte nicht, oft so lange Briefe von mir zu erhalten. Es kostet mir moralisch und physisch zu viel, sie zu entwerfen. Wenn Du so fortfährst, wie Du begonnen hast, so werde ich H. Salzmann bitten, sich an Deinen Vater zu wenden, und ich werde den Briefwechsel mit Göttingen einstellen. Die Mütter sind nur Phantome für die Söhne. Diese vergessen, daß man

*) Siehe Max Lehmann a. a. O. I. 27. Der Brief ist vom 14. Februar 1779.

wenigstens gewisse Rücksichten verdient, wenn sie auch unsre Zärtlichkeit, unsre Sorgen, unsre Mühen nicht vergelten. So tut man gut, sich von dieser Bühne zurückzuziehen, wo unsre Rolle ausgespielt ist."*)

Ein vorläufiger Modus vivendi zwischen Salzmann und Karl scheint hergestellt worden zu sein. Nach etwas über einem halben Jahr: im Herbst 1774 hat Salzmann dann aber seine Hofmeisterstelle doch aufgegeben. In den Juni 1774 fällt Frau vom Steins persönliche Bekanntschaft mit Lavater; und wir verdanken derselben eine Fülle von Nachrichten über sie. Lavater war ihr zuerst durch seine im Jahre 1768 erschienenen „Aussichten in die Ewigkeit" geistig näher getreten. Dann folgte in den Jahren 1771—73 das „geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst," das in noch höherem Grade die Aufmerksamkeit in Deutschland auf Lavater lenkte. Seine Reise im Jahre 1774 hatte eine von Zimmermann ihm angeratene Kur in Ems zum Zweck. Lavater besuchte dabei bekanntlich Goethe auf der Hinreise in Frankfurt und fuhr dann mit diesem über Wiesbaden, Schwalbach und Nassau nach Ems. Zu Nassau wurde im Steinschen Hause vorgesprochen. Lavaters sehr ausführliches Tagebuch gibt ein Bild von dem Leben im Steinschen Hause.**) „Um ½12 zu Nassau an. 2 Stunden von Ems. Besuchten sogleich die Frau Baron vom Stein. Ein prächtiges Haus in einem elenden Nest. — Eine große ganz originelle Dame von wohl 50 Jahren. Sie hätte sehr gewünscht, meine Frau zu sehen." „Sie lud uns zum Mittagessen; wir gingen ins Wirtshaus, aßen da. Sie ließ uns nochmals einladen; aber wir

*) Siehe Max Lehmann: Freiherr vom Stein I. 19. Nach einem Konzept ohne Datum, zu dem Lehmann bemerkt, daß es sicher aus dem Anfang von 1774 stamme. Daß der Brief aus dem Französischen übersetzt, ist, wenn man Carolinens deutsche Briefe damit vergleicht, ersichtlich.

**) Durch einen Aufsatz von Heinrich Funck in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 31. Mai 1904 war ich auf Lavaters Tagebuch aufmerksam geworden. Ich verdankte dann dessen Benutzung der Güte der Züricher Stadtbibliothek.

blieben, weil wir fortwollten.“ Goethe blieb nur einen Tag in Ems und fuhr dann nach Frankfurt zurück.*)

Am 3. Juli fuhr aber Caroline nach Ems, um Lavater predigen zu hören. Sie scheint sehr befriedigt gewesen zu sein und lud ihn zu sich ein. So fuhr dieser dann am Nachmittag des 7. Juli wieder nach Nassau. „Fast um 6 Uhr saß ich in die offene ½-Chaise, die mir H. Baron von Stein von Nassau expreß geschickt hatte.“ „Ich ward aufs höflichste empfangen, aber fast durfte ich nicht auf den hellgewichsten, quadrirten Boden treten. Schon das Tischgen gedeckt, und wenigstens 15 Becher mit duftenden Blumen und Rosen in der Mitte. Wir sprachen vertraut von meiner Frau und Familie. ‚O, daß ich sie mitgebracht hätte, kein, kein Kompliment; wenn Sie alle die Ihrigen übers Jahr herbringen wollen, so lange Sie wollen, können Sie bei uns ganz ungeniert bleiben.‘ Von der Aufrichtigkeit, vom Christentum, von seiner unbegreiflich erhabenen, seiner populären und einfältigen Seite. Nichts ist in der Natur, daß nicht zwo Seiten habe. Von Leiden und Übel, dem eintzigen Schlüssel zur Entwicklung der menschlichen Natur. Bedürfnis ist das eintzige Kreutz, und Bedürfnis ist Leiden. Ohne Leiden wäre der Mensch nicht Mensch.“ „Wir gingen zu Herrn von Stein, der unpäßlich war. Ich konnte gantz ungeniert sein. Wir sprachen — ach! wie ist doch mein Gedächtnis so kurz, ich weiß kein Wort mehr. — — Es sei statt dessen hierhergesetzt, daß mir in diesem Hause recht wohl war; daß der Herr ein liebenswürdiger grader Mann, die Frau eine kleine Königin und die von einem Fall in der Jugend krumme Tochter eine Person von Genie und Geschmack ist.“

Vor dem Nachtessen ist von Spener, seinem allgemeinen Credit, seinen Zöglingen und dann von Goethe die Rede. Lavater bat, auf die Post zu schicken, damit die Briefe an ihn nicht nach Ems gingen. Auf der Post erklärte man, das Packet dürfe nicht

*) Vergleiche Friedrich Otto „Gothe in Nassau“ in den Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung Bd. XVII 1895. Ich verdanke diesem Aufsatz hier auch einige andere Notizen.

geöffnet werden. „Geschwind hieß es, morgen fünf Uhr reitet Jakob auf Ems, die Briefe an H. Lavater abzuholen.“ Es war dann von der Entbehrlichkeit der metaphysischen Erkenntnis Gottes und von der Lächerlichkeit die Rede, „unsern Vater nicht zu lieben, bis man seine metaphysische Natur kennte.“ Man sprach von den Predigern Sack und Spalding und vom deutschen Orden in den ein Sohn eintreten werde.*) „Nach dem Nachtessen spazierte ich noch eine gute $^1/_2$ Stunde mit der Frau Baron von Stein das Zimmer auf und nieder. Wir sprachen vom Abendmahl, vom Wunderglauben, von der Tugend einiger Hofleute und von manchen andern interessanten Dingen.“

Am Morgen des 8. Juli wachte Lavater schon um 5 Uhr auf und ging dann, ein Büchelchen in der Hand, in den 3 Zimmern, die er bewohnte, auf und ab. Er erhält Briefe von Haus. Dann kommt der Haushofmeister und Sekretär Christlieb, „eines Geistlichen Sohn aus Friedenheim.“ Dann mit Christlieb in den Garten. Auch mit ihm ist von geistlichen Dingen die Rede: „eine liebenswürdigere, forschendere Seele habe ich nie gefunden. Wir wurden von der Frau von Stein unterbrochen. Christlieb ging weg.“

Lavater spricht nun von seinem Freunde und Kollegen Pfenninger in Zürich. Caroline bat ihn, ihr dessen Abhandlungen im Manuskript zu schicken. „Es könnte sein, daß einmal ihr Sohn (Gottfried) seinetwegen auf Zürich kommen müßte.“ Das Gespräch kam auf Wieland, Herder, Haller, Salzmann und die La Roche. Frau von Stein wollte auf hundert Exemplare des „allgemeinen Erbauungsbuches“ subskribieren. Noch vielfache andre Dinge wurden gestreift. Dann ging man wieder zu Herrn von Stein. Lavater weiß aber wieder nicht, wovon bei ihm und ebensowenig, was während des „fürstlichen Essens“ gesprochen wurde, „ausgenommen viel von den Herrnhutern und dem Grafen von Zinzendorf.“ Frau von Stein trieb ihn sehr an, sein physiognomisches Werk zu vollenden. „Ich soll mich

*) Hierbei wurde bemerkt, eine Commende könne 6 bis 8000 Gulden einbringen.

durch nichts und durch keine Urteile, die darüber gefällt würden, abhalten lassen." Es kam die Rede auf die für Lavater ungünstige Rezension über das „Tagebuch" im Februarheft des Mercure de Suisse. „So ungleiche Urteile über das Tagebuch gefällt worden seien — diese Rezension habe mir dennoch außer meinem Vaterlande nichts geschadet." Auch solle er Gott für diese Reise danken; denn er lerne dadurch die Welt besser kennen und einsehen, daß er Manches geschrieben habe, was für diese zu erhaben sei. Andrerseits habe er bei allen, die ihn gesehen, gewonnen und nicht verloren. „Was also auch immer mein Vaterland sagen möge, ich soll fortfahren; ja, sie wollte nicht, daß ich eine von meinen Schriften nicht geschrieben hätte. (Doch fragte sie mich ganz natürlich, warum ich das Tagbuch herausgegeben.) Ich soll nie auf die Belohnung hienieden sehn; nichts gegen meine Feinde schreiben." Das Gespräch kam auf Leuchsenring, Rousseau, „Frau Schlosserin" und vieles andre. Zuletzt war dann auch wieder von dem Hauptthema jener Zeit, der Kindererziehung die Rede. „Etwa um 5 Uhr in die obere Stube zu Herrn von Stein. Von schweitzerischen Offizieren, Bauern-Gesprächen, gelindem Verfahren. Abends ½7 Uhr spazierten wir auf den Berg bis zum zerstörten Schloß Stein. Herrlicher Abend. Der junge Baron (Gottfried) voll Feuer und Lebhaftigkeit mit uns. Schrieb oben mit Bleistift ein Billet an meine Frau, Frau von Stein auch dazu. Histörchen von Gespenstern. Von der Schwierigkeit die geringste Geschichte ganz wahr zu erzählen."

Man ging zum Nachtessen und nach diesem ins Nebenzimmer. Von den unzähligen Gesprächsthematen seien noch der junge Jerusalem, Goethe und der Selbstmord erwähnt. „Von allen Arten der Verbrechen, deren der beste Mensch fähig ist, von der Heucheley." „Vom Taufen im Namen G. d. V. S. u. G."

Am Morgen des 9. Juli wollte Lavater abreisen. Er wachte wieder früh auf. Herr Christlieb kam, und wieder begannen die mannigfachsten Gespräche im seltsamsten Gemisch. „Trank mein (Emser) Wasser neben mit, durch alle Zimmer auf und

nieder.“ Caroline läßt ihm sagen, er möge doch bis zum Abend bleiben und Lavater nimmt die Einladung um so lieber an, als er sich in Nassau besser als in der Emser Unruhe auf die Predigt für den folgenden Tag vorbereiten kann. „Zog mich an und ging in den Garten. Frau vom Stein kam; sprachen von Goethe, Basedows Werk, — ihrer ältesten verstorbenen Tochter, die, 14 Jahre alt, alle Sprachen redete, — der La Roche, der Klettenbergerin. Dann von der Gnadenwahl, — der Person Christi, — vom Socinianismus. Ich versprach ihr einen Brief hierüber. Von dem Verdacht des Socinianismus, in dem ich gewesen.“

„Wir spazierten im Garten, saßen im Gartenhaus und nachher im Speisesaal bis etwa ½11 Uhr.“ Nun machte Lavater seinen Abschiedsbesuch bei Herrn vom Stein, von dem er jetzt erwähnt, daß er an Husten und Podagra leide. Lavater nennt ihm hier einen Mann, „dessen Redlichkeit auffallend, dessen bonsens unbestechlich ist.“ Er vertieft sich mit Frau vom Stein in die Geschichte der Physiognomik. Es war bei dieser Gelegenheit, daß er durch sie für etwa 10 Dukaten merkwürdige Köpfe bei Lippert bestellte. Bei dem Mittagessen ist von Sully, Heinrich IV. von Frankreich, von Montesquieu, „von — ich weiß nicht mehr“ die Rede. Nach dem Essen wird im Nebenzimmer Kaffee getrunken. Dann ging Lavater auf sein Zimmer, um sich für die Abreise zu rüsten. Nachdem er noch etwas geschrieben, wurde die Rückreise angetreten. „Es regnete stark, wir flogen davon.“ Um 6 Uhr ist Lavater wieder in Ems.

Am folgenden Tage hielt Lavater seine Predigt. „Der junge Baron von Stein mit seinem Hofmeister und der Sekretär Christlieb waren dazu herübergekommen.“ Nach dem Gottesdienst hatte Lavater mit diesen noch eine Unterhaltung. „Der junge Baron von Stein machte treffliche Anmerkungen und zitierte die Bibel sehr schicklich. Vom Spiel, von der Wichtigkeit, nützliche Spiele zu erfinden, von der schweizerischen Einfalt, von dem einreißenden französischen Geist“ war die Rede.

Bei jeder Gelegenheit kommt nun Lavater in seinen Gesprächen mit andern auf die Familie vom Stein. Es macht dem Schweizer

natürlich Eindruck, als ein Pfarrer Roth ihm erzählt, daß Herr vom Stein sechs lutherische Pfarreien zu vergeben hatte. Am Nachmittag des 12. Juli geht er zu Fuß nach Nassau und abends zurück. Kurz vor Nassau traf Lavater mit dem ihm von Ems her bekannten Gothaischen Gesandten am Mainzer Hof, einem Herrn von Gemmingen zusammen, der seine Verwandten Stein besuchen wollte. „Die Frau von Stein hatte drückende Beschwerden über die Brust. Wir sprachen von Gotter.*) Er war ehmals Gemmingscher Sekretär, voll Witz und Satyren. Von dem verstorbenen Churfürsten von Mainz:**) ein im ganzen vortrefflicher Mann, ohngeachtet man jetzt Satyren ohne Zahl auf ihn macht.(!) Er trank; doch mehr nicht als eine Maaße und die schadte ihm nicht." Marianne las „mit vieler natürlicher Lesekunst" einen französischen Brief vor, der unter anderm von dem Verfall des Mainzerischen Schulwesens handelte. Dann wurden vortrefflich gezeichnete Porzellanbilder besehen. Caroline schenkte ihm eins ihrer Tochter (Werthern?). „Herr von Stein ist doch ein herrlicher, grader Mann. Er wohnte als Kammerherr des Churfürsten drei Kayser- und Königskrönungen bey. Von seines Sohnes Gottfrieds Genie sagte ich."

Mit Herrn von Gemmingen tritt Lavater wieder den Rückweg an. „Wir sprachen von der Familie Stein, von Goethe, Wieland, Basedow, von den heutigen Rezensenten; von Bodmer, Breitinger."

Am 12. kommt Basedow nach Ems. Mit ihm und den beiden Brüdern Kämpf***) begibt sich Lavater am 14. Juli noch einmal nach Nassau. Zu Mittag kommt man an. „Frau von Stein war im Bette; doch ward ihr Basedow präsentiert. Bald ging er ins Nebenzimmer, und ich blieb mit Friedrich Kämpf eine Weile bei ihr." Es war von dem Brief die Rede,

*) Friedrich Wilhelm Gotter war 1746 in Gotha geboren und kam 1775 wieder dorthin.

**) Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim 1763—1774 starb den 11. Juni 1774.

***) Johann Kämpf (1726—1787), Nassau-oranischer Hofrat, Physikus zu Diez und Brunnenarzt in Ems. Sein Bruder Friedrich stand in Neuwied.

den Lavater an Caroline geschrieben. Sie wünschte, daß viele seine Briefe lesen möchten, um ihre Vorurteile über ihn abzulegen. „Herr von Stein aß mit uns". Dann aber war Lavater mit Christlieb bei Frau vom Stein. Man sprach „über die Dreieinigkeit und tausend Dinge." „Es regnete. Ehe wir weggingen, bat ich Frau von Stein um Wein für Basedow. ‚ganz gut.'"

Am 15. Juli trifft nun Goethe zum zweitenmal in Ems ein. Frau vom Stein schickt 12 Flaschen Wein und Lavater dankt ihr in einem Billet. Am 18. wird von Lavater, Goethe und Basedow die bekannte Reise nach Coblenz und den Rhein hinab angetreten. So weit das Tagebuch! Von Neuwied aus schreibt Lavater dann noch einmal einen Brief an Frau vom Stein und Goethe fügt Verse hinzu.

Lavater kam auf dieser Reise bis Düsseldorf und Elberfeld. Auf der Rückreise hat er Ems noch einmal kurz berührt*); und ich möchte es für möglich halten, daß er auch im Steinschen Hause noch vorsprach. Am 1. August ist er in Frankfurt, am 16. wieder in Zürich.

Daß Goethes Darstellung in Wahrheit und Dichtung mit Lavaters Tagebuch nicht stimmt, bedarf keiner Worte. Sein Gedächtnis hat ihn auch hier im Stich gelassen. Das, was Goethe schreibt, ist aber ein Niederschlag seiner Eindrücke. Goethe nennt Frau vom Stein: „eine höchst ehrwürdige Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß."

Lavaters Verkehr mit der Steinschen Familie sollte aber weitere Folgen haben. Die während seines Aufenthalts in Ems begonnene Korrespondenz, hat sich bis zum Jahre 1777 fortgesetzt und sie wirft noch mehr als Lavaters Tagebuch in der mannigfaltigsten Weise ein Licht auf Caroline und ihre Lebensverhältnisse**). Es hat mir nahgelegen, den ganzen Briefwechsel hier

*) Vergleiche auch Bielschowsky, „Goethe, sein Leben und seine Werke. Bd. I. 214.

**) Ich verweise hier auf die wertvollen Mitteilungen von H. Funck und Alfred Stern. Von den Ersteren war aber schon die Rede. Ueber Stern siehe: Die Mutter des Freiherrn von Stein und Lavater in der von Sybel

abzudrucken. Ich habe aber davon Abstand genommen, weil wenigstens Carolinens Briefe zum weitaus größten Teil schon veröffentlicht worden sind. Aber es soll hier doch das Wesentlichste ihres Inhalts zusammengestellt werden.

Aus den Briefen ersehen wir, daß Carolinens Gesundheit schon untergraben war. Bei jenem letzten Besuche Lavaters muß sie äußerst leidend gewesen sein. Sie hat dann sowohl 1774 als im folgenden Jahre eine Kur in Schlangenbad gebraucht. Am 14 September 1774 geht es ihr besser, aber am 28. Oktober schreibt sie doch wieder, ihre elende Gesundheit erlaube ihr keine anhaltenden Bemühungen des Körpers und Geistes. Seit vierzehn Tagen sei sie wieder in dem Zustand, in dem Lavater sie im Sommer verlassen und ganz entkräftet. Das Schreiben falle ihr zu schwer. „Gedult, vielleicht ruft der Herr bald zur Ruh." Am 12. Dezember geht es Caroline viel besser. Die Schmerzen im Kopf, sagt sie, hätten sich in eine große Geschwulst verwandelt. Sie muß aber noch das Bett hüten und klagt darüber, daß das Unvermögen zu allen Geschäften fortdaure. Die Geschwulst mache sie ganz unkenntlich. Die Aerzte sagten ihr aber, daß sie ohne dieses entsetzliche Geschwulst diesmal nicht zu retten gewesen sei. „Was Gott tut, das ist wohlgetan". Ihr nächster Brief an Lavater ist erst vom 14. Februar 1775. Sie könne sagen, heißt es darin, daß sie ein tägliches Sterben in ihren Gliedern fühle. „In der andern Epistel an die Corinther Cap. 5, Vers 1 bis 7 finde ich Trost die Fülle. Herrliche Aussichten!"

Auf Lavater hatte dieser Brief einen solchen Eindruck gemacht, daß er Caroline im Traum sterbend sah. Das schwarze Petschaft ihres Briefes erschreckt ihn: ihre Handschrift aber ist ihm „Schlagwasser".

---

begründeten historischen Zeitschrift Bd. 93. Durch die Güte der Züricher Stadtbibliothek ward es mir ebenfalls möglich gemacht, persönlichen Einblick in die betr. Briefe zu nehmen. Einige Stellen, die ich gebe, sind bis jetzt noch nicht abgedruckt worden. Die Orthographie und Interpunktion habe ich auch hier der neuen Schreibweise anzupassen gesucht; nicht aber die Wort- und Satzbildung.

Caroline erwartete damals den Besuch ihrer Tochter Werthern, die ihren Mann, der als Gesandter nach Madrid geschickt wurde, dorthin begleitete. Sie ließ auf der Durchreise ihr einjähriges Töchterchen in Nassau. „Das ist gewiß das letzte Mal", schreibt Caroline schon am 14 Februar 1775, „daß ich sie hier sehe, aber wir finden uns alle wieder und dann auf ewig." Im Briefe vom 31. März heißt es: „Was mein Gemüth bei dem Abschied meiner Tochter — — — erlitten, kann ich nicht ausdrücken". „Wo bliebe Trost, wenn ich nicht wüßt, daß wir alle in die Hände des Herrn gezeichnet sind!" Caroline klagt wieder besonders über Schmerzen im Kopf und findet, daß ihr Gedächtnis davon angegriffen werde. „Gott bewahre, daß ich mich nicht überlebe!" „Gott sey mit uns allen! Ich sterbe, Ihre getreue Freundin".

Nach der zweiten Schlangenbader Kur (1775) scheint sich Carolinens Gesundheit wiederum gebessert zu haben. Am 5. März 1776 klagt sie aber doch über ihre wankende Gesundheit. „Ich lebe noch, folglich liebe ich Sie noch, mein theurer Freund!"

Es ist wahrhaft erstaunlich, wie sich Caroline trotz ihrer häufigen Leiden und trotz ihrer Schwäche der Geschäfte und Familiensachen annahm Im Mai 1775 wollte sie eine Reise über Duisburg hinaus machen. Sie habe wenige Gesundheit und für einen elenden Körper allzu viele Geschäfte, meint sie. Es wurde nichts aus der Reise, aber nach dem Brief vom 15. Juni war dieselbe keineswegs aufgegeben. Wahrscheinlich ist es jedoch eine andre Reise, die sie dann gleich nach ihrer Rückkehr von Schlangenbad „wegen dringender Geschäften" hat „verrichten müssen". „Ich bin erst seit etlichen Tagen wieder hier in meinen Bergen und befinde mich nach meinen Umständten wohl. Doch empfinde ich merklich, daß ich diesen Monath meinen 54. Geburtstag zurückgelegt habe. Bis hierher hat der Herr geholfen. Solte Er es nicht ferner thun? Daran zweifele ich nicht; sondern ganz davon überzeugt. Meine Hoffnung ruhet in dem Herrscher Himmels und der Erden."

Ein Brief vom 5. März 1776 gibt ein Bild von der Last die auf Caroline lag. „Hierzu kommen noch Zerstreuungen,

denen man bei der Sorge um eine zahlreiche Familie nicht entgehen kann, Geschäften, Prozeß, Reisen. Das ist meine Lage, meine Verwicklungen. Wie wünschte ich erstere zu ändern, aus den andern mich zu ziehen! Ich muß aber geduldig und standhaft meinen Beruf abwarten, bis die starke Hand mich aus allem herauszieht."*)

Der Hinweis auf einen Prozeß erschreckt Lavater. Dies sei wohl das fatalste Wort in ihrem Briefe schreibt er ihr. Caroline antwortet darauf: „Gewiß ist Prozeß ein fatales Wort; aber kann man dies ändern in einer Welt wie die unserige? Ich gehe gleich wieder (sic!) nach den Feiertagen nach Wetzlar, dieses traurige Geschäfte zu betreiben. Helfen Sie, mein Freund, Gott anrufen, daß Er uns von dem Übel erlöset, und mir die nötige Geduld und Einsicht zu einer solchen verdrießlichen Beschäftigung schenken möge!"**)

Bei dem Eifer, mit dem sie den Prozeß führt, wird man an Carolinens Mutter erinnert, die mit solcher Energie für die Rechte ihrer Familie den kurmainzischen Behörden gegenüber eintrat. Und vermutlich hatte es sich auch hier um einen Kampf der Familie Stein gegen die Übergriffe der nassauischen Amtmänner gehandelt. Denn das war nun einmal das Geschick der Reichsritterschaft, daß sie sich im 17. und 18. Jahrhundert überall gegen die Aggression den Polizeistaates zu wehren hatte.

Gewiß konnte das Wort einer Frau auch in Wetzlar etwas nützen. Aber es bleibt auffallend, daß bei allen diesen Geschäften so wenig von Carolinens Ehemann die Rede ist. Lavater nennt ihn ihren würdigsten Herrn Gemahl, läßt sich ihm empfehlen, und diese Empfehlungen werden durch Grüße von Herrn vom Stein erwidert. Einmal ist davon die Rede, daß „ihr Herr" wieder Podagra habe; sonst aber tritt er in der Korrespondenz völlig zurück. Wir sahen schon bei den Differenzen, die Carl vom Stein

*) Vergl. auch den Brief vom 6. April 1776. Die Last der Geschäfte, sagt sie darin, drücke sie in einer unbeschreiblichen Art.

**) 6. April 1776.

in Göttingen mit Salzmann hatte, daß letzterer sich mit seiner Beschwerde an die Mutter wandte, und daß diese Sache zunächst lediglich in den Händen der Mutter bleibt. Wenn sie alle diese Angelegenheiten selbständig in ihrer Hand behielt, so erklärt sich das gewiß auch durch den Umstand, daß ihr Gemahl wenigstens in früheren Jahren zu viel abwesend war und seiner Frau die Geschäfte hatte überlassen müssen.

So ist auch bei Carolinens Plan, ihren jüngsten Sohn Gottfried zu Lavater zu geben, nur von Carolinens Absichten die Rede.*) Lange Zeit hat sie sich auch mit dem Plane getragen, Gottfried selbst nach Zürich zu bringen.

„Verleyht der Herr Leben und Gesundheit, so sehen Sie die alte Mutter von Nassau gewiß mit ihrem Knaben Gottfried

*) Ich glaube, daß nur in betr. des Gottfried der Plan, ihn zu Lavater zu geben, existierte und möchte mich hier gegen die Auffassung von Stern erklären. Dieser gibt zu, daß auch für Gottfried ein solcher Plan bestanden habe. Hätte er aber auch für Carl bestanden, so würde doch wohl in irgend einer Weise angedeutet sein, daß es sich um zwei verschiedene Pläne gehandelt habe. Ferner möchte ich darauf hinweisen, daß Zürich damals noch keine Universität war, und daß es sich in Zürich nur um Stunden, die erteilt werden sollten, handelte. Sollte es denkbar sein, daß sich ein Göttinger Student, der schon mehrere Semester hinter sich hat, und den ein besonders starkes Selbstständigkeitsgefühl auszeichnete, zu einer solchen Lage bequemen sollte? Man legte auch offenbar Wert darauf, daß Carl von einem Hofmeister begleitet wurde. Davon ist aber mit keinem Worte die Rede, sondern nur davon, daß Caroline Gottfrieds damaligen Hauslehrer irgendwo unterbringen müsse, ehe sie ihm von sich geben könne. Das einzige, was zu der Meinung führen könnte, daß ursprünglich an Carl gedacht sei, sind die Ausdrücke in Lavaters erstem Briefe. Er nennt den jungen Mann, um dessen Unterbringung im Lavaterschen Hause es sich handelte, „Herr von Stein" und „Herr Baron". Er drückt einen gewissen Zweifel aus, ob H. v. Stein ein halbes Jahr bei ihm Quartier zu nehmen und sich die einfache Kost gefallen zu lassen Lust habe, ꝛc. Lavater hat aber ganz dieselben Bedenken in dem Brief vom 3. Nov. 1777 ausgesprochen, und er gebrauchte auch darin die Ausdrücke „Herr Baron" und „H. Sohn". Caroline verweist Lavater darauf die Titel und Complimente. Auch ist in demselben Briefe Lavaters von Salzmann in einer Weise die Rede, die es ausschließt, in ihm den Hofmeister zu erblicken, an deren Fortgang er nicht Schuld sein will.

in ihrem Hause zum Waldreis." *) Am 27. April 1775 schreibt Caroline, nur der Umstand, daß sie Gottfrieds Lehrer Rosenstiel — nicht dieser, sondern der verdiente Christlieb war der Nachfolger Salzmanns bei Carl — noch nicht wohl versorgt habe, sei Schuld daran, daß sie sich nicht bereits mit ihrem Gottfried in Zürich eingefunden habe. „Der Gedanke, daß Sie sich der Knaben annehmen wollen, hat viel zu viel beruhigendes für mich, als daß ich die treffliche Gelegenheit nicht benutzen sollte, so bald als möglich."

In dem Briefe Carolinens vom 22. Mai 1775 heißt es, wenn sie ihren Gottfried bringe oder schicke, so wolle sie erst anfragen, damit es nicht zur Unzeit geschehe. „Was mich freut, ist, daß der Knab kein sehnlicheren Wunsch hat, als bey Ihnen zu seyn." Gottfried war sehr anregbar und wahrscheinlich genial veranlagt. Carl wünschte, daß er die Güter übernehme. Aber zur eigentlichen Arbeit fehlte Gottfried die Lust. Caroline wünschte deshalb den Eindruck, den Lavater auf ihn gemacht hatte, festzuhalten.

Erst im Frühling 1776 taucht der Plan auf, Gottfried statt zu Lavater in das Philantropinum zu Marschlins in der Schweiz zu geben. Den 20. Juni 1776: „Als Freund, und ein Freund, der die Wahrheit liebt und kennt, nehme ich die Freiheit, Sie zu fragen, ob die Lage von Marschlins ungesund und unter der Jugend stets Kranken sich befinden." Sie habe verschiedenen geraten, ihre Kinder dorthin zu schicken. „Ja selbst den Gottfried künftige Ostern entschlossen bin, nach Marschlins zu tun." Das einzige, was ihr die Sache zweifelhaft mache, sei Herr Barth. Sie habe — sie wisse nicht warum — einen Widerwillen gegen den Mann. Einige seiner Uebersetzungen aus der Bibel und noch andres möchten daran Schuld sein. „Den Einfalt dieses Paragraphen darf niemand als mein Freund Lavater wissen."

*) Brief vom 30. Nov. 1774. Lavaters väterliches Haus in Zürich hieß „zum Waldries".

Über keinen der Söhne schreibt Caroline freilich so warm wie über Carl. „Alle Nachrichten, so ich noch aus Spanien erhalte," sagt sie *) „sind gut, und muß mein Herrgott dafür preisen, wie auch für die Herstellung meines Sohn in Göttingen, der krank war." Im Juni 1776 schickt Caroline Lavater einen Brief Carls. „Ich empfehle Ihnen diesen wie meine ganze Familie zu einer immerwährenden Freundschaft." **)

Von einigem Interesse sind die Beziehungen zu den verschiedenen Hauslehrern des Steinschen Hauses. Man wird an Carolinens väterliches Haus erinnert, wenn wir erfahren, daß Salzmann aus Straßburg war. Ein Hofmeister ihres Sohnes Carl, namens Göritz, war ein Württemberger und auch Christlieb ein Oberdeutscher. Ohne Zweifel hing die Wahl dieser Hauslehrer mit den verwandtschaftlichen Beziehungen nach Oberdeutschland zusammen. Auch aus den Briefen mit Lavater geht hervor, daß Caroline in Verbindung mit Straßburg stand. Wenn Carl oberdeutsche Lehrer hatte, so ist auch das sicher nicht ohne Einwirkung auf seine Entwicklung geblieben. Von französischen Gouvernanten, auf die Caroline ehedem so viel Wert legte, und die gewiß doch auch engagiert worden waren, ist mit keiner Silbe die Rede. Alles weist dagegen darauf hin, daß das Verhältnis zu den meisten Hauslehrern ein herzliches gewesen ist. Wenn Christlieb ein Steinscher Beamter ist, und dennoch als Salzmanns Nachfolger nach Göttingen gesandt wurde, so ist es ersichtlich, daß auch er einer jener Hofmeister war, die dann als Verwalter oder Sekretär im Hause blieben; nur ein alter Hofmeister würde sich auch so über Carl geäußert haben, wie dies Christlieb später aus Stuttgart tat. Caroline schreibt von letzterem am 11. November 1774: „Wenn mein Sohn seine Studien beendet, dann kommt er wieder hier in die Geschäften." Als Caroline Gottfried zu Lavater geben will, wünscht sie Rosenstiel erst wohl zu versorgen. Göritz verweilt als Gast im

*) Am 22. Mai 1775.

**) Brief vom 20. Juni 1776.

Steinschen Hause, als er im Auftrage des württembergischen Consistoriums eine größere Reise durch Deutschland macht. Aber auch über Salzmann äußert sich Caroline in einer Weise, die darauf schließen läßt, daß er der Familie nahe getreten ist.

Wenn die Hauslehrer Oberdeutsche waren, so wiesen die übrigen Beziehungen der Familie mehr nach dem Norden. Zunächst sind es die alten Verbindungen mit Hannover, die sich geltend machen. Die Geheimrätin von Bremer, die Oberkammerherrin von Löw, Herr und Frau von Lenthe aus Hannover, die Lavater in Zürich besuchen wollten, und über die Caroline mit ihm korrespondiert, hingen mit Carolinens alten Löwschen Beziehungen zusammen. Der hannoversche Leibarzt Zimmermann gehörte doch auch zu Carolinens Bekannten. Es ist wohl auf ihn, der sich lange am russischen Hofe aufgehalten hatte, zurückzuführen, wenn sie Lavater rät, den dritten Teil seiner physiognomischen Fragmente entweder der Königin von England oder der russischen Kaiserin zu widmen: der ersten wegen ihrer Tugend, der zweiten weil sie viel Gutes tue und befördere.

Durch die Heirat von Carolinens zweiter Tochter waren die nach Hannover und Niedersachsen reichenden Fäden wieder von neuem geknüpft worden. Aber auch Beziehungen nach Obersachsen waren jetzt hinzugekommen, und mehr noch blickt sie auf Berlin. Unter Carolinens dortigen Freunden sind vor allem der aus Sachsen stammende Minister von Heinitz und dessen Frau, die Tochter des Herrn von Adelsheim, zu nennen. Mit besonderer Wärme spricht Caroline vom Grafen Dönhoff aus Berlin Den Berliner Kanzelredner Spalding hebt sie sehr hervor und dabei wird betont, daß die Königl. Familie bei seinen Predigten nie fehle. Als Caroline im Spätsommer 1775 Lavater wieder eine Reise nach Deutschland vorschlägt, meint sie, daß er dieselbe aber bis „Göttingen, Hannover und absonderlich Berlin" ausdehnen müsse.

Es ist erstaunlich, eine wie große Menge von Personen Caroline bekannt ist. Man wird sich daran erinnern müssen, daß Nassau in einer Bädergegend, und wie nah namentlich Ems lag. Dort war in jedem Sommer ein Stück Welt, und auch das hat

wie wir sehen, auf das Haus in Nassau eingewirkt.*) Dazu kamen die Reisen Carolinens. Von Wetzlar war schon die Rede. In Frankfurt und Mainz hatte sie in ihren jungen Jahren die große Welt kennen gelernt; und auch Hannover und als ritterschaftlicher Mittelpunkt Friedberg dürfen genannt werden. Daß sie die schwäbischen Verwandten einst besucht, wurde oben angenommen.

An den Höfen weiß Caroline Bescheid wie ihre Mutter; und es spiegelt sich darin noch immer eine Epoche wieder, in der die Geschichte der Höfe noch die der Zeit war. Besonders bekannt sind Caroline die von Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt und Homburg. Auch mit dem kleinen Neuwied bestehen Verbindungen. Aber von den nassauischen Höfen schweigt sie völlig, und merkwürdigerweise auch von dem Mainzer Hof. Von dem nahen Coblenz ist nur in Beziehung auf Herrn von Laroche die Rede. Doch war Caroline, wie wir wissen, nicht ohne jede Beziehung zu Katholiken. Wie Lavater äußert sie sich über den Domherrn von Hohenfeld in Speier anerkennend; und wenn sie sagt, er sei ihr nur zu bossuetisch, so zeigt sie darin eine Kenntnis der verschiedenen Strömungen innerhalb der katholischen Kirche. Man fragt sich unwillkürlich, ob das Bild des Regensburger Onkels nicht doch einst einen Eindruck auf ihre jugendliche Phantasie gemacht hatte. Max Lehmann sagt, das durch die Schrecken des dreißigjährigen Krieges friedlich gewordene Luthertum, wie es eine Heimstätte in der Braunschweigischen Universität Helmstedt gefunden, sei das Luthertum Carolinens gewesen. Grade von Helmstedt waren aber die kirchlichen Unionsversuche am Ende des 17. Jahrhunderts ausgegangen.

Einige Worte verdienen Carolinens Beziehungen zur deutschen Literatur. Sie war früher auch von der französischen influenziert worden. Von den Rousseauschen Ideen erscheint sie berührt.

*) Da in Lavaters Tagebuch bei den Gesprächsgegenständen zu Nassau Frau von Laroches Name bei seinem ersten Vorkommen mit Ems zusammengestellt ist, so scheint es, daß auch Frau von Laroche von Ems aus mit der Familie Stein bekannt wurde.

Aber in ihren Briefen an Lavater ist Carolinens Horizont ein fast ausschließlich deutscher. Vermutlich hat sie mit ihren heranwachsenden Töchtern und durch die Lehrer ihrer Söhne die damals erwachende deutsche Literatur kennen und lieben gelernt. Vor allem schätzt sie Klopstock. Von Wieland spricht sie mit Respekt. In betreff von Goethe zeigt sie Mißtrauen. In Werthers Leiden erblickt Caroline eine Apologie des Selbstmordes. Als Fräulein von Klettenberg stirbt, meint sie, es sei dies ein großes Unglück für Goethe; denn diese habe ihn zur Tugend geleitet. Caroline wundert sich, daß Goethe und Wieland sich in Weimar vertragen: „Was macht Göde bei Wieland? Wollen die beyde nach allem möglichen Übel, so Gelehrte sich haben mit der Feder thun können, sich nunmehr vertragen?“ Als Goethe sein Puppenspiel herausgibt,*) fragt sie, was er damit nun wieder volle. Trotzdem kommt Caroline immer wieder auf ihn zurück. „Dieser hat nun,“ sagt sie, „Herder versorgt. Goethe ist der Liebling des Herzogs von Weymar. Ich hoffe, er soll einen guten Gebrauch von der Gunst dieses jungen Fürsten machen. Erhalten Sie noch öfters Nachricht von ihm?“**) „Goethe hat doch wirklich ein großes Herz“ antwortet Lavater. „Er schreibt mir dann und wann, und ich habe ihm viel zu danken.“*** Solche Äußerungen scheinen Eindruck auf Caroline gemacht zu haben. Aber an ihrer Aversion gegen Basedow hält sie fest.

Daß die persönlichen Beziehungen zwischen Lavater und dem Nassauer Hause einen breiten Raum einnehmen, kann natürlich nicht Wunder nehmen.

„Unter dem großen Heer der lieben wohltätigen Freunde und Freundinnen,“ schreibt er nach seiner Rückkehr am 22. August, die er auf der Reise gefunden, solle Frau vom Stein die erste

*) Dasselbe umfaßt bekanntlich: Künstlers Erdenwallen, das Jahrmarktfest zu Plundersweiler und das Fastnachtspiel von Pater Brey.

**) 5. März 1776.

***) 16. März 1776.

sein, der er schreibe. Unvergeßlich werde ihm immer ihre mütterliche Güte und Herzlichkeit bleiben, und er spreche täglich mit seiner Frau und seinen Freunden davon. In ihrer Antwort dankt Caroline für alles von Lavater Empfangene. „Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß weder ich noch mein ganzes Haus Sie jemals vergessen."

Daß anfangs eine gewisse Überschwenglichkeit in Carolinens Briefen an Lavater lag, kann nicht bestritten werden. Es gilt dies namentlich von denen, die sie noch nach Ems an ihn schrieb. „Geben Sie mir den Namen," hieß es da, „der mir die Empfindung, so ich auf Ihr Herz gemacht, ausdrückt. Ist es Freundschaft, Liebe, so kommt sie der, so ich for Sie fühle, gleich." „Gott stärke die Gesundheit meines Freunds, ich sage nicht neuen Freunds, denn ich kenne Sie seit 6 Jahr. Die persönliche Bekanntschaft verschafft mir aber das Vergnügen, daß ich Sie versichern kann, daß ich Sie als einen Sohn und Bruder liebe" Der damals 32 jährige Lavater verharrt dagegen in einer verhältnismäßigen Reserve und verschanzt sich auch wohl hinter den Titeln, die er Caroline und ihren Kindern gibt. In ihrem Brief vom 11. Nov. 1774 bemerkt sie darauf. „Warum sind so viel Titel und Complimenten in Ihrem letzten Schreiben? Meine Aufrichtigkeit, die stolz genug ist, sich der Schweitzerische gleich zu schätzen, erlaubt nicht, daß dieses mit Stillschweigen vorübergehe. In Zürich sollen Sie auch wissen, was hier in meinem Herzen vorgehet. Warum muß ich gnädige Frau von Ihnen genannt werden? Finden Sie keinen andern Ausdruck in Ihrem Herzen für mich? Der ist gewiß so frostig als das dermalige Wetter. Gesetzt es wäre auch keine Harmonie in unsrer Denkungsart, und Sie mich nicht zur Freundin begehren, denn diese Neigung läßt sich nicht zwingen, so sind wir doch alle in Christo Brüder und Schwestern. Nicht wollte ich raten, bei alle und jede die leere Titel zu verbannen. Kleinigkeiten, Schimern (Chimären) duldet der Vernünftige, ich aber verzichte auf die Dinge, welche keine Realität in sich haben. Sollten Sie aber finden, daß ich mir schmeichele und wirklich nicht so über dieses hinaus

bin, als ich vermute, so sagen Sie es, Freund. Ich liebe die Wahrheit und kann sie ertragen. Setzen Sie mich auf die Probe." Etwas scheinen Carolinens Worte geholfen zu haben. In dem nächsten Briefe redet er sie als „meine theuerste Freundin", statt „meine werthe Frau von Stein" an. Die Unterschrift lautet jetzt statt „ich bin Euer Gnaden ergebenster" „Ihr aufrichtig ergebenster".

Eine reale Grundlage bekam die Korrespondenz durch Carolinens Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten und die Mühe, die sie sich um dies Werk gab. Der geschäftliche Teil der Herausgabe bildet in sehr vielen Briefen die pièce de résistance. Sie sendet ihm Schattenrisse und bestreitet nun aus ihrer Tasche die Kosten für die Abdrücke durch Lippert. Sie sammelt Unterschriften für Lavaters Werk. Sie bemüht sich um eine Übersetzung ins Französische. Aber auch ihre Bemerkungen zu den Silhouetten sind von Interesse. „Ich habe eine ganze Litanei Silhouetten gesammelt," sagt sie einmal, „und andre Abrisse von merkwürdige Gesichter, trefflich, fürchterlich."*) Ein andresmal sendet sie neben Steinschen Silhouetten „ganz Fremde von sehr verschiedenem Charakter, von dem sehr schlechten bis zu dem erhabenen. Ich bin auf Ihre Beurteilung sehr begierig".**)

Auch über die andern Veröffentlichungen Lavaters aus dieser Zeit ist in den Briefen vielfach die Rede. Man erstaunt, wie fruchtbar Lavater war und mit welcher Wärme alles, was von ihm kam, im Steinschen Hause aufgenommen wurde. Erwähnt mag hier die Äußerung werden über die 1774 erschienenen „Christlichen Lieder der vaterländischen Jugend besonders auf der Landschaft gewidmet": „Sie sind trefflich", schreibt Caroline, „Gottfried ist entzückt über das Lied auf die Erndte. Ich habe das bei einem Donnerwetter mir gewählt. So sind die Geschmack verschieden."

*) Den 5. August 1775 aus Schlangenbad.

**) Nassau, den 19. Sept. 1775.

Über Lavaters religiöses Drama „Abraham und Isaak" schreibt Caroline am 20. Juni 1776, es werde „sehr goutiert." „Es sind unnachahmliche Stellen darinnen."

Auch Predigten schickt Lavater an seine Freundin. „Lange habe nichts gelesen", schreibt diese, „das so sehr ans Herz dringt als die Predigen über dem Jonas. Dergleichen Arbeit bringt Nutzen, bessert."

Begreiflicherweise ist auch wieder von den Angriffen gegen Lavater und seine Schriften die Rede. Caroline rät stets zur Ruhe; durch Widerspruch bringe man die Freidenker und Religionsspötter doch nicht zur Erkenntnis. Das Exempel tätigen Christentums sei die beste Waffe zur Verteidigung von Jesu Lehre. „Liebe und Zutrauen, die Sie sich von Inheimische und Freunde erworben, kann von falschen Brüdern nicht mit kaltem Blut angesehen werden. So war es zu Zeiten unseres Heylandes, der Apostel, und so wird es bleiben bis der Herr kommt, der der Welt Kreiß richten wird." „Es ist ein rechter Gewissenszwang nicht erlaubt zu sein, nach seinem Gefühl zu reden. So sind aber die Menschen, es will immer einer des andern Herr sein."*) „Der Neid erdichtet viel. Tragt nicht allein ein schwarzes Kleid, sondern auch ein vielfärbiges, zu Zeiten auch ein weißes, die Hülle der Unschuld, aber seine Zähne, die spitz und scharf sind, gleich der Tiger ihrer, daran erkennt man ihn bald."**) „Der Neid ist eine Furie, für welcher man sich entsetzet; in die Länge thuet sie kein Schaden, man fliehet für ihrer Scheußlichkeit."***)

Als man Lavater aber von den verschiedensten Seiten Schwärmerei vorwirft, hält Caroline sich für verpflichtet, ihm einen Vorhalt darüber zu machen.

„Theurer Freund, ich spreche mit Ihnen als wie mit einem Sohn. Ich gestehe, daß es kühn ist, einem Lavater so aufrichtig

*) Br. v. 28. Oktober 1774.
**) Br. v. 30. November 1774.
***) Br. v. 19. Sept. 1775.

seine Meinung zu sagen, die fast das Ansehen eines Rates hat. Sie werden denken, Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? Ich erlaube Ihm dieses. Aber dann vergessen Sie auch nicht, daß Sie mir nahe an dem Herzen liegen, und es mir eine große Angelegenheit ist, daß Sie das Zutrauen des Publikum erhalten, ferner viel Gutes stiften und helfen würken, folglich alles, was den Schein der Schwärmerey, der Sie ohnehin so feind sind, und die Ihnen schon so viel Verdruß zugezogen, sorgfältig suchen zu entgehen und ganz meiden." Ganz besonders beziehen sich solche Warnungen auf die Beachtung, die Lavater dem Teufelsbanner und Wunderdoktor Gaßner, schenkte. „Vermutlich haben Sie sein armseliges Geschmier gelesen, sonsten würde ich es hier beyschließen." „Die Meinung dieses Mannes kann redlich sein: nur müßte man sie läutern, welches bey Aberglauben so keine leichte Sache ist. Ich bin überzeugt, daß Gott täglich Wunder thut; viele bleiben verborgen und andre bemerken wir nicht. Warum soll aber der Teufel so viele Gewalt über den Körper haben? Wir haben freylich Exempel davon in der Schrift; doch sind auch viele Kranke geheilet worden, zu denen der Heyland gesagt: gehet hin, sündiget hinfort nicht mehr. Suche man die Sündenseuche zu heilen, auszurotten, dann werden des Teufels Waffen stumpf. Die beste Gabe lehrt uns Paulus. Nach derselbe laßt uns streben, dann wird alles gut werden." „Der Mensch ist und bleibt Mensch. Er, der Herr kann aber überschwenglich thun, mehr als wir bitten und nicht verstehen."*)

„Ich will Ihrem Exempel folgen, wegen Gaßner abwarthen. Doch kann ich mich nicht überreden, daß er ihre Erwartung erfüllen wird. Fünfzig und mehr Jahren bringen Erfahrung und ersetzen einigermaßen, was an den Verstandskräften fangt (an) abzugehen. Man hat mehr Dinge gesehen, die Verwundrung verursachet, aber keinen Bestand gehalten."**) Mit Lavaters Freund Pfenninger tritt Caroline ebenfalls in Korrespondenz. Lavaters

*) Br. v. 27. April 1775.
**) Br. vom 15. Juni 1775.

Frau schließt sie in den Freundschaftsbund mit ein, und von dieser wird die Zuneigung aufs herzlichste erwidert. Als ihm am 28. Juli 1775 ein Sohn (David) geboren wird, bittet er Caroline zum Gevatter. Am 5. August schreibt diese ihm darauf aus Schlangenbad: „Glück, Heil und Segen zu dem neugeborenen Sohn! Dank für die Mitgevatterschaft, mein theuerster Freund und lieber Gevatter. Täglich werde die Woch(ne)rin, der mich empfehle, nebst dem kleinen Sohn unserm gemeinschaftlichen Vatter im Gebette vortragen. Sie liegen mir sämtlich nahe an dem Herzen. Ihr Wohlergehen ist eins meiner ersten Augenmerk." Da sie mehr empfinde als sage, so wolle sie für diesmal sich bei dieser Materie nicht aufhalten, sondern sich nur noch nach der Gesundheit ihrer Frau Gevatterin erkundigen, „und wie sich mein Pathe, den ich küsse, befindet."

Zum Mitgevatter wurde der grade in Zürich anwesende Zimmermann gebeten. Leider ist das Kind in dem darauf folgenden Jahre schon wieder gestorben. „Den Verlust, theurer Freund, Ihres jüngsten Sohnes, meines lieben Pathen, bedaure von Herzen. Gott stärke, tröste die Eltern dieses Engels," schrieb damals Caroline.*)

Nach politischen Äußerungen wird man in diesen Briefen vergebens suchen. Das Einzige, was sich allenfalls anführen ließe, sind die von Caroline wiedergegebenen Äußerungen ihrer Tochter Werthern über die Eindrücke, die sie von Barcelona und Madrid empfing. Sie sind so originell, daß ich sie nicht übergehen möchte.

„Meine Tochter ist mit ihrem Manne gesund in Madrid angekommen. — — Barzelon gefalt ihr besser als die Residenz. Da sind die Leute faul, heßlich, unflätig, leicht fertig; und in jenem Strich Landes sind die Einwohner emsiger und dienstfertiger als alle andre, die sie noch auf der Welt Kreis gesehen (?). Alles trefflich angebaut und die Weiber ohnermüdet. — — — Ich will eine Zeichnung von einem Madrider und

*) Den 20. Juni 1776.

einem Katalioner begehren, ob wir dann die Faulheit und den Fleiß aus beyden wahrnehmen werden."*)

Wir sehen, wie die physiognomischen Studien sich auch hierbei geltend machen, und wie sie in ethnographische übergehen. Es ist etwas seltsam, aber wir verstehen sie doch, wenn Caroline zu den in der Hauptsache sicherlich richtigen Schilderungen der Tochter die Bemerkung macht: „Wie wunderbar sind die Werke des Herrn!" Es liegt ihr natürlich fern, sagen zu wollen, daß auch das Schlechte in Madrid von Gott komme. Aber wir sehen, wie Caroline auch hier alles auf Gott zurückführt.

Immer wieder zeigt es sich, wie die Religion den Mittelpunkt ihrer Gedanken bildet. Die Kräfte müßten nicht verschwendet, oder allzu stark angespannt werden, schreibt sie z. B.: „Wir sind ja über alle Gaben nur Haushalter und müssen genau damit wirtschaften." Sie preist das Gute, das sie und die Ihrigen noch täglich von Lavater läsen: „Was wird Ihnen dafür werden? Der Lohn eines treuen Arbeiters in dem Weinberg des Herrn. Er ist nicht bestimmt, aber gewiß übertrifft er die Erwartung."**)

Gleich in dem ersten Briefe vom 10. Juli 1774 schreibt sie Lavater: „Die Briefe von der Fräulein Kletenberg haben Nachdenken bei mir erweckt. Letzterer (der letzte) ist trefflich; in dem ersten findet man Spuren, daß sie Umgang mit dem sel. Fresenius gehabt.***) Das Urteil über den Tod der Moralisten ist ein Zeichen davon."

Fresenius hatte ein zu ausschließliches Gefühlschristentum vertreten. Man wird sich auch hier daran erinnern dürfen, daß Caroline 1772 einem Freunde (doch wahrscheinlich Heinitz) des in Helmstedt lehrenden Theologen Mosheim Schrift über die

*) Aus dem Br. 15. Juni 1775.

**) Br. vom 6. Sept. 1774.

***) Fresenius war Pfarrer zu Frankfurt und hat Goethe konfirmiert. Offenbar kannte ihn Caroline von ihrem wiederholten Aufenthalt bei der Tante Gemmingen in Frankfurt.

Moral empfohlen hatte.*) Ein Freund Lavaters, Hassenkamp, war Prediger in Duisburg, stand aber nach Lavaters Ansicht auf einem so gesetzlichen Standpunkt, daß er Bedenken bei seinem Predigen hat. Caroline wollte ihn auf der geplanten Reise in jene Gegend (siehe oben) besuchen und bemerkt dabei im Brief vom 15. Juni 1775: „Lassen Sie ihn predigen. Predigen stärkt den Glauben. Der gesetzliche Heilige wird endlich auch evangelisch."

Auch in diesem Briefe kommt Caroline wieder auf Lavaters Neider zu sprechen. Er möge sie reden lassen, „Sie stoßen sich die Köpfe an die Wand und richten nichts gegen Sie aus. Gott stärke Ihnen ferner in allem Guten und vermehre täglich Menschenliebe, Redlichkeit und Treue in seinem Dienst, bis wir endlich zu der Vollkommenheit gelangen und unserm Herrn ähnlich werden."

Wie kritisch Caroline über sich selbst urteilte, zeigt folgende Stelle aus dem Briefe vom 5. März 1776. „Was ist unter allen Geschöpfen wunderbarer als der Mensch? Wenn ihm auch nichts übrig bliebe als der Kopf und er aller andern Gliedmaßen beraubt wäre, so ist der schon genug, daß man ihm das Prädicat zulegt. Was schwärmt da für Zeug darin? Wie folgen und widersprechen, wie verklagen sich die Gedanken?"

Wie die ihres Oheims Gottfried, so sind auch Carolinens Briefe voll von Lebensweisheit. Als man ihr gewisse Gerüchte über die junge Erbprinzeß von Baden, die Schwester der Herzogin Louise von Weimar, mitgeteilt hatte, schreibt sie an Lavater: „Aber ein andres, das mir leid ist und Ihnen sein wird, wenn Sie es erfahren, ist, daß der Erbprinz von Durlach garnicht glücklich mit seiner Gemahlin. Sie hat eine ganz besondere Abneigung und will keinen Umgang, in welchem Sinne es auch sein mag, mit ihm haben. — — — Dieser Prinzeß sollte man durch vernünftige Vorstellungen beweisen, was eigentlich die Bestimmung unsres Geschlechts. Sie gehet weiter, que pour s'amuser." **)

*) M. Lehmann a. a. O. I. 14.

**) 19. Sept. 1775.

Vor allem predigt Caroline Geduld. „Ihr Wahlspruch ist: ich mag wohl warthen. Der meine: Gedult, es wird anders werden.“*) Wie sie aber die Religion mit dem Herzen erfaßt, beweisen schon jene Briefe die Caroline bei dem Abschied von ihrer nach Madrid reisenden Tochter Werthern geschrieben hat. Auf den oben citierten hatte Lavater geantwortet, von Madrid bis Nassau seien wir in der Hand des Einen. Eine Sonne leuchte und belebe uns. „Völlig bin ich überzeugt“, schreibt Caroline darauf,**) „daß die Sonne, die mir leuchtet, die Erde, die mich traget, die nämliche ist, die meiner Tochter in Spanien scheint, und die sie betritt; daß alles von Einem her kommt, in welchem wir leben, wandeln und sind. Wer hieran zweifelt, muß ein schlechter Beobachter seiner selbst und, was um ihn ist, sein und kein Kind des mehr als gütigen Vaters.“

Ich will hiermit die Auszüge aus den Briefen an Lavater abschließen. Sie geben, wie ich glaube, ein besonders deutliches Bild von Carolinens Art und Weise. Ihr letzter Brief an Lavater ist vom 4. Februar 1777; der letzte Lavaters vom 14. März 1777. Ob die Korrespondenz damals abgerissen ist, oder warum spätere Briefe nicht aufgehoben sind, wissen wir nicht. Sie war zuletzt schon bedeutend weniger lebhaft geworden. Auch ich halte es für ausgeschlossen, daß etwa eine Bemerkung Lavaters über Caroline in seiner Physiognomik zu einem Bruch geführt habe Wenn ich eine Vermutung wagen darf, so war Lavater nicht damit einverstanden, daß Caroline ihren Sohn Gottfried schließlich Soldat werden und in württembergische Militärdienste treten ließ.***) Möglich auch, daß diesem Entschluß ein

*) Br. v. 11. Nov. 1774.

**) Den 27. April 1775.

***) Falls Lavater wirklich widerriet, so hat ihm die Folge Recht gegeben. Gottfried vertauschte, nach dem er erst Kammerjunker geworden war, in den achtziger Jahren den württembergischen Dienst mit dem in einem deutschen Regiment der französischen Armee. 1792 wurde er wegen eines Verbrechens verurteilt und desertierte. Er ging nach Amerika, kehrte aber von dort zurück. Nach M. Lehmanns Mitteilungen verschaffte er

besonderer Vorfall, den wir nicht kennen, zugrunde liegt. Schon in der Korrespondenz des Jahres 1777 muß mindestens ein Brief nicht aufgehoben sein. Denn man versteht es nicht genügend, daß der Plan, Gottfried in Lavaters Haus zu geben, ganz aufgegeben ist, und der Marschlinser Plan taucht unvermittelt auf. Wahrscheinlich hat Lavater spätere Briefe, die sich auf Gottfried bezogen, vernichtet; und er hat es dann, nachdem die Harmonie einmal gestört, überhaupt unterlassen, Briefe, die er noch von Caroline empfing, zu den früheren zu legen.

Der Kreis von Carolinens Geschwistern begann sich allmählich zu lichten. Am 4. Mai 1775 war zu Schornsheim bei Niedersaulheim ihr ältester Bruder gestorben. Am 3. Mai 1778 folgte ihm Georg Reinhard zu Eltville.

Nach seinem Tode kamen dessen älteste Söhne, Friedrich und Carl, an den Rhein, und sie haben bei dieser Gelegenheit auch die Verwandten der dortigen Gegend besucht. Der an die Neffen gerichtete Brief Carolinens ist der letzte, der sich im Eltviller Archiv von ihr findet. Er ist wieder französisch, und damit ändert sich auch sofort die Weise. Es ist kaum anders als in Carolinens Kindheit. Wenn sie französisch schreibt, so vertauscht sie das Hauskleid mit dem Staatskleid. Aber der Ton des Briefes vom 13. September 1779 an die Neffen ist doch ein herzlicher und verwandtschaftlicher.

„Je ne pense pas“ heißt es darin, „qu'on vous aura refusé de la part du Roi, un plus long congé, et que vous pourrés parfaitement remplir tous vos projets. Surtout tenés ferme, je vous en conjure, á celui de passer encore quelque temps

sich dann durch ein kleines Gütchen ein leidliches Auskommen. Aber er verlor dieses durch die Verfolgungen der französischen Behörden und erblindete auf einem Auge. Er galt für verschollen, wandte sich aber im Februar 1814 aus Bremen an seinen Bruder Carl. Dieser unterstützte ihn, ohne ihm Vorwürfe zu machen. Er habe starke Leidenschaften und Einbildungskraft gehabt, aber sein Charakter sei zu schwach gewesen, schreibt Carl damals. Siehe Lehmann a. a. O. III., 367 f.

à Nassau. Sie vous alléz à Strassbourg, ou que vous vous arrétés á Carlsruhe, je vous offre des lettres pour l' un ou l' autre de cette ville.*) Je prendrai même la liberté de vous charger d'une petite commission pour Strassbourg. Mon mari qui vous assure, messieurs, de ses devoirs, essuie une violente attaque de goutte. Le voilá sur sa reconvalescence. Ma santé ert forte basse: je souffre, je me traine, j'ai été alité (ich war ans Bett gefeſſelt) tous ces jours. Je crois qu c'est une suite des excessives chaleurs, et á 57 on supporte moins, que quand on est plus jeune. Mes filles sont sensibles, mes bien cher neveux, á votre souvenir et vous offrent leurs compliments. Persuadés vous, s'il vous plait, de mon attachement inviolable." „P. S. — Quelle nouvelle du cher frére? Na-'t-il bientôt se mettre en marche?"**)

Dieſer Brief iſt, wie wir ſehen, 2 Tage vor Carolinens 59. Geburtstage geſchrieben.

Inzwiſchen hatte ſich auch das Geſchick ihrer älteren Söhne entſchieden. Der älteſte, Johann Friedrich, war Offizier in dem holländiſchen Infanterie-Regiment Naſſau-Uſingen; der zweite, Friedrich Ludwig, trat in Kaiſerliche Dienſte. Er iſt in dieſem Dienſt auch ſpäter geblieben und hat ſich im Türkenkriege ſehr ausgezeichnet.***) Aber Johann Friedrich iſt zu Beginn des Bayriſchen Erbfolgekrieges — vermuthlich lag auch ſchon hier eine Verwendung des Miniſters von Heinitz vor — als Oberſt in die preußiſchen Armee eingetreten.

Carl ſcheint bis Oſtern 1777 in Göttingen geblieben zu ſein. Ein merkwürdiger Brief Carolinens an Hardenberg, der ungefähr in dieſe Zeit fällt, tadelt in der ſchärfſten Weiſe diejenigen

*) Die Brüder kamen auf ihrer Reiſe bis nach Karlsruhe und wußten zeitlebens von der freundlichen Aufnahme zu erzählen, die ſie bei den Verwandten gefunden hatten. Nach Straßburg ſind die Brüder nicht gekommen.

**) Es handelte ſich um den Bayriſchen Erbfolgekrieg, an dem auch Kurbraunſchweigiſche Truppen teilnehmen ſollten, und um Georg Reinhards jüngſten Sohn Ernſt, der damals als Fähnrich bei der Hannöverſchen Grenadiergarde ſtand, und von dem das nächſte Lebensbild handelt.

***) Vergleiche darüber Pertz: Aus Steins Leben I, 3.

Göttinger Professoren, welche ihre Zuhörer durch Schlüpfrigkeiten vergiften. Dabei sagt sie von ihrem Sohne Carl: „er ist nicht angesteckt von der Epidemie der Reichsritterschaft, die sich über die andern erhaben dünkt, weil sie einige chimärische Privilegien und Prärogativen besitzt, die mehr kosten, als sie wert sind. Nein, das ist nicht sein Tic“*)

Eine solche Äußerung steht in direktem Gegensatz zur Auffassung ihrer Mutter. Doch darf man solche Sentenzen nicht überschätzen. Carl vom Stein ist in seinem Innersten stets der Reichsritter geblieben; und ich bezweifle, daß Caroline und ihr Sohn Carl die Konsequenzen der obigen Sätze zogen, wenn es sich um den Kampf mit dem Hause Nassau handelte. Denn dieser Kampf drehte sich ja eben darum, daß die Fürsten die eximierte Stellung und die Rechte der Reichsritterschaft nicht anerkennen wollten.

Die Reichsgerichte boten hiergegen die einzige Stütze. Dem entsprach es, wenn Carl sich zunächst an das Reichskammergericht nach dem nahen Wetzlar begab. Ende Mai 1777 ward er als Praktikant bei demselben angestellt. Um Neujahr 1778 finden wir ihn in Nassau, von wo er am 16. Januar nach Mainz abreiste. Den Rest des Winters verbrachte er, vom Vater ohne Zweifel eingeführt, am Mainzer Hof.

Mit seinem hannoverischen Freunde von Reden besuchte er dann die Höfe von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München. Von dort begab er sich nach Regensburg, um den Geschäftsgang des Reichstags kennen zu lernen. Über Salzburg und Passau reiste er darauf des Reichshofrats wegen nach Wien, wo er neun Monate blieb. Im Februar 1780 ist Carl über Dresden in Berlin eingetroffen und hat dann eine Anstellung in der preußischen Verwaltung gefunden.**)

Es ist nicht ganz klar, welche Rolle Caroline bei diesem allen gespielt hat. Es existiert ein Brief vom 9. Januar 1779

*) Max Lehmann a. a O. Bd. I. Seite 12.

**) Ich folge bei dem allen M. Lehmann a. a. O. Seite 26 ff.

von ihr an König Friedrich II., in dem sie für ihren Sohn Carl um den Titel eines Kammerherrn und die Stelle eines Legationsrats im auswärtigen Departement bittet. Sie habe stets gewünscht, sagt sie, ihre Kinder unter Friedrichs ruhmvoller Herrschaft zu sehen. Aber sie setzt charakteristischerweise hinzu, fremd, wie sie sei, und weit entfernt von den Staaten des Königs, habe sie nicht gewußt, wie dieser Wunsch zu erfüllen sei. Da sei vor einem Jahr ihr ältester Sohn als Oberst in den Dienst Sr. Majestät gerufen worden, und es sei nun ihr Wunsch, daß auch ihr nachgeborener Sohn an diesem Glück teilnehme. Caroline bittet um die Erlaubnis, daß Carl so lange in der Kanzlei des preußischen Reichstagsgesandten von Schwarzenau arbeiten dürfe, bis er nach Berlin kommen und sich unter den Ministern von Finkenstein und von Hertzberg ausbilden könne.

Auch hier verdient es bemerkt zu werden, daß Caroline an Stelle ihres Mannes handelt. Die Überschwänglichkeit, mit der sie an den König schreibt, ist m. E. ein Beweis, daß das Schreiben ihre eigene Auffassung ausdrückte. Man darf sich dabei an die Überschwänglichkeit erinnern, die sich in den ersten Briefen an Lavater zeigte. Die Welt war eben in die Periode der Überschwänglichkeit getreten, und die Anfänge davon machten sich auch bei Caroline trotz ihres Realismus geltend.

Nach einer anderen Nachricht soll Caroline jedoch gegen Carls Eintritt in preußische Dienste gewesen sein. Vielleicht erklärt sich die Sache dadurch, daß sie einen zunächst doch ablehnenden oder wenigstens dilatorischen Brief von König Friedrich aus Breslau erhielt.*) Ihr Sohn müsse sich an seinem Hofe vorstellen, schrieb der König. Sie werde selbst einsehen, daß er junge Leute, ohne sie gesehen zu haben, nicht in seine Dienste aufnehmen könne. Auch bedeutete der Eintritt in preußische Dienste und die Vorstellung bei dem König, so lange der Friede noch nicht geschlossen war, immerhin einen dem Kaiser feindlichen Schritt. Vermutlich hatte Carl selbst gewünscht, in Regensburg

*) Vom 22. Januar 1779. Vergl. M. Lehmann a. a. O. I, S. 27.

am Reichstag zu bleiben und setzte, als seine Wünsche in die Ferne gerückt wurden, seine Reise erst einmal fort. Als dann aber der Krieg in einer für Preußen günstigen Weise endete, wird es ihn doch nach Berlin gezogen haben. Ich halte es für höchst plausibel, wenn Stein später gesagt hat, seine Abneigung gegen eine Anstellung bei den Reichsgerichten und die Dankbarkeit, die das ganze deutsche Vaterland Preußen für die Erhaltung Bayerns schuldig geworden sei, habe ihn zum Eintritt in den preußischen Dienst veranlaßt. Das Letztere war, so wenig wir es heute verstehen, damals die Empfindung, die die reichstreuen Kreise in Süd- und Westdeutschland und nicht am wenigsten am Rhein beseelte.

In Berlin ist es dann jener Minister von Heinitz gewesen, der Stein zum Eintritt in die innere Verwaltung bestimmte. Er hatte es veranlaßt, daß Carl von dem Examen und dem lästigen Dienst in der Kriegs- und Domänenkammer dispensiert und sogleich als Referendaire bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement des Generaldirektoriums angestellt wurde. Daraus hat sich dann Steins weitere Carriere ergeben.

So sehr Caroline mit Frau von Heinitz befreundet war, so wahrscheinlich will es mir doch scheinen, daß sie mit dieser Wendung in dem Geschick ihres begabten Sohnes, d. h. mit dessen Eintritt in die — Büreaukratie von Haus aus nicht einverstanden gewesen ist.*) So löst sich der scheinbare Widerspruch m. E. am leichtesten.

Im Jahre 1782 (am 15. März) starb Carolinens jüngster Bruder Adolf Friedrich. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein unerwartetes Ende bereitet. Wieder wurde Carolinens Gatte Vormund. Des einzigen Sohnes, Georg Ernst, hat er sich redlich angenommen. Es sind in dieser Vormundschaftssache mehrere Briefe des Herrn vom Stein vorhanden: er schickte ihn zunächst auf die Universität Straßburg und später nach Göttingen.

Aus dem Jahre 1782 ist noch ein Brief Carolinens bei den Eltviller Akten, der Steinsche Geschäftsangelegenheiten betrifft.

*) Vergleiche über die tatsächlichen Angaben wiederum Lehmann a. a. O. Seite 28—32.

Sie klagt über die nassauischen Amtmänner, die ihr und den Ihrigen die Gerechtigkeit vorenthielten.

In einem Neujahrsbrief hatte dann der Sohn Carl noch einmal die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen. „Mögest Du," schreibt er, „noch lange leben zur Beglückung derer, die von Dir abhängen; mögest Du Dir die für eine nützliche Tätigkeit notwendigen Kräfte bewahren; möge das Bild Deiner Tugenden immer meinem Geiste gegenwärtig sein; möge es mir die Festigkeit und die Entsagung lehren, mit der Du Deine oft peinlichen, zuweilen undankbaren Familienpflichten erfüllt hast, — erfüllt seit einem Alter, wo Deine Jugend Dir ein Anrecht auf Vergnügungen gab, bis zu einem Alter, wo Deine Jahre Dich zur Ruhe rufen."*)

Carolinens Tage waren aber gezählt. Am 29. Mai 1783 ist sie, noch nicht 62 Jahre alt heimgegangen. In der Todesanzeige heißt es, sie sei an Athonia intestinorum gestorben.

Ihr Mann hat sie um fünf Jahre überlebt und ist im Jahre vor der französischen Revolution gestorben.**) Beide Eheleute sind zu Frücht bei Nassau beigesetzt. Auch Carl Philipp vom Stein war eine innerlich fromme gläubige Natur und nach Lehmanns Ausdruck „seines Gottes gewiß." Allerdings hat er nach diesem „in der Sterbestunde den ihm zudringlich angebotenen Beistand eines Geistlichen" abgewiesen. Er hatte aber als Leichentext die Worte im Psalm 90, 12 für sich bestimmt: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."***)

Caroline war ohne Zweifel eine höchst merkwürdige Frau gewesen. Trotz der vielen Drangsale, von denen sie heimgesucht wurde, hatte sie sich zeitlebens die Frische des Gemüts und die Fröhlichkeit des Herzens bewahrt. Keine Eigenschaften sind ihr eigentümlicher als Wahrhaftigkeit und Mut. Sie war eine durch-

*) Siehe M. Lehmann a. a. O. I. S. 11. Der Brief ist vom 2. Januar 1783.

**) Am 30. Oktober 1788.

***) Aus dem Kirchenbuch zu Frücht.

aus ursprüngliche Natur und darin lag ihre Bedeutung. Eine gewisse Derbheit kleidete sie gut. Caroline war eine realistische Natur, aber ihr Realismus war ein idealistischer. Pessimismus und nutzloses Klagen lagen ihr ganz fern: ein klarer, beinahe männlicher Verstand, eine große Energie schlossen diesen aus.

Selbstverständlich waren auch mit ihrer Natur Schattenseiten verbunden. Sie konnte, wie auch die Kinder sehr wohl wußten, äußerst heftig werden und war von einem einmal eingeschlagenen Wege nur sehr schwer abzubringen. Aber die guten Absichten, von denen sie ausging, wurden doch schließlich immer anerkannt; und es gelang Caroline, dem Familienkreise den Stempel ihres Geistes aufzudrücken. Die Strömungen des Tages ließ sie auf sich wirken; und es wurde ihr dadurch möglich, mit ihren Kindern wieder jung zu werden. Man wird sagen dürfen, daß Caroline erst in ihren späteren Jahren ihre ganze Bedeutung erlangt hat.

Als sie älter wurde, erschien Caroline manchen eher häßlich. Zimmermann sagt in einem Briefe*) an Lavater bei Besprechung der Schattenrisse von ihr und Frau von La Roche: „Madame La Roche und Frau von Stein aus Nassau, zwei sehr unangenehme Gesichter für mich: Doch gefällt mir die Letztere als Geschäftsfrau oder vielmehr Tatfrau zum Teil." Lavater hatte den gleichen Gedanken aber in seinen physiognomischen Fragmenten**) wesentlich anders gewendet. Bei dem Schattenriß das jetzt als das der Frau von Stein festgestellt ist, sagt er, er halte von den vier an der betreffenden Stelle mitgeteilten Porträts die durch das vierte dargestellte Frau für die „anstelligste, praktisch verständigste". „Der ganze Umriß — — besonders der Nase hat den vollkommenen Charakter von Klugheit; obgleich das etwas stiere Auge (im Bilde nämlich) den Eindruck der Klugheit schwächt, so ist er dennoch durch nichts aus dem Umrisse herauszutilgen."

*) Vom 29. Mai 1777.

**) Bd. III. S. 117. Vergl. A. Stern in dem Nachtrag zu seinem oben genannten Artikel: Bd. 94, Heft 3 der historischen Zeitschrift. 1905.

Weit wichtiger ist das Ölbild von Caroline, das sich in Nassau befindet und sie im Alter von etwa 35—36 Jahren darstellt.*) Die Züge gleichen hier denen ihres Bruders Reinhard, der den Langwerthschen Typus darstellt, in der sprechendsten Weise. Das Gesicht ist schmal. Die große, scharf ausgeprägte Nase erinnert auch hier an die ihres Sohnes. Der höchst eigentümliche Mund zeigt einen anderen Ausdruck als bei dem Bruder, hat aber die gleiche Form. Die wie die Haare hellbraunen Augen haben durchaus keinen stieren Blick. Die Gesichtsfarbe hat einen gelblichen Schimmer, ist aber frisch; auch rote Wangen fehlen nicht. Man sieht den Zügen freilich an, daß Caroline viel gelitten hat. Aber der Ausdruck ist doch der der Befriedigung und Ruhe.

Die Religion war von Jugend auf der Halt ihres Lebens gewesen. Und in dieser Religion wurzelten auch die Liebe, die Treue und das Mitgefühl.

Der unter dem Einfluß der Steinschen Familientradition schreibende Pertz sagt von Caroline, aus ihrem geistvollen, warmen Auge, ihren schönen, wohlwollenden Zügen habe ein hoher, klarer Geist, tiefes, lebhaftes, selbst sehr heftiges Gefühl und ein kräftiger Wille gesprochen, der vor keinen Hindernissen zurückwich. „Eigenschaften, die durch ihren frommen Sinn veredelt, sich in einer siebenunddreißigjährigen Ehe durch tätige Liebe des Gatten und der Kinder, durch segenvolle, unermüdete Leitung des Hauswesens und durch eine gemeinnützige Tätigkeit bewährten, welche alle ihre Umgebungen mit Lehre, Beispielen und kräftiger Hilfe umfaßte."**)

Nach Carls eigener Aussage ist es vorzugsweise seine Mutter gewesen, die in seinem Herzen den Keim der christlichen Frömmigkeit gelegt hat, und damit hängt der Impuls zusammen, den er von ihr für das Leben empfing. Dieser Impuls half Carl vom

*) Wir kommen hiermit etwa auf das Jahr 1757, wo Carl vom Stein geboren wurde.

**) Siehe Pertz: aus Steins Leben, Bd. I., S. 3. Vergleiche auch die Äußerungen Carls über seine beiden Eltern in seinen Lebenserinnerungen. Seite 1.

Stein die mit der Frühreife zusammenhängenden Fehler ablegen, und er bildete bei ihm zeitlebens das Gegengewicht gegen die Schroffheiten und Einseitigkeiten, die nun einmal in seiner Natur lagen. Die Mutter „gab ihm den festen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe, welche er in den größten Welt-ereignissen bewährt fand; den unerschütterlichen Mut des pflicht-treuen Mannes, der allein aufrecht steht, wenn alles um ihn her in Elend und Laster ist. Sie lehrte ihn die völlige Hingebung an die Pflicht, welche alle Rücksicht und Regungen der Selbst-sucht und Eitelkeit abgestreift hat, die männliche Demut, welche sich selbst ein Werkzeug in der Hand des Höchsten weiß." *)

Stein nennt seine Mutter eine der edelsten, tätigsten, frömmsten und des höchsten Grades unwandelbarer Freundschaft fähigen Frauen. Jede Abweichung von ihrem segensvollen Bei-spiel sei für ihn ein Schritt zum Verderben und eine Quelle bitterer Reue gewesen.**)

*) Pertz a. a. O. Seite 5.

**) Max Lehmann a. a. O. I. Seite 11.

Alt-Hannover und die deutsche Legion.

Ernst Eberhard Kuno Langwerth von Simmern.

1757—1809.

Ernsts Leben vor seiner Heirat.

Ernst Eberhard Kuno war am 20. April 1757 — also im gleichen Jahre wie Carl vom Stein — als jüngstes Kind Georg Reinhards zu Hannover in dem von Campenschen Hause an der Reitwallstraße geboren. Schon am dritten Tage wurde er durch den Pastor Hagemann von der Schloßkirche zu Hannover getauft. Die aus der Verwandtschaft des Vaters genommenen Paten waren der württembergische Geheimrat und Obermarschall von Wallbrunn zu Stuttgart und der württembergische Oberschenk von Thun auf Schlemmin und Pantlitz in Schwedisch-Pommern.

Schon zur Zeit von Ernsts Geburt lebte die Familie im Sommer häufig auf dem 5 Stunden westlich von Hannover gelegenen Gute Wichtringhausen. Als der Vater 1756 seinen Abschied als Oberappellationsrat nahm, und noch mehr, als 1765 an den Rhein zog und Wichtringhausen seiner Frau überließ, wurde dieses zum Hauptaufenthalt. Außer Ernst waren noch zwei um 8 und 7 Jahre ältere Brüder, Fritz und Karl, und drei Schwestern: Louise, Amalie und Henriette vorhanden. Eine eigentliche Spielgefährtin hatte Ernst aber nur an der letzteren, die ihm immer noch 4 Jahre im Alter voraus war. In der Wichtringhäuser „Mutterstube" stand und steht noch heute ein von den Eltern der Mutter stammendes Klavier, auf dem diese den Kindern zum Tanz zu spielen pflegte; die Kinder tanzten in dem geräumigen Erker.

Am wenigsten Anschluß bot Ernst der älteste Bruder Fritz, der auf seine Geschwister als Ältester herabzusehen und sich von ihren Spielen abzusondern pflegte. Sie nannten ihn den Philosophen und seinen Lieblingsspaziergang längs der Mauer in dem großen Wichtringhäuser Obstgarten den Philosophenweg. Mit Ausnahme dieses Bruders war das Verhältnis unter den Ge-

schwistern ein harmonisches. Auch zu dem zweiten Bruder, dem gutmütigen Karl ist Ernsts Verhältnis stets ein brüderlich herzliches geblieben. Aber keins der Geschwister ist dem Ältesten jemals näher getreten. Schon in der Handschrift sprach sich bei ihm ein Gegensatz zu den andern Geschwistern aus. Diese hatten fast alle dieselbe Hand, aber Fritz schrieb ganz in der Art der Mutter.

Ein eigentlicher Verkehr mit den Nachbargütern bestand in Wichtringhausen kaum. Sie waren dort, an der Nordseite des Deisters, meistens klein, und die Wege nach einem Regen grundlos. Nur das etwa zwei Meilen von Wichtringhausen entfernte Kniggesche Gut Bredenbeck machte in Betreff der Größe eine Ausnahme. Dort war 5 Jahre nach Ernst der als Schriftsteller bekannt gewordene Adolf von Knigge geboren. Es zeigt sich aber keine Spur davon, daß Ernst in der Jugend mit ihm bekannt geworden ist.

Die Lage von Wichtringhausen, am Fuße des Deisters und fast von allen Seiten von Wäldern umgeben, war von einer idyllischen Schönheit. Das Gut bot recht das Bild eines niederdeutschen Edelhofes. Drei Stunden nördlich, bei Wunstorf, lag das Kirchdorf Bordenau, wo die Campen und später die Langwerth das Patronat besaßen, und wo Scharnhorst zwei Jahre vor Ernst geboren war. Die Bauern der Deistergegend waren, wenn man sie mit ihren nördlichen Nachbarn verglich, weniger ursprünglich. Aber sie hatten doch auch manche gute Eigenschaften, und es lag eine tüchtige Kraft in ihnen.

Ob Ernst von Hauslehrern oder Gouvernanten seiner Schwestern unterrichtet ist, wissen wir nicht. Er vermochte sich mit Leichtigkeit im Französischen auszudrücken.*) Aber es ist zweifelhaft, ob er mehr als die ersten Anfänge klassischer Bildung besaß. Allzufrüh begann Ernst seine militärische Laufbahn. Erst sechszehnjährig ist er am 4. Mai 1773 in das Garderegiment zu Hannover als Fähnrich eingetreten.

*) Ernst schrieb Zeit Lebens einen guten französischen Brief. Auch hierin zeigt sich unverkennbar ein Fortschritt gegen die vorige Generation.

Am 16. September 1777 wurde er Leutnant bei der Garde. Der Bruder Karl war inzwischen Assessor am Hofgericht, und Fritz Hof- und Kanzleirat in Hannover geworden.

Wir erinnern uns, daß 1778 der Vater in Eltville starb. Glücklich gelang es den beiden ältesten Söhnen, die rheinischen Verhältnisse durch eine Anleihe bei dem Stifte Wallenstein zu regeln.

Der Vater hatte ein eigenhändiges aber undatiertes und nicht unterschriebenes Testament hinterlassen, in dem er den gesamten rheinischen und hannöverschen Besitz zum Fideikommiß erklärte. Der Älteste, dem später auch die Campenschen Güter zufallen sollten, war für die hannöverschen bestimmt; die rheinischen sollten dem zweiten Sohne zufallen, und derselbe sollte demnächst auch allein in die Erbschaft der beiden andern rheinischen Linien eintreten. Ernst, als jüngster, sollte den zu dem Campenschen Besitz gehörenden Evenser Zehnten bei Neustadt am Rübenberge und außerdem von den beiden älteren Brüdern jährlich je 200 Thaler erhalten. Für den Fall, daß einer der Brüder ohne männliche Nachkommen stürbe, sollte Ernst dessen alleiniger Erbe sein.

Leider aber brach über dies Testament sofort der Streit aus. Mutter und Schwester fochten es trotz des Fluches, mit dem es jeden Widerspruch bedrohte, an. Fritz hielt es, auf Puffendorf und andere Rechtslehrer gestützt, aufrecht und setzte es durch, daß das Testament als Grundlage der Auseinandersetzung angenommen wurde. Nach der Art der Zeit begnügte man sich aber nicht mit einem einfachen Vertrag, sondern schloß gleich mehrere ab. Und schließlich war die Mutter doch nicht zu bestimmen, das so lange von ihr verwaltete Wichtringhausen ohne weiteres zu räumen. Fritz klagte auf Herausgabe des Gutes. Die Mutter aber verlangte eine Abänderung der Verträge zu Gunsten der jüngeren Kinder. Einige Konzessionen mußten noch gemacht werden. Im übrigen blieb aber doch alles so, wie es abgemacht worden war.

Seit 1778 war der Bruder Karl calenbergischer Licent-Commissar. 1783 kam er als zweiter Regierungsrat nach dem

damals hannoverschen Ratzeburg. Er verkehrte dort viel im Hause des Kommandanten, des Generals Siegfried Ernst von Ahlefeldt, der wenigstens im Winter dort zu wohnen pflegte. 1785 hat Karl sich mit dessen jüngster Tochter, Wilhelmine, verheiratet.

Ernst war inzwischen am 7. Dezember 1784 Kapitain beim 4. Regiment in Celle geworden. Da Louise, die älteste der drei Töchter, seit 1780 mit dem in Neustadt a. R. stehenden Hauptmann von Kronenfeldt verheiratet war, so lebten bei der Mutter in Hannover jetzt nur noch die beiden jüngeren Schwestern. In vieler Beziehung herrschte in dem Langwerthschen Hause ein glückliches Familienleben. Das Auskommen war ein leidliches. Man hielt sich Equipage und machte alles mit, was die Saison bot. Der General von Ahlefeldt, der sich in dienstlichen Angelegenheiten im Januar 1785 in Hannover aufhielt, schreibt darüber an seine eben verheiratete Tochter Wilhelmine: „J'ai prié Mr. le capitaine de Langwerth, (Ernst) qui est un aimable jeune homme, de faire le voyage avec moi à Ratzebourg. Mais il s'excuse avec le Prince Charles,*) qu'il faut qu'il attende. Nous avons eu hier une redoute assez brillante; les deux demoiselles de Langwerth dansent le plus jolliment des dames, et s'habillent avec — — de gout. Madame est de bien bon humeur."

Die Schwestern waren damals schon nicht mehr jung. Amelie war hübsch gewesen; und es verdient bemerkt zu werden, daß der spätere Fürst Hardenburg auch zu ihren Verehrern gehört hatte.

Im Jahre 1786 war der letzte Campen gestorben. Über die Allodial-Erbschaft entbrannte aber sofort wieder ein Kampf zwischen der Mutter und Fritz. Der Großvater Campen hatte aus seinem Besitz ein Fideikommiß gemacht; und Fritz, der Hofrat, behauptete, nun als ältester männlicher Deszendent seines Großvaters statt seiner Mutter der Fideikommiß-Erbe des Allods

*) Der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Vater der Königin Luise.

zu sein. Es kam zu einem großen Prozeß. Die Akten gingen wieder einmal an verschiedene juristische Fakultäten.

Es ist, als wenn jene Zeit nicht ohne Prozesse habe leben können; und nichts ist zersetzender für die alten Rechtsverhältnisse gewesen. Andrerseits wird man aber auch wieder sagen können, daß die Zersetzung der alten Verhältnisse sich in diesen Prozessen spiegelte, und daß diese durch dieselbe hervorgerufen wurden. Die Geschichte der meisten adligen Familien bietet im 18. Jahrhundert hierin das gleiche Bild. Die Prozesse dauerten bekanntlich auch unendlich lange und wurden immer von neuem aufgenommen.

Währenddem führte die Mutter, da sich auch ihre jüngste Tochter im Jahre 1788 mit dem im Lüneburgischen begüterten Ernst Georg von der Wense auf Eldingen verheiratet hatte, mit der Tochter Amelie ein immer zurückgezogeneres Leben in Hannover. Sie liebte ihre Kinder und hatte sich große Mühe um deren häusliche Erziehung gegeben. Aber es lag von Haus aus etwas Hartes in ihrem Charakter. Ihre niederdeutsche Zähigkeit wurde zum Eigensinn, und sie hatte sich ihren Stimmungen stets zu sehr hingegeben. Jetzt wurde sie immer verbitterter und unzugänglicher. Im Haushalt knickerte sie in einer den Kindern oft peinlichen Weise. Sie ging jetzt ganz in ihren Prozessen auf. Auch den bescheidenen und stets etwas zurückgesetzten Sohn Ernst in Celle behelligte sie mit diesen Dingen. Dieser antwortet ihr am 30. September 1790 auf ihre Klagen: „Wegen Wöltje*) und Fritz hoffe ich, daß noch alles gut geht. Was kann ich aber weiter zu dem Termin und andern Sachen für Rat geben? Ich verstehe es, weiß Gott, nicht. — — — Ich wollte, ich könnte Ihnen von Nutzen sein und in dieser Sache Rat geben; das verstehe ich aber wirklich nicht. Jetzt von hier wieder zu gehen, kann ich aus vielen Ursachen nicht gut und geht gar nicht. Und in Wahrheit, von wie wenig Nutzen bin ich Ihnen?"

Der große Prozeß ist, so lange die Mutter lebte, zu keinem Ende gekommen. Sie starb am 17. April 1792.

*) Vermutlich der das Langwerthsche Vermögen verwaltende Advokat.

Wieder begannen Verhandlungen unter den Geschwistern. Auch jetzt wurde ein Vertrag auf den andern gepfropft. An sich vertrat der Hofrat das Gesamtinteresse der Familie. Aber auch er sah die Sachen viel zu juristisch an, hielt zu sehr an Kleinigkeiten fest und brachte die Geschwister namentlich dadurch zur Verzweiflung, daß er immer wieder mit neuen Skrupeln und Forderungen kam, die das bereits gewonnene Resultat in Frage stellten. Das Fideikommiß wurde aufgehoben; der Hofrat sollte aber vier Fünftel von der Campenschen Masse erhalten. In Beziehung auf die Langwerthschen Güter verblieb es bei dem Vertrage von 1779. Von den 400 Talern, die Ernst jährlich zu zahlen waren, erließ dieser 50 Taler zu Gunsten des Hofrats. Ob der Evenser Zehnten bei einem etwaigen Anfall der hannoverschen oder rheinischen Gütermasse an Ernst von diesem herauszugeben sei, wurde einer späteren Regelung vorbehalten.

Über Ernsts Leben aus diesen Jahren ist wenig bekannt. Besonders befreundet waren ihm die Leutnants von Bülow und von Löw.*) In den Erbschaftsverhandlungen tritt er auch nach dem Tode der Mutter ganz zurück.

Ein Brief von Ernst an seinen Bruder Karl in Ratzeburg ist aus den Tagen, wo der hannoversche Minister von Beulwitz zum Abschluß des gegen Kaiser Josephs bayerische Absichten gerichteten Fürstenbunds nach Berlin gehen sollte: es zeigten sich infolgedessen einmal wieder Aussichten auf Krieg und Beförderung. Ernst schreibt:

Hannovre, le 27. de May 1785.

Je suis faché, cher Charles, de ne pouvoir vous voir à la St. Jean, comme vous le souhaitez, car à ce temps nos

*) Sigismund Löw von Steinfurt war im gleichen Jahre wie Ernst, am 7. November 1757, zu Staden in der Wetterau geboren. Er trat 1774 als Fähnrich in die Fußgarde, wurde 1778 Leutnant, 1787 Kapitän, 1794 Major und am 8. Dezember 1802 Oberstleutnant. Er wurde, um hier noch weiter vorzugreifen, den 20. Dezember 1804 kommandierender Oberst des vierten Linienbataillons der Königl. Deutsch. Legion und den 25. Juli 1810 Generalmajor. Beim Rücktritt in den hannoverschen Dienst wurde er pensioniert und 1838 General. Er † am 16. Juli 1846 zu Löwenruh bei Offenbach a. M.

exercises commencent. Eh bien! il faut donc voir comment cela se peut arranger à un autre temps.

Je vous dirai, que peut être la guerre commencera; cela dépend de l'Empereur, comment il agira. Le Ministre Beulwitz partira pour Berlin pour dire au roi, que les 8000 hommes que l'Electorat d'Hannovre est obligé de donner au roi de Prusse*), sont à ses ordres. Ainsi cela peut une fois venir tout d'un coup. S'il n'en parte plus que les 8000 hommes, et que la garde ne vas pas avec, j'ai pourtant l'espérance, que la tour vient à moi de recevoir une compagnie dans un autre régiment; enfin il faut avoir patience. S'il n'en devient rien, j'espère pourtant de vous voir ici au campement a Wülfel.**) Le Prince Guillaume (später Herzog von Clarence) partira dans ces jours; aussitôt que le Prince Eduard (später Herzog v. Kent) sera arrivé à Stade, l'autre partira. — — —

Häufig kam Ernſt von Celle nach dem nahen Hannover herüber. Im Herbſt fanden zuweilen Manöver ſtatt, bei denen Ernſt auch wohl mit dem Vater ſeiner Schwägerin, dem alten General von Ahlefeldt, in Berührung kam. „Ihr Herr Bruder," ſchreibt dieſer auf der Rückreiſe nach ſeinem mecklenburgiſchen Gut an ſeinen Schwiegerſohn Karl, „iſt mit Geſundheit wieder nach Hannover gereiſt. Ich habe gute Dienſte von ihm gehabt, und er große Beſchwerde. Er iſt ein unvergleichlicher Mann."

Der alte General pflegte auch nach Pyrmont zu reiſen, und verfehlte, wenn er durch Hannover kam, niemals, die Langwerthſche Familie aufzuſuchen. Auch in Celle ſprach er dann vor. Dort war ſeine dritte Tochter, Meta Erneſtine an den Präſidenten des Oberappellationsgerichts von der Wenſe verheiratet; und Ernſt fand in dieſem Hauſe einen ihm zuſagenden Verkehr.

Von Ernſts Celler Leben aus dieſer Zeit iſt ſonſt noch weniger bekannt. Erwähnt mag aber werden, daß ein Bataillon von Ernſts jetzigem Regiment während des Krieges zwiſchen

*) Ernſts Äußerung greift dem eigentlichen Abſchluß des Fürſtenbundes vor.

**) Wülfel, unmittelbar bei Hannover.

England und Nordamerika unter dem Oberst von Linsingen zur Besatzung von Minorka gehört hatte und erst im Juni 1784 zurückgekehrt war. Manche seiner Offiziere werden dort vielfache Anregung erhalten und auf Ernst dadurch eingewirkt haben.

Einen Einblick in Ernsts Ansichten und Denkweise gewährt ein Brief an die Schwägerin Minchen (Wilhelmine), dessen erste Worte sich auf die kurz vorher erfolgte Erhebung eines Edelmannes in den Grafenstand beziehen, und der aus dem Hause der Mutter geschrieben ist.*)

Hannover, den 14. Dezember 1790.

„— — — — Glücklich schätze ich einen Tagelöhner, der gesund und mit gutem Gewissen seinen mäßigen Unterhalt froh genießet; und ein Tor ist derjenige, der für solche Erhöhung Geld gibt und einen besondren Werth drinn setzet. — — — Hierbei folget ein Buch, so ich ersuche, dem Herrn Präsident zu geben. Es macht hier viel Aufsehen, und glaube ich, daß es dort nicht weniger gefallen wird. Doch ist es immer sehr impertinent, über bekannte Leute so zu schreiben. Einige glauben Knigge**) sei der Verfasser; andre wieder nicht. Wir wollen uns darüber beruhigen. Viele Damen haben das Buch gelesen, da ich aber finde, daß es hin und wieder nicht schicklich ist. Es kann aber sein, daß ich auch hierin zu streng bin, wie gewisse Damen mir zu Zeiten Schuld geben. — —“

Wir sehen, ein wie einfacher Sinn Ernst eigen war. Dennoch brachte das Leben als Offizier vielerlei Ausgaben mit sich. Am Revolutionskriege hat Ernst nicht Teil genommen. Auch als 1794 eine hannoversche Verstärkung von 6000 Mann nach den Niederlanden abging, war Ernsts Regiment nicht dabei. Am 26. Mai 1795 war er zum Major befördert und in das zu

*) Bei diesem vierten Lebensbilde ist die norddeutsche Verwechselung des Akkusativ und Dativ als zu störend beseitigt. Hinsichtlich der Interpunktion und Rechtschreibung gilt das oben Gesagte.

**) Der oben erwähnte Adolf Freiherr Knigge, der sich namentlich durch sein Buch „über den Umgang mit Menschen“ einen Namen gemacht hat. Siehe über ihn unten!

Ratzeburg garnisonierende 13. Infanterieregiment versetzt, dessen Chef nach dem Tode des Generals von Ahlefeldt der Oberst von Scheither*) war. Im Herbst 1794 hatte er viel mit der Einreihung der Mannschaften aus den sogenannten „Landregimentern" zu tun. Es war die Zeit, wo der holländische Feldzug der englisch-hannoverschen Armee ein so trauriges Ende nahm. Als der hannoversche Feldmarschall von Wallmoden-Gimborn sich gezwungen sah, Holland zu räumen, erhielten auch die im Lande gebliebenen Regimenter und unter ihnen das 13. den Befehl zu marschieren. Sie sollten an der unteren Hunte einen Cordon bilden, um so eine Umgehung des rechten Flügels von Wallmodens Armee zu verhindern. Anfang März rückten die Regimenter aus.

Zwischen dem 13. und 17. bezogen sie ihre Cantonnements: das 13. Regiment von der Stadt Oldenburg bis zur Mündung der Hunte. Da jedoch Hannover dem am 5. April zwischen Preußen und der französischen Republik abgeschlossenen Baseler Frieden beitrat, so ging Wallmoden bis zur Weser zurück; und daraufhin mußten auch die Truppen des Cordons weiter zurückgezogen werden. Mitte Mai lag Ernsts Regiment in Bremen. Dann kehrten die Regimenter in ihre Garnisonen zurück.

In die nun eintretende Ruhezeit fällt Ernsts Verlobung mit der Schwester seiner Schwägerin: Georgine Juliane von Ahlefeldt, die in erster Ehe an den Landrat von Ahlefeld-Saxtorf**) verheiratet gewesen, um diese Zeit aber schon geschieden war.

Es hängt wahrscheinlich mit seiner Verlobung zusammen, wenn Ernst am 7. September 1795 aus Hannover an den Bruder Karl schreibt: „Da Du mir leider kein Geld mehr

*) Bernhard Friedrich Rudolf von Scheither, geb. 1740 zu Münden, kam 1784 zum achten Regiment, wurde 1791 Oberstleutnant, 1794 Oberst, 1795 Chef des 13. Regiments, das 1802 die Nummer 11 erhielt; 1798 Generalmajor und in dem traurigen Jahre 1803 Kommandant von Ratzeburg.

**) Diese Linie schrieb sich nur mit einem d. Mit Ausnahme der Lindauer Linie, zu der Siegfried Ernst gehörte, war dies bei allen deutschen Ahlefeld der Fall.

geben kannst, ich aber ohnmöglich ohne Geld fertig werden kann, so mußt Du so gut sein, und dem Kriegsagenten mit nächster Post schreiben, daß er mir 200 Thlr. leihen möge — ich will sie gerne verzinsen — und Du wolleſt dafür gut sagen. Du mußt bedenken: ich muß allein 100 Thlr. zum Compagniegeld haben: ohne die vielen andern Sachen. — — — Ich muß doch auch leben!" „Nach dem Lager denke ich (nach Ratzeburg) zu kommen." „Ich will schon mit Ompteda*) und Bülow Partie machen, bis nach Lüneburg zu kommen, und von da will ich schon sehen." „Morgen kommt der Prinz Karl (siehe oben) mit der Prinzeß.**) Der Prinzessin zu Ehren wird eine Ehrenpforte vor dem Hause errichtet nebst 80 Fackeln und Musici, wobei alle Offiziers sie empfangen, wenn sie ankommt."

Im Winter 1795 auf 96 wird die Verlobung in Celle stattgefunden haben. Der Heiratsvertrag wurde am 10. und 14. Mai in Ratzeburg und Celle unterzeichnet. Die Hochzeit fand am 27. Mai in aller Stille auf dem Gute des Präsidenten von der Wense in Eldingen statt.

Dem jungen Paar sollte aber nur eine kurze Zeit der Ruhe beschieden sein, da schon im Sommer 1796 eine „preußisch-hannoversche Observationsarmee im nordwestlichen Deutschland" zusammengezogen wurde.

Ehe wir weitergehen, müssen wir jedoch einen Blick auf den bisherigen Lebenslauf der jungen Frau werfen, die von so großem Einfluß auf Ernst und dessen weitere Entwicklung geworden ist.

---

*) Wahrscheinlich Christian von Ompteda, dem wir in Ernsts englischer Zeit noch oft begegnen werden. Er stand in Lüneburg und war mit Karl und dessen Frau befreundet. Christian von Ompteda war am 26. November 1765 zu Ahlden a. d. Aller geboren; er trat 1780 beim Infanterieregiment Stockhausen ein, wurde 1787 Leutnant in der Fußgarde, 1793 Kapitän. Mit dem Datum vom 13. November 1803 trat Ompteda später in die Legion und wurde am 4. Juni 1813 Oberst des 5. Linienbataillons und dann Brigadier. Er fiel, nachdem er sich an der Spitze seiner Brigade rühmlich hervorgetan, bei Waterloo. Er war mit Gneisenau befreundet.

**) Es ist des Prinzen zweite Frau: Charlotte von Hessen-Darmstadt. Sie starb schon im selben Jahr.

Julie von Ahlefeldt.

„Anno 1764 den 2. Februar nachmittags vier Uhr ist meine herzliebe Frau allhier zu Steinhausen von einer — Gott Lob — wohlgestalten Tochter entbunden, die den 3. durch den Herrn Prediger Neumann zu Neuburg getauft worden, und ist ihr der Name Georgine Juliane beygelegt. Der große Gott lasse es dieser Tochter wohlgehen zeitlich und ewig zu der Verwandten Freude und Trost um Christi Willen! Amen!" So trug der hier schon mehr genannte Siegfried Ernst von Ahlefeldt in seine Familienbibel ein.

Dieser war auf Lindau in Schleswig geboren. Er hatte viele Geschwister, und der Lebenslauf einiger derselben ist von Interesse. Der dänische General Hans Adolf von Ahlefeldt war zu diplomatischen Missionen gebraucht und namentlich von 1776 an dänischer Gesandter in Petersburg gewesen. Seine Frau, eine geborene Juel, brachte ihm erhebliches Vermögen zu. Die Ehe war aber kinderlos. Hans Adolf lebte später auf der Insel Fünen und starb erst 1807 zu Odensee. Sophie Ernestine war eine edle, aber vielleicht etwas zu zartbesaitete Dame, deren Lebensglück durch eine unglückliche Liebe zerstört wurde. Ihr späteres Leben war aber dennoch ein befriedigendes. Sie ist zum Segen für ihre Angehörigen geworden. Bis auf den heutigen Tag legt der unter den Descendenten des hannoverschen Generals fortlebende Name Ernestine davon Zeugnis ab.

Einige Damen der Familie Ahlefeldt waren nach Hannover verheiratet gewesen, und dies mag es vielleicht vermittelt haben, daß Siegfried Ernst achtzehnjährig im Jahre 1738 als Fähnrich in die kurhannoversche Armee, die damals eines bedeutenden Rufes genoß, eintrat. 1757 finden wir ihn als Oberstleutnant bei der Garde. In dieser Eigenschaft hat er dann die Schlacht bei Minden mitgemacht, bei der er verwundet wurde und sich, wie überhaupt die hannoversche Garde, auszeichnete. Bald darauf ist er Oberst und hat als solcher an einer Reihe von erheblichen Gefechten des siebenjährigen Krieges teilgenommen. 1761 hat er wesentlich zur Entscheidung des Treffens bei Velling-

hausen beigetragen. Für sein Verhalten in der Schlacht bei Wilhelmstal wurde er 1762 zum Generalmajor befördert. Als solcher besetzte er am 3. November 1762 mit zwei Regimentern Hanau und blieb dort längere Zeit zum Schutz der Landgräfin Marie von Hessen-Kassel, die eine englisch-hannoversche Prinzeß war. Nach dem Kriege wurde Siegfried Ernst Kommandant von Ratzeburg und Chef jenes 13. Infanterieregiments, am 24. Mai 1772 Generalleutnant und 1788 General der Infanterie. Siegfried Ernst war ein tüchtiger ehrenhafter Mann, der seinen Platz im Leben ausfüllte und jedenfalls einer der hervorragendsten hannoverschen Generäle jener Zeit. Sein Bildnis aus früheren Jahren macht den Eindruck eines geistig angeregten Mannes. Im späteren Leben war ihm eine gewisse Strenge eigen, und er hatte das subjektive Verständnis für die Jugend verloren, aber eine echte Religiosität milderte und veredelte seine Grundsätze. Im Jahre 1757 hatte er sich trotz des Krieges mit Sophie Charlotte von Bassewitz aus dem Hause Hohen-Luckow in Mecklenburg-Schwerin verheiratet, mit der er wahrscheinlich durch seine Schwester, eine verheiratete von Hahn, bekannt geworden war. Sie brachte ihm das Gut Steinhausen bei Wismar zu, das auch während des siebenjährigen Krieges ihren Wohnsitz bildete. Hier wurden ihnen fünf Kinder: zwei Söhne und drei Töchter geboren, denen dann 1769 in Ratzeburg noch Wilhelmine folgte.

Die Ehe war eine sehr glückliche. In den ersten Jahren waren die Gatten des Krieges wegen allerdings fast immer getrennt. Aber Siegfried Ernsts französische Briefe an seine Frau zeigen eine große Innigkeit; sie war eine aufopferungsfähige, edle Persönlichkeit.

Schon am 16. März 1775 ist aber Sophie Charlotte „an den betrübten Kinderblattern", an denen sie mit ihren sechs Kindern erkrankt war, gestorben. Der Vater nahm sich nun der Erziehung der Kinder mit großer Treue an. Wir haben schon wiederholt gefunden, daß man sich im 18. Jahrhundert die Erziehung so besonders angelegen sein ließ. Ursprünglich hatten

die Franzosen das Verlangen nach größerer Bildung geweckt, und man handelte in deren Nachahmung. Bei den Kindern Siegfried Ernsts nahm die Ausbildung aber schon einen ganz andern Charakter an. Allerdings war eine französische Gouvernante im Hause. Die Töchter korrespondierten französisch. Auch haben sich eine Reihe französischer Stilübungen von Juliens Hand erhalten. Daneben war aber auch ein Hauslehrer da. Und wenn wir erfahren, daß dieser sich später mit der französischen Gouvernante verheiratet hat, so läßt sich begreifen, daß sie sich einander nicht entgegenarbeiteten. Das deutsche Element überwog. Es sind Sammlungen von Bibelsprüchen und Poesien im Stile der Zeit von Juliens Hand vorhanden. Auch leitete neben der Mademoiselle noch eine Frau Eichhorst die eigentliche Erziehung. Ein Herr Erich gab Stunden im Klavierspiel und Englischen.

Julie war an Schönheit und Geist ihren andern Schwestern überlegen. Doch soll ihr die zwei Jahre ältere Sophie Charlotte — sie hieß nach der Mutter — sehr ähnlich gesehen haben. Auch die beiden jüngeren Schwestern und namentlich die dritte (Meta) waren angenehme Erscheinungen. Es gibt eine reizende Kreidezeichnung der vier Schwestern, auf der die beiden älteren als angehende Backfische, die beiden jüngeren als Kinder dargestellt sind. Ein Gedicht ist vorhanden, in dem die lieblichen Ahlefeldtschen Schwestern besungen werden. Auch später hat die vier Töchter ein reges religiöses Interesse und ein großer Familiensinn ausgezeichnet. Im Hintergrunde stand in ihrer Kindheit die ernste Erscheinung ihres Vaters, und ihm verdankten sie doch vor allem ihre moralische Tüchtigkeit. Besonders nahe stand Julie ihrem Bruder Balthasar.

Was den jugendlichen Umgang betrifft, so sind namentlich die zahlreichen Kinder des Grafen von Kielmansegg zu nennen, der als Drost in Ratzeburg stand. Ob sich bei der idealistischen Richtung, die Julie eigen war, ein direkter Einfluß des benachbarten Holstein geltend machte, ob etwa der Hauslehrer Duff ein Schleswig-Holsteiner war, oder ob es sich hier lediglich um eine ererbte Familienanlage handelte, wissen wir nicht. Von

hervorragendem Einfluß auf die geistige Entwicklung wurde aber für sie der Verkehr mit der geistreichen Frau von Berlepsch, deren aus Hessen stammender Mann bis 1793 als erster Regierungsrat in Ratzeburg an der Spitze der Verwaltung stand. Frau von Berlepsch hat sich auch als Schriftstellerin hervorgetan und lebte ganz in den Strömungen, die zur Zeit der Sturm- und Drangperiode die literarische Welt beherrschten. Ihre Verbindungen reichten weit. Wie Frau vom Stein stand auch sie mit Zimmermann und indirekt mit Lavater in Verbindung. Aber es fehlten bei ihr auch nicht die Mängel der Sturm- und Drangperiode. Ein Bild von ihr zeigt eine gewisse körperliche und geistige Kränklichkeit, und ihr späterer Lebensgang hat manches Unbefriedigende aufzuweisen.

Neben deutschen wurden auch im Ahlefeldtschen Hause französische Bücher, Romane und sogar philosophische Essays studiert und weitläufig exzerpiert. Es darf als sicher angenommen werden, daß sich in besonderem Maße Rousseaus Einfluß geltend machte. Man schwärmte für Freiheit, suchte sich geistig von allen möglichen Fesseln zu emanzipieren und merkte dabei nicht, wie tief man noch in dem Alten und Bestehenden steckte. Auch Julie, deren späteres Leben aufs engste mit dem Kampf gegen die Revolution und für das legitime Fürstentum zusammenhängen sollte, schwelgte damals in dem Gedanken an den Kampf gegen die Tyrannen und gegen alles, was damit zusammenhing.

Als Julie 16 Jahre war, starb ihr Lieblingsbruder Baltasar zu Berlin an den Folgen eines Duells mit einem älteren Herrn. Am 29. Mai 1783 wurde Julie mit einem wohlhabenden Stammesvetter, dem Kammerherrn und Landrat Detlev von Ahlefeld auf Saxtorf, verheiratet. Im Ehekontrakt heißt es ausdrücklich, daß diese Verbindung zum Besten der Familie abgeschlossen werde. Es war dem Vater eine Freude, daß die Verbindung mit der Heimat seiner Familie dadurch wiederhergestellt wurde. Zweiundzwanzig von der schleswig-holsteinischen Ritterschaft seien bei der Hochzeit anwesend gewesen, bemerkt er. Aber Juliens Herz

hatte nicht mitgesprochen. Ihr Mann war schon einmal verheiratet gewesen und brachte mehrere Kinder in die Ehe mit. Er war ein derber Landedelmann, in seiner Art ihr ergeben. Aber wie sollte seine derbe Art zu den Geistes- und Herzensbedürfnissen der schwärmerischen Julie passen? Andre Dinge ernstlicherer Art kamen hinzu. Julie fühlte sich namenlos unglücklich. Als ihre älteste Schwester, die mittlerweile einen in dänischen Militärdiensten stehenden Grafen Lynar geheiratet hatte, Julie im Jahr 1784 in Saxtorf besuchte, erschienen ihr die dortigen Verhältnisse als unhaltbar. Auch die Geburt eines Söhnchens im Winter 1785 brachte keine Wendung zum Besseren. Julie begab sich deshalb im Frühling zu ihrem Vater nach Ratzeburg und von dort zu ihrer Schwester von Wense nach Celle. Mit Einwilligung ihres Mannes trat sie dann von hier aus im August 1785 mit jener Frau von Berlepsch eine Reise nach Süd-Frankreich an. Der Weg führte sie durch Süddeutschland und die Schweiz. Julie hat diese erste größere Reise in überaus anziehenden, wenn auch zum Teil überschwenglichen Briefen geschildert. Sie hat diese dann später zu einer Art Reisebeschreibung zusammengestellt, die vielleicht einer Veröffentlichung wert wäre, und der wir das Folgende entnehmen.

Den ersten Teil der Reise macht Julie allein. „Der melancholische Weg bis Hannover bot mir keine Gegenstände der Zerstreuung. Auch wirkte die auffallend angenehme Abwechslung der Gegend, welche ich gleich aus dem Calenberger Tor mit der Celler Heide vertauschte, mit ihrer eigentümlichen Lebhaftigkeit auf meine Seele. Das Wetter war rauh und kalt, sowie meine Stimmung unfreundlich. Traurig hüllte ich mich in meinen Mantel und drückte mich tief in die Ecke meines Wagens.“ Am folgenden Tage traf Julie in Göttingen mit ihrem jüngeren Bruder Christoph, der dort studierte, zusammen. „Die Freude, meinen lieben Bruder zu überraschen, war mir unaussprechlich willkommen. In seiner Begleitung ging ich noch an eben dem Tage nach Münden.“

Allmählich verdrängen die Eindrücke der Reise die Gedanken an ihre traurige Lage, und Julie beginnt sich mit offnen Augen

an der Schönheit der Welt zu erfreuen. Schon die Berge und Burgen des südlichen Hannovers und Hessens überwältigen das Kind des nordischen Tieflandes. So fährt sie über Cassel nach Wilhelmsbad, wo sie mit Frau von Berlepsch zusammentrifft. „Meine Freude sowohl beim Wiedersehen dieser liebenswürdigen Freundin, als auch über die glückliche Endigung meiner Reise, kann ich mit derjenigen eines verfolgten Fremdlings bezeichnen, der nach einer ängstlichen Reise seinen Freund und sichere Zuflucht findet, und nun allem Sturm des Schicksals sich entronnen glaubt. So fühlte ich mich am Bette der (erkrankten) Frau von Berlepsch meiner Einbildung nach wenigstens auf ein Jahr gegen einen großen Teil des harten Kummers gesichert, der die Tage meines Daseins bis hierher bezeichnet hatte."

Am 16. (August) ist Frau von Berlepsch endlich so weit hergestellt, daß die Reise fortgesetzt werden kann. Der Reiseplan stand noch nicht fest. „Was mich betrifft, so ist mir die weiteste Entfernung am mehrsten willkommen. Einmal doch des freundschaftlichen Umgangs derer, die meinem Herzen teuer sind, beraubt, gewährt mir der entfernteste Aufenthalt die größte Sicherheit." Die Fahrt geht über Frankfurt nach Wiesbaden. In Hattersheim ereilt sie ein starkes Gewitter; die Reisenden kommen durch ein überschwemmtes Dorf; überall ist das schon geschnittene Korn vom Wasser fortgespült. Die Einwohner jammern; Julie empfindet den Jammer unaussprechlich mit. Aber „unser barbarischer Postknecht war so viel unempfänglicher, klatschte mit der Peitsche die Unglücklichen von der Straße und brachte uns in der größten Geschwindigkeit fort." So erreichen die Reisenden Wiesbaden. Julie fallen hier besonders die fröhlichen Gesichter der Einwohner und Bauern auf. Obwohl Frau von Berlepsch wieder krank war, so brachten die Damen doch den 17. in Gesellschaft der Herzogin von Gotha zu, die in einem Hause mit ihnen wohnte. Am 18. geht die Reise dann rheinaufwärts über Mainz. „Alle die Gegenstände des heutigen Tages, so große majestätische Zeugen eines schaffenden Wesens, das mit so mannigfaltig schönen, entzückenden Gegenständen diese Erde beschenkte,

um uns sinnliche Geschöpfe durch ein Anschauen dieser bewunderungsvollen Natur zum Urquell aller Vollkommenheiten zurückzuführen, erfüllten auch meine Seele so ganz mit stiller, anbetender Dankbarkeit und Ergebung; und in diesem Augenblicke empfinde ich vollkommen die unbestreitbare Wahrheit, daß ein solcher Tag nur empfunden, nicht und niemals würdig beschrieben werden kann."

Da Julie an diesem Tage in die unmittelbare Nähe des Rheingaus kam, das später das Feld ihrer segensreichen Wirksamkeit werden sollte, so möge es mir vergönnt sein, hier noch etwas mehr aus der Reisebeschreibung mitzuteilen. „Bei dem schönsten, heitersten Himmel fuhren wir von Wiesbaden aus Der Weg hebt und senkt sich sanft durch fruchtbare reiche Felder, die auf diesem Wege größtenteils mit schwerbeladenen Obstbäumen besetzt sind. Der Weg bis Mainz bildet nur eine selten unterbrochene Allee bis ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt. Auf einer kleinen Anhöhe hier verliert sich auf einmal die einfache ländliche Szene; sanft und gebietend biegt sich der majestätische Rhein von Westen her der Stadt zu. Niemals kann sich eine Stadt prächtiger und besonders ehrfurchtsvoller zeigen, als wie Mainz von dieser Seite dem Auge erscheint. Die ausgezeichnet sonderbare Bauart der alten vortrefflichen Gebäude, besonders der ungeheuren Domkirche im vortrefflichen gotischen (!) Geschmack gebaut, außer dieser noch eine unzählige Anzahl von Kirchen, Klöstern und großen Gebäuden, alles macht im Kontrast des sanften Rheins und seiner mit Weinbergen bedeckten Ufer eine unbeschreibliche, bewundrungsvolle Abwechselung von angenehmer Lieblichkeit und schauervoller Majestät. Die Straße zieht sich hart am Rhein her. Hohe Weinberge zur Linken beengen das Tal und drängen den Weg ganz nahe zum Ufer des Rheins hin. Gradeaus führt der Weg nach Frankfurt zurück. Wir fuhren auf die große herrliche Schiffbrücke; hier wird man von dem prächtigsten Anblick überrascht, den man sich denken kann. Der stolze Strom, der sich soeben mit dem Main vereinigt und hier wohl 1400 Fuß breit sein mag, bildet eine un-

absehbare Fläche: auf der einen Seite die schönen, fruchtbaren erhöhten Ufer, auf der andern Seite, welche unter dem Namen des Rheingaus bekannt ist, geben die Ufer amphitheatralisch einen überaus reizenden Anblick." „Der Anblick des Hafens, die große Geschäftigkeit der Menge arbeitsamer Hände war mir noch nie so auffallend wie hier. Das Ärmliche ihrer Figuren und Kleidungen zeigte aber nur zu deutlich, daß wahres Bedürfnis ihren Fleiß zur Notwendigkeit machte. Diese Betrachtung, die in Rücksicht der großen Gebäude, Kirchen und besonders der großen Anzahl Klöster, die uns gerade, da wir auf die Brücke fuhren, ein wohltuendes Geläute hören ließen, die Erinnerung so mancher heiliger Müßiggänger, die stolz auf den reichen Überfluß ihrer Stiftungen im Schoß des trägen Wohllebens und eingebildeten Verdienstes leben, betrübt das menschliche Herz." „Sobald man in der Stadt selbst ist, sobald sich der Rhein dem Auge entzieht, hat Mainz, wenigstens für den Durchreisenden, durchaus nichts einladendes noch angenehmes. Man fährt in engen, schlecht gepflasterten Straßen, welche durch die hohen alten Gebäude zu beiden Seiten beängstigt und verfinstert werden."

Zu Julies Freude hielt man sich auch in Mainz nur auf, um die Pferde zu wechseln. Es ging dann weiter nach Worms, und sie ist wieder voller Entzücken über die Gegend, „wo gewiß glückliche, dankbare Menschen durch die wundervolle Anmut der sie umgebenden Natur die Mühe und Güte ihres Erhalters lebhafter als die übrigen Bewohner dieser Erde empfinden müssen". „Wie innig war mein Dank, daß Gott mir ein Herz gab, dies zu fühlen und zu bewundern: und feierlich gelobte ich in diesem Augenblick, nie durch mein ganzes Leben dieses Tags zu vergessen und den wohltätigen Schöpfer durch Mutlosigkeit zu beleidigen."

Für die herrlichen Kirchen-Ruinen oberhalb Oppenheims und dessen Lage zeigt Julie wieder wenig Interesse. Die Ruinen haben hier etwas Beängstigendes für sie. So kommen die Reisenden nach Worms, wo sie die Nacht bleiben.

Julie widmet der altberühmten Stadt wenig Worte; aber

sie ist am anderen Tage wieder entzückt von der Fahrt durch die „gartenähnliche“ Pfalz. „Aber, ach, schade, daß diese Wohlhabenheit durch die traurige Verfassung der Landesregierung gemißbraucht, jährlich durch Auswanderung eine große Anzahl ihrer arbeitsamen Einwohner entbehren muß!“

In Frankenthal wird die Porzellanfabrik besehen. Dann geht es durch eine schnurgerade Allee von „schönen, schlanken Pappeln“ nach Mannheim. „Weithin dehnt sich die fruchtbare Ebene: nur von anderen Pappelalleen durchschnitten.“

Wir sahen, daß der Sinn für das Altertümliche bei Julie nur erst wenig geweckt war. Wir werden deshalb auch nicht erstaunen dürfen, wenn ihr Mannheim ein Gefühl der Ruhe, Ländlichkeit und Freude gibt. Als Dinge, an denen sie sich erfreut, werden sogar die breiten regelmäßigen Straßen genannt, obgleich die Einwohner meinen, diese Regelmäßigkeit sei langweilig. Abends gehen die Damen in die Komödie: „Leider spielte Iffland nicht, aber die Rollen sind trefflich besetzt.“

Interessant ist das, was Julie über Schwetzingen sagt. Sie beklagt, daß der Landesherr*) sein angeerbtes Land verlassen hat, „und dies herrliche Ländchen den boshaften Eingebungen geistlicher Schmeichler und herrschsüchtiger Wollüstlinge aufzuopfern scheint.“ „Das Parterre“ mit seinen Bassins, wasserspeienden Hirschen und „alle den kleinlichen Gruppen von Flußgöttern, Springbrunnen“ u. s. w. findet Julie doch ohne Geschmack und nicht fürstlich genug. Künstlich und steif erscheinen ihr die „gezirkelten kleinen Alleen“. Die neben der Moschee aufgestellten und beim Bau gefundenen römischen Altertümer sollten ihrer Meinung nach dem Stifter des „türkischen Gebäudes“ „einen nicht undeutlichen Wink von jetziger Ausartung und Weichlichkeit geben, da unfehlbar nur Verschwendung und Leerheit dieser Wohnsitze unsre jetzigen Fürsten erzeugen können.“ Dagegen erfreut sie sich an dem englischen Park und dem darin gelegenen Tempelchen mit den Büsten von Plinius, Linnäus, Buffon und

*) Kurfürst Karl Theodor war, als ihm Bayern zufiel, nach München übergesiedelt.

Haller. Auch an dem Apollotempel „jonischer Ordnung“ und seinem rauschenden Wasserfall findet sie Gefallen und nicht minder an der Aussicht von der künstlichen römischen Ruine aus.

Das, was Julie über Heidelberg sagt, steht in einem gewissen Gegensatz zu dem Vorhergehenden. Die beiden Damen waren dort bei dem hannoverschen Landsmann von Knigge abgestiegen, mit dem Frau von Berlepsch auch in Verbindung stand. „Die drei Tage,“ schreibt Julie, „die ich hier verlebte, werden mir auf immer unvergeßlich sein; sowohl wegen der Gastfreundschaft und gütigen Aufnahme unsres Wirts, des Herrn von Knigge, und seiner liebenswürdigen Gattin,*) als wie auch der ganz originellen und romantischen Lage und Gegend dieser Stadt und auch wegen des so ganz außerordentlichen Gesellschaftstones, der hier herrscht. Jetzt haben wir von dem flachen Lande Abschied genommen, von welchem die hohen schwarzen (?) Felsberge um Heidelberg die Grenze ausmachen.“

„Die Lage der Stadt ist äußerst sonderbar: tief in einem Kessel von Bergen ist sie von allen Seiten von einem Bette hoher Felsen (?) umgeben, zwischen welchen sich der Neckar einen Weg gebahnt.“ Die Stadt „ist alt, sehr schmal und lang, und der beste Teil bewohnbarer Häuser macht eigentlich nur eine Straße aus. Einige öffentliche und neue Gebäude ausgenommen sind die übrigen nur sehr mittelmäßig.“ „Allenthalben sieht man zwischen den Häusern einen Teil des dicken Waldes oder kahle Felsstücke in einiger Entfernung; und die alten Trümmer**) ragen bald hier, bald dort über den Häusern empor.“

Wegen des Regenwetters, und da es den Damen „hier sehr wohl gefiel“, verschoben sie ihre Abreise um einige Tage. Noch einmal kommt Julie auf Herrn von Knigge zu reden; und es ist merkwürdig, wie ihr gesundes Gefühl hier trotz allem durchbricht: sie urteilt nun schließlich ziemlich abfällig über ihn. „Daß mir die Bekanntschaft des Herrn von Knigge“, schreibt sie an eine ihrer Schwestern, „äußerst interessant war, kannst Du leicht

*) Geborene von Baumbach.

**) Gemeint ist das Schloß.

denken. Anfangs ward ich zwar in meiner Erwartung betrogen. Immer hatte ich in seiner Person einen Mann von festem Charakter, Offenheit in Blick und Reden: mit einem Wort etwas Störriges und Eigensinniges in seinem Wesen, seinen Grundsätzen und Äußerungen zu finden geglaubt. Aber grade schien er von allem das Gegenteil: — seine Person — — — äußerst fähig, jeden Eindruck anzunehmen und durch Mienen und Stellungen auszudrücken, bis zum Lästigwerden höflich und dienstfertig. Entsetzliche Eigenliebe und Wankelmut, Eitelkeit und Liebe zum Außerordentlichen waren recht oft die Triebfedern seiner Handlungen. Kurz, Herr von K. scheint mir nicht gut und nicht bös, sich vom augenblicklichen Eindruck einer Sache regieren zu lassen. Er ist übrigens ein sehr artiger Gesellschafter, voll entsetzlicher Lebhaftigkeit, die an Unruhe grenzet, der sorgsamste Wirt von der Welt: nur zu ängstlich für Langeweile besorgt. Seine Frau, ein gutes freundliches Weib, stimmt zwar nicht mit dem Gang seiner Ideen, obgleich sie einen gesunden Verstand mit besondrer Beurteilungskraft verbindet. Sie scheint sehr sanft und gefällig: Tugenden, deren sie wohl vielleicht in ihrer Lage sehr notwendig bedarf."

Es zeigt sich jetzt, daß es nicht Knigges Persönlichkeit, sondern der ganze Kreis Julie angetan hatte, der sich um ihn gruppierte. „Am Abend", schreibt sie, „versammelt sich hier meist ein kleiner Zirkel von Gelehrten oder interessanten Menschen, von welchen Heidelberg gewöhnlich eine Anzahl besitzen soll." Vor allem nennt Julie den Pädagogen und populären Schriftsteller Affsprung,*) den sie als einen stoischen, über alles erhabenen Philosophen schildert. „Gewiß hintergeht er sich mit seiner vermeintlichen Kälte; und in Augenblicken der Vergessenheit verrät das Anteilnehmende seiner Seele sich sehr deutlich."

*) Johann Michael Affsprung geb. 21. Oktober 1745, † 1808. Um 1785 war er Vorsteher einer von ihm gegründeten Erziehungsanstalt zu Heidelberg. Julies Schilderung scheint vollkommen richtig zu sein; denn was sich nicht der sinnlichen Wahrnehmung empfahl „hatte für ihn keinen Wert;" „Schöpfungen der Phantasie ließen ihn kalt." Doch war sein Lebensgang ein höchst seltsamer. Siehe Allgemeine deutsche Biographie I, Seite 136.

Auch verschiedene andere Fremde lernten die Reisenden kennen. „Eine sehr artige, wohlerzogene Engländerin erheiterte durch ihre unbefangene Munterkeit den so ganz außergewöhnlichen Ton der kleinen Gesellschaft." „Die Frau von Knigge versprach uns den nächsten Abend im Hause der Eltern, der Familie Jenison einzuführen." Diese wohnte schon seit einigen Jahren in Heidelberg, so daß es schon damals eine englische Familie als Vorläuferin späterer Zeiten in Heidelberg gab.

Nachdem die Reisenden die Familie Jenison wirklich kennen gelernt, führt sie der Weg am 25. August über Bruchsal ins „wunderschöne Schwabenland". Doch es ist mir leider nicht möglich, die in vieler Beziehung so charakteristische Reisebeschreibung auch fernerhin ausführlich wiederzugeben. Von Stuttgart aus wird die Karlsschule eingehend besichtigt. Dann geht es geraden Wegs in — das Land der Freiheit. Hinter dem Städtchen Tuttlingen erblickt Julie zum erstenmal die Alpen. An dem „schauerlichen" Hohentwiel vorüber kommen die Damen endlich nach Schaffhausen. Den 29. August: „Schon schreibe ich Dir aus der lieben Schweiz, aus dem Lande der Ruhe und Glückseligkeit, wo Freiheit alles belebt und verschönert. Mit Freuden sage ich hier meinem Vaterlande auf einige Zeit ein fröhliches Lebewohl. Ach möchte mein Herz auch alle traurigen Erinnerungen, das ganze Gefühl meines drückenden Schicksals zurücklassen können!"

Der Rheinfall, an den ein Nachmittagsspaziergang sie führt, überwältigt Julie. Eine zweitägige Fahrt bringt die Damen am 31. August nach Zürich. Sie steigen hier im Gasthaus „zum Schwert" ab und haben die Aussicht auf die „blinkenden" Schneeberge, den „bläulichen" See, „die sanfte, glänzende Limmath", die Limmathbrücken und den Platz vor dem Rathause. „Hier siehst Du ein solches Gewirr von Menschen und unter diesen das unverkennbare Gepräge von Gesundheit, Freiheit, Wohlstand und Genügsamkeit. Verzeih es meiner vielleicht parteiischen, vielleicht zu voreiligen Behauptung; aber bei diesem lebhaften Gemälde fühle ich mich im Lande der Freiheit. — — Recht schöne Menschen mit offenem Auge und edlen Zügen sind

auffallend viel da. Auch auf allen alten Gesichtern sind Spuren der Ruhe und Zufriedenheit. Keine verzerrte, widrige Physiognomie sieht man. Freilich trägt das zierlich Anpassende der Kleidung auch wohl etwas zu dem Eindruck des Originellen bei." Es ist für uns von dem großen Interesse, daß hier in Zürich Julie ebenfalls mit Lavater in persönliche Berührung gekommen ist.

Da bei dem Lebensbild der Caroline vom Stein schon so viel von Lavater die Rede war, so kann ich es nicht unterlassen, hier als Ergänzung auch das mitzuteilen, was Julie über die Begegnung mit ihm sagt. „Nach einigen Augenblicken der Erholung", heißt es in ihrem Tagebuch, „schrieb Frau von B. eine Karte an Lavater und schickt ihm zugleich einige Briefe. Sonderbar, daß man in fremde Orte die guten Eindrücke, welche man von sich zu verbreiten wünscht, durch andre bezeugt überbringen muß." „Die Antwort war, der Herr ‚Helfer' — so wird der zweite Geistliche in der Schweiz genannt — sei schon auf dem Wege zu uns zu kommen. O, wie schlug mir das Herz, den Mann zu sehen, den so viele mit schwärmerischem Enthusiasmus verehren oder ganz entgegengesetzt beurteilen!" „Auch Frau von B. gestand mir, ihr sei diese erste persönliche Bekanntschaft recht feierlich. Sein Eintritt ins Zimmer war einfach. Mit einem schönen ausdrucksvollen Auge bewillkommnete er uns; durch ein freundliches Lächeln hieß er uns in echt schweizerischem Deutsch ihm lieb und gerne gesehen sein. Sein unbefangenes Wesen hatte meine Ängstlichkeit beinah überwunden. Er setzte sich, sprach mit vieler Wärme von Zimmermann und sagte, daß dieser ihn lange mit Frau von B. bekannt gemacht hätte. Er gab uns verschiedene Anweisungen für unsern hiesigen Aufenthalt, bedauerte, daß seine ununterbrochenen Geschäfte ihn abhalten würden, uns mehr zu sehen, daß er (es) uns aber sagen lassen wolle, wann er eine Stunde frei hätte. Er versprach, jemand zu schicken, der uns die Stadt und das merkwürdigste zeigen solle, stand auf, gab uns mit zutunlicher Liebenswürdigkeit die Hand und sah mir sehr steif ins Gesicht. Ich dachte an seine Physiognomik und fühlte die zunehmende Röte meines Gesichts. Aufrichtig

wünschte ich, gut von ihm beurteilt zu werden. Ich glaube, er bemerkte meine Verlegenheit; denn er sprach sehr gutmütig und ließ uns voll Freude über seine Bekanntschaft". Am andern Morgen kommt Lavaters Sohn Heinrich, „ein junger, offner, liebenswürdiger Schweizer", bringt einen Gruß vom Vater und ladet die Damen auf den Abend ein. „Vorher wolle er uns mit seinem Onkel, bei dem er sich aufhielt, bekannt machen, und den Herren von Orell*), welchen Lavater uns zum Cicerone bestimmt, zu uns bringen."

Man ging zuerst nach der sogenannten Seidenräderei. „Von hier nahmen wir unsern Weg nach dem öffentlichen Spaziergang. Der Helfer Lavater empfing uns schon da. Sein leichter, schwebender Gang und das äußerst biegsame in seiner Figur ist originell, sowie sein schönes braunes Auge unverkennbar durchforschend ist; ich glaube, es ist unmöglich, ihm grade ins Gesicht zu sehen und eine Unwahrheit zu sagen". In dem Folgenden ist Julie dann aber auch für Lavater nicht ohne Kritik. Der Spaziergang führte nach dem sogenannten Schützenplatz, nahe bei der Vereinigung von Sihl und Limmath. Ein Gewitter machte aber dem Spaziergang ein Ende. Lavater nimmt Frau von B. und Julie, die den lebhaften Wunsch hatten, seine Frau kennen zu lernen, mit in sein Haus. „Der Sohn blieb zurück. Herr von Orell, der, wenn ich nicht irre, vom Winke Lavaters abhängt, empfahl sich. Lavater hatte uns mit vieler Betrübnis von dem Schwächezustand seiner Frau gesprochen. ‚Min armes Wieb' nannte er sie. Indessen mit Gottes Beistand hätte er jetzt doppelten Mut". „Die Frau war in seinem Zimmer. Er nannte unsre Namen und machte uns mit ihr bekannt. Sie blieb indessen nur wenige Augenblicke. Ich glaube, man muß sie länger kennen, um ein Urteil mit Gewißheit fällen zu können. Eine versteckte Schlauheit lag in ihren großen, niedergeschlagenen Augen; eine religiöse Duldung und Gelassenheit schien beinah natürlich. Ihr Anzug, Gang, Ausdruck hatte von dieser anscheinenden Einfachheit das

*) Orelli.

ganze Gepräge. Sie sprach wenig, ließ uns mit Lavater alleine; er ließ in sein Zimmer Tee bringen und bei dem Worte ‚nun hoffe er einmal ungestört zu sein', setzten wir uns sämtlich nieder. Mir war es garnicht möglich mehr, fremd zu sein." „Auf mich kam es aber eigentlich garnicht an. Frau von B. war nicht so unbefangen, weil sie auch ein mehreres Recht hatte, auf (gegen) Lavaters Beurteilung ihres Geistes und Verstandes nicht gleichgültig zu sein." „Hierauf machte ich keine Ansprüche, weil ich mich kannte. Um so mehr Vergnügen machte mir die mißtrauische Ungewißheit, durch welche die Unterhaltung von einer Materie zur andern gewendet ward, bis sie sich beide näher kamen. Ein schmeichelhafter Ton kleidete noch jeden Vortrag auf beiden Seiten ein. Sonderbar, daß sie beide sich hierdurch zu gefallen dachten! Frau von B. schien eifrig zu hören, wenig selbst zu behaupten. Doch wird sie es sich nicht schenken, wenn sie erst ihren Mann besser kennt. Zwei Stunden verflossen schnell wie Minuten. Lavaters Unterhaltung ist unnachahmlich. Immer sagt er etwas Neues, wenigstens scheint es den Wendungen seines Andrucks gemäß so, und doch so faßlich, so klar! Tagelang möchte ich ihn reden hören. Schwärmt er gleich mit seinen Ideen weit herum, so weiß er durch die Gegenwart seines Geistes alles, was er sagt, so anschaulich und begreiflich zu machen."

Geschäfte riefen Lavater ab. Er ließ die Damen aber in seinem Zimmer zurück. „Wir blieben noch einige Zeit, sahen eine Sammlung Kupfer zum Messias und (die) französische Physiognomik und gingen nach Hause."

Am 3. September traten die Damen eine Tour nach dem St. Gotthard an. Bei regnigtem Wetter gelangen sie nach Luzern. Sechs Pferde, zwei Kühe und ein Ochse ziehen sie den Albis hinauf. Glücklicherweise hellt sich das Wetter auf, und man konnte am Morgen des 4. die Fahrt über den Vierwaldstädter-See nach Flüelen antreten. Das Boot war bedeckt, man hatte sich reichlich mit kalter Küche versehen; Papier und Bleistift fehlten nicht. Bei dem herrlichsten Sonnenschein verzeichnet Julie sofort alles, was sie sieht: „den gezackten Pilatus", den Rigi, auf dessen

Besteigen die Damen schweren Herzens verzichten; „denn das Hinaufkommen ist für Frauenzimmer zu beschwerlich.“ Sie erblicken Küßnacht und die Trümmer einer Burg, die sie merkwürdigerweise für die Habsburg halten. Sie landen auf der kleinen Insel, auf der Abé Raynal den „tapferen Schweizern die ihr Vaterland von den Fesseln der Tyrannei befreiten“, einen Obelisken gesetzt hat. Frau von B. schreibt mit Bleistift auf denselben: „Hoch schlägt dir, o Freiheit, des Redlichen Herz.“ Hinter Vitznau erreichen die Reisenden den zweiten Kessel, dann öffnet sich der Blick auf Schwyz, das „stolz und gebieterisch“ „von zwei himmelhohen Turmfelsen“, den Mythen, überragt wird und auf Brunnen, wo die Schweizer einst „ihr ewigdauerndes Bündnis“ beschworen. Bei einem Häuschen, das von fruchtbeladenen Obstbäumen überschattet ist, wird gelandet und der mitgenommene Proviant verzehrt. Dann rudert man weiter. Man landet bei der Felsplatte. „Hier war es“, riefen unsere Schiffer einstimmig aus, — — — „hier ist die Stelle, wo unser Befreier sich aus den Händen unsres grausamen Zwingherrn befreit hat. Hier sprang er aus dem Fahrzeug ans steile Ufer!“ Die Damen steigen zur Kapelle hinauf. „Heilige Freiheit, in Wildnissen steht dein Tempel, Sklaven kriechen in Palästen umher!“

Endlich bringt das Boot die Damen nach Flüelen. Es ist richtig beobachtet, wenn Julie sagt, die Bauart der Häuser, die Sprache und die Gesichter seien hier anders als bisher gewesen: in der Tat tritt das germanische Element hier bereits zurück. Von bettelnden Kindern werden die Reisenden am Ufer empfangen. An ein Übernachten war damals in Flüelen nicht zu denken. Selbst den Kaffee müssen sich die Damen hier selbst machen. Sie treffen aber in Flüelen einen sehr merkwürdigen Mann, einen wohlhabenden, aber recht gebildeten Bauern, der in der Gegend die Stellung eines Patriarchen einnimmt und ihnen seine traurige Lebensgeschichte erzählt. Der Zustand der Frau von Berlepsch scheint dann aber eine rasche Rückkehr nach Zürich nötig gemacht zu haben. Man blieb hier jetzt fast noch zwei Wochen.

„Abends (den 11. September) gingen wir wieder zu Lavater. Anfangs war er sehr abgemattet; doch bald war seine Einbildungskraft durch die Heilungsmethode seiner Frau aufgeregt. Er behauptet nämlich, sie durch eine magnetische Intuition, durch welche sie in einen sprechenden Schlaf fällt, wieder herzustellen. Dies war nun ganz etwas von seiner Lieblingsmaterie in Rücksicht auf die eigene Existenz des inneren Menschen. Diese Unterredung interessierte mich sehr. Er bezeigte sich ausnehmend freundlich gegen mich. Die Versicherung ‚ich habe Sie lieb' war mir unendlich teuer; denn er gab sie mir aus seinem Herzen. Ich ging heiterer und rosiger weg, als ich gekommen war."

Jetzt hörte Julie Lavater auch predigen. Sie sagt, seine Predigt sei „ungesucht und mit vielem Anstand vorgetragen" gewesen. Es entwickelte sich nun ein immer regerer Verkehr mit ihm und seiner Frau. Ein noch im Besitz von Julies Enkel erhaltener Stich von Lavater ist ein Geschenk von ihm.

Auch den Idyllendichter Salomon Geßner lernt sie in Zürich kennen und ist erstaunt, wieder „das Bild ihrer Einbildungskraft nun so ganz aufopfern — und den liebenswürdigen Idyllendichter mit einem ziemlich gewöhnlich seienden, sehr blöden Bürger vertauschen" zu müssen. Man behauptete in Zürich, daß Geßners Frau den größten Beitrag zu seinen Gedichten liefere.

Auf einer Tour nach Einsiedeln wohnten Frau von B. und Julie in Richterschwyl bei dem Landarzt Dr. Hotze. Es war der Bruder des zu einer gewissen Berühmtheit gelangten österreichischen Feldmarschalleutnants von Hotze und genoß großes Ansehen in seiner Heimat. Julie befreundete sich bald mit ihm. „Es ist ein gar lieber frommer Mann", schreibt sie. Nach Zürich schickt er ihr einen Brief, der sie sehr beglückt.

Am 21. September verließen die Reisenden, zu denen nun auch Herr von Berlepsch gehörte, Zürich zum zweitenmal. Sie fuhren südwärts nach Bern und weiter über Neuchatel und Moudon nach Servion. Dann folgten Vevey, Lausanne und Genf. Die Menschen im Waadtlande gefielen Julie weniger als

die in den nördlichen Teilen der Eidgenossenschaft. Dennoch ist ihr der Abschied von der Schweiz ein sehr schmerzlicher. „Also", schreibt sie nach der Überschreitung der französischen Grenze, „bin ich in Frankreich, im Lande der Artigkeit, der Kultur, im Lande des feinsten Geschmackes, im Lande, das so viele unsrer armen einfältigen Landsleute für den Inbegriff aller Freude und Schönheit halten, — aber wofür ich es halte, das kann ich ihnen freilich hier in diesem kleinen Dörfchen, nicht weit von der Schweizer Grenze, nicht sagen. Das wäre etwas voreilig geurteilt. Aber den Eindruck kann ich doch beschreiben, den ich bei dem Eintritt in dies belebte Königreich empfand. „Wie man sich von einem lieben Freunde trenne, so habe sie sich auf der Fahrt am Morgen noch lange nach den weißhäuptigen Alpen umgesehen. „Meine Seele schöpfte noch tief auf: ein Gefühl von Freiheit und Größe, es war, als müßte ich auf lange einen Vorrat davon mitnehmen, als verschlösse sich wieder ein Heiligtum, worin ich auf Augenblicke hineingezaubert worden sei." „Daß der Mensch nichts festzuhalten vermag, weder sich selbst noch sich und sein Glück, noch die Gefühle, die ihn über diese Welt erhöhen!"

Allmählich rückten die Eisberge mehr in die Ferne. Bald sah Julie auch den See und die Türme von Genf nicht mehr. „Nun athmete ich noch einmal recht tief auf, als müßte ich noch ein letztes Gefühl von Freiheit und Größe einathmen. Mir war's, als fühlte mein innerer Sinn das allmähliche Verschwinden der republikanischen Freiheit in monarchische Unterwerfung. Ein gleitender Pfad, dachte ich: o ihr armen Genfer, so leicht hinabzurollen, als ich von Eurem Pfad auf den Eurer gefährlichen Nachbarn hinweggleite!" Sie sei noch erfüllt von all den erhebenden Eindrücken, die sie in dem glücklichen Lande empfangen, und die sie unmöglich alle den wunderbaren Naturschönheiten zuschreiben könne. Wäre ihr ein Politiker in den Weg gekommen, der da hätte beweisen wollen, daß Freiheit ein Hirngespinst und wohl gar ein gefährliches, schädliches Wesen sei, so würde sie, wie sie glaube, den Mut und die Beredsamkeit gefunden haben, ihn „zur Partei der Republikaner zu bekehren. Denn ist's

nicht wahr, daß unsre Beredsamkeit von unsrer Überzeugung und diese wieder von der Lebhaftigkeit unsrer Eindrücke abhängt?"

Gleich das erste französische Dörfchen war mit seinen niedrigen steinernen Häusern ganz anders als die schweizerischen Orte. Scharen von Menschen, die zum Jahrmarkt wandern, begegnen dem Wagen und werden mit Neugierde und Teilnahme betrachtet. „Wirklich war ich eher für als wider die französischen Bauern eingenommen und suchte auf allen Gesichtern Spuren von der freimütigen Fröhlichkeit und Gutmütigkeit, die ihnen meine Einbildungskraft zugeschrieben hatte. Aber ich fand meine Erwartung getäuscht. Ich sah eine Schar von wohlgewachsenen, starken, auch wohl gut gebildeten Menschen – denn wirklich schienen mir besonders die Mädchen sehr hübsch – aber keinen Zug, der für sie interessiert hätte, nichts von Freundlichkeit, Wohlwollen, ländlicher Fröhlichkeit, dagegen einen Ausdruck von entschlossenem Starrsinn, der an Tücke grenzt. Verdrießlichkeit, Unmut und koleriches Temperament schien mir auf allen Gesichtern ausgeprägt. — — O, wie so ganz verschieden war der Eindruck von dem, was mir die Bauern von Schwyz und Uri, die ich in Einsiedeln gesehen, gezeigt hatten!"

Hinter Colonges kam man an den Jurapaß, der durch das Fort de l'écluse gesperrt wurde. Julie meint, der Paß sei von der Natur angelegt, „um der monarchischen Gewalt zu sagen, bis hierher sollst Du und nicht weiter." Dann kommt das bureau de visitation. Die Forderung, die Koffer zu öffnen, erscheint Julie als der „erste Druck des monarchischen Szepters" und das „republikanische Herz schlägt" ihr „vor Unwillen." Aber ein Taler besänftigt den „patriotischen Eifer des Beamten" rasch und erspart die Visitation. Ein schmutziges übervolles Wirtshaus flößt den Damen Entsetzen ein; aber sie müssen für die Nacht vorliebnehmen. Neue Visitation in Longeri. Frankreich präsentiert sich ihnen in der übelsten Weise.

Die Reisenden verlassen den Lauf der Rhone und fahren direkt auf Lyon zu. Die Armut und der Schmutz der Bewohner,

die zerfallenen Häuser und papierverklebten Fenster in den elenden Dörfern fallen Julie überall auf.

Über Avignon und Aix kommen die Reisenden nach Marseille. Julie macht aller Orten sehr eingehende nationalökonomische und politische Studien. Endlich wird das Reiseziel Hyères erreicht. „Hier sind wir in unserm eigentlichen Winterquartier; und wirklich ist hier der Aufenthalt der angenehmste, den man sich denken kann. Die Luft ist so sanft und angenehm als wie bei uns im Juli. — — Die Bäume hängen voll Orangen und Zitronen, die in der Sonne wie Gold glänzen." Wir sehen, daß auch der Süden seines Eindrucks auf Julie nicht verfehlt, aber ihre Ausdrücke klingen nach den vorigen Schilderungen doch matt.

Die Gesundheit der Frau von Berlepsch machte jetzt ernstliche Sorge. Doch hat sich dieselbe im März 1786 so weit gebessert, daß die drei Reisenden Hyères verlassen und in kurzen Etappen nach Deutschland zurückkehren können. Anfang Juni langen sie wieder in Hannover an. Dort war jetzt Herr von Berlepsch angestellt und Julie verlebte noch einige Zeit in seinem Hause.

Am 6. Juli kam es hier zu einem Vertrage mit ihrem Mann. Dieser hatte alles darangesetzt, Julie zur Rückkehr zu veranlassen. Lange Zeit ging er mit der Absicht um, ihr nach Frankreich entgegenzureisen und sie von dort abzuholen. Aber Juliens Widerwille war unüberwindlich. Schließlich gestattete er seiner Frau, auf 10 Jahre von ihm getrennt zu leben und versprach ihr jährlich 600 Thlr. unter der Bedingung, daß sie zu ihrem Vater gehe. Julie verließ Hannover, ging erst zu ihren Geschwistern Langwerth nach Ratzeburg und dann zum Vater nach Steinhausen.

Die Beziehungen zu Herr und Frau von Berlepsch rissen bald darauf merkwürdigerweise ab. Juli hatte gefunden, daß Herr von Berlepsch ihr in dieser Krisis nicht den Rückhalt gewährt, auf den sie gerechnet hatte. Von Frau von Berlepsch aber trennte sie nach näherer Bekanntschaft ein richtiger Instinkt.

Es begann aber jetzt für Julie eine höchst unbefriedigende

Periode. Sie ist doch nicht ständig bei dem Vater geblieben. Häufig hielt sie sich bei ihren Geschwistern, namentlich der Schwester Wense in Celle auf. Von dort aus hat sie auch wohl die Geselligkeit in Hannover mitgemacht. Es läßt sich denken, daß es Julie nicht an Verehrern fehlte.

Eine Abwesenheit Juliens benutzte ihr Mann im August 1787, um seinem Schwiegervater das Enkelsöhnchen zu bringen. Auch suchte er durch diesen einen Druck auf Julie auszuüben. Der Vater lehnte es ab, sich um die Sache zu kümmern. Im Herzen war er aber doch für eine Rückkehr Juliens zu ihrem Mann und stand ihrer ganzen Richtung etwas skeptisch gegenüber. Als sie einst Freundschaft mit einer Dame, die zum Besuch in Steinhausen war, schloß, spottete er über ihre Zärtlichkeit, über die Tränen, die die beiden Damen mit einander geweint. Aber es freute ihn, daß Julie sich mit der Herstellung von Anlagen in Steinhausen beschäftigte. „Die Einrichtung der Promenaden bei der Mühle und Holzkoppel amüsieren sie sehr." „Nie ist die Ahlefelden gesunder gewest." „Und sie amüsieren zu meiner größten Zufriedenheit alle hiesigen Veränderungen. Auszugehen fragt sie wenig nach."

Im Winter 1789/90 war Julie in Celle, um die am Keuchhusten erkrankten Kinder ihrer Schwester pflegen zu helfen. Den folgenden Winter verlebt sie bei den Geschwistern Lynar in Schleswig. Der Vater vermißte sie ungern, meinte aber, „inzwischen kann ich es ihr nicht verdenken, daß sie weg will." Im Winter 1791/92 waren Vater und Tochter in Celle. Hier erkrankte er, erholte sich aber doch wieder von seinem asthmatischen Leiden. Er sehnte sich nach Ratzeburg. Aber kaum dort angelangt, erkrankte er aufs neue. Am 7. Februar 1792 ist er im Alter von 72 Jahren gestorben. Julie war in Celle zurückgeblieben. Auf die Nachricht von seinem Tode eilte sie nach Ratzeburg und blieb auch den Sommer über dort. Von da an aber hatte sie ihre ständige Heimat bei den Geschwistern in Celle.

Sie beschäftigte sich wieder viel mit Lektüre. Aber eine Befriedigung gewährte ihr auch ihr jetziges Leben nicht. Es drückte Julie, daß ihr ein eigentlicher Lebenszweck fehlte. Sie litt viel an trüben Stimmungen, und es hatten sich auch schon längst körperliche Leiden eingestellt. Mit Schreck dachte sie auch daran, daß ihr Gatte sie eines Tages zurückfordern könne.

Schon geraume Zeit vor Ablauf der zehn Jahre wurde über eine Verlängerung der Trennung verhandelt. Der Bruder des Ehegatten, Herr von Ahlefeld-Olpenitz, diente als Vermittler. Die Sache erhielt aber eine ganz andre Wendung, als Julie im Winter 1794/95 Ernst Langwerth näher kennen lernte. Über die Vorgänge im einzelnen sind wir nicht unterrichtet. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Schwester Wense den Gedanken einer Verlobung begünstigt hat, um der unerquicklichen Lage der Schwester ein Ende zu machen. Eine Art Verschwägerung war vorhanden, und wir wissen, wie günstig der verstorbene Vater über Ernst geurteilt hatte.

In vieler Beziehung war die Verbindung eine auffallende. Ernst stand allerdings bei weitem nicht auf dem geistigen Niveau seiner jungen, schönen Frau. Aber Julie fand in ihm das, was sie bedurfte: für ihre subjektive Natur einen Halt an seinem freundlichen, bescheidenen, ruhigen Wesen und an seiner ehrenhaften Gesinnung. Seine einfache Art bildete eine Ergänzung für ihren schwärmerischen Sinn und sein etwas sanguinisches Temperament für ihren zur Melancholie neigenden Charakter. Geistig sah er an ihr empor; und vor allem brachte er ihr ein Herz entgegen, das mit begeisterter Liebe und unwandelbarer Treue an ihr hing. Ernst wurde in seinen Auffassungen durch Julie gehoben und erhielt einen höheren Schwung. Julie streifte ihre krankhafte Schwärmerei bis zu einem hohen Grade an Ernsts Seite ab. Je mehr sie aber von den Auffassungen ihres zweiten Mannes annahm, desto mehr trat ihre eigentliche Natur, traten die Gesundheit und die produktive Kraft ihres Geistes hervor. Es war eine glückliche Verbindung von Realismus und Idealismus, welche sich in dieser Ehe vollzog.

Es haben sich aus deren ersten Jahren zwei Bilder von Julie erhalten. Das eine ist mittelgroß, in Pastell ausgeführt und stellt sie vielleicht nach der Geburt ihres ersten Sohnes zweiter Ehe dar. Ihr Haar ist hellblond, der Teint zart weiß, die Wangen rot und die Augen blau. Die edlen Züge zeigen das längliche Profil dieser Ahlefeldtschen Linie. Das zweite Bild ist eine von einem Herrn von Ramdohr in Celle ausgeführte Bleistiftzeichnung und zeigt Julie älter und weniger blühend. Doch treten die edlen Züge vielleicht noch mehr hervor. Das Gegenstück zu dem letzteren Portrait ist eine Bleistiftzeichnung, die Ernst darstellt, und in der der Langwerthsche Familientypus besonders stark hervortritt: die gebogene Nase, das schmale Gesicht, dunkles Haar, dunkle Augen und der eigentümlich geschnittene Mund. Eine heitere männliche Tatkraft prägt sich in der ganzen Erscheinung aus.

Ernsts letzte hannoversche Dienstjahre.

Über die ersten Jahre der Ehe sind nur sehr dürftige Nachrichten erhalten. Als am 27. Mai 1796 die Hochzeit stattgefunden, herrschte in Norddeutschland tiefer Frieden. Um diesen für den Norden zu sichern, wurde aber schon im Vorsommer eine preußisch-hannoversche Observationsarmee zusammengezogen. Sie ward unter den Befehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig gestellt. Unter ihm befehligte Wallmoden die hannoverschen Truppen. Im Juni rückten diese aus ihren Garnisonen und bezogen Quartiere von Stolzenau an der Weser bis Bremen, während die Preußen von Stolzenau an bis zur Porta Westfalica lagen. Auch einzelne Kompagnieen des 13. Regiments rückten schon im Juni mit aus. Das erste Bataillon, dessen Kommandeur Ernst war, blieb vorläufig noch in Ratzeburg. Hier verlebten Ernst und Julie die ersten Monate ihrer Ehe. Doch im Herbst erhielt auch Ernsts Bataillon die Marschordre. Da Julie ihn überall hin begleitete, so finden wir das junge Paar vom 21. September bis 4. Oktober in Harburg.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Osterholz bei Bremen kam das 13. Regiment nach Bruchhausen in der Grafschaft Hoya. Dort ist es nicht nur den Winter, sondern ein ganzes Jahr geblieben. Denn ebensowenig wie die Siege des Erzherzogs Karl änderten auch die entscheidenden Resultate Bonapartes in Italien etwas an der Politik, die man in Berlin und nun auch in Hannover verfolgte.

Bis zum März 1797 scheint auch Julie in Bruchhausen gewohnt zu haben. Dann aber ging sie zu ihrer Schwester nach Celle, wo am 15. April der erste Sohn, Adolf, geboren wurde. Vom Juli an scheint sie wieder bei ihrem Gatten gewesen zu sein.

In der zweiten Hälfte des Januar 1798 schoben sich die preußischen Truppen bis an die Hase und Ems, während die hannoverschen hinter die Weser zurückgingen. Ihr Hauptquartier kam nach Hannover. Das 13. Regiment rückte am 19. Januar in seine neuen Quartiere in und bei Springe ein. Mit dem 10. und 11. Regiment, einer Jägerkompagnie und zwei Batterien stand es unter dem Befehle des Prinzen Adolf, des späteren Herzogs von Cambridge.*) Auch nach Springe folgte Julie ihrem Mann. Es entwickelte sich jetzt ein reges gesellschaft-

*) Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, geb. den 24. Februar 1774 zu London. Er trat 1790 als Kapitän bei der Fußgarde in Dienst, nahm als ihr Kommandeur an dem Kriege in den Niederlanden teil und wurde am 7. September bei Houschoote verwundet. Im Jahr 1794 wurde er Generalmajor, 1798 Generalleutnant, 1803 Inspekteur der Kavallerie und Infanterie. Der Herzog sollte den Oberbefehl über die hannoverschen Truppen übernehmen, verließ aber vor Abschluß der Elbkonvention das Land. Am 19. Dezember 1803 wurde er zum obersten Chef der Legion ernannt. Er kehrte, am 26. Oktober 1813 Feldmarschall geworden, nach Hannover zurück und wurde 1816 Generalgouverneur. Seit dem 22. August 1831 bis zu dem am 20. Juni 1837 erfolgten Tode König Wilhelms IV. war Herzog Adolf Vizekönig von Hannover. † 8. Juni 1850. — Diese sowie die Anmerkungen über den Lebenslauf der Generale sind der Hauptsache nach dem 6. und 7. Heft des Militärwochenblattes von 1903 entnommen. Siehe daselbst den Aufsatz des Obersts z. D. B. von Poten: „Die Generale der Königl. Hannoverschen Armee und ihrer Stammtruppen".

liches Leben, in dem sie sich in hohem Grade geltend machte. Sie gewann hier ein Interesse an militärischen Angelegenheiten. Noch in späten Jahren sprach sie gern von dem angenehmen Leben „auf dem Cordon".

Es sind aus jener Zeit mehrere Briefe von Julie vorhanden: darunter ein Billet an ihren Schwager Fritz in dem nahen Wichtringhausen, in dem sie mit besondrem Nachdruck die Ehre betont, jetzt eine Langwerth zu sein. Auf die damals drohende Reduktion des 13. Regiments bezieht sich eine freilich etwas schwülstige Ode an den Prinzen Adolf.

Nur vorübergehend war sie während dieser Zeit von Springe abwesend. Im Juli und August 1798 hielt sie sich wieder in Celle auf, und es wurde dort am 31. Juli ihr zweites Söhnchen Karl geboren. Ernst schreibt ihr unmittelbar darauf aus Hannover: er hielt sich in Regimentsangelegenheiten dort auf und hatte seinen Bruder, den Regierungsrat nebst Frau (Minchen) dort getroffen.

Sonnabend Morgen 5 Uhr. „Eben fährt Minchen weg: sie ist glücklich, Dich zu sehen. Gott gebe, sie sieht Dich mit besserem Befinden. Amelie (Ernsts Schwester) kam im Wagen vorgefahren, blieb drin sitzen. Ach Gott, wäre es nur erst morgen früh! Vielleicht bekomme ich dann einen Brief. — — Es ist schrecklich lange. Dein Andenken kann, soll und wird mich nicht verlassen. Allein beschäftigen muß ich mich durchaus, will auch jetzt aufbleiben und tätig sein. — — Auf den Knien habe ich eben für meine Julie zu Gott gebetet. Will mich nun ihm anvertrauen, seiner Führung überlassen. — —"

Mittags: „Den ganzen Morgen habe ich mit den Landsoldaten zugebracht, und nach Mittag geht es wieder los. Wenn nur meine Julie besser wäre! Aber das quält mich recht, und Gott gebe, daß ich nur erst die ungewissen Stunden verlebt habe und andere und bessere Nachrichten erhalte."

Sobald sich Julie erholt hatte, ging sie nach Springe zurück, aber sie kränkelte doch noch längere Zeit, und man dachte

an eine Badekur. Schließlich blieb sie aber doch in Springe und begnügte sich mit dem Trinken von Pyrmonter Wasser.

Ende Mai 1799 wurde in der Gegend von Petershagen an der Weser (zwei Meilen nördlich von Minden) ein preußisches „Exerzierlager" aufgeschlagen. Eine ansehnliche Truppenmasse war hier, wo man sich beinahe auf dem Mindener Schlachtfeld befand, zusammengezogen. Der König (Friedrich Wilhelm III.) und die Königin von Preußen erschienen ebenfalls, und es wurden infolgedessen auch Damen zugelassen. Viele hannoversche Offiziere und unter diesen der Feldmarschall von Wallmoden und Prinz Adolf kamen ebenfalls ins Lager, um die Manöver der Preußen mit anzusehen. Sie alle wohnten in Zelten. Unter den Erschienenen befand sich auch Ernst. Aus Ovenstädt bei Petershagen schreibt er an Julie:

„Eben komme ich vom Prinzen (Adolf), beste Julie, und verfehle nicht, Dir meine glückliche Ankunft zu notifizieren. Um 11 Uhr waren wir gestern in Bückeburg und um 1 Uhr heute hier. Der Weg war gestern sehr schlecht. Wir hatten sehr gutes Quartier. — — — Heute Mittag haben wir bei dem Prinzen gegessen. — — Von den Preußen haben wir noch nichts gesehen. Morgen sehen wir sie zum erstenmal kommandieren. Schone Deine Gesundheit, inquietiere Dich nicht! — Tausend Grüße und Küsse an die lieben Jungens! — Ich muß nach dem Prinzen wieder."

Den 29. Mai 1799. „Mit vieler Freude habe ich Deinen Brief erhalten; — — nur tut mir der Tod der guten Bremern (Frau von Bremer) sehr leid, um so mehr, da ich Dein teilnehmendes Herz kenne und fürchte, daß es Deine Besserung auf einige Zeit zurücksetzt. — — Das schlechte Wetter wird Deiner Gesundheit auch nicht dienlich sein, schone Dich ja!" „Der General*) ist hier spät angekommen, war anfangs verdrießlich über sein Quartier; nachdem aber zufrieden, da es wohlfeiler wie

*) Welcher General gemeint ist, weiß ich nicht.

das unsrige war und er wie wir alle den freien Tisch beim Prinzen hat. Von den Preußen haben wir noch nicht viel gesehen, weil wir wegen dem schlechten Wetter noch nicht viel exerzieren konnten. Doch haben wir, wie wir es wünschten, einzelne Regimenter gesehen und werden es auch in der Gegenwart des Königs noch auf diese Art sehen. Am Sonntag Abend waren wir beim Prinzen, Montag Mittag beim Herzog (von Braunschweig). Falkenberg war nicht gebeten und blieb im Marketender-Zelt. — — — Beim Herzog waren 40 Personen, eine Menge Generals. — — — Morgen ist Revue. — — — Sei so gut und sage nebst Empfehlung an Benoit, er möchte 3 vierspännige Trainpferde abschicken, daß sie am Sonnabend Abend hier wären. Sonntag fahren wir bis Rinteln und Montag Nachmittag wieder in Springe, wozu ich mich unendlich freue. — — — Ramdohr und Schlepegrell und Ihre Frauen habe ich nicht gesehen. Überhaupt habe ich keine 5 Damens im Lager gesehen. Es ist doch gut, daß Du nicht mitgekommen. Das Terrain ist so schlecht, daß eine Dame im Lager fast nicht gehen kann." — — —

Freitag den 31. Mai. „— — — Gern wäre ich ehender zurückgekommen, da aber noch am Sonntag ein Haupt-Manoeuvre sein soll, so durfte wegen der andern Officiere, die alle bleiben, ich nicht ehender aufbrechen; mir verlangt übrigens recht herzlich nach der Rückkunft, da ich mich nicht glücklicher fühle, als mit meiner liebsten Julie und den lieben Jungens. — Daß Du nicht recht wohl bist, thut mir sehr leid, ich fürchtete es aber wohl, daß der Tod der Bremern*) Dir schaden und Du bei der nassen Witterung Dich erkälten würdest. — — — Aus dem Lager kann ich Dir wenig sagen. Heute Mittag bei'm König zum Essen und nachdem sind wir zu Haus gekommen, weil wir

*) Nach meinen Ermittlungen scheint sie identisch mit der Geheimrätin von Bremer, über die Caroline vom Stein 1775 an Lavater geschrieben hatte, und die diesen damals in Zürich aufsuchte. Sie gehörte der damals bereits im Mannesstamm ausgestorbenen Familie von Haus an. Julie war offenbar sehr befreundet mit Frau von Bremer gewesen.

morgen früh heraus müssen. Der König hat alle Tage alle hannöverschen Officierer zum Essen gebeten; er ist sehr artig. Es soll ihm auch sehr gefallen, daß über 100 Officierer von uns hier sind. Sie (die Preußen) manoevrieren schön, doch hätte ich mir mehr davon vorgestellt, und würklich sind wir nicht gegen sie so weit zurück, als man glaubt. Hätten wir die guten (!) Generals und wären strenger gegen Officierer und Soldaten, würden wir ihnen vielleicht zuvorkommen. Gestern war Cour bei der Königin, es waren aber nur wenig Officierer hin; man sollte propre erscheinen und das war ohnmöglich; ich blieb daher weg. Ich habe indeß die Königin im Wagen, auch heute an der Tafel gesehen. Es waren heute 3 Tafeln beim König: am ersten die Generals und Prinzen auch Königin, an den andern die übrigen. Im Lager passiert nichts; das Wetter ist zwar besser, aber noch immer schlecht zu gehen. Daher die Damens gestern bei der Musterung und heute bei (dem) Manoeuvre nebenzu fuhren. Du hättest hier wenig oder gar kein Vergnügen gehabt. Denn unter den preußischen Officiersfrauen hättest Du Dich nicht geschickt, und die Cour gestern ist auch nicht sehr brillant gewesen. Nur einige Officiersfrauen, Vinke*) aus Minden, auch die Steinen**) und Gr. Kielmannsek, Ramdohr und Schlepegrell habe ich im Wagen gesehen. Sie werden kein groß Vergnügen haben; des Morgens fahren sie im Lager ein Paar Stunden; heute Mittag essen sie bei einer Frau von Puttkammer im Lager; an Tanzen wird garnicht hier gedacht Die Königin geht morgen früh weg, der König Montag." — — —

Daß Ernst damals auch Karl vom Stein, der als Oberpräsident in Minden stand, gesprochen haben wird, ist wohl selbstverständlich: er wird ihm aber schon vorher im Hause von Steins Schwiegervater Wallmoden, wo Julie so viel verkehrte,

*) Der spätere Oberpräsident Ludwig von Vincke, der damals Landrat in Minden war.

**) Die Frau des späteren Ministers vom Stein, Tochter des hannoverschen Feldmarschalls Grafen Wallmoden.

persönlich kennen gelernt haben. Anfang Juni kehrte er wieder nach Springe zurück und blieb den Juli und August noch dort. Am 19. Sept. (1799) wurde er zum Oberstleutnant befördert und wieder zur Garde nach Hannover versetzt. Da der eigentliche Kommandeur des Garderegiments Prinz Adolf war, so ging das tatsächliche Kommando jetzt an Ernst über. Zu dem Prinzen trat er jetzt in ein näheres Verhältnis.

Das Leben in der Hauptstadt gestaltete sich für Ernst und Julie zu einem sehr angenehmen. In Hannover bestand auch in Abwesenheit des Königs eine vollständige Hofhaltung. Namentlich im Winter ging es recht lebhaft zu. Ernsts Frau wurde überall mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen. Dazu kamen die alten Beziehungen Ernsts zur hannoverschen Gesellschaft: die Schwester Amelie, Juliens Bruder, der als Hofjunker in Hannover stand, und ihre Freundinnen aus der Celler Zeit. In ein besonders enges Verhältnis trat Julie zu der zweiten Frau des Feldmarschalls von Wallmoden. Sie war eine Süddeutsche, eine geborene von Lichtenstein aus Franken, die auch durch ihre persönlichen Eigenschaften eine hervorragende Stellung einnahm: ein Bild von ihr hat sich in manchen althannoverschen Häusern erhalten und zeigt kluge und sympatische Züge. In ihrem Hause lernte Julie auch die beiden Gräfinnen von Schaumburg-Lippe kennen, deren Vormund der Feldmarschall Wallmoden war. Namentlich mit der Gräfin Wilhelmine, die später den bekannten Grafen Münster heiratete, trat Julie in einen Freundschaftsbund, der sich durch das Leben bewährt hat.

Die Stadt Hannover bildete damals überhaupt einen Mittelpunkt für weite Kreise Niedersachsens. Die Gesellschaft war nicht zu klein und hielt doch familienartig zusammen. Eine gewisse Behaglichkeit oder, wie man in Hannover sagte, „Wöhnlichkeit" durchdrang das ganze Leben. Aber es hatte eine große Schattenseite: es wurde zu viel Geld ausgegeben, und es hat dies schon vor der französischen Revolution den Ruin mancher Familie hervorgerufen. Ernst suchte sich einzuschränken und hat sich z. B. lange Zeit speisen lassen. Aber ein Tagebuch Ernsts

macht doch den Eindruck, als wenn ein sehr großer Teil des Lebens in Visitenmachen und -annehmen, Diners, Schlitten- und Wagenpartien aufgegangen sei: unter den letzteren wird eine nach der List genannt. An Komödien, Konzerten und Bällen fehlte es nicht, und Julie nahm noch am Tanzen teil. Man suchte die Feste aber auch durch geistreiche Aufführungen zu beleben. In einem Bericht über ein solches Fest bei dem Minister von der Decken heißt es: „Frau von Decken hatte schon am Montage eine fête champêtre beabsichtigt, die nebenbei etwas außerordentliches zu Ehren des Herzogs (Prinz Adolf war inzwischen zum Herzog von Cambridge ernannt worden) abgeben sollte. Man sollte Heu machen auf der Wiese hinter ihrem Garten. Das böse Wetter machte am Montag einen Querstrich. Etwas besserer Anschein veranlaßte gestern Morgen eine Erneuerung der Einladung, aber von Mittag an war das Wetter novembermäßiger denn je." Doch man wußte sich zu helfen und verlegte das Fest in das Haus. „Endlich erschien der Held des Tages, und die Frau des Hauses führte ihn in die Mitteltür des Saales, wo die drei Hedemann'schen Töchter und die beiden des Hauses als Bäuerinnen das auf die Steine des Fußbodens gestreute Heu verbreiteten und Couplets auf das liebe Heu absangen. Dabei wurden kniend Guirlanden und Kränze angeboten." *)

Der überkommenen hannoverschen Art widersprach die ganze Aufführung. Aber im Sinne jener Zeit — man denke an ähnliche Aufführungen in Weimar — war es gewiß ein glücklicher Griff. Die Couplets waren von Julie, und man wird deshalb auch wohl annehmen dürfen, daß die Aufführung von ihr ausgedacht war. „Die lieben hohen Herrn sehn unsre Arbeit gern" lautete einer der Refrains.**)

*) Ludwig von Ompteda: ein hannoversch-englischer Offizier vor 100 Jahren, Seite 66.

**) Ein Gedicht, das diesen Refrain enthält und sich nur auf dies Fest beziehen kann, liegt bei dem Gedicht, das Julie an den Prinzen Adolf ge-

Im Jahre 1802 kaufte Ernst ein Haus an der Friedrichsstraße. Am 16. November wurde hier der dritte Sohn geboren. Der Herzog von Cambridge nahm die Patenstelle an, und der Knabe erhielt deshalb den Namen Adolf Friedrich. Leider wurde Ernsts Leben in dieser Zeit ein immer kostspieligeres. Er gab jetzt zuweilen kleine Diners und hielt sich Equipage. Eine französische Emigrantin war eine Zeit lang als Bonne bei den Kindern, und auch ein französischer Abbé Le Grand hielt sich im Hause auf. Daß die Gage eines Oberstleutnants und das was Ernst von dem väterlichen Vermögen erhalten hatte, nicht ausreichten, kann nicht Wunder nehmen. Auch Julies Vermögen war nur gering. Es wurden deshalb schon bald in der Hoffnung auf die Erbschaft des Onkels Ahlefeldt in Fühnen und wohl auch auf die des kinderlosen Bruders Karl hin Schulden gemacht.

Dieser starb in der Tat am 10. Februar 1803. Ernst und Julie reisten sofort nach Ratzeburg. Leider waren aber grade Karls finanziellen Verhältnisse in einer trostlosen Verfassung. Er hatte seit dem Ausbruch des Revolutionskrieges im Jahre 1792 überhaupt keine Einnahmen aus den rheinischen Gütern gehabt. Die Erben mußten seine Allodialerbschaft den Gläubigern überlassen. Die rheinischen Stammgüter kamen an Ernst. Da der Hofrat Fritz aber doch gewisse Ansprüche auf dieselben erhob, so gestaltete sich die Lage zu einer recht schwierigen. Die Verwicklung steigerte sich noch dadurch, daß im Jahre 1800 die Linie jenes sächsischen Oberstleutnants Adolf Friedrich ausgestorben war. Die Franzosen wollten die Stammguteigenschaft der linksrheinischen Güter nicht mehr anerkennen.

Auch die politischen Verhältnisse verwickelten sich immer mehr. Am 9. Februar 1801 war der Friede von Luneville geschlossen worden, in dem das Reich das linke Rheinufer an Frankreich abtrat. Rußland, Schweden und Preußen vereinigten sich zu einer „bewaffneten Neutralität". Ihre Spitze war gegen

richtet hatte, als es sich um die Erhaltung des Regiments Jung-Scheither handelte. Die Ovation für den Herzog ist bei beiden ganz ähnlicher Art.

England gerichtet, und sie führte zu jener ersten Besetzung Hannovers durch die Preußen, um, wie man sich ausdrückte, das Land gegen eine französische Besetzung zu schützen. Nachdem am 1. Oktober 1801 die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England unterzeichnet waren, hatten aber die Preußen am 1. November das Land wieder verlassen. Alles kam in das alte Geleise zurück. Da England und Frankreich (am 27. April 1802) den Frieden von Amiens schlossen, so schien Hannover außer Gefahr.

Doch schon im März 1803 drohte wieder ein neuer Krieg zwischen England und Frankreich, und Talleyrand hatte dem englischen Gesandten keinen Zweifel darüber gelassen, daß Napoleon sich bei dessen Ausbruch in erster Linie gegen das mit England durch Personalunion verbundene Hannover richten werde. Aber man wollte in Hannover, selbst als in Holland eine französische Armee d'Hanovre gebildet wurde, die Gefahr nicht sehen. Jene Politik des Baseler Friedens, der man sich auch in Hannover einmal hingegeben hatte, lähmte alles. Man hatte in England den richtigen Gedanken, daß es am besten sei, die hannoversche Armee in Stade nach England einzuschiffen. Aber dagegen empörte sich das hannoversche Selbständigkeitsgefühl. Man wollte nicht abhängig von England werden. Unklarheit und Schwerfälligkeit überall!

Weil man den Ernst der Lage nicht sehen wollte, so war man aber auch auf nichts vorbereitet. Mit Mühe erlangte der Feldmarschall Wallmoden den Befehl, die Beurlaubten einzuziehen und ein Übungslager vorzubereiten. Aber alles sollte vermieden werden, was Aufsehen erregen könne. Schließlich mußte er zum großen Teil mit kaum ausgebildeten Rekruten ausrücken; und man war dabei in der größten Ungewißheit über Stellung und Stärke des Feindes.

Durchblättern wir Ernsts Tagebuch, so sehen wir, daß das Gesellschaftsleben in Hannover ungestört bis zum 18. Mai fortgeht. An diesem Tage erhält Ernst die erste „Nachricht zum Marsche". Erst am 23 beginnen die eigentlichen Geschäfte.

Am 30. Mai verläßt Ernst mit der Garde die Stadt Hannover. Am folgenden Tage kam er bis Nienburg. Dort beginnt das Einexerzieren der Rekruten, und Julie besucht dort ihren Mann auf zwei Tage. Aber nur 6300 Mann hatten sich bei Nienburg zusammengezogen; die übrigen Regimenter waren erst im Anmarsch. Die sogenannten „Gelieferten", d. h. die auf Grund einer Art von Konskription in den Ämtern Ausgehobenen, wurden in das Lager von Soltau geschickt, um dort eingeübt zu werden. Nachteiliger als alles wirkte in diesem kritischen Augenblick das Eingreifen einer ständischen Deputation. Der Herzog von Cambridge legte am 3. Juni den zwei Tage vorher erhaltenen Oberbefehl nieder und ging nach England zurück, weil er die Verantwortung für das, was man plante, nicht tragen wollte. Am gleichen Tage kam es zu der verhängnisvollen Konvention von Sulingen. Die hannoverschen Truppen sollten sich über die Elbe in das Herzogtum Lauenburg zurückziehen. Am 4. Juni wurde der Marsch dorthin angetreten. Nach Ernsts Tagebuch erhielten die Truppen aber noch keine Nachricht von der abgeschlossenen Convention. Am 5. erreichte Ernst mit der Garde Soltau. Hier wurden die „Gelieferten" wieder eingereiht. Das Landvolk zeigte wenig Interesse für den Krieg. Die auf eine Volkserhebung hinzielende Proklamation der Regierung hatte nur eine übelwollende Kritik hervorgerufen. Wenn die Truppen Requisitionen machten, so fragten die Bauern, ob denn auch der Bonaparte damit einverstanden sei. Am 6. kommt Ernst nach Amelinghausen und erhält erst dort die Nachricht von der Konvention von Sulingen. Nach einem Rasttag erreicht er am 8. Juni Lüneburg. Obwohl sich dort das hannoversche Hauptquartier befand, so war doch alles in Consternation und Verwirrung. Ernst sendet einen Leutnant voraus, um beim Feldmarschall die Erlaubnis zum Einmarsch einzuholen und erhält die Antwort: „es werde vielleicht am besten sein, nicht mit dem Regiment in Parade einzumarschieren, sondern die Leute ihrer Erleichterung halber schon vor dem Tor auseinandergehen zu lassen. Doch solle das von dem Herrn Oberstleutnant abhängen"

Der Gedanke, sich in die Stadt einzuschleichen, war Ernst und seinen Offizieren aber unerträglich. Er griff mit Rücksicht auf Wallmoden zu dem Ausweg, das Regiment vor dem Tor aufmarschieren und dann die geschlossenen Kompagnien nach den Quartieren ihres Chefs marschieren zu lassen. Die Fahne wurde mit klingendem Spiel in Ernsts eigenes Quartier im Schütting gebracht.

Nachdem er sich bei Wallmoden gemeldet, und dessen allgemeine Erörterungen über die Lage angehört hatte, begab sich Ernst in sein Quartier und fand dort schon Julie, welche ihm vorausgereist war. Mitten in der Nacht erhielt die Garde den Befehl, die von den Stadtsoldaten*) besetzten Tore zu übernehmen; denn die Nachricht war eingelaufen, daß die Franzosen schon in Ebstorf seien. Noch war weder den Mannschaften noch den Offizieren ein offizielles Wort über die Konvention gesagt worden: selbst der Feldmarschall kannte noch nicht ihre ganze Ausdehnung.

Am Morgen des 9. Juni erschienen 4 französische Offiziere, um in Lüneburg Quartier zu machen. Sie wurden aufs Rathaus geführt, um hier mit dem versammelten Rat zu verhandeln. Die Stimmung war eine höchst friedliche. Es wurde feiner Südwein herumgereicht; auf manchen Gesichtern zeigte sich eine verstohlene Schadenfreude; aber es fehlte doch auch nicht an einer Äußerung patriotischen Unwillens.

Das Resultat war, daß man die Franzosen einließ. Wallmoden verließ für seine Person die Stadt, und um 11 Uhr rückte das erste französische Bataillon ein. Wer hätte denken sollen, daß sich in diesem selben Lüneburg zehn Jahre später ein so männlicher Geist des Widerstandes gegen die Franzosen zeigen würde?

Es war in der Tat ein unerhörter Zustand, daß die Stadt zugleich von Franzosen und Hannoveranern besetzt war. Ernst hatte für alle Fälle ein starkes Piket auf dem Markt aufgestellt. Die Leute weinten vor Scham und Ingrimm Es kam auch

*) Ein Rest dieser Stadtsoldaten existierte bis 1866 und hatte das Recht, die Uniform der Garde zu tragen.

vor, daß die Franzosen von den braven hannoverschen Jungen durchgeprügelt wurden. Der Hauptsache nach blieb aber alles ruhig. Am Nachmittag wurden die Rekruten entlassen. Am folgenden Morgen brach das Regiment auf und ging über die Elbe. In dem etwa eine Meile nördlich von Lauenburg gelegenen Lütau erhielt es zunächst Quartier, und es ist dort einige Wochen geblieben. Das Hauptquartier Wallmodens kam nach dem Kielmannseggschen Gute Gülzow.

Auch die Stadt Hannover war unterdessen von den Franzosen besetzt worden: von ihrem Leben und Treiben gibt ein Brief des Stadtsekretärs Mertens, dem Ernst seine Papiere und Wertsachen übergeben hatte, ein Bild. Im ganzen hielten sie gute Mannszucht, und man war erstaunt über ihr höfliches Benehmen.

Den braven hannoverschen Truppen stand aber noch schwereres bevor, als sie bereits erduldet hatten. Es regnete unaufhörlich, die Quartiere waren unzureichend, die Verpflegung mangelhaft. Dazu kam das Gefühl, daß alles verloren sei und — wie es immer zu gehen pflegt — der Verdacht des Verrats. Alles dies rief eine gefährliche Stimmung unter den Mannschaften hervor. Ernst ließ das Garderegiment aufmarschieren und richtete eine Ansprache an jede einzelne Kompagnie. Er appellierte an ihre gesunde Vernunft und das wahre Ehrgefühl, sprach aber auch mit nachdrücklichem Ernst von der Strenge der Kriegsartikel.*) Die Wirkung war durchschlagend. Aber in andern Regimentern kam es zu Versuchen offner Meuterei.

Am 28. rückte Ernst mit der Garde nach Glühsingen an der Elbe. Am folgenden Tag kam Befehl zum Marsch nach Schwarzenbeck: Julie, welche mit in Lütau gewesen war, folgte ihm. Wieder begannen Verhandlungen mit den Franzosen; doch wurden ihre Bedingungen abgelehnt. Am 2. Juli wurden die Truppen durch die Nachricht alarmiert, daß die Franzosen den Elbübergang versuchten. Ernst ließ sofort marschieren. Es stellte sich heraus, daß es blinder Lärm gewesen war. Aber Julie fand es jetzt

*) Siehe Ompteda a. a. O. Seite 124.

doch richtiger, sich nach ihrer alten Heimat Ratzeburg zu begeben. Am selben Abend schreibt ihr Ernst:

„Noch immer stehen wir in Ruhe, und es heißt, heute würde nichts vorfallen. Unterhandlungen scheinen noch immer stattzuhaben. Man muß jedoch hoffen, daß es doch wenigstens zu ein paar Affairen kommt. Die Franzosen sollen indessen, da sie jetzt besorgt sein sollen, bessere Conditions machen wollen, — wenn es gegründet ist. Wir wollen das beste hoffen. Wenn es nur erst einmal entschieden würde! Unser erstes Bataillon steht im Lager und die vier Compagnien des zweiten Bataillons auf dem alten Platz (an der Elbe)." „Diesen Morgen sind die 4 Compagnien ausmarschiert, und kommen morgen früh um 3 Uhr wieder." „Auf den Schiffen gestern sind einzelne armierte Leute gewesen. Dieses hat die Veranlassung gegeben zu dem Lärm. Hans Busch*) ist hinüber gesandt, um sich nach der Ursache zu erkundigen, wo denn der Oberst Desaix gesagt, er wüßte von nichts; die Schiffe wären heraufgekommen, ohne daß ihm die Ursache bekannt. So steht es heute, beste Julie."

Am 5. Juli 1803 kam auf der Elbe bei Artlenburg eine zweite Convention mit den Franzosen zustande, die das Unglück der hannoverschen Armee voll machte. Sie mußte ihre Waffen niederlegen und den Franzosen ausliefern. Alle Truppenteile wurden aufgelöst.

---

*) Hans von dem Bussche, geb. den 27. August 1774 zu Nienburg, Sohn des im Gefecht an der Waal am 11. Dezember 1794 als stellvertretender Oberbefehlshaber der hannoverschen Truppen gebliebenen Johann Wilhelm Daniel von dem Bussche, kam 1789 als Fähnrich in die Fußgarde, wurde 1793 Leutnant, 1800 Kapitän. Als solcher trat er am 20. Oktober 1803 in das erste Bataillon der Legion, wurde 1811 Major, 1816 Oberstleutnant mit dem Patent vom Tage von Waterloo, wo er einen Arm verloren hatte. Im Jahre 1826 trat B. in das Garde-Jäger-Bataillon, wurde 1828 Oberst, 1829 Generaladjutant, 1831 Generalmajor, 1838 Kommandeur der leichten Infanterie-Brigade und 1843 Generalleutnant. Als General 1848 pensioniert, † am 30. September 1851 zu Hameln.

Ernst an seine Frau.

Julinsburg, den 7. Juli 1803.

„— — — — Unsre Lage ist freilich traurig und sehr unglücklich, besonders für die Officierer und Unterofficierer, die nirgends hin wissen. Mündlich von allem ein mehreres! Schreiben ist zu weitläufig, auch mag ich es nicht schriftlich mitteilen. Daß Du herkommst, beste Julie, ist zu ungewiß und auch nicht möglich. Es ist nicht der geringste Platz; denn das ganze Regiment ist hier, und alles ist in einer solchen Stimmung, daß es Dir selbst unangenehm sein muß, und auch vielleicht die Officierer in Verlegenheit setzen möchte. Bleibe also noch dort: ich werde zeitig genug avertieren, und wahrscheinlich entscheidet es sich in ein Paar Tagen. Ich werde gleich nach Gülzow reiten und mal Erkundigung einziehen, um dann meinen Brief von dort abzusenden. Die Unruhen der Cavallerie-Regimenter sind freilich gegründet. Indessen war alles gleich ruhig und alles die Folgen unsrer schlechten Verhältnisse im Lande und Commando. Die Convention war auch schon beinahe geschlossen und man freute sich nur noch einen Beweggrund mehr (für sie) zu haben."

„Wir sind vorläufig avertiert, das Corps würde nicht als kriegsgefangen, sondern als beurlaubt angesehen, erhielte vorläufig so viel als die Pension — die Officiere behalten die Gage — eines jeden beträgt, und die Armatur wird an die Landschaft abgeliefert. Dazu heißt es, es würde sehr bald alles dieses executiert werden. Noch immer denke ich, daß die Sache durch England oder andre Mächte eine andre Wendung nimmt. Du siehst übrigens, beste Julie, daß, wenn nicht andre Pläne geschmiedet werden, wir vielleicht in wenig Tagen unsre Reise (nach Eltville) antreten können, und könnten wir, wenn wir uns nicht dahier sehen, in Ratzeburg darüber Abrede nehmen. — — Vielleicht, daß sich auch bald alles zum Guten ändert. — — Wir kommen immer näher nach Ratzeburg, mit jedem Tage wahrscheinlich. Heute kommt das Hauptquartier nach Mölln." — — —

Den 9. Juli 1803. „Gott weiß, unsre Lage ist höchst traurig, — — und je mehr es sich zum Ende naht, je schrecklicher kommt es uns vor." „Kommt nicht eine andre Verfassung, andrer kommandirender General und andre Minister, so kann und wird keiner wieder in Dienst gehen. — Die Zeit wird es lehren. — Wenn England Geld geben wollte, uns wieder mobil zu machen, und die obengesagte Veränderung im Lande einträte, — dann könnten wir vielleicht bald wieder zusammenkommen, und ein jeder würde es auf den Fall gern thun. In den ersten Tagen geht alles auf Urlaub. Ich dächte, ich käme zu Dir nach Ratzeburg, wir blieben dort einen Tag, gingen über Hamburg, kämen den Abend spät nach Hannover, blieben einen Tag ohne auszugehen, oder blieben in der Nähe von Hannover und kämen garnicht in die Stadt, oder nur ich allein den Abend spät, um mit Mertens zu sprechen; und führen dann weg von dort nach dem Reich.*) Minchen und die Kinder bestellten wir nach Celle, und wenn Du nach Celle willst, so könnten wir über Celle nach Hannover gehen. Ich gestehe aber, daß ich Wensens nicht sehen mag." — —

Der Schwager Wense war jetzt auch Justizminister, und die letzten Worte zeigen, wie unterrichtet Ernst über das, was vorgegangen, war. Seinen Hauptzorn schüttete er aber immer wieder über den Feldmarschall Wallmoden aus.

„Von allem übrigen ein mehreres mündlich!" fährt er fort. „Von dort (Ratzeburg) über Hamburg zu fahren, halte ich angenehmer, als durch das ganze Land alle die Kerle zu sehen.**) — — — — Ich glaube, daß wir in wenig Tagen beurlaubt werden, obgleich auf der andern Seite einige meinen, daß wir noch 14 Tage in Ratzeburg oder Mölln blieben, bis alles in Ordnung mit dem Stabe ist, und würde die Garde und das 9te Cavallerieregiment das letzte sein, was auseinanderginge.

*) Der Mittelrhein gehörte vor allem zu den Gegenden, die man damals als „das Reich" zu bezeichnen pflegte.

**) Es sind natürlich die Franzosen gemeint.

Was machen wir aber mit den Sachen in Hildesheim und Braunschweig? Stehen lassen kostet Geld, auch der Transport in's Reich, um so mehr, da man doch nicht weiß, ob wir da immer bleiben werden. — — Sobald als immer möglich müssen wir abreisen ins Reich, — — — man mag sich nicht sehen lassen, und dort ist sehr viel zu tun und man kann nicht wissen, ob nicht die kriegerischen und andre Verhältnisse es erfordern, bald wieder nach Hannover zur Formirung des Regiments zu kommen. — Leb wohl, beste Julie und behalte mich lieb" — — —

Am 14. Juli ging die Garde auseinander. Noch am Abend desselben Tages begab sich Ernst nach Ratzeburg zu Julie und fuhr mit ihr am 18. nach Hamburg, wo das Ehepaar zwei Tage blieb und bei einer Frau Acker seine Sachen ließ. Die Frage ist, was war jetzt Ernsts Absicht? Erst am 19. Juli hatte sich der Kanzleisekretär Louis Möller in England mit einer königlichen Proklamation nach Mecklenburg eingeschifft, um dort Schritte zur Gewinnung der hannoverschen Offiziere und Soldaten für den englischen Dienst zu tun. Von einem solchen Plan konnte für Ernst in diesem Moment aber noch keine Rede sein. Sein Gedanke war, wie wir gesehen haben, daß die hannoversche Armee von England oder einer andern Macht — man dachte an Preußen und Rußland — wieder neu organisiert werden könnte. Die etwas unbestimmten und sehr vorsichtigen Ausdrücke des Briefes dürfen uns dabei nicht irre machen. Es war dies, wie wir auch später finden werden, Ernsts Art; und er hat wohl schon damals gefürchtet, daß seine Briefe in falsche Hände fallen könnten. Der Umstand aber ist entscheidend, daß Ernst die Fahne und das Siegel des Regiments mitgenommen hat. Das letztere ist noch im Besitz seiner Nachkommen.

Am 22. Juli trafen er und Julie mit den Kindern, welche unter der Obhut der Schwägerin Minchen bis dahin in Braunschweig gewesen waren, zusammen. Am 23. gingen sie nun doch auf einige Stunden zu der Familie Wense nach Eldingen. In Hannover blieben sie einen Tag und besuchten nur den Oberst-

leutnant von Hedemann, der die Privatangelegenheiten des Herzogs von Cambridge in Hannover besorgte. Abends kamen Ernsts Schwestern. Am 26. wurde die Reise mit den Kindern fortgesetzt; auch der Hauslehrer Claudy und drei Domestiken wurden mitgenommen. Man fuhr wie gewöhnlich mit Extrapost und einmal die Nacht durch. Am vierten Tage langte man in Frankfurt an. Am Tage darauf — es war der 1. August — war man in Eltville.

Die Familie konnte vorläufig noch nicht einmal im eigenen Hause wohnen. Man quartierte sich — wie das der Bruder Karl bei seinem letzten Eltviller Besuche auch schon getan — im Gasthaus zur Rose ein. Erst einen Monat später konnte das Rantzausche Haus bezogen werden.

Die Zimmer waren hier wenig wohnlich und bedurften der Reparatur und teilweise auch der Möblierung. Es war das erste Mal, daß Ernst an den Rhein kam und alles ihm fremd.

Das Leben in Eltville gestaltete sich aber von vornherein zu einem sehr wohltuenden. Besonders mit der „der Rose" gegenüber wohnenden Familie des Grafen Eltz entwickelte sich ein reger Verkehr. Auch mit der Familie von Ritter zu Kiedrich kam man häufig zusammen. Außerdem werden z. B. Frau von Schwarzkopf, geb. Bethmann und der Neffe des Grafen Eltz, Herr von Breidtbach, genannt. Unter denen, die Ernst besuchen, befindet sich auch Herr von Kruse aus Wiesbaden, der in der hannoverschen Garde gestanden hatte, und dem eine bedeutende Carriere bei den Nassauern bevorstand. In Eltville lag ein Detachement Nassauer, das von dem Oberleutnant von Normann kommandiert gewesen zu sein scheint. Bei diesem Detachement stand Friedrich Wilhelm von Bismark, der bis dahin ebenfalls in Hannover gedient hatte und durch Breidtbach bei dem Grafen Eltz eingeführt war. Wir finden ihn häufig als Gast im Langwerthschen Hause und zuweilen auch seinen älteren Bruder Louis, der schon länger in nassauischen Diensten stand. Am Biebricher Hof und in Nassau war übrigens alles in der Umbildung begriffen. Erst am 24. März 1803 hatte der Reichs-

deputationshauptschluß den Rheingau mit dem Fürstentum Nassau vereinigt. Am 17. Mai war der Fürst Friedrich August durch den Tod seines Bruders zur Regierung im Fürstentum Nassau-Usingen gekommen; sein Einzug in Biebrich hatte sogar erst am 10. Juni 1803 stattgefunden. Irgend ein Gegensatz gegen den neuen Hof hatte sich unter dem Adel noch nicht herausgebildet, und der Hof war bestrebt, nach allen Seiten hin möglichst entgegenkommend zu sein.

Natürlich führte auch Ernst seine Frau an den Biebricher Hof. Die Fürstin und selbst der Verlobte ihrer Tochter Amalie Auguste, der Erbprinz von Homburg, machten Besuche in Eltville. Verschiedentlich nahmen Ernst und Julie an Diners und Abendvergnügungen teil. Am meisten gefiel ihnen aber doch das Leben in Eltville. Besonders beliebt waren die Spaziergänge in dem nach Kiedrich führenden Wiesentälchen. Zuweilen werden Ausflüge nach Schlangenbad gemacht. In Eltville gab es damals ein Theater, und Ernst und Julie besuchten es häufig in Gesellschaft der Familie Eltz. Mitte September begab sich die ganze Familie mit der Gräfin Eltz für einige Tage zur Messe nach Frankfurt. Noch immer bildeten diese Messen einen Mittelpunkt für den Adel der Gegend im weitesten Sinne des Wortes. Man traf dort unter andern die Fürstin von Nassau-Usingen, die Löwsche, Schenckſche, Schwarzkopfsche*) Familie. Genannt werden ferner ein Prinz von Gotha, Graf Mons und ein Herr Jänecke. Auch im Bethmannschen Hause wird ein Besuch gemacht.

Die Regelung der Langwerthschen Familienangelegenheiten machte während des Eltviller Aufenthalts gute Fortschritte. Die Absicht des Geheimrats Fresenius ging dahin, daß das Stift Homberg (Wallenstein) sich in die Güter immitieren lassen, und daß dann Ernst als Cessionar des Stifts dieselben übernehmen sollte. Ein vorläufiger Vertrag war schon vor Ernsts Ankunft zustande gekommen. Aber bedeutende Schwierigkeiten standen noch im Wege: die Zinsen waren zu einer bedeutenden Höhe angewachsen.

*) Herr von Schwarzkopf war ein Hannoveraner.

Um zu einem Arrangement zu kommen, begaben sich Ernst und Julie anfangs Oktober nach Homberg in Hessen. Dort ist es am 7. Oktober zu einem äußerst günstigen neuen Vertrag mit dem Stifte gekommen. Man verdankte dies Abkommen der Dechantin Marianne vom Stein, der Schwester des späteren Ministers,*) und zum guten Teil auch diesem selbst: er war Stiftshauptmann des Stiftes Homberg und sein Name steht unter den ausgewechselten Urkunden. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß bei den Geschwistern Stein das Interesse für die hannoverschen Offiziere und der Gedanke an die Bildung eines englisch hannoverschen Korps mitgewirkt haben. Wenn die Dechantin Marianne Ernst noch überdies 2000 fl. persönlich lieh, so kann dies doch wohl nur zur Bestreitung der dafür nötigen Kosten geschehen sein.

Da der preußische Vetter Karl August — der Sohn jenes Karl Philipp der vorigen Generation — dann nach Eltville kam, so wurde alles auf den besten Weg gebracht. Die persönliche Liebenswürdigkeit Julies und die Art, wie sie alle Menschen zu gewinnen verstand, hat viel zu diesem Resultat beigetragen.

Die Angelegenheit der Bildung eines deutschen Korps hatte seit Anfang Juli Fortschritte gemacht. Der Oberstleutnant von der Decken**) wurde am 26. ermächtigt, ein ausländisches Korps,

*) Stein ist erst im Oktober 1804 Minister geworden.

**) Friedrich von der Decken (seit dem 17. August 1833 Graf) war am 25. Mai 1769 zu Langwedel geboren, trat 1790 als Kadett in das 13. Inf.-Regt., wurde 1789 Fähnrich und als solcher 1780 zur Fußgarde versetzt; 1793 kam er als Leutnant in das 3. Inf.-Regt.; 1796 Capitän im Generalstab, 1801 Major. 1803 warb er ein Korps von Ausländern (siehe unten) in England. Decken wurde dann Generaladjutant des Herzogs von Cambridge, der zum obersten Chef der Legion ernannt worden war, und blieb in dieser Stellung und als kommandierender Oberst des Artillerie-Regts. bis zur Auflösung der „K. D. L.". 1805 wurde er Brigadegeneral, 1810 Generalmajor, 1814 Generalleutnant. Er führte 1815 ein hannoversches Reservekorps nach den Niederlanden; kehrte als Chef der Artillerie und des Ingenieur-Korps in den hannoverschen Dienst zurück, wurde 1816 Generalfeldzeugmeister und am 15. Juli 1833 pensioniert; † den 22. Mai 1840 zu Hannover.

welches nicht über 4000 Mann stark sein sollte, zu werben. Diese Ermächtigung sollte aber nur in Kraft bleiben, wenn es ihm gelungen war, innerhalb dreier Monate 400 taugliche Rekruten zu stellen. Am selben Tage erhielt der Major Colin Halkett*) den Auftrag, ein Bataillon Infanterie in der Stärke von 459 Mann aus Nichtengländern zu errichten. Die Vermehrung bis zu 800 Mann sicherte ihm den Rang eines Oberstleutnants.

Unmittelbar nach der Konvention von Artlenburg hatten sich aber nur drei hannoversche Offiziere nach England begeben: der Major von Hinüber,**) der Hauptmann Offeney und der Cornet August Heise. Hinüber und Offeney hatten beide zu den hannoverschen Truppen gehört, die in den 80er Jahren unter englischer Führung in Indien gekämpft hatten. Hinüber hatte einen Bruder in englischen Diensten, so daß ihm der Schritt in der Tat noch besonders nahe gelegt war. Von älteren Offizieren war dann nur Carl von Alten vor Ernst nach England gegangen: er hatte neben Ernst als zweiter Oberstleutnant in der Fußgarde gestanden. Am 8. August zählte aber das Deckensche Korps erst 7 Mann. Am 10. war eine Proklamation des Königs erschienen, die für den Eintritt in dasselbe besonders

*) Colin Halkett ist der Bruder des späteren hannoverschen Generals Hugh Halkett. Von Geburt ein Schotte, hatte er in holländischen Diensten den Revolutionskrieg mitgemacht und war 1799 in das 3. englische Inf.-Regt. „the Buffs" eingetreten. Dann wurde er in die Brigade des Prinzen von Oranien versetzt. Im Jahre 1803 trat er in die Legion, wurde 1812 Oberst, 1814 Brigade-General und Generalmajor. Zuletzt kommandierender Oberst des 2. leichten Bataillons, kehrte er 1816 in englische Dienste zurück; † 1856 als Gouverneur des Hospitals in Chelsea.

**) Heinrich von Hinüber 1767 zu London geboren. Er wurde 1781 Fähnrich und im gleichen Jahre Leutnant in dem für den indischen Dienst geworbenen 14. Inf.-Regt., 1788 Kapitän und 1798 Major im 6. Inf.-Regt. 1803 kam er in das 1. Infanterie-Regiment. Am 18. Juni 1804 Oberstleutnant und Kommandeur des 3. Linienbataillons der Legion, 1805 Oberst, 1811 Generalmajor. 1816 wurde Hinüber Kommandeur der dritten, 1820 der zweiten hannoverschen Infant-Brigade; 1818 Generallentnant und 1831 Kommandeur der 2. Infanterie-Division. Daneben war er in Frankfurt Bevollmächtigter für das 10 Armeekorps, † daselbst den 2. Dezember 1833.

günstige Bedingungen stellte. Es ist aber nur davon die Rede, daß ein Korps leichter Infanterie gebildet werden solle, welches den Namen „Kings Germans“ zu führen habe. Der Erfolg war auch jetzt noch lange Zeit zweifelhaft. Es schien wahrscheinlich, daß nach Ablauf der drei Monate keine 400 Mann angeworben sein würden. In diesem Fall sollten die Rekruten unter die westindischen Regimenter verteilt werden. Erst Ende September besserten sich die Aussichten. Jetzt kamen so viele Rekruten in Lymington an, daß ein Teil derselben nach der Insel Wight verlegt werden mußte. Am 13. Oktober erhielt das Korps den Namen „Kings German Regiment“. Erst um diese Zeit wurden die Franzosen aufmerksam. Am 10. Oktober erfolgte eine französische Gegen-Proklamation, welche die Werbung für den britischen Kriegsdienst mit dem Tode bedrohte.

Seit seiner Ankunft in Eltville finden wir Ernst in einer lebhaften Korrespondenz mit seinen hannoverschen Kameraden. Bereits am 12. August schreibt er an Karl von Alten*) und am 16. an den Herzog von Cambridge. In seinem Tagebuch genannt finden sich ferner Christian Ompteda und noch ein zweiter Offizier dieses Namens, Robertson, Bock,**) Detmering

*) Karl August von Alten (seit dem 21. Juli 1815 Graf) geboren den 21. Oktober 1764 zu Wilkenburg bei Hannover, wurde 1776 Page im Georgianum, 1781 Fähnrich in der Fußgarde, 1785 Leutnant, 1794 Hauptmann, 1795 Major und 1802 wie Ernst Oberstleutnant in der Garde. Mit dem Datum vom 16. November 1803 Kommandeur des ersten leichten Bataillons der Legion, 1804 Oberst, 1808 wie Ernst Brigadegeneral, 1810 Generalmajor. Vom Jahre 1815—18 kommandierender General des Okkupationskorps in Frankreich. 1816 wurde er hannoverscher General, 1818 Inspekteur der Infanterie. Als General-Inspekteur der Armee und Kriegsminister ist Alten am 20. April 1840 auf einer Reise in Botzen gestorben. — Er befehligte von 1808—14 vielfach größere, aus englischen und Legionstruppen gemischte Abteilungen, sowie während des Feldzuges von 1815 sämtliche Hannoversche und Legionstruppen.

**) Georg von Bock, geboren 1755 zu Elze, stand seit 1774 beim 5. und dann beim 13. Regiment. 1779 Leutnant der Leibgarde, 1783 Rittmeister, 1794 Major und 1799 Oberstleutnant. Am 21. April 1804 trat Bock als kommandierender Oberst des 1. Dragoner-Regts. in die Legion ein, und

und namentlich sein alter Freund Löw. Am ersten November kommt Löw persönlich aus der Wetterau nach Eltville. Aber Ernst erhielt lange Zeit keine entscheidende Antwort. Man war in Eltville und selbst in Hannover fortwährend im Ungewissen, wie es mit der Anwerbung in England stehe. Ein Offizier von Ernsts Rang war noch nicht nach England gegangen. Wenn wir lesen, daß am 3. November die Zahl der Rekruten doch nur erst 450 Mann betrug, so mußte es sehr zweifelhaft bleiben, ob man Ernst wirklich werde anstellen wollen.

Auch in jeder andern Beziehung sprach fast alles gegen die Reise nach England. Die rheinischen Angelegenheiten verlangten, daß er in Eltville oder doch wenigstens in Deutschland blieb. England war ihm ein ganz unbekanntes Land; und das wollte damals natürlich weit mehr sagen als jetzt. Ernst hatte auch nie mit Engländern zusammen gedient; und wir werden auch mit Erstaunen gewahr, daß er eigentlich kein Englisch konnte. Mit Ausnahme des unglücklichen Sommerfeldzuges von 1803 hatte er auch noch keinen Krieg mitgemacht. Durch das wenig gute Befinden seiner Frau wurde ihm die Abreise noch mehr erschwert.

Als Ernst Eltville verließ, um über Hannover und Husum nach England zu reisen, war der Schritt ein gewagter, — eine Tat von moralischem Wert. Seine in jenem Briefe aus Juliusburg ausgesprochenen Gedanken hatten sich weiterentwickelt. Sein Plan war jetzt die Neuerrichtung der Garde auf englischem Boden.

Die Reise nach London und die Legion.

Am 6. November war Ernst von Eltville aufgebrochen. Sein Diener Ratze begleitete ihn. Bis Frankfurt reiste auch der

wurde 1810 Generalmajor. Bei einem Schiffbruch auf der Ueberfahrt von Spanien nach England ertrank er am 21. Januar 1814. Unter seinem Kommando erfolgte am 23. Juli 1812 bei Garzia Hernandez der berühmte Angriff der beiden Dragoner-Regimenter (später hannoversche Kürassiere).

preußische Vetter, Karl August, mit. Es ist eine große Menge von tagebuchartigen Briefen vorhanden, die es ermöglichen, Ernsts Erlebnisse auf der Reise und in den ersten vier Monaten seines englischen Aufenthalts bis aufs Kleinste zu verfolgen. Der erste Brief ist schon aus Frankfurt.

Den 7. November 1803.

„Noch immer bin ich hier und laufe von einem zum andern.*) — — Gott Lob — ich reise um 4 Uhr ab, um dann — — Donnerstag in Hannover zu sein. — Die „Minerva" kann man nicht stückweise bekommen. Ich habe es indes gelesen: es soll wohl eigentlich nicht vom Feldmarschall sein und nur eine Rechtfertigung für ihn wegen seines Verhaltens bei der Besetzung Hannovers, was aber nicht viel sagen will. — — — Sei gutes Muts, gute, beste Julie! So Gott will, ist dies das letzte Mal, daß wir uns trennen. Bleibe ich lange aus und werde dort angesetzt, so kommst Du nach; das versteht sich. Vergiß mich nur nicht, meine Julie, und denke an Deinen Ernst."

„P. S." „Es heißt, der Consul (Bonaparte) hätte alle englischen Waren in Sachsen und andern Orten verbieten lassen. Man sagt, es gehen Couriere und der Krieg im Norden werde losgehen." „Sollte es zum Krieg kommen, so halte Dich an den Fürst von Biebrich. Damit Du diesen Brief morgen bekömmst, schicke ich (ihn) — — mit der reitenden Post."

Die Nacht blieb Ernst in Friedberg. Dort soupierte der Geheimrat Fresenius bei ihm. Ernst ersuchte denselben, sich in wichtigeren Fällen an Julie zu wenden. Am 8. ging es weiter bis Jesberg, wo man um 11 Uhr abends anlangte und am 9. zunächst nach Wabern. Von dort aus besuchte Ernst wieder die Cousine Marianne Stein auf eine Stunde in dem nahen Homburg. Abends war er in Cassel und fuhr die Nacht durch bis Elze, wo er bei dem Oberstleutnant von Bock vorsprach. Am Abend

*) Es handelt sich wahrscheinlich um eine Empfehlung an ein Hamburger Haus, das Ernst einen Wechsel auf London ausstellen sollte.

des 10. war Ernst in Hannover. Dort blieb er am 11. und soupierte bei der Schwester Louise von Kronenfeldt.

Ernst an Julie.

Hannover, den 11. November 1803.

„Ich bin um 5 Uhr aufgestanden, um mich recht mit Dir zu unterhalten und den Brief rechtzeitig, also 8 Uhr, auf die Post zu geben, damit Du ihn sicher am Dienstag bekommst." Ernst entschuldigt es dann, daß er Julie auf der Reise nicht geschrieben habe. Sie seien stets bis spät abends gefahren und um 5 Uhr morgens wieder aufgebrochen. „Gott weiß aber, daß ich unaufhörlich an Dich gedacht habe. Wüßte ich nur wie Dein Befinden — ist, ob Du auch gesund bist! Vor Sonntag Abend kann ich darüber nichts erfahren: — eine lange Zeit für ein Herz, das Dich unbeschreiblich liebt. Je weiter ich mich entferne, je mehr fühle ich, wie sehr ich Dich liebe, wie Du mir alles bist." „Die Reise tue ich sehr gern, um so mehr, da ich durch Bock noch mehr Mut dazu bekomme. Nur ist es mir unendlich traurig, mich von Dir so weit getrennt zu sehen. Indes, wir müssen es wie einen Krieg ansehen. Bei dem Militär geht es nicht anders, und entweder, wir sehen uns recht bald wieder, oder Du kommst nach. Habe nur Mut, quäle Dich nicht und denke oft an Deinen Ernst! — — Der Winter geht leicht hin, Du weißt Dich zu beschäftigen, das ist gut. Nimm Musikstunden, sei oft in den Stunden des Lehrers, besuche die Bekannten — — und gehe oft nach Biebrich." „(Ich) logiere auf der neuen Schenke. Vor dem Tor war zu weitläufig zu logieren für die Menschen, die mich sprechen müssen. In Münden war ich bei Stockhausen. Er wollte aber nicht mit nach England.*) Bock hat meinen Brief gar nicht bekommen, war aber deswegen nicht besorgt und sagte auch, die Briefe würden von den Posten nicht aufgemacht. Man muß

*) Für England ist häufig Dänemark und für London Kopenhagen gesagt. Es sind hier aber stets die richtigen Namen dafür gesetzt.

indessen vorsichtig sein. Schreibe nach Kassel,*) ob der Brief abgegangen ist. — — Bock riet sehr zu. Wenn auch nicht augenblicklich meine Absicht in London reussierte, so könnte es doch bald nachher geschehen; es komme auf Leute an. Bock sagte, er ginge auch hin, sobald er mehr Leute (Rekruten) hätte. — — Es solle in London noch niemand angesetzt sein, außer vielleicht Alten und Offeney." „Ich denke, Kronenfeldt**) und Ompteda gehen vielleicht mit mir. Wenigstens glaubte es v. L. von letzterem. Ich habe von L. manche Nachricht, die mir nötig war, erhalten, bin nun von allem unterrichtet." — — —

In einem Briefe aus Celle heißt es ergänzend: „Ich ging am Freitag (in Hannover) vor halb 6 Uhr nicht aus. Am Tage hatte ich Besuch von denjenigen, so ich sprechen wollte: Hedemann, Robertson,***) Mensing, Ompteda, Mertens, Kronenfeldt."

„Wilhelmine habe ich nicht gesehen. — — — Abends ging ich (noch) nach der Hedemann, die sehr zutraulich war, aber von England nichts erwähnte: ich glaube daher nicht, daß der Mann ihr etwas davon gesagt hat. Nach Hedemann†) war ich

*) Es wird Kastel gemeint sein.

**) Karl von Kronenfeldt war am 18. April 1782 zu Neustadt am Rübenberge geboren. Im Jahre 1798 trat er als Fähnrich in die Fußgarde und wurde 1803 Leutnant. Am 17. Dezember 1803 trat er in das erste Linienbataillon der Legion; kam dann in das 6. Bataillon, wurde 1810 Kapitän, stand seit 1815 im ersten leichten Bataillon und kam 1816 zum Grenadier-Bataillon des 2. hannoverschen Inf.-Regts. 1820 wurde er zum Garde-Grenadier-Regiment versetzt. 1821 Oberstleutnant, 1836 Oberst, 1838 Kommandeur des Garde-Regiments, 1839 Generalmajor. Seit 1840 pensioniert, starb Karl von Kronenfeldt am 24. Januar 1841 zu Hannover.

***) Robertson war, wie hier wiederholt wird, ein hannoverscher Offizier. Die Familie war in Deutschland geadelt worden. Es gab später mehrere dieses Namens in der Legion.

†) Hartwig Johann Christoph von Hedemann, geb. den 24. Oktober 1756 zu Schleswig, den 9. März 1776 Fähnrich im Infanterie-Regiment von Bock, den 7. Oktober 1793 Kapitän im Generalstab. Nach dem Ende des Revolutionskrieges als Oberstleutnant ausgeschieden.

(dann) noch mal den Abend, um für Ompteda Geld zu negoziern; er hat aber nichts, und Ompteda mußte daher seine Reise einige Tage aufschieben." „Ich habe ihn aber gebeten, bald nachzukommen und will ihm in England etwas Geld schaffen, ich denke, vom Herzog. Es geht dagegen Zerssen junior mit. Nachdem ich den Abend (noch) bei Lenthe*) gewesen war, der krank ist, ging ich zu den Schwestern, die böse waren, daß ich Karl**) beredet, mitzugehen. — Robertson und Hedemann mißbilligten sehr meine Hinreise.***) Letzterer konnte sich garnicht darüber zugeben; es sei die größte Torheit und dergleichen mehr. Ich sagte ihm meine Gründe; allein er fand sie zwar nicht ohne Grund, doch nicht erheblich genug. Der alte Linsingen und D. (Drechsel?) sollen sehr gegen die ganze Sache schimpfen; es sei nicht erlaubt, daß die besten Offiziere, Unteroffiziere und Leute aus dem Lande gingen und zum Teil gewiß garnicht oder doch ganz verdorben wiederkämen. Es wäre selbst ein Verlust für das Land, alle diese rüstigen wichtigen Leute zu verlieren, und dergleichen mehr. Mit dem Werben müssen

---

1813 als Kommandant von Hannover wieder eingetreten, errichtete er im Winter 1813/14 das leichte Feldbataillon Calenberg; befehligte vorübergehend eine Infanteriebrigade; 1816 wieder Kommandant von Hannover und † im selben Jahre. In zweiter Ehe mit Wilhelmine, Witwe Karl Langwerths verheiratet.

*) Es muß angenommen werden, daß unter dem obengenannten „v. L." ebenfalls dieser Lenthe gemeint ist. Es kann wohl kein andrer sein als der Sohn des Ministers: der Kammerrat Friedrich Ludwig von Lenthe. Er hatte bis zur Okkupation in Hannover gelebt; nach derselben hat er allerdings auf seinem Gute Lenthe seinen Aufenthalt genommen. Aber Lenthe ist sehr nahe bei Hannover; und die Stadtwohnung wird er im Herbst 1803 schon schwerlich aufgegeben haben: zumal da er krank war. Niemand war natürlich besser geeignet, Ernst Mitteilungen über die Verhältnisse in London zu machen als der Sohn des in London weilenden Ministers von Lenthe.

**) Den Neffen Karl von Kronenfeldt, siehe oben.

***) Daß selbst Hedemann, der Bevollmächtigte des Herzogs von Cambridge, so sprach, zeigt, wie es stand.

sie sich jetzt sehr in Acht nehmen. Auf Oberst Barsse*) seinen Kopf ist eine Prämie gesetzt und mehrere andere. Ein Leutnant Rudorff sitzt im weißen Haus in Celle.**) Er soll jedoch unschuldig, sein Bruder, der sich davongemacht, aber, wie man glaubt, schuldig sein. Ein Feldwebel vom 6. Regiment ist wegen Werbung auf 16 Jahre nach der Galeere geschickt. Neulich ist ein Unteroffizier von unsrer Kavallerie bei der Arretierung wegen Werbung erschossen worden, weil er den Franzosen, der ihn arretieren wollte, angepackt hat. Genug, dergleichen passiert jetzt viel, und die Legionisten***) geben die Werbers an: es ist infam. Die Untertanen sind jetzt sehr gegen die Franzosen aufgebracht. Man spricht von Krieg, doch behaupten einige noch, daß es zum Frieden käme; ich kann es ohnmöglich glauben. Hedemann sagte dann auch, alle die nach England gingen, kämen wieder." „Mein Plan ist, dem König und Herzog (von Cambridge) zu proponieren, doch die Garde wieder aus lauter wirklichen Gardianern zu formieren, und hätte ich deswegen die Fahne mitgebracht. Ich fürchte, daß man manches, und besonders Decken viel dagegen einzuwenden haben wird. Man sagt, der König sei etwas krank wieder; habe unter anderm neulich sich wie ein Kind darüber gefreut, daß die Garde dort wieder könnte formiert werden. Er habe aber hinzugesetzt: ‚stille, daß es Kielmansegge nicht erfährt, sonst sagt der es gleich seinem Schwager und Schwiegervater'. Kielmansegge†) ist Geheimer Kriegsrat

*) Adolf von Barsse, geb. 1749, 1774 Leutnant im Infant.-Regt. Prinz Friedrich; 1788 Hauptmann, 1794 Major im 10., 1802 Oberstleutnant im 9. Infant.-Regt. Mit Datum von 1803 trat Barsse in die Legion, wurde 1804 kommandierender Oberst des 2. Linienbataillons und 1810 Generalmajor. Beim Rücktritt in den hannoverschen Dienst als Generalleutnant pensioniert. † den 19. Mai 1834 zu Hannover.

**) Ein Gefängnis.

***) Die Franzosen hatten eine französisch-hannoversche Legion errichtet.

†) Graf Louis Kielmansegg war mit einer Tochter des Feldmarschalls Wallmoden verheiratet und somit ein Schwager Steins. Er war geboren am 17. Oktober 1765 und wohnte im Heeresverwaltungsdienst von 1792—95 den Feldzügen in den Niederlanden bei. 1803 wurde er Kriegsrat, 1813 General-

geworden, ist herausgekommen und geht auch wieder hinein nach England. Hedemann und Robertson sind auf Karl Alten sehr aufgebracht, daß er an niemand schriebe außer an Wense, und doch hätte er an mehrere versprochen, von den dortigen Verhältnissen Nachricht zu geben. Ehender er weggegangen ist, hat er mit Bock viel Konferenzen gehabt. — — — Es soll gewiß sein, daß der Prinz Schwarzburg,*) wenn unser Militär nicht auf einen besseren Fuß kommt, abgeht."

Aus Hamburg schreibt Ernst dann weiter: „Am Sonnabend frühen Morgens fuhr ich mit Kronenfeldt nach Celle. Wensens waren höchst verwundert und billigten es nicht. Indes da ich einmal den Plan gefaßt hätte, wäre nichts dagegen zu machen. Sie hatten eine Totenangst, daß ich nicht sicher hier (in Hamburg) ankommen würde. Indes ist uns nicht das geringste arrivirt. Wir fuhren Nachmittags bis Bergen und die Nacht durch bis heute Nachmittag hier in Hamburg."

Wir sehen, wie die Stimmung unter Ernsts Verwandten und Bekannten war, und wie der Gedanke der Legion sich durchkämpfen mußte. Grade von Seiten der Minister arbeitete man derselben entgegen. Stand sie doch in einem entschiedenen Gegensatz zu der Politik, die zur Elbkonvention geführt hatte.

Ein kurzer Brief Ernsts aus Celle drückt sich über die Stimmung noch entschiedener aus. Man sei verwundert gewesen

major und Adlatus seines Schwagers des Grafen Ludwig von Wallmoden; diente aber nicht mit der Waffe. 1838 wurde er Oberstallmeister und starb am 30. Juni 1850 zu Gülzow im Herzogtum Lauenburg. Sein ältester Sohn heiratete des Ministers von Stein zweite Tochter, und es stammen aus dieser Ehe dessen einzige Descendenten.

*) Prinz Johann Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen. Er war am 24. Juni 1772 zu Sondershausen geboren, wurde 1789 Hauptmann im 6. Inf.-Rgt., 1794 Major und 1795 Oberstleutnant im 8. Regiment. 1801 Oberst, 1802 Chef des 8. Inf.-Rgts. Im Jahre 1803 befehligte der Prinz eine Brigade und gehörte auch zu den Offizieren, welche am 4. Juli die am 5. dann abgeschlossene Konvention Wallmodens gebilligt haben. 1823 wurde er Generallentnant, † den 16. November 1842. — Die Bemerkung, welche Ernst über ihn macht, ist von Interesse, weil sie zeigt, daß man noch annahm, die hannoversche Armee werde wieder neu errichtet werden.

und habe ihn sehr getadelt, schreibt er. Es ist charakteristisch, daß der Bruder Fritz es noch nach Jahren nicht glauben wollte, daß die Reise nach England und der Eintritt in englische Dienste Ernsts eigener Entschluß war: die Schwägerin Julie, pflegte er zu sagen, hätte dies alles verschuldet.

Um nach keiner Seite hart zu urteilen, müssen wir uns vor Augen halten, wie abgeneigt man allem Extravaganten in Hannover stets gewesen ist; und daß dies grade mit den besten Seiten der Hannoveraner zusammenhing. Dort über dem Meer Dienste zu suchen und eine neue hannoversche Armee zu formieren, erschien jetzt in diesem Augenblick doch gar zu gewagt. Um so anerkennenswerter war Ernsts Entschluß. Julie hat nur das Verdienst, daß sie ihn nicht abgehalten hat. Wenn jemand auf Ernsts Entschluß eingewirkt hatte, so war es Marianne vom Stein gewesen.

Am Morgen des 12. November finden wir Ernst noch in Hamburg. „Wir müssen auf die dummen Wechsel warten", schreibt er. Am Nachmittag konnte er aber abreisen. Er kam am Abend noch bis Pinneberg, fuhr die Nacht durch und war am andern Abend in Schleswig. Ernst stieg bei seinem Schwager Lynar ab, bei dem Minchen, die Tochter der Schwägerin Wense, zum Besuch war. „Minchen und Lynar bei Hofe. Die Lynar zu Hause mit Bella. Letztere ist ein sehr hübsches Mädchen. — Alle waren sehr verwundert, uns, besonders mich, zu sehen, tadelten zum Teil meinen Entschluß, zum Teil nicht. Doch das ist mir gleich viel."

Die Zustimmung zu Ernsts Absichten kam vermutlich von den beiden jungen Damen. Es ist ein Brief der Bella Lynar*) aus einer wenig späteren Zeit an ihre nach Celle zurückgekehrte Cousine erhalten in dem sie das größte Interesse für die armen Hannoveraner zeigt. Auch mit Louise,**) der Tochter des in

*) Gräfin Julie Isabella Lynar war die einzige Tochter. Sie heiratete später den Kammerherrn Detlev Heinrich von Bülow, Amtmann zu Hütten in Schleswig (später Fideikomißherr auf Bothkamp in Holstein).

**) Sie heiratete den Herzog von Schleswig-Holstein-Glücksburg und ist die Mutter des jetzigen Königs von Dänemark.

Schleswig wohnenden Landgrafen Carl von Hessen, des Gouverneurs der Herzogtümer, war Bella befreundet. Es bleibe dahingestellt, ob ihr Interesse für die Hannoveraner ihr mehr von der Cousine oder der fürstlichen Freundin eingegeben war. Denn auch an dem kleinen Schleswiger Hofe interessierte man sich damals auf das lebhafteste für das Schicksal der Hannoveraner. Die dänische Regierung hatte den hannoverschen Soldaten, die sich nach England begeben wollten, freien Durchzug gestattet.

Wie unsicher Ernsts Pläne noch immer waren, zeigt auch dieser Brief Ernsts. Minchen Wense wollte Weihnachten nach Hause reisen; Ernst aber riet ihr, abzuwarten, ob er vielleicht zurückkomme und sie mit nach Celle nehmen könne. Nach dem Mittagessen fuhr er in Begleitung von Kronenfeldt gleich weiter nach Husum.

Husum, den 14. November 1803.

„Lynars waren äußerst zutraulich und freundlich. Hier fand ich Zerssen junior und den ältesten Düring,*) die heute mit nach England abgehen; außerdem viele Werbeoffiziere (für

*) Ernst von Düring, geb. den 6. Juli 1778 zu Horneburg, trat 1793 beim 10. Infanterie-Regiment in Dienst. 1794 Fähnrich, 1801 Leutnant in der Fußgarde, mit Datum vom 14. November 1803 als Hauptmann im ersten leichten Bataillon der Legion angestellt. Er avancierte 1813 zum Major und trat 1816 mit dem Patent vom Tage von Waterloo in das vierte hannoversche Infanterie-Regiment ein, 1833 Kommandeur des fünften Inf.-Regts., 1836 Generalmajor und Kommandeur der zweiten Inf.-Brigade, 1838 Kommandeur der dritten Inf.-Brigade. Im Jahre 1845 pensioniert, † Düring 1851 auf dem Gute Nottensdorf bei Stade. — — Sein jüngerer Bruder, der etwas später in die Legion eintrat, war Georg von Düring, geb. den 8. Oktober 1780 zu Horneburg. Er trat am 18. März 1804 in die Legion ein, stand im 1. Linienbataillon und wurde 1813 Major. Von 1809 bis 1814 gehörte er zum Stabe Wellingtons; war während des Wiener Congresses Sekretär Lord Londonderrys. Dann trat er in den englischen Civildienst über und verließ diesen 1830 als Consul in Triest. 1837 Oberst und Privatsekretär des Königs Ernst August, 1841 Generalmajor und Generaladjutant. 1848 pensioniert, wurde er 1861 Generalleutnant. Georg von Düring † den 30. März 1872 zu Hannover —

den Dienst in England), unter andern Ernst Kielmansegge.*) „Manche Nachricht über die Formierung in England ist sehr sonderbar und noch nicht zu erklären. Da aber sich Manches widerspricht, will ich Dir über dies alles aus England Nachricht geben." Sehr bezeichnend ist wieder Ernsts Bemerkung: wenn man ihn in England nicht wolle, so sei es auch gut.

Selbst Ernsts Kameraden wunderten sich über seinen Entschluß. Man hatte einen solchen von dem stillen, soliden, der Politik fernstehenden und so sehr glücklich verheirateten Mann am wenigsten erwartet. „Ein jeder, der mich sieht, will sich tot wundern, daß ich nach England gehe. Die Fahne habe ich aus Hamburg mitgenommen." Die Briefe solle Julie an den Oberst von Hedemann schicken und außerdem noch mit einer zweiten Deckadresse an den Oberpostmeister Johannes in Hamburg versehen. „Schreibe ja recht oft". „Wir gehen um 4 Uhr zu Schiff". „Den ganzen Morgen sind wir gelaufen nach dem Kommandanten, dem englischen Konsul und dem hannoverschen Agenten, dem Bürgermeister und dem Capitän (des Schiffes). Es gibt entsetzliche Weitläufigkeiten, ehnder man wegkommt."

Am andern Morgen war der Wind umgeschlagen und konträr. Die Reisenden mußten deshalb noch lange Tage in Husum bleiben. Es war, da man nicht einmal Bücher bekommen konnte, ein höchst unangenehmer Aufenthalt. In Husum existierte eine von einem Engländer gehaltene Wirtschaft. Alles war dort auf englischem Fuß eingerichtet. Man speiste nach englischer Art und konnte schon mit englischem Gelde bezahlen. Ernst wohnte nicht dort, sondern bei einem Herrn Janssen. Aber die englische Restauration war der tägliche Versammlungsort für die Offiziere.

*) Ernst August Wilhelm Graf von Kielmannsegg, ein jüngerer Bruder von Louis Kielmannsegg, war am 5. März 1780 zu Ratzeburg geboren. 1793 Fähnrich im 7. Dragoner-Regt., kam 1794 als Leutnant in die Leibgarde und wurde dann am 3. Januar 1804 als Rittmeister im 1. Husaren-Regt. der Legion angestellt. Im Jahre 1811 pensioniert, erhielt er 1819 den Charakter als hannoverscher Oberstleutnant. 1837 wurde er Oberst und 1840 Generalmajor. Lebte zu Blumenau bei Wunstorf und † 1850 zu Hannover.

Auch englische Kaufleute und viele Schiffskapitäne verkehrten dort. Man tue nichts, meint aber Ernst, als schlafen, essen, trinken und spielen. Es sei doch zu fatal, daß man tagelang an einem so elenden Ort liegen müsse und sein Geld verspiele. Schleswig war in 4 Stunden zu erreichen; aber er wagte nicht, sich dorthin zu begeben, weil der Wind umspringen und das Packetschiff mittlerweile abfahren könne. Als die Abfahrt sich immer mehr hinauszieht, macht Ernst doch einige Visiten bei Bekannten seines Schwagers Lynar.

Aus Ernsts Tagebuch.

Den 22. November.

„Morgens 5 Uhr wurden wir zum Abfahren geweckt und gingen an Bord. Es ward aber wegen wenigem Wasser wieder nichts daraus. Blieb den Mittag, Abend und Nacht in der Engländer Haus. Wegen der Grobheit des Wirtes mit einer Patrouille dänischer Jäger zu dem Werbeoffizier, kehrte aber wieder ins Wirtshaus zurück.“ Den 23. „Visiten gemacht; zum Rektor gegangen, um Bücher zu bekommen. Abends mit Zerssen, Kretzinger und Hodenberg gespielt in meinem Zimmer.“ 24. „Morgens von meiner lieben Julie den ersten Brief — es ist No. 3 — durch Lynar. Julie ist auf guter Besserung.“ „Zum Tee und Souper bei Major W., einem guten Manne, der Frau und Tochter hat. Die Gesellschaft war aber sehr langweilig.“

Endlich am 26. November ging man wirklich in See. Das Tagebuch bemerkt: „Mit einem Boot an das Schiff ‚the Dorset‘ gebracht und fuhren ab.“

Die Seereise dauerte 7 (!) Tage. Am ersten war die See ruhig und die Reisegesellschaft spielte Whist. Am folgenden ward die See bewegt; in der Nacht gab es Sturm und man passierte Helgoland. Am 28. hielt der Sturm an. Am 29. und 30. ward es etwas ruhiger. Am 1. Dezember zeigte sich die englische Küste. Am 2. abends landen die Reisenden wieder mittelst eines Bootes in Harwich. Von dort schreibt Ernst am 3. Dezember: „Zum ersten Mal ein Brief aus England und die Versicherung

meiner treuen herzlichen Liebe, die an keinem Ort und unter keinen Verhältnissen sich je verändern kann und wird." „Bis gestern Abend 10 Uhr waren wir auf dem Schiff und hatten, weil es der schlimmste Monat zum Seefahren ist, keine gute Fahrt. Ich mag aber gern alles kennen lernen. — — — Wir mußten wegen widrigen Wind oft Anker legen; hatten zwei Nächte sehr starke Stürme und mußten also 7 Tage zubringen, statt daß man sonst in 45—48 Stunden herüberkommen kann." „Unsre Gesellschaft bestand aus einem kränklichen englischen Kapitän, zwei Schwestern, einer nièce, einer Mulattin, die aber kein Wort anders reden konnten als Englisch. Die jüngste Schwester war sehr zuvorkommend und ganz hübsch, interessierte mich jedoch nicht, den englischen Schiffskapitän desto mehr. Außerdem war noch ein sehr kluger Kaufmann mit Frau mit uns: die Frau stumm und häßlich, — der Mann hat uns viel Dienste getan. — Zuletzt noch ein griechischer Jude; Zerssen, Düring, Kronenfeldt und ich; — also — 12 Personen, alle in einer Kajüte. — Doch für einen jeden ein besondres Bett, welches alles sehr reinlich ist. Man frühstückt, diniert und soupiert zusammen." „Über den Juden ward viel gelacht. Der Kaufmann machte gute und interessante Conversation. Die erste Zeit hielt ich mich gut, endlich ward ich auch seekrank, sowie sämtliche Passagiere; und wir haben fast immer auf dem Bett gelegen." „Gestern Abend soupierten wir mit der Gesellschaft in dem Wirtshaus The three carps, wovon der Wirt John Bull heißt und haben auch heute mit ihnen dejeuniert." „Ich habe hier niemand als den kleinen Heise gesprochen; es heißt, es würden mehr Bataillone formiert; und so könnte ich vielleicht reüssieren."

Die vier Offiziere fuhren in Gesellschaft des Kaufmanns und seiner Frau abends 6 Uhr nach London. In Colchester wurde soupiert und Austern gegessen, die damals so wohlfeil waren, daß man hundert Stück für einen Schilling erhalten konnte. Am 4. morgens 9 Uhr langte man im Londoner Posthause an. Aber erst um 11 Uhr war Ernst in der Stadt, wo er bei Karl von Alten, Pawlon Square 6, in dem Hause eines Mr. Chapuy,

der als Italiener bezeichnet wird, Wohnung nahm. Er machte sogleich dem Oberstleutnant von der Decken eine Visite und aß bei diesem zu Mittag; vorher war er im St. James-Park spazieren gegangen. Ernst fand in London zwei Briefe von Julie vor.

Anderntags suchte sich Ernst mit dem Äußeren der Stadt bekannt zu machen und ging, wie er schreibt, in der Stadt spazieren. Mit den andern drei Offizieren aß er in Woods Hotel zu Mittag. Den 6. wurden die Spaziergänge fortgesetzt. Bei dieser Gelegenheit begegnete Ernst dem König und sah denselben aus seinem Wagen steigen. Abends war er im Drurylane-Theater; die ganze Königl. Familie war anwesend. Am 7. besuchte Ernst den Kanzlei-Sekretär Möller und den Hauptmann Best*) und aß wieder bei dem Oberstleutnant von der Decken. Am 8. besah er den Tower, die Börse und die St. Pauls-Kirche.

An Julie.

Den 8. Dezember 1803.

„Nachdem ich vorgestern meinen Brief abgesandt, ging ich mit Alten nach einigen Ouvriers, besahen ein und andres, aßen Mittag bei Decken, wo man dann gewöhnlich auch Tee trinkt und erst zwischen 8 und 9 Uhr zu Haus kommt. Da wir nicht viel vertun mögen, so geht unsre Zeit ziemlich einförmig hin. Man hat sonst Gelegenheit, hier viel Schönes zu sehen. Heute Morgen bin ich um 10 Uhr mit meiner Reisegesellschaft ausgegangen, um ein und andres zu sehen. Ich mag es aber aus Gründen**)

*) Karl Best, geb. 1765 zu Hannover, gehörte auch zu den Offizieren, die in Indien gewesen waren. Er war Kadet in dem Inf.-Regt. Prinz Friedrich gewesen; trat aber 1781 als Fähnrich in das nach Indien bestimmte 14. Inf.-Regt. Am 13. Juni 1783 wurde er bei Cuddalore in Indien verwundet. 1794 Hauptmann im 12. Inf.-Regt. Mit dem Datum vom 1. November 1803 Major im 2. leichten Bataillon der Legion, 1814 Oberst und Kommandeur des Landwehr-Bataillons Münden; 1816 Chef des 4. hannoverschen Inf.-Regts., 1818 Generalmajor, 1828 pensioniert. † zu Verden am 5. Dezember 1836.

**) Ernst fürchtete, seinen Aufenthalt zu verraten. In seinem Tagebuch aber findet sich Näheres.

nicht beschreiben, und verspare es also bis zur mündlichen Unterredung. Wir kamen erst um $4\frac{1}{2}$ Uhr wieder zu Haus; dinierte mit einigen Offizieren in der Auberge und wurde um 6 Uhr von Alten abgeholt, um in die Comödie zu gehen, die bis 12 Uhr dauerte." „Das Schauspiel war schön. Was wollte ich drum geben, wenn Du schon hier wärest!" „Nun erst die Nachricht, daß ich würklich angestellt bin und ein Linienregiment bekommen habe; eigentlich sind es nur Bataillons, die aus 8 Compagnien bestehen. Ich habe mir schon Alles machen lassen, bin in allem sehr zufrieden und gehe baldigst zu meinem Bataillon ab, welches nicht weit von hier ist. Der lange Offizier ist Major dabei. Auskommen wollen wir hier wohl. Wenn Du nur erst hier wärst! Das ist das Einzige, was mir fehlt." „Wider die Gewohnheit mußte ich heute Morgen schon um $\frac{3}{4}$9 Uhr zu unsers Friedrichs Gevatter*) und ward dann dem König vorgestellt: ein guter Herr, der mich zu meiner Zufriedenheit empfangen, und über eine Stunde nach ein und anderm gefragt hat. Mündlich von allem ein Mehreres!"

Wie auch aus dem Tagebuch und späteren Mitteilungen hervorgeht, hat der König Ernst sehr gnädig empfangen. Er fragte ihn nach einigen hannöverschen Familien, nach Julies Aufenthalt, wo Ernsts Güter lägen, warum nicht mehr von der Garde kämen, und dergleichen mehr. Der König zeigte dabei viel Interesse für die adligen Offiziere aus Hannover und für den Gedanken, ein neues Garderegiment zu formieren, das dann offenbar in der Nähe des Hofes bleiben sollte. Die leichten Bataillone gingen weg und brauchten keine hübschen Leute; das erste Linienbataillon aber müsse schön werden, sagte er. Der Herzog von Cambridge war bei der ganzen Unterhaltung zugegen. Häufig brach er einen Gegenstand, den der König angeregt hatte, ab. Der ganzen Schilderung liegt die Auffassung zu Grunde, daß der König seine vollen Geisteskräfte nicht mehr besitze. Er habe alles durcheinander gefragt. Die Umgebung des Königs

*) Dem Herzog von Cambridge.

habe immer Angst, daß man zu frei mit ihm rede, schreibt Ernst. Der König spreche aber gern und viel, „und Du wirst auch gewiß manches mit ihm abhandeln und Dich recht gut mit ihm stehen.“ *) Jetzt war Ernsts Schicksal entschieden, und es bestand auch kein Zweifel mehr darüber, daß Julie nachkommen sollte.

„Zur Reise mit vier Pferden brauchst Du nicht mehr als 300 Thaler; doch ist es gut, 4—500 Thaler mitzunehmen, damit es nicht fehle.“ „Sachen anzuschaffen rathe ich Dir nicht. Du mußt Dich doch nach hiesiger Sitte richten. — — — Jetzt komme ich mit dem Bataillon in die Baracken: eine Stunde von Portsmouth. Es sind aber lauter hübsche Landhäuser nahe umher, wo man mieten kann, bei sehr guten rechtlichen Leuten, und welches viele Offiziere thun sollen.“

Den 10. Abends. „Heute Morgen hatten wir viel Besuch. Ich wohne mit Alten im (in einem) Zimmer, und werde also oft gestört. — — Ich konnte also diesen Vormittag Dir nichts sagen, schrieb an Christian Ompteda wegen den hiesigen Offiziersangelegenheiten und ging mit den Offizieren zu essen.“ „Du wirst Dich gewiß hier gut gefallen. An eine Landung der Franzosen glaubt man beinah gar nicht mehr; doch ist alles in der besten Vorbereitung. Alten beträgt sich sehr freundschaftlich. Er ist wieder krank gewesen und hat deshalb noch garnicht zum Bataillon abgehen können.**) Wir kommen Donnerstag in die Baracke mit unserem Bataillon zu liegen.“

Den 14. Dezember 1803. „Nachdem ich gestern meinen Brief abgesandt, ging ich zum Herzog von York, mußte von 2—4 Uhr warten, indem schon 12—14 Personen im Vorzimmer waren, die auf ihn warteten. Er war sehr höflich, aber ebenso — — — wie sonst. Es ist wirklich traurig, daß ein solcher Herr so eine große Armee kommandiert.“ „Decken sagte mir heute, der Minister ***†) wäre derjenige gewesen, der am mehrsten

*) Die Einzelheiten der Unterhaltung aus einem Briefe vom 16. Febr. 1804.

**) Er hatte bereits eine Offiziersstelle.

†) Der von mir hier unterdrückte Name ist nicht der des Ministers von Lenthe.

damals gegen die Verteidigung des Militärs (die Verteidigung des Landes durch das Militär) gesprochen hätte: und schalt überhaupt über unsere Minister; auch über Decken*) und vorzüglich über Lenthe. Was aus der Zukunft wird, mag Gott wissen. Man beschäftigt sich natürlich nur immer mit dem gegenwärtigen."

Den 15. „Will meinen Tag wieder damit anfangen, mich mit Dir zu unterhalten."

Gegen Abend. „Bis hierher kam ich heute Morgen als der Lohnbediente kam, den ich bestellt hatte, um mit mir Visiten zu machen an die Prinzen. Wir gingen nach dem Prinzen Walis, Herzog von Kent und Clarence. — -- — Die Prinzen waren alle nicht zu Haus, wie ich es auch vermutete: doch wird der Name ins Buch geschrieben, damit sie es bei der Hereinkunft vom Lande erfahren." Er habe zu Haus mit dem Fähnrich Wynecken gegessen. „Zerssen ist heute mit Rekruten abmarschiert und (der inzwischen angekommene) Ompteda ist bei Decken zum Essen." „In meinem letzten Briefe habe ich vergessen zu sagen, daß es doch gut sein würde, wenn Du bei Deiner Herreise der Cousine**) in Homberg auf ein paar Stunden Visite machen wolltest. Von Wabern ist es am besten hinzufahren; es sind nur 1½ Stunde und guter Weg." „Man sagt, daß weil die Kaptäne bei Husum im Winter nicht absegeln wollen, so hätten sie die Erlaubnis vom 1. Dezember bis 1. März bis Helgoland zu gehen und dort sich die Passagiere und Packete von Husum bringen zu lassen." Dies habe immerhin sein Unangenehmes; und es sei deshalb auch aus diesem Grunde am besten, wenn Julie nicht vor dem 1. März in Husum eintreffe.

Den 16. Dezember. „Sowie ich nur erst an Ort und Stelle bin, will ich gleich jemand aufsuchen, der mich die englische Sprache lehren soll". Jetzt studiere er fleißig im Diktionär, das helfe doch immer etwas. „Decken erwartet den Herzog (von Cambridge) bald wieder. Letzterer ist fast immer in Windsor. Louis Kielmansegg wird nächstens wiederkommen, und, wie man

*) Der Minister von der Decken.

**) Der Dechantin vom Stein.

glaubt, das Abschiedsgesuch für seinen Schwiegervater mitbringen. Sehr possierlich sind hier die Menge Carrikaturen zu sehen, unter andern eine, wo unser König Bonaparte auf seiner Hand stehen hat und ihn durch ein Fernrohr besieht. Die ganze Nation sieht die Landung wie eine Torheit an."

Den 17. vormittags. „Heute Morgen kam Louis Bussche*) Anderten, Reitzenstein. Louis Kielmansegg und Rumann**) brachten mir zwei Briefe von meiner guten Julie." „Tausend Dank für Deine viele Bemühung, mit welcher Du Dich der Sachen so redlich (in Eltville) annimmst. Du machst alles ganz prächtig. Wenn nur Deine Gesundheit nicht leidet!" „An das Landen glaube ich nicht: und wenn sie auch landen sollten, so sei darüber ruhig, das hat nichts zu sagen, und wir sehen uns gewiß glücklich wieder. Eben sehe ich, daß Dein letzter Brief sehr geschwind hergekommen ist — in 15 Tagen."

Den 18. abends. „Heute Vormittag ging ich zu Decken, den ich wegen Ansetzung guter Offiziere in meinem Bataillon bitten wollte. Ich mußte mit ihm darauf spazieren gehen, und wir sind eine deutsche Meile in der Stadt gegangen und doch noch nicht aller Orten gewesen. — — Rumann ist bei meinem Bataillon als Leutnant angesetzt. Es ist mir lieb, da er ein guter Offizier ist. Nach und nach kommen immer mehr Offiziere und auch Leute. Ich bin überzeugt, daß am Ende das halbe Corps***) hier kommt."

*) Louis von dem Bussche, geboren am 16. März 1772 zu Osnabrück. Er war der ältere Bruder des Hans von dem Bussche, 1785 als Fähnrich in das 2 Inf.-Regt. eingetreten, wurde 1794 Stabskapitän und Compagniechef. In der Legion am 14. Februar 1804 Major im 1. und später im 2. Linienbataillon. 1809 Oberstleutnant des 3., 1815 kommandierender Oberst des 5. Linienbataillons. Bei der Auflösung der Legion wurde Louis Bussche 1816 hannoverscher Generalmajor und Kommandeur der 2. Inf.-Brigade, 1841 Generallieutnant und Inspekteur der Infanterie. Den 16. Juni 1848 als General pensioniert, † er 1852 auf seinem Gute Liethe. 1830/31 hatte er die Observationsarmee in Göttingen befehligt.

**) Ernst und Julie waren mit der Familie Rumann, zu der auch der spätere Stadtdirektor von Hannover gehörte, befreundet.

***) Die halbe Armee.

Den 19. abends. „Sollte es auch am Ende dahin kommen, daß wir nach Irland gingen, was, wie ich Dir im letzten Briefe sagte, garnicht wahrscheinlich ist, so wäre dieses kein Unglück. Der größte Teil selbst wünscht es. Man soll noch besser bezahlt werden, viel wohlfeiler leben, und die Ueberfahrt ist sehr unbedeutend." „Und nun kann ich Dir sagen, daß es zu unserm wahren Glück ist, daß ich hergegangen bin; denn ich bin der erste gewesen, der geschrieben hat. Das hat man mir hoch angerechnet und daher gleich daran gedacht, mich zu placieren. Der Herzog hat nicht antworten wollen, um nicht zuzuraten, und weil er nicht wußte, wieviel formiert werden würden. Nachdem sie aber die Möglichkeit gesehen, hat Karl Alten geschrieben. Daß man hier kommt, wird hoch aufgenommen und für einen besonderen Spirit angesehen. Besonders war der König verwundert, als er hörte, daß ich Frau und Kinder habe und Güter in der Rheingegend. Nun kann man über Kurz oder Lang, danach man will, mit Ehren abgehen, das konnte man vorhin nicht!" Zu den Einwendungen, mit denen man Ernst von der Reise nach England hatte abschrecken wollen, hatte auch die Behauptung gehört, daß das Leben in England zu teuer sei, und daß die Offiziere dort zu schlecht bezahlt würden. Ernst widmet deshalb der finanziellen Seite der Sache eine längere Auseinandersetzung. „Sollte es Frieden werden, und Hannover nicht an England wieder fallen, so geht das Corps wahrscheinlich auseinander und wir bekommen halfpay, können gehen, wo wir wollen, und stehen uns besser, als wenn wir noch in hannöverschen Dienst wirklich wären. Auch kann man sich dann ein für Alles eine Summe geben lassen und scheiden ganz draus. Sollten wir nun aber in Frieden oder durch Krieg wieder in das Hannöversche rücken, wo der König dieses Corps dann dazu bestimmt hat, so treten wir dann freilich, wenngleich mit englischem Gelde, doch wieder in hannöversche Zahlung. Dann bekommen wir, weil wir hier außer Dienst treten, eine Abfindung von gewiß einigen 1000 Taler und haben also auf alle Fälle längst ersetzt, was uns die Sache kostet. Denn mehr wie 1200

Taler*) kostet es mich nicht. Und in hannöverschen Diensten wollen wir dann nicht lange bleiben, sondern uns eine hannöversche Pension geben lassen und dann die Früchte von Deinen schön gebesserten Weinbergen selbst ziehen." „In diesem Augenblick bekommen wir nur erst Oberstleutnantsgage, die ohngefähr monatlich 135 Taler beträgt, und dabei freies Quartier, Licht, Feuerung, Fourage. Nach gemachter Einrichtung werden uns als Bataillons-Chefs oder Kommandanten die Montierungs-Revenuen noch zugeschrieben. Diese sollen wohl noch 80—100 Taler monatlich betragen. Also doch eine gute Einnahme und wahrscheinlich sind noch „reverent-bows" dabei, die ich nicht kenne. Unter anderm habe ich 1 oder 2 dienstpflichtige Leute, werde also den Pferdewärter aus den Soldaten nehmen."

„Vor Frühjahr brauche ich keine Pferde; Alten hat auch noch keine, und mehr als eins kaufe ich auch nicht sogleich. Nun hat mir Alten zu verstehen gegeben, daß er vermute, man wolle uns zu Obersten machen, 2 Bataillone zusammenschmeißen und je ein Regiment formieren. Das wäre dann jedes Regiment 16 Kompagnien." „Auf alle Fälle aber ist ausgemacht, daß, wenn ich auch nur die jetzige Gage nähme, wir davon leben könnten. Denn man lebt hier sehr einförmig: unter anderm bei Decken, der vom Könige serviert wird, sind nur immer zwei Gerichte und auf einem Teller. Wein braucht man nicht viel zu trinken, da der Porter gut, stark und gesund ist. Kaffee kennt man hier beinahe nicht, ist auch sehr teuer. Man trinkt also Thee, der sehr wohlfeil ist. Dazu kommt, daß man sich in kleinen Orten einfach kleidet und alle Ausgaben zum Luxus wegfallen. Es sei denn, daß man wohl zum Vergnügen auf einige Tage nach London ginge. Aber selbst die Großen leben fast immer auf dem Lande. Sobald es sich einrichten läßt, will der König durchaus die Garde wieder formieren. Jetzt geht es nur noch nicht. Die Soldaten laufen noch stark (aus Hannover) weg. Ich glaube, daß $^2/_3$ vom Corps

*) Diese Summe kommt dem Darlehen der Marianne vom Stein ungefähr gleich.

kommen. Honstedt*) und Arenschildt wollen auch kommen. Victor Alten**) wird zur leichten und Bock zur schweren Cavallerie erwartet. Geld brauche ich nicht, beste Julie, behalte ja alles für Dich.“ „Grüße die Kinder, ich hoffe, sie sind fleißig, artig und folgsam. — — Und nun noch die Frage, was macht Othello (der Hund), er wird doch nicht vergessen? Mache an Bickel***) ohnbekannterweise meine Empfehlung, und ich empföhle ihm die Kinder bestens. Ich bedauere, daß Du mit den Weinbergen so viel Mühe hast. Du machst alles prächtig und ich wüßte nichts dagegen zu sagen. Alten, Ompteda und Decken empfehlen sich Dir. Wir sprechen oft von Dir. Sie freuen sich alle über Deinen Spirit und Entschlossenheit.“

London den 21. Dezember. „Ging nach Decken, der mich zum Essen bat, ging in der Stadt spazieren; zu Hause und habe an Löw und Regimentschirurg Heine geschrieben. Letzterer will auch gern herüber. Hatte heute Morgen nur Rettberg bei mir, kleidete mich dann an, um nach dem Herzog von Cambridge zu gehen, der mit dem Könige heute zur Stadt gekommen ist. Ich konnte ihn aber nicht zu sprechen bekommen, sondern soll morgen früh, halb 11 Uhr kommen.“

*) August von Honstedt wurde am 26 Oktober 1779 Leutnant in der Fußgarde, 1784 Hauptmann im 14. Inf.-Regt., 1794 Major, 1799 Oberstleutnant. Am 15. Dezember 1804 trat er in die Legion, wurde 1808 zum Brigade-General und 1810 zum Generalmajor befördert. Zuletzt kommandierender Oberst des 6. Linienbataillons der Legion. Beim Rücktritt in den hannoverschen Dienst pensioniert, † den 31. Oktober 1822 zu London.

**) Victor Christian Jobst von Alten, der ältere Bruder des Karl von Alten, geb. den 2. November 1755 zu Burgwedel bei Hannover; trat 1770 beim 2. Inf.-Regt. ein, 1774 Leutnant in der Leibgarde, 1785 Rittmeister und 1794 Major. 1802 kam er als Oberstleutnant in das 4. Kavallerie-Regt. Mit dem Datum vom 15. November 1803 in die Legion eingetreten, wurde er 1804 Oberst, 1810 Generalmajor. 1816 bekam Victor Alten die 3. hannoversche Kavallerie-Brigade, wurde 1818 Generalleutnant, † den 28. August 1820 zu Osnabrück. Am 22. Juni 1812 war er bei Salamanca schwer verwundet worden.

***) Der neue, aus dem Nassauischen stammende Lehrer der Knaben.

Den 22. abends. „Heute war ich früh zum Herzog bestellt. Er war wie gewöhnlich, und ich kann nicht anders sagen, ganz*) artig.“ „Heute Morgen 7 Uhr ist der Herzog mit dem König schon wieder nach Windsor gefahren. So, wie mir Decken sagt, glaubt er, daß morgen in der Gazette mein Avancement enthalten ist.“ „Mit dem letzten Packetschiff ist Du Plat vom gewesenen 10ten Regiment und Detmering vom 1ten Regiment gekommen. Beide kommen zu meinem Bataillon. Ersterer bekommt eine Compagnie, sie sind beide sehr angenehm. — — — Ich habe es endlich durchgesetzt, daß die Uniform von meinem Bataillon beinahe dieselbe ist, als die in der Garde, nur nicht so breites Gold. Ich höre, es werden noch mehr Bataillons errichtet und also das Corps noch ganz ansehnlich werden. Wenn der Herzog sich nur der Sache mehr annehmen wollte! Allein er hat hier bei weitem nicht das Ansehen, welches er bei uns hatte, wie sich das auch denken läßt. Die andern Prinzen habe ich noch nicht können zu sehen bekommen, da sie selten herum kommen. Sollte ich sie jedoch nicht ehender sehen, wird es doch am 18. Januar**) geschehen. Denn ich denke, womöglich dazu hereinzukommen, um das Wesen mal zu sehen. Andre als Stabsoffiziere dürfen nicht bei Hofe kommen. Gute Nacht meine beste Julie! Mit dem Andenken an Dich will ich zu Bett gehen.“

Den 24. Dez. „Bis jetzt habe ich noch nichts gehört, und doch immer hoffte ich, daß man mir anzeigen würde, daß meine Ansetzung in der Gazette stünde.“ „Morgen Mittag kommt Decken von Windsor zurück, und kann mir der vielleicht nähere Auskunft geben, da er alles erfährt. Man sollte es nicht glauben, daß England mit Frankreich in einem Krieg begriffen und alles sich hier kaum drum bekümmert. Täglich sieht man neue Carrikaturen, und sie tractiren die ganze Landung als die größte Torheit. Heute zeigte sich wieder eine neue Carrikatur: der König war auf der Jagd, hatte einen Fuchs gefangen und der

*) Das Wort „ganz“ wird in diesem Zusammenhang von Ernst stets für „sehr“ gebraucht.

**) Am Geburtstage der Königin.

Jäger hielt ihn in die Höhe — es war der Kopf von Bonaparte mit Fuchsohren."

Der Monat Dezember war für die Bildung der Legion entscheidend. Die besonderen Rekrutierungen Deckens und Halketts wurden eingestellt und die von ihnen geworbenen Korps in ein gemeinsames vereinigt. Die Offiziere behielten ihre Anciennität. Das Korps sollte den Namen „königlich Deutsche Legion" und der Herzog von Cambridge den Oberbefehl führen. Doch wurde noch immer eine Grenze für die Stärke des Korps bestimmt: es sollte nicht mehr als 5000 Mann betragen. Deckens lange Anwesenheit in Windsor dürfte mit diesem allen zusammenhängen.

Den 25. „Heute ist ein gewaltiger Sturm. Wohl dem, der nicht auf der See ist! — — (Ich ging) nach Möller, um meine Visite zu machen; begegnete Louis Bussche und ging mit ihm nach Decken, der aber noch nicht von Windsor zurück ist."

Abends. „In der gestrigen Gazette soll mein Avancement doch gestanden haben. Nun kann ich, Gott Lob, wegkommen. — — Es heißt, der Herzog kommt morgen wieder; es soll mir sehr lieb sein, da ich ihm manches zu sagen habe vor meiner Abreise." „Heute fiel mir bei Gelegenheit, daß ich Hunde sah, welche in einem großen Bauer verkauft wurden, ein, daß wenn es Dir nicht unangenehm ist, so bringe Othello mit bei Deiner dereinstigen Herkunft! Die Möpse sind hier sehr stark Mode: und ist es auch schon Gebrauch, daß die Damen Hunde haben." „Der Sturm hat sich glücklich gelegt. Es ist mir lieb, denn ich fürchtete, daß sonst mein mit dem letzten Packet abgegangener Brief verunglücken möchte." „Diesen Abend wirst Du den — Kindern wahrscheinlich einen Weihnachten geben. Warum kann ich dies Vergnügen nicht mit Dir theilen? Doch es soll nun einmal so sein."

Den 26. Dezember. „Heute Morgen ging ich bald aus, um das Avancement zu lesen. Ich mußte es aus der City holen.*) Vielleicht macht es Dir Spaß, es zu lesen, und ich

*) Ernst hatte am vorhergehenden Tage vergeblich in viele Häuser geschickt, um sich die betreffende Nummer der Zeitung zu verschaffen.

übersende es Dir daher. Es ist zugleich in unserm Corps bekannt gemacht, daß C. Alten die zwei Bataillone leichte und ich die zwei Bataillone Linieninfanterie als Brigadier commandiere.“ „C. Alten seine Ansetzung ist vom 16ten. Ich habe aber meine Ansetzung wieder vor ihm bekommen, wie ich sie im Lande hatte. Wenn Bock oder Honstedt nicht kämen, wäre ich der Älteste von „Kings German Legion“ und hätte in der Folge mal das Vergnügen, das Corps an und vielleicht ins Land zu führen. Der Ausdruck in dem Avancement ‚tempory Rank‘ rührt daher, weil dieses Corps nicht immer stehen bleibt. Die Soldaten haben auf 7 Jahre schwören müssen. Mit den Offizieren macht es keinen Unterschied. Die können schon gehen, wann sie wollen. Freilich würden sie, wenn sie zu früh abgingen, manche Vorteile verlieren Übrigens kann man leicht voraussehen, daß diese Lage nicht lange bleiben wird.“

Den 27. Morgens. „Ich schließe meinen Brief, da er gleich nach der Post muß. Morgen früh um 5 Uhr reise ich endlich ab nach meinem Bataillon.“

Die Briefe der nächsten drei Monate sind von besondrem Interesse, weil sie ein Bild der Legion aus der Zeit ihres ersten Entstehens gewähren.

Hilsea Barracks den 29. Dezember.

„Gestern Morgen um 5 Uhr fuhr ich mit der Mailcoach ab. In dem Wagen saß ich mit Ratze und einer unbedeutenden Frau mit drei Kindern. Draußen saßen mehrere Leute, wovon zwei Männer wegen schlechtem Wetter noch hinein kamen. Unterwegs wurde eingekehrt, dejeuniert und diniert und um halb 8 Uhr kam ich hier spät in dem Wirtshaus The Battle of Minden an. Da ich in den Baracken noch nichts hatte, ging ich nachdem zu Ompteda, Carl Alten und Kronenfeldt und kam um 12 Uhr zu Hause, ging gleich zu Bett. Heute Morgen fuhren ich, Kronenfeldt und Ratze nach Portsmouth, eine halbe Stunde von hier; kaufte einiges nötige und mietete das andere. Nachdem wir hiermit fertig, ging ich zum englischen General Whitelocke, unter dem wir stehen, um mich zu melden. Ich mache mich so gut als

möglich verständlich, und es geht auch besser, als ich glaubte." „Um 5 Uhr kamen wir wieder und gerade zur Essenszeit. Ich war Omptedas Gast. Alle Offiziere essen zusammen, welches die Meß genannt wird, und die Engländer wichtiger halten als allen Dienst. Nachdem bin ich in Omptedas Zimmer gegangen, habe mir bei dem Tee Rapport vom Bataillon geben lassen und bin dann nach Hause gekommen."

Ernst hatte schon in London viel für das Kasernenleben eingekauft, weil man sich ordentlich einrichten müsse. An Julie schreibt er weiter am 31. „Mit dem Dienst sich bekannt zu machen, ist nicht leicht; denn es sind hier doch ganz andere Reglements und nebenher eingeführte Einrichtungen. Dazu erschwert die Sprache auch (alles)." Denn obgleich er zu seiner Freude sehe, daß er außer einzelnen Worten alles verstehen könne, so werde die Unterhaltung doch dadurch erschwert, daß die Engländer so geschwind und undeutlich sprächen. „Um 5 Uhr wird gegessen. — — Trank bei Alten Tee, mußte aber wieder zum schlafen nach dem Wirthshaus gehen, weil meine Betten noch nicht angekommen waren. Heute Morgen mußte ich schon um ½9 Uhr wegen einzusendendem Bericht nach den Baracken, trank bei Kronenfeldt meinen Tee, mußte nachdem Exekution halten lassen über zwei Leute meines Bataillons, so (gestohlene) Uhren versetzt hatten. Die englische Strafart ist hart und sieht scheußlich aus." „Hatte vorher Besuch vom berühmten Admiral Curtis, der sehr artig war und dicht an der Baracke ein Landhaus hat, wo er immer wohnt. Ich sehe nicht ein, warum er nicht in Tätigkeit gesetzt ist jetzt, da er immer so ausgezeichnet brav gedient hat." Am Abend mußte Ernst wieder in die Meß, da die Offiziere beschlossen hatten, den Sylvesterabend zu feiern.

Den 1. Januar 1804. „Viel Glück und Segen, meine gute, beste Julie! Erhalte mir Deine Liebe und vergiß mich nicht; denn hierauf gründet sich und beruht mein ganzes Glück. Ich erwiedere es Dir gewiß auch recht redlich und lebe nur allein — — — — im Andenken an meine Julie, die mir nicht aus dem Sinn kommt. Gott weiß, wie oft ich an Dich denke, und

wie mich der Gedanke, von Dir getrennt zu sein, quält." Aber er rechne auf ein baldiges Wiedersehen. „Um so mehr, da wohl zu vermuten ist, daß auf eine oder andere Art die jetzige Lage sich verändern muß." „Es gefällt mir hier sonst gut; ich wollte nur, Du wärest hier. Man hört noch nichts vom Landen der Franzosen, und ich glaube nicht daran." Der Herzog von Cambridge habe die beiden Bataillone am 2. Januar besichtigen wollen; doch sei die Besichtigung abgesagt worden, da der Herzog mit dem Pferde gestürzt und sich in nicht unerheblicher Weise verletzt habe.*)

Über das Leben in den „barracks" und diese selbst schreibt Ernst: „Um halb 8 Uhr stehe ich auf, ziehe mich gleich an. Von 9—11 Uhr wird exerziert, um 11 Uhr dejeuniert. Dann bis 5 Uhr Dienst; auch andere Geschäfte abgetan. Auch bekommt man Besuche von Offizieren und macht Visiten. Dann geht es zum Essen; und vor 8 Uhr kommt man selten zu Hause, weil lange gesessen, gesprochen, auch hin und wieder getrunken wird. Dann geht ein jeder nach Hause und trinkt Tee. Soupiert wird nicht. Es ist übrigens wie ein Lager: eine Baracke an der andern. Das Ganze ist ein großes Quarree, was offen ist und mit langen Gebäuden, die hintereinander liegen, umgeben. Es sind etwas Engländer hier, die man aber wenig sieht, und nicht zu uns kommen; sie sind in der Miliz (Militia). Gestern Abend bin ich um halb 1 Uhr zu Hause kommen; aber ohne Rausch, befinde mich auch heute gut. Diesen Morgen schlief alles lang: nachdem war Rapport."

Am 2. Januar beginnt Ernst wieder einen neuen Brief, an dem er dann 10 Tage lang schreibt. Der Admiral Curtis hat ihm schon wieder einen Besuch gemacht. „Der Mann ist außerordentlich artig und scheint uns Deutsche in amitié ge-

*) Das Pferd hatte in ein Loch getreten und der Herzog sollte beim Sturz einen Knochen in der Schulter gebrochen haben. Er war wieder in Windsor.

nommen zu haben; denn gegen die Engländer soll er ganz kalt sich bezeigen. Ich sagte ihm, daß wir ihm sämtlich unsere Aufwartung hätten machen wollen, wie auch wahr war. Er ging darauf mit mir, Alten, Ompteda und Hans Bussche nach seinem Hause — bat (uns), ihn oft zu besuchen ohne Umstände — und präsentierte uns seinen Damen. Die Frau ist ältlich und unangenehm; die Tochter ist ganz hübsch, doch sehr bescheiden. Auf morgen Mittag hat er uns zum Essen gebeten und möchten wir (zu) 7—8 Personen kommen." Er habe, fährt Ernst fort, am Morgen von 9 Uhr an exerziert und dann viel zu tun gehabt. „Und glaubst Du nicht, was es alles zu tun gibt." „Denn eigentlich ist kein Bataillon ordentlich formiert. Heute Morgen habe ich mein Bataillon nachgesehen. Es ist ziemlich hübsch und viele große Leute — aber auch manche Ausländer. Ich mag wohl die Ausländer. Wenn man nur wüßte, daß das Innere der Leute gut wäre!*) Heute Mittag war bei uns Offeney und Louis Bussche als Gast, und auf morgen erwarten wir Decken, der die Bataillone sehen wird."

Den 3. Januar. „Heute Mittag sind wir zum Essen bei dem Admiral gewesen, nämlich Alten, Ompteda, Bussche, Hinüber, Baring und ich." „Es war sonst niemand Fremdes dort. Ich saß bei der alten und Ompteda. Die Tochter ist ein artig Mädchen." „Er scheint sehr von sich und seiner Tochter eingenommen zu sein, erzählt immer und freilich sehr gut und interessant. Nach dem Essen mußten wir heraufgehen, um die Tochter spielen zu hören, welches sehr mittelmäßig war. Ompteda hatte dagegen einige unserer Musikanten kommen lassen, die auf der Diele eine halbe Stunde Musik machten. — — — Nachdem bin ich bei Bussche kurze Zeit gewesen und sitze nun bei dem Schreibtisch, um Dir einen guten Abend zu wünschen."

---

*) Viele dieser Ausländer gehörten wohl zu den Rekruten, die Colin Halkett geworben hatte. Doch waren wenigstens unter den Offizieren des Kings German Regiment auch Fremde. Vergl. das über de Salve unten Gesagte.

Er sei etwas trübe gestimmt. „Ich bin der einzige geheiratete bis jetzt. Freilich kommen Bock, Victor Alten und Arentschildt noch. Offeney versicherte mir, daß er nicht gekommen sei, wenn seine Frau gelebt hätte. Zuweilen denke ich, daß man mir es übel nimmt, daß ich hier gekommen."

Den 5. abends. „Der Oberst Decken war vorgestern Abend gekommen, wir mußten also gestern Morgen früh zu ihm. Nachdem kam er in unsere Baracken und weil er ein und anderes bei der Formierung der Bataillone ordnen soll, war viel mit ihm abzusprechen. Er aß in unserer Meß, blieb bis abends in den Baracken und ging (dann) ins Wirtshaus." Am Nachmittag des 5. wurde wieder exerziert und abends war Parade, „wo nämlich das ganze Bataillon komplet ausrückte, verlesen wird und nachdem wieder einrückt. Machte darauf bei Alten Visite, welcher im Bett krank liegt."

Den 6. Nachmittags. „Nachdem ich eben hier zum ersten Mal den Degen gezogen und kommandiert habe, komme ich zu Dir." „Eben waren wir in aller Ruhe, wollten garnicht mehr ausrücken, weil es zu kalt ist. Decken, Alten und Hinüber waren nach Portchester zum 2. leichten Bataillon, eine halbe Stunde von hier, als ich eine Order bekomm, in einer halben Stunde auszurücken. Der General Whitelocke besah uns, und wir mußten einen Parademarsch machen, darauf wieder einrücken. Es geschah eigentlich zu Ehren des Adjutanten des Prinzen von Wales: des Kapitän Blecfield (?), welcher uns gerne sehen wollte. So sehr poltrig es auch ohne Mondur und Kappen aussah, ging es noch an, und man war zufrieden. Es sind freilich fast alles gediente Leute und, da sie alle egale weiße Collets mit grünen Aufschlägen und egale lederne Kappen haben, so nimmt es sich denn auch so ziemlich aus. Unsere Leute bekommen ganz die Gardeuniform, und ich habe es dahin gebracht, daß die Offiziere eine Besetzung bekommen haben, gerade wie unsere alte Staatsuniform war — nur nicht völlig so breites Gold —, welches aber ebenso hübsch und nach hiesiger Façon ist. Ich bin überzeugt, es wird am Ende wieder ein Garde-

bataillon daraus, da der König so sehr für die Garde portiert ist." Abends. „Heute Mittag war außer Hinüber, dem englischen Major — einem Bruder des unseren — kein Fremder bei unserer Meß." „Du glaubst nicht, was für eine Menge Rapports eingegeben werden, und man hat wahrlich genug zu tun; bald englische, bald deutsche Befehle und Rapporte; indes mit Ruhe kommt man immer durch. Wenn ich nur erst mal einen Adjutanten, Paymaster und Brigademajor hätte! Das sind sehr nötige Menschen; aber schwer zu finden, da sie Englisch, Deutsch und dann beide Dienste kennen müssen. Decken hat jedoch versprochen, mir zu helfen, sobald nur irgend möglich." „Möchte ich nur in der Zukunft lesen können!" „Die Erwartung, wie alles kommt," beschäftige ihn sehr. „Die Vorsehung wird alles schon leiten".

Den 7. abends. „Bis Mittag haben wir heute mit Dienst und dann mit Oberstleutnant Decken zu tun gehabt. — — — Manche Unannehmlichkeit fällt doch dabei vor. Was ist zu tun? Ich muß suchen, durchzukommen, da ich es einmal angefangen habe." „Es heißt, die Engländer hätten den Franzosen 20 Fahrzeuge genommen, und auf einer andern Fahrt hätten die Engländer durch Sturm viel gelitten. Doch alles dies macht noch nichts aus."

Den 8. abends. „Heute war nicht viel Dienst, weil es Sonntag ist und wir in Ermangelung eines Predigers noch keinen Gottesdienst haben. Hinüber besuchte mich, da er mit einem Depot nach Portchester kommt und nun das zweite Linienbataillon formiert, welches er, oder Barsse als Oberstleutnant bekommt; aber unter meinem Kommando als Brigadier mit steht."

Den 10. abends. „Gott hat alles dahin gelenkt, daß es so hat kommen müssen. Also müssen wir uns darin finden, und, so Gott will, sehen wir uns — bald wieder." Ernst habe zum Paymaster gemußt, „und schrieb an Heine, daß er gleich herüberkommen müßte, um bei meinem Bataillon angesetzt zu werden als erster Chirurger."

Den 11. „Mir fehlt hier nichts als mein gutes liebes Julchen. Freilich gibt es hier auch manchmal unangenehme Stunden; indes das muß man tragen.“ „Meine Einnahme ist ziemlich gut. Es kommen täglich mehr Zugaben zur Einnahme, die ich noch nicht alle kannte. Habe täglich jetzt ein Pfund oder 6 Taler und alles frei! Wir haben die größte Aussicht, bald Oberste und völlige Chefs zu werden.“ „Dazu habe ich die Annehmlichkeit, daß ich — — den Datum — — vom 16. November bekommen, also von dem Tage an auch schon Gage bekomme. Alle Deine Bekannte hier lassen sich Dir bestens empfehlen, und sprechen wir recht oft von Dir, loben Deinen militärischen Geist.“

Wie es bei einer Neuformierung nicht anders sein konnte, gab es mancherlei Reibungen. Wir haben gesehen, daß auch dem friedliebenden Ernst Verdrießlichkeiten nicht erspart blieben. Bei andern gingen die Dinge aber nicht immer so glatt ab. Zwei ältere Offiziere, die sich später sehr hervorgetan haben, gerieten in Streit. Die Sache zog sich tagelang hin. Versuche eines Ausgleichs machten sie nur noch schlimmer; schließlich schien nichts andres übrig zu bleiben als ein Duell. Aber nun griff der Oberstleutnant von der Decken ein und verkündete beiden „als Generaladjutant des Herzogs Arrest an. Es wäre hier in England gefährlich, und sowohl er als ich würden cassiert werden, wenn wir das Schlagen nicht hinderten oder anzeigten. Nun wurden sie also endlich andren Sinnes und vertrugen sich.“

Den Herzog habe er seit London nicht gesehen, setzt Ernst am 11. hinzu. Es heiße, er werde binnen kurzem kommen. „Es freut mich, daß Du mit den Kindern zufrieden bist. Küsse sie herzlich in meinem Namen, und es wäre hübsch, daß sie oft an mich dächten. Ich trinke auch oft in Gedanken Eure Gesundheit.“

Den 13. Januar abends. „Bekam einige Visiten: von Alten, Ompteda und unserm Capitän de Salve, einem

Holländer.“*) „Heute Vormittag erhielt ich durch Möllers Brief die Nachricht, daß Louis Kielmansegge in London angekommen wäre.“

Den 14. abends. „Du glaubst nicht, beste Julie, wie sehr einförmig**) wir leben, — es ist wie im Lager — und ein Tag nach dem andern geht mit lauter Dienstverrichtungen hin. Heute Abend habe ich im Hause das Exerzierbuch studiert. Wir behalten glücklicher Weise unsere deutsche Exerziese; doch ist sie mir ganz entfallen, da wir sie, wie Du weißt, eben in Hannover erhalten hatten. — — Ein Gerücht sagt, die Franzosen dächten jetzt an keine Landung und wären in die Winterquartiere gerückt. Die Zeit wird es lehren. Man kann nicht anders sagen, als daß die Engländer sehr vorsichtig sind und zuweilen ohne Not des Nachts aufbrechen. Auf der andern Seite kann man wieder nicht sagen, daß sie viel davon sprechen; denn man sollte garnicht glauben, daß Krieg wäre.“ Er hoffe, daß Louis Kielmansegg aus London herüber komme, damit man Nachrichten „aus dem Lande“ erhalte.

Den 15. abends. Der Rapport habe sehr lange gedauert, weil so Vieles vorgekommen und einige Ordres von General Whitelocke eingetroffen seien. „Er soll sehr scharf sein — (hat) jedoch uns noch nichts gesagt — sondern im Gegenteil an Decken unsere Tätigkeit im Exerzieren gelobt.“ Ernst ist nachher zu Altens Adjutant gegangen, den er wegen Dienstsachen fragen mußte, weil er den englischen Dienst kannte. „Er hat eine ganz artige Frau, die aber nichts als Englisch spricht.“ Zu Hause habe Ernst dann eine schriftliche Einladung vom General Whitelocke zum 18. Januar (dem Geburtstag der Königin) erhalten. „Ich wollte, Du könntest mal hierher kommen, um meine kleine

*) Peter de Salve ward am 3. September 1803 Leutnant im „Kings German Regiment“; mit Datum vom 17. November 1803 in die Legion eingetreten. Starb zu Lissabon am 6. Mai 1810.

**) An zahlreichen Stellen der Briefe wird die Einförmigkeit des Lebens betont.

Wirthschaft zu sehen. Ich habe ein ziemlich gutes Stübchen und Kammer — nur etwas viel Zug und feucht — und ist es ein Glück, daß wir hier nicht so viel anhaltende Kälte haben. Sonst könnte man es bei dem Kaminfeuer nicht aushalten. Ich bin aber jetzt ans Teetrinken (denn Kaffee passiert hier nicht) schon ganz gewöhnt, sowie auch ans Kaminfeuer. Ratze hat auch Stube und Kammer gegen mir über, und ich habe meine besondere kleine Haustür, obgleich alle Baracken unter einem Dach sind." Ratze sei nicht zufrieden, denn er müsse heizen, fegen, aufwaschen, das Bett machen und Kohlen holen, kurz, alle Dienste verrichten. „Dazu kann er keine teutschen Bücher aus der Mainzer Bibliothek erhalten."

Den 16. abends. „Heute haben wir eine Janitscharenmusik formiert, die der alten in Hannover nicht viel nachgiebt, indem wir sehr die Wahl hatten. Heute haben wir Befehl erhalten, übermorgen mit dem Bataillon nach Portsmouth zu marschieren und zum Geburtstag das Freudenfeuer zu machen. Es ist uns recht fatal, da wir noch garnicht formiert sind: nur 6 Offiziere von dem ganzen Bataillon, von denen zwei krank sind. Dazu haben unsere Leute noch gar keine Mondierung und Kappen und wir alle noch garkeine Pferde. Indessen müssen sehen, wie wir es machen."

Endlich kam der Geburtstag der Königin heran. Ursprünglich sollte nur das Linienbataillon nach Portsmouth marschieren; dann kam aber eine Ordre vom General Whitelocke, daß beide Bataillone an der Feier teilnehmen sollten. Der in Hilsea kommandierende englische Oberst versicherte Ernst, daß auch die englischen Stabsoffiziere bei dieser Gelegenheit nicht zu Pferde seien. „So bin ich nun ganz zufrieden mit der Partie, und wollen wir unsere Sache schon machen. Die Engländer sollen uns so leicht nicht ausstechen; denn es ist bei weitem bei dem englischen Militär nicht mehr die Eleganz, die sonst war." „Wir sind durch eine gedruckte Einladung (auch) zum Piquenick nach Portsmouth in die Krone eingeladen auf morgen." Wenn es aber nicht das Dekorum durchaus erfordere, so wolle er nach dem Diner bei Whitelocke mit Oberst Alten zu Hause gehen.

Am 18. rückten die zwei Bataillone: das 1. Linien- und das 1. leichte Bataillon nach Portsmouth aus. Schon unterwegs fing es an zu regnen. Die Bataillone marschierten gleich auf den Wall. Auf Befehl des Generals mußten die Soldaten sich aber dann in die Baracken begeben. Darauf kam Befehl, daß wegen des schlechten Wetters kein Freudenfeuer abgebrannt werden sollte. Man nahm ein kleines Frühstück bei dem englischen Oberst in der Baracke ein. „Alten und ich blieben in Portsmouth, weil wir den Mittag bei Whitelocke gebeten waren — gingen nach der Batterie, um das Feuern der — Navy zu sehen — und trockneten uns im Zimmer. Das Diner bestand aus lauter Engländern, 19 Personen: Generals und Kommandeurs. Man war sehr höflich gegen uns, sehr zuvorkommend, bekamen die ersten Plätze und aus Artigkeit wurde der Lord Caber (?) bei mich gesetzt, da dieser Französisch spricht. Die Gesundheit der King's German ward getrunken, und der General nahm mich und Alten mit zum Piquenick; genug, die größte Attention wurde uns bezeigt. Auch wurde gar nicht genötigt, und ein jeder konnte wenig oder viel trinken, passierten also garkeine Haarbeutel. Um 9 Uhr fuhren wir zum Piquenick, der sehr voll, aber sehr langweilig war." Es seien mit Ausnahme von zweien, die etwa leidlich, keine hübschen Damen da, ihr Anzug garnicht vorteilhaft gewesen. „Die Offiziere so sonderbar." „Die Musik schlecht, auch das Tanzen. — Nichts genossen als Tee." „Es kam uns recht vor, wie ein Piquenick in Hameln oder Nienburg; damit muß man Portsmouth auch in Vergleich stellen." (!) „Alten, Ompteda und Kronenfeldt grüßen herzlich. Eben haben wir bei Alten noch recht herzlich gut von Dir gesprochen." „Mit den politischen Angelegenheiten sieht es noch immer ungewiß aus. Man weiß garnicht, wie man alles beurteilen soll."

Den 20. Januar 1804. „Heute fange ich den 14. (rectius 17.) Brief an, möchte es bald der letzte sein, d. h., daß wir uns bald wiedersehen." Hans Bussche habe ihm erzählt, der Feldmarschall (Wallmoden) sei in Braunschweig gewesen und habe sich dem Herzog von Braunschweig gegenüber zu rechtfertigen gesucht.

„Und der habe gesagt, es werde sich gewiß noch eine Zeit ereignen, wo man den Feldmarschall unschuldig halten würde. Ich will es um seinetwillen wünschen."

Den 26. Januar. „Von Decken aus London habe ich heute einen Brief gehabt. — (Er) schreibt, daß erster Tage wieder ein Schiff ankommen werde mit 800 Mann von Husum."

Den 27. „Von politischen Nachrichten kann ich Dir wenig sagen. Wir leben von einem Tag zum andern in der größten Stille fort, hören und sehen nichts von Franzosen und wissen bald nicht, was wir davon denken sollen."

Den 28. „Seit 24 Stunden ist ein fürchterlicher Sturm und heute Morgen ein Gewitter gewesen." „Kommen die Franzosen nun nicht, so kommen sie nie. Ich bin recht neugierig. Viele bezweifeln es ganz; und doch kann ich ohnmöglich glauben, daß alle ihre Vorbereitungen umsonst sein sollten."

Den 29. abends. „Heute war ein recht schöner Tag. Ompteda, Alten und ich gingen diesen Morgen spazieren im Felde. Es kommt mir vor wie im Calenbergischen auf den Dörfern. Nur sind die Wege besser." „Jetzt habe ich noch Hoffnung, gute Offiziere zu bekommen. Wenn sie nur erst hier wären."

Es hatte noch immer an einem Gottesdienst für die Legionstruppen gefehlt. Ernst hatte am 15. Januar geschrieben, sie begingen den Sonntag sehr gegen ihren Willen ganz still. „Es ist nicht recht, und wir wünschen, daß wir endlich einen Feldprediger bekämen."

Am 5. Februar fand ein erster Gottesdienst für die Legion statt. Der Hauptprediger Giese war dazu aus London herübergekommen. Man hatte für die Feier den großen Paradeplatz vor den Baracken ausgewählt. Statt der Orgel spielte die Militärmusik und 300 Mann communicierten. Auch die Katholiken unter den Offizieren und Soldaten nahmen an der Communion teil. Das Ganze war sehr feierlich und Ernst betont, daß die Abhaltung eines Gottesdienstes auch der besondere Wunsch der Truppen gewesen sei.

Hier in Hilsea nahm Ernst auch englische Stunden. Aber der Lehrer kam nur dreimal in der Woche und konnte kein Deutsch. Ernst übersetzte deshalb aus dem Deutschen ins Englische und ließ es von dem Lehrer korrigieren. Man müsse sich, so gut es gehe, zu helfen wissen.

Am 7. Februar begaben sich Ernst und Karl Alten nach Winchester, um dort dem Herzog von Cumberland, den Ernst „unsern Distrikt-General" nennt, ihre Aufwartung zu machen. Leider fanden sie aber den Herzog, der nach London gereist war, nicht. Ernst schreibt: „wir aßen in dem Wirtshaus, besahen uns die Stadt, die wegen ihrer Altertümer sehr interessant ist — auch wegen der hübschen Lage und Gegend." Es sei dort auch ein Platz, wo ein römisches Lager gestanden habe. „Nachdem ließen wir uns noch zuletzt die Kathedralkirche zeigen, die äußerst schön und sehr merkwürdig ist zu sehen. Um halb 5 fuhren wir wieder ab; und haben also seit — — halb 10 Uhr, daß wir abfuhern, 40 englische oder 8 deutsche Meilen gemacht. Das Fahren ist ein wahres Vergnügen hier: immer 5 Meilen in einer Stunde."

Inzwischen erhielten die leichten Infanterie-Bataillone die Ordre, sich am 15. nach Irland einzuschiffen, da der General Cathcart dort leichte Truppen gewünscht hatte. Auch ein zweites Linienbataillon wurde jetzt errichtet und Louis Bussche dessen Kommandeur. Es hieß, daß die Linienbataillone nebst der Kavallerie und Artillerie sich in Weymouth sammeln sollten. Bussche erzählte, daß dies geschähe, weil die Engländer die Evolutionen der deutschen Truppen sehen wollten, „um zu beurteilen, ob sie für sie anwendbar wären. Dann würden sie es auch annehmen." Am Abend desselben Tages meldet Ernst, daß 29 Mann und 30 Offiziere frisch angekommen seien. „Es nimmt sehr zu und ich bin überzeugt, daß noch mehrere Bataillone formiert werden." Man sage auch, daß Drechsel,*) Oberst Linsingen und mehrere

*) Friedrich Karl von Drechsel, geboren den 12. August 1740 zu Battenberg in Hessen-Darmstadt, wurde 1757 Fähnrich in der Fußgarde,

ältere Offiziere kommen wollten. Er zweifle beinahe noch daran. Es sollte ihm aber Freude machen, „wenn zuletzt das halbe Corps herüber käme."

Am Tag darauf nahmen die Offiziere teil an einem Klubdiner in Portsmouth, bei dem sie mit unterschrieben hatten. Ernst bezeichnet das Essen als ziemlich mittelmäßig, obwohl man 13 Sh. dafür habe zahlen müssen. „Lauter Herren und Offiziere: über 100 Personen. General Whitelocke ist Präsident. Ich saß bei zwei Obersten, deren Namen ich vergaß, welche aber artige Leute waren. Es ist gut, daß man nicht genötigt wird zu trinken. Eine sonderbare Mode, daß zuweilen der eine oder andere aufgefordert wird, einen Sang zu geben; da kommen zuweilen sonderbare Stimmen zum Vorschein."

Die leichte Infanterie hatte nun doch Contreordre erhalten, und Ernst hörte durch Louis Kielmansegg, daß die Legion überhaupt nicht nach Irland verlegt werden solle. Der Zudrang zu ihr wurde jetzt immer stärker. „Heute sind hier viele Gardesoldaten und Unteroffiziere angekommen. Es macht mir Vergnügen, sie zu sehen." Vor allem wurde jetzt der Zudrang der hannoverschen Offiziere ein bedeutender. Es geht dies auch aus der Art und Weise hervor, wie man die Anerbietungen nichthannoverscher Offiziere jetzt aufnahm. Friedrich Wilhelm von Bismark, obwohl in nassauischen Diensten stehend, wollte auch gern in die Legion eintreten. Nach einer Lebensbeschreibung seiner späteren Frau, der Prinzeß Amalie Auguste von Nassau ist Ernst die Veranlassung gewesen, daß er im Laufe des Jahres 1804 in die Legion eintrat. Das wird der Hauptsache nach richtig sein. Wir finden aber, daß Ernst noch am 13. Februar 1804 an Julie schreibt: „Sage an Bismark, da jetzt eine entsetzliche

---

1760 Leutnant und 1773 Hauptmann, 1799 Chef des 14. Regiments, welches 1802 die Nummer 12 erhielt. 1800 ward D. Generalmajor. Den 21. Januar 1806 trat er als kommandierender Oberst des 7. Linienbataillons in die Legion ein, wurde 1811 Generalleutnant, 1815 General der Infanterie und, in den hannoverschen Dienst zurückgetreten, 1816 Kommandant von Hannover.

Menge Offiziere käme, die man garnicht zu lassen wisse,*) so könnte ich nicht raten, zu kommen; da natürlich die hannoverschen Offiziere vorgehen. Sollte es in der Folge anfangen zu fehlen, so würde ich, wie ich auch versprochen, davon Nachricht geben. Die fremden Offiziere, die jetzt anlangen, können nicht anders ankommen, als im 60. Regiment in Westindien, und da mag ich nicht zuraten. Bei andern englischen Regimentern hält es, glaube ich, schwer." Doch kenne er die näheren Umstände nicht und würde deshalb Bismark, wenn er in ein englisches Regiment eintreten wolle, raten, erst mit Decken darüber zu korrespondieren. „Wenn aber Schäfer**) oder der älteste Bismark sich auf werben (für die Legion) einlassen wollten, so glaube ich beinah, daß es angenommen werden würde." „Dann könnten sie zur Bedingung machen, einige gute Offiziere mitzubringen und die andern würden hier angesetzt." In ähnlichem Sinn äußert sich Ernst auch in Betreff des Bismark befreundeten Herrn von Breidbach und eines Sohnes des Geheimrats Fresenius.

Umgekehrt bemühte man sich, Ernst und demnächst auch seine

*) In London warteten zu dieser Zeit 40 Offiziere auf Anstellung. Die Zahl der nach England gekommenen Gardeoffiziere betrug allein 24.

**) Es ist wahrscheinlich Konrad von Schäffer gemeint, der ein geborener Hannoveraner war. Er hatte bis 1799 in der hannoverschen Armee gedient. Als beim Ausbruch des zweiten Coalitionskrieges viele hannoversche Offiziere in kaiserliche Dienste gingen, traten Schäffer und sein Freund Ludwig von Bismark in das von dem K. K. Oberst von Scheither mit englischen Subsidien für Kurmainz errichtete Jägerkorps. 1802 ward dasselbe von Nassau übernommen. Der so zum nassauischen Offizier gewordene Schäffer befehligte 1806 u. 7 die nassauischen Truppen in dem Feldzug gegen Preußen und dessen Alliierte. — Johann Heinrich Ludwig von Bismark, geb. zu Windheim bei Minden i. W., war der ältere Bruder Friedrich Wilhelms von Bismark. Er hatte 11 Jahre in der hannoverschen Kavallerie gedient; 1806 wurde er Generaladjutant des Herzogs von Nassau und 1814 Oberhofmarschall. Siehe über beide Brüder: R. Kolb, „Unter Nassaus Fahnen". Ueber Ludwig von Bismark Seite 164, über Friedrich Wilhelm v. B. Seite 166. Ueber Schäffer vergl. auch die von R. Kolb herausgegebene „Korrespondenz des Herzogs Friedrich August zu Nassau mit dem Kommandanten der nassauischen Truppen, Oberst von Schäffer". Ueber Friedrich von Bismark auch Freifrau von Dalberg „Aus dem Leben einer deutschen Fürstin". (Amalie Auguste von Nassau)

Söhne für den naſſauiſchen Dienſt zu gewinnen. Er ſchreibt am 15. Februar: „Der Fürſt*) hat ſehr Unrecht, wenn er ſagt, daß es mir nicht ſchaden könne, in welchem Dienſt ich auch ſein möchte.“ „Adolfs Antwort auf den Rat, in den engliſchen Dienſt nicht zu gehen, iſt hübſch.“ Den Geburtstag der Königin hatte Julie unter dieſen Umſtänden in demonſtrativer Weiſe gefeiert, und Ernſt ſpricht auch darüber ſeine Zufriedenheit aus.

Über die Verhältniſſe in ſeinem eigenen Bataillon ſagt Ernſt, er ſei mächtig tätig, wolle auch ihren Rat befolgen und „recht aufmerkſam“ ſein. Decken habe ihn auf ſeine Bitte in der Tat mit guten Offizieren verſehen. Es ſeien viele Gardeoffiziere darunter und faſt alles Edelleute, was der König und der Herzog wünſchten. „Am Ende wird es doch wieder eine Garde.“ Stabsoffiziere ſind die Majore von Ompteda und Louis von dem Buſſche. Als Kapitäns führt Ernſt Robertſon ſenior, Zerßen junior, von Marſchalck (von der Garde), la Roche, den Adjutanten von Berger**) (vom dritten Regiment), vom Wurmb (vom 9. Regiment) und ſpäter von Petersdorff auf. Als Leutnants, oder nach unſerm Sprachgebrauch Oberleutnants: von Saffe,***) von Kronenfeldt, Rumann (vom 8. Regiment), Detmering (vom 8. Regiment) ſowie von der Decken und von Werſebe (von der

*) von Naſſau-Uſingen.

**) Auguſt von Berger, geboren am 26. Januar 1765 zu Celle, trat 1780 bei dem Infanterie-Regt. von Ahlefeldt (ſeit 1783 Nr. 13) ein, wurde 1781 Fähnrich, 1789 Leutnant, 1794 Kapitän und Oberadjutant und 1799 Kompagniechef. 18. Januar 1806 wurde er Major im 1. Linienbataillon der Legion und kam 1807 zum 7. Bataillon. Im Jahre 1810 ſchied er mit Penſion aus, errichtete im Frühjahr 1813 das Feldbataillon Lauenburg, und wurde im Auguſt Oberſtleutnant und Generaladjutant beim Grafen Wallmoden. 1814 erhielt Berger als Oberſt und Kommandeur eine Infanterie-Brigade, 1815 Chef des Stabes beim General von Alten, 1818 hannoverſcher Generalmajor, 1831 Kommandeur der 3. Infanterie-Brigade, ließ er ſich 1836 als Generalleutnant penſionieren. 1838 und 1848 war er Geſandter in Berlin. † am 4. Auguſt 1850 Hannover.

***) Die von Saſſe ſind eine im hannoverſchen Militärdienſt des 18. Jahrhunderts vorkommende Familie.

Garde). Fähnriche, oder nach unserm Sprachgebrauch Leutnants sind: von Marschalck*) und von Holle (von der Garde).**) Heine aus Celle ist Bataillonsarzt geworden. „Die andern", schreibt Ernst, „sticheln sehr und nennen es immer die Garde." Er setzt dann aber hinzu, die Gardefahne hätten sie unter diesen Umständen noch nicht nehmen dürfen. Er hoffe, daß es dazu kommen würde. Aber es ist nichts daraus geworden, und die andern Linienbataillone haben dieselbe Uniform bekommen wie das erste.

Mehr Glück hatte Ernst gegenüber einem Versuch, ihm seine Anciennität streitig zu machen. „Heute ist unsere Anciennität gekommen. Anfangs hatte ich meinen Datum vor allen übrigen. Da sich aber Halkett beschwert hatte, daß ihn die hannöverschen Offiziere nichts angingen, wurde ich in der Anciennität zurückgesetzt. Darauf hat der König entscheiden müssen und befohlen, daß ich meine alte Anciennität wieder haben solle. Nun bin ich, bis daß Ältere aus dem Lande kommen, nach dem Herzog und Decken der Älteste in der Legion."

Über deren nächste Bestimmung herrschte noch immer vollständige Unsicherheit. Selbst dem Herzog von Cambridge und Decken war dieselbe unbekannt. Man erwartete den ersteren fortwährend in Hilsea; aber diese Hoffnung wurde immer aufs neue wieder getäuscht. Dazu kam eine neue Erkrankung des

*) Gustav von Marschalck, geboren 1786 zu Geesthof bei Stade, 1800 Fähnrich in der Fußgarde. Am 5. Januar 1805 Fähnrich beim ersten leichten Bataillon der Legion, 1807 Leutnant und 1814 Kapitän. Im Jahre 1816 kam Marschalck als Major in das Jägerbataillon des 1. hannoverschen Infant.-Regts, 1820 in das Gardejäger-Regt. 1836 Oberstleutnant und Kommandeur des 2. leichten Bataillons, 1844 Oberst, 1848 Kommandeur der 3. Infant.-Brigade und Generalmajor. 1853 pensioniert. † am 6. Oktober zu Hutloh.

**) In der Legion dienten drei Glieder der Familie von Holle, von denen zwei bei dem ersten Linienbataillon und einer bei dem zweiten Linienbataillon stand. Von den beiden Ersteren wurde der Capitain Karl von Holle bei Talavera schwer verwundet und fiel bei Waterloo. Die von Holle gehören einem alten calenbergischen Geschlecht an, das zu Eckerde, unweit von Wichtringhausen begütert war, und jetzt im Mannesstamm ausgestorben ist.

Königs. Schon um der Legion willen wünscht Ernst, daß Gott sein Leben erhalte; doch sei der Prinz von Wales auch für die Legion. Über den Charakter der Krankheit äußert sich Ernst nicht völlig klar. Es heißt in den Briefen immer, der König habe wieder sein altes Übel, und es ist nur einmal von einer Geistesstörung die Rede, und zwar so, daß man annehmen muß, eine körperliche Krankheit bestehe neben der geistigen. Es tritt das Gerücht von einer Regentschaft auf. Anfangs wird bemerkt, daß man nichts davon hören wolle. Am 4. März schreibt aber Ernst, der König solle zwar besser, aber noch immer sehr krank sein. „Niemand geht zu ihm als der Dr. Willes und sein Sohn." „Dem Gerücht nach wird wahrscheinlich doch eine Regentschaft stattfinden."*)

Auch über die politischen Verhältnisse herrschte völliges Dunkel. Noch immer drohte eine französische Landung. In England hielt man meistens, wie wir sahen, das Ganze für eine leere Drohung; aber Ernst ist doch andrer Meinung. Er spricht von der Möglichkeit, daß er bei einem Angriff der Franzosen falle, oder seinen Wunden erliege. Aber daran glaube er nicht. Er sei überzeugt, daß er und Julie noch manchen Tag mit einander in England leben würden. „Sei gutes Muts, Gott wird uns nicht verlassen." Übrigens stehe auch eine Landung der Franzosen Julies Reise nach England nicht im Wege; denn diese könnten doch nicht an allen Stellen zugleich landen. Julie könne sich nach der Gegend begeben, wo es ruhig sei. „England ist ja doch groß genug und ist ja doch nicht zu glauben, daß das ganze Königreich erobert werden wird." Wo die königliche Familie sei, da könne auch Julie bleiben. Ernst meint, das Schlimmste wäre, wenn er gefangen würde. In diesem Fall wünscht er nicht, daß Julie zu ihm komme und die Gefangenschaft teile, da dies doch zu viel Unangenehmes für sie mit sich bringen würde.

Es tauchen auch wieder Gerüchte über einen neuen kontinen-

*) Es kam erst 1811 zu einer solchen.

talen Krieg auf. Für diesen Fall sollte die Legion, wie gesagt, für die Besetzung Hannovers mit verwandt werden. Und es ging sogar das irrige Gerücht, daß dieselbe sich außerhalb Hannovers nicht verwenden zu lassen brauche.

Inzwischen hatten die leichten Bataillone zum zweiten Mal Contreordre erhalten und sollten nicht nach Irland absegeln. Dadurch wurde es aber in Hilsea allmählich zu voll. Schon am 3. März marschierten deshalb 300 Mann unter dem Major Chr. von Ompteda nach dem auf der anderen Seite von Portsmouth gelegenen Gosport. Am 12. folgte Ernst mit dem Rest des Bataillons. Der Tausch war vorteilhaft, und es gefiel Ernst dort vom ersten Augenblicke an gut.

Gosport ist eine Vorstadt von Portsmouth und nur durch einen schmalen Meeresarm von diesem getrennt. Die Kasernen waren bei weitem besser als in Hilsea. Das, was davon heute noch übrig ist, besteht aus zwei langen Gebäuden mit einem hohen Souterrain. Lange Zeit hindurch haben Legionstruppen in Gosport gelegen. Die Erinnerung daran in Portsmouth war im Jahre 1900 noch nicht ganz verklungen. Ein Schiffer im mittleren Lebensalter sagte mir damals, daß ihm sein Großvater, welcher 86 Jahre alt geworden, erzählt habe, in seiner Jugend hätten deutsche Soldaten in jener Kaserne gelegen.

Das Leben war freilich in Gosport ebenso eintönig als zuletzt in Hilsea. Aber die Stadt war doch näher; und Ernst glaubte, daß Julie daselbst Umgang finden könne, wenn sie wolle. Auch ein Theater war in Portsmouth.

Die Legionstruppen standen hier in Gosport unter dem General Witham, den Ernst als einen sehr artigen Mann bezeichnet. „Er war vor einigen Jahren länger in Hannover, spricht französisch und deutsch. Ompteda, Barsse, Bussche, Alten und ich mußten bei ihm essen.“ Gleich am 13. mußte die Legion für die ganze Garnison die Wachen abgeben; und da die Tour für die Inspektion an einem englischen Stabsoffizier war, „so wurden unsre Leute durch diesen kommandiert und mußten also erst angewiesen werden. Es gab viel zu tun.“

Hier in Gosport kam die Legion überhaupt zum ersten Mal in engere Berührung mit den englischen Truppen. Am 15. war das Inspizieren an Ernst. „Ich war zum ersten Mal field officer of the day, mußte auf Englisch kommandieren und einmal des Nachts alles visitieren.“ Der zurückzulegende Weg betrage 5 englische Meilen und die Tour komme nach sechs Tagen wieder an denselben Offizier. Es sei aber gut, daß man in Gosport gezwungen sei, englisch zu sprechen.*) Ich habe heute meinen Brigademajor bekommen: Kapitän Bodecker**) von dem 11. Regiment, ein in allem Betracht vortrefflicher Mann, der mir sehr viel wert ist, da er schon mit unsern Regimentern in Gibraltar war und die Sprache und den Dienst kennt.“

Am 26. März nahmen die Offiziere an einem Konzert in Portsmouth teil, für das der General Witham sich interessiert hatte, und bei dem die ganze beau monde von Portsmouth zu sehen war. Ernst bezeichnet die Musik wieder als ziemlich schlecht und blieb nicht lange. Er machte dann die Nachtrunde. „Es war eine schöne Nacht, und ich hätte gewünscht, Du wärest bei mir gewesen. Der Mond schien hell; es war warm und die See ganz ruhig.“

Julie hatte während ihres Eltviller Stilllebens allerlei Bücher über England gelesen; und es war ihr dabei auch eine

*) Am 17. war Ernst „Major of Parade“.

**) Rudolf Bodecker, geb. zu Westerhof bei Northeim, trat den 24. Mai 1779 als Fähnrich in das Inf.-Regt. von Reden, das seit 1783 die Nr. 3 führte und dann mit zur Besatzung von Gibraltar gehörte. 1786 wurde Bodecker Leutnant, 1794 Kapitän im 11. Inf.-Regt. Mit Datum vom 18. September 1803 wurde er Kapitän im 1. Linienbataillon der Legion; 1804 Major, 1808 Oberstleutnant, 1810 Oberst, 1816 Kommandeur der 5 hannoverschen Inf.-Brigade, 1817 Generalmajor. Beim Feldzug von 1809 hat er unter Ernst das 1. Linienbataillon kommandiert. — Auch Bodecker gehört zu denen, die sich in der Legion hervorgetan haben. Er war bekannt durch seine starke Stimme. Wenn er an der Tête der Brigade Halt kommandierte, so konnten das die hintersten Glieder hören. Wahrscheinlich ist er der lange Offizier, von dem Ernst an Julie schrieb. Bodecker starb im Jahre 1831 zu Emden.

Schilderung der sittlichen Zustände in London in die Hände gefallen, über die sie Ernst berichtet. Er antwortet darauf: „Das Sittengemälde von London ist gewiß ziemlich unrichtig, denn ich habe mich darüber gewundert, wie im Ganzen es in London so ruhig und sittlich zugeht." „(Es) hat die englische Nation viel Großes und Lobenswertes. Manches ist wie bei jeder Nation zu tadeln. Unsere Bemerkungen hierüber sind ziemlich gleich."

Den 29. März 1804. „Heute ist auch ein Feldprediger aus Hannover angelangt, Namens Rambke. Er soll im Geschmack von Bremer predigen und wird am ersten Ostertag den ersten Gottesdienst halten. Ich freue mich recht darauf."

Das zweite Linienbataillon und die Artillerie, die auch zu Ernsts Brigade gehörten, aber nicht in Gosport lagen, nahmen ebenfalls Ostern am Gottesdienst teil. Über die Predigt äußert sich Ernst befriedigt. „Um 4 Uhr hatten wir Abendparade, wo viele Zuschauer waren, weil wir denn endlich heute unsre Mondierung den Leuten haben anlegen lassen." Grade am ersten Ostertage hatte aber Ernst wieder die Inspektionstour und mußte Abends zum Nachtrapport zu General Witham. In diese Tage fiel auch die Formierung der 8. Kompagnie des 1. Bataillons und Ernst kann nicht genug hervorheben, wie gut sich das jetzt vollzählige Bataillon ausnehme.

Den 7. April 1804. „(Ich) ging mit dem ältesten Zerssen in ein Boot und ließen uns nach dem Schiff „the Queen" bringen, welches auf der See lag und ganz auf neu zurecht gemacht ist. Es ist wie ein Haus. — — So ein Schiff ist wirklich interessant zu sehen. Es ist ein Dreidecker und sind 98 Kanonen darauf. An Mannschaft fasset es 850 Mann. Es war fertig geworden und sollte morgen — — nach Spithead gebracht werden. Darauf gingen wir nach den Dockyard. Mehrere schöne Gebäude sind zu sehen und der Platz, wo gewöhnlich alle Schiffe gebaut und repariert werden. Sehr interessant sind die vielen Storehäuser, die vielen Arbeiter und vielen Vorräte von Materialien. — Wir waren dort $^5/_4$ Stunden und

sahen doch noch nicht alles." Manches werde Julie doch Spaß machen, wenn sie nur erst da wäre.

Den 14. April. „Gestern — — — war (ich) nach dem 2. Bataillon, um das Exercieren zu sehen; war noch gar nicht dort gewesen; mußte den Mittag zum Essen bleiben und kam abends, nachdem ich Ronde gegangen war, wieder hier an. Das 2. Bataillon liegt eine halbe Stunde von hier, ebenfalls in den Baracken." Er habe nun endlich ein Pferd gekauft. Es sei nicht schön, aber doch so, daß er sich nicht damit zu schämen brauche. Es koste 30 Pfund, schöne Pferde dagegen 70—100 Pfund. Alle Stabsoffiziere einschließlich von Alten hätten bis jetzt nur ein Pferd. Er (Ernst) werde sich nur, wenn das Brigadeexerzieren es nötig mache, ein zweites Pferd anschaffen. „Der König ist noch immer nicht ganz recht; doch hofft man auf seine gänzliche Besserung.*)

Den 16. April. „Wir hatten — — — Abendparade und viel beau monde, auch war des englischen Brigademajors Herberts Frau hier, die auch Französisch spricht: eine sehr hübsche Frau, welche, denke ich, eine Anregung für Dich abgeben kann. Die Engländer sind nur so eigen in ihrem Bekanntschaftmachen. Dies wird sich aber schon finden; ich sprach von Deiner Herherkunft und sie sprach mit Interesse von einem und anderm." „In Irland sind garkeine Unruhen; und vor Ende Mai werden wir ohne Not sicher nirgends hingeschickt, da wir noch nicht Alle Mondierungen haben. Noch Manches andere fehlt." Von Irland abgesehen komme wohl nur die Insel Wight, wo es sehr hübsch sei, in Betracht. „Man sieht von hier die Häuser auf der Insel und kann in einer halben Stunde hinkommen. Nach Weymouth gehen wir wahrscheinlich nicht." „In sehr großem Credit ist der Prinz Wales bei der Nation eben nicht. Klug und liebenswürdig soll er sein, aber beinah schwächlicher und abgelebter als der König. Die gänzliche Besserung des Königs

*) Eine Reihe von Briefen enthalten Nachrichten über des Königs Befinden. Wiederholt heißt es, der König sei besser. Einmal wird berichtet, die Königin sei mit ihm ausgefahren.

glaubt man doch gewiß." Er sei noch immer von der ganzen königlichen Familie am meisten populär. „Wie die Franzosen in Deutschland tyrannisieren, ist freilich*) schrecklich. Der arme Prinz von Enghien! Es ist schändlich.**) Lebe wohl, reise glücklich!"

Ernst hatte seine Frau schon um den 16. Mai erwartet. Ihre Ankunft in England schob sich aber bis in das letzte Drittel des Juni hinaus. Julies Leben in Eltville war im allgemeinen doch auch ein recht stilles gewesen. Der Verkehr mit den Bekannten wurde allerdings fortgesetzt. Wiederholt finden wir sie auch am Biebricher Hof, und Julie schreibt einst in ihr Tagebuch: „Bis 3 Uhr in Biebrich getanzt". Aber sie widmete den weitaus größten Teil ihrer Zeit den Geschäftsangelegenheiten und namentlich der Bewirtschaftung des Weinguts. Schon damals hat sie die ersten Schritte zur „Verbesserung der Weinberge" getan. Sie schaffte sich zur täglichen Besichtigung der zum Teil sehr entfernt liegenden Weinberge Männerstiefel an. „Du redest wie ein alter Farmer", schreibt ihr Ernst. „Schone nur Deine Gesundheit."

Julie war jetzt in dem „Paradies", in das sie 19 Jahre früher von der Mainzer Brücke aus geblickt hatte. Und man kann sich denken, wie alle diese neuen Dinge und Verhältnisse sie anregten, und wie sie Erholung in der Arbeit fand. Sie ist nicht die einzige Persönlichkeit aus jener Zeit, die ursprünglich in einer idealen Welt lebte, und von der sich später herausstellte, daß ihre Veranlagung eine vorwiegend praktische war. Juliens Eifer war unermüdlich. Sie zeigte für alles großes Geschick, und es bedurfte in der Tat des Geschickes.

Denn auch im Rheingau war durch die politischen Verhältnisse alles unsicher geworden. Bekanntlich machte die nassau-usingensche

*) Das Wort „freilich" zeigt, daß Ernst hier auf eine Bemerkung Julies antwortet.

**) Der Prinz von Enghien war bekanntlich am 15. März 1804 zu Ettenheim im Badischen auf Befehl Napoleons verhaftet und am 21. kriegsgerichtlich erschossen worden.

Regierung noch am Ende des Jahres 1803 den Versuch, die Besitzungen des reichsunmittelbaren Adels zu mediatisieren. Im Rheingau handelte es sich nicht, wie z. B. bei den beiden Dörfern*) des Freiherrn vom Stein, um die Landeshoheit. Aber auch im Rheingau wurde an den der Reichsritterschaft unterstehenden Gebäuden ein Patent angeschlagen, dessen Inhalt eine Mediatisierung des Besitzes bedeutete. Man kann sich das Erstaunen und den Kummer der betroffenen Familien denken. Es sei nicht Recht von Nassau, schreibt Ernst; Herr von Marschall sei ein kluger Mann, aber es lasse sich sonst manches gegen ihn sagen. Dringe Nassau durch, so werde es ein Zustand werden wie in Hannover „und nicht einmal."

Aber die Reichsritterschaft wehrte sich. Der Brief, den der Freiherr vom Stein an den Fürsten von Nassau richtete, ist bekannt. Die Beschwerde der mittelrheinischen Reichsritterschaft drang in Wetzlar durch, und noch einmal wurde der alte Rechtszustand hergestellt. Jetzt konnte Julie dem Amtmann Herber in Eltville mit Beruhigung die Oberaufsicht über die Güter, wie sie es Ernst vorgeschlagen, übertragen.

Endlich reiste sie ab. Begleitet wurde sie von dem Diener Joseph Arnheiter, einem Rheingauer, der Ernst von dem Oheim Adolf Friedrich und dem Bruder Karl überkommen war. Auch zwei Mädchen, von denen eine eine Französin war, machten die Reise mit. Sie muß sehr lange gedauert haben, da sich vom 16. April bis 21. Juni keine Briefe Ernsts an Julie erhalten haben. Zunächst wird Julie bei der Cousine Stein in Homburg vorgesprochen haben: diese hatte gewünscht, daß Julie ihr einen englischen Kalender mitbringe. Da der jüngste Sohn Friedrich in Eltville lebensgefährlich krank gewesen, so mußte derselbe bei der Schwester Wense in Celle zurückgelassen werden. Auch in Hannover wird sich Julie aufgehalten haben. Daß ein längerer

*) Früchtt und Schwaighausen. In dem Kirchenbuch von Früchtt wird Karl Philipp vom Stein bei seiner Beisetzung gradezu als „unser geliebter Landesherr" bezeichnet.

Besuch bei der Schwester Lynar in Schleswig gemacht wurde, steht fest; und vermutlich gab es auch wieder Aufenthalt in Husum.

Ernst hatte die Absicht gehabt, die Seinen vom Kontinent abzuholen; aber der Dienst hielt ihn ab. Er schickte ihnen durch den erwähnten Leutnant Heise, der zum Empfang der eintreffenden Mannschaften dort stationiert gewesen zu sein scheint, einen Brief nach Harwich entgegen. Ernst hatte zunächst für sie ein Logis in London und zwar wieder am Pawlon Square bei Mr. Chapuy bestellt. Als er die Nachricht erhielt, daß die Seinen in London angelangt, hat er sich am 30. Juni dorthin begeben. Am 1. Juli waren die Gatten wieder vereinigt. Die Familie blieb einige Tage in London, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen und die Bekannten wiederzusehen. Auch der Herzog von Cambridge erschien, um Julie seinen Besuch zu machen. Am 6. Juli reiste das Ehepaar mit den beiden Knaben nach Gosport. Die Ankunft der Gemahlin des Kommandeurs wurde dort durch ein Dejeuner gefeiert. Die Tage des Aufenthalts in Gosport waren aber gezählt. Kaum eine Woche nach Julies Ankunft erhielt Ernst den Befehl, mit seiner Brigade nach dem unweit Portsmouth gelegenen Creeck-Common ins Lager zu rücken. Die beiden leichten Bataillone standen bereits dort.

Am 16. Juli inspizierte hier der Herzog von Cumberland die Truppen. Diese kampierten dann eine Zeitlang in dem von Wilhelm dem Eroberer seinerzeit zu Jagdzwecken angelegten, jetzt ziemlich verwilderten Newforest. Dann aber wurden sie nach dem unweit Hastings an der Küste gelegenen Bexhill verlegt, wo jetzt das Infanteriedepot für die Legion errichtet werden sollte.

Julie war ihrem Gatten nach Creeck-Common gefolgt. Jetzt ging sie mit ihm nach Bexhill, wo die Brigade am 4. August über Arundel und Brighton anlangte. Der Prinz von Wales war den Truppen von Brighton aus entgegengeritten. In seinem

Gefolge zog man in Bexhill ein. Hier wird es gewesen sein, wo Julie dem Prinzen von Wales vorgestellt wurde.*)

Ernsts Brigade bezog zunächst ein Zeltlager, bis Anfang November die neuen Baracken benutzt werden konnten. Es waren dies hier aber meist von den Truppen selbst hergestellte, strohgedeckte Erdhütten. Inzwischen war es bei der großen Menge von Offizieren und Mannschaften, die aus Hannover herübergekommen, möglich, auch ein drittes und viertes Linienbataillon zu formieren. Sie wurden nach Hilsea und dessen Umgegend verlegt. So lange Ernsts Brigade im Lager kampierte, waren die Gatten getrennt. Als die Baracken bezogen wurden, mietete Ernst dann ein in der Nähe gelegenes Haus für sich und seine Familie.

Der Verfasser ist vor einigen Jahren persönlich in Bexhill gewesen und hatte den Eindruck, daß sich der alte Flecken in den verflossenen hundert Jahren wenig verändert habe. Bexhill ist ein sehr kahl und ziemlich hoch gelegener Ort von einigem Umfang. Am östlichen Ende liegt das einem niederdeutschen Landsitz ähnliche Wohnhaus des Lord Delaware. Der Ort selbst hat etwas eigentümliches und anheimelndes. Auf dem Marktplatz steht ein unsern alten Dorflinden ähnlicher Baum. Auf der nordwestlichen Seite ist ein tiefer Hohlweg mit überhängendem Gestrüpp, der einen trefflichen Spielplatz abgiebt.

Anfangs hatten die Knaben bei dem Feldprediger Rambke und dem englischen Pfarrer von Bexhill Unterricht. Ein Sergeant unterwies sie im Exercieren. Doch erwies sich die getroffene Einrichtung als unzureichend, und so entschloß man sich, die Knaben nach dem nahegelegenen Hurst-Monceau**) in das In-

*) Als Julie nach langen Jahren ihren zweiten Sohn in englische Dienste zu bringen suchte, richtete sie an den damaligen Regenten ein Schreiben, in dem sie von dem Tage spricht, an dem sie die Ehre gehabt habe, demselben vorgestellt zu werden.

**) Der Name Hurst-Monceau ist die seltsame Verbindung eines angelsächsischen mit einem französischen Wort und versinnbildlicht gleichsam die Kämpfe der Angelsachsen und Normannen

ſtitut des Herrn Alfree zu geben, von wo ſie ihre Eltern alle Sonntag in Bexhill beſuchten.

Hier in Bexhill entwickelte ſich für Ernſt und Julie bald ein Verkehr mit der Familie des dort kommandierenden Generals Don, ſowie auch mit andern Damen, unter denen der Name der Lady Clifford, ſowie die der Familien Rutchel und Bailu am häufigſten genannt werden. Wie ſich Julie vor 19 Jahren auf ihrer Reiſe dem ſchweizeriſchen Weſen hingegeben hatte, ſo erfaßte ſie jetzt raſch die engliſche Art. In beiden Fällen fühlte ſie das zugrunde liegende germaniſche Element heraus. Sie hat es Ernſt in hohem Grade erleichtert, in England heimiſch zu werden. Auch mit den Offizieren verkehrten Ernſt und Julie viel, und die Frau des rangälteſten Offiziers bildete den natürlichen Mittelpunkt.

Am 29. Dezember 1804 wurde Ernſt zum Oberſten und Chef des 4. Linienbataillons ernannt. Am 30. Dezember gab er ſein bisheriges Bataillon an Chriſtian von Ompteda ab. Am 17. Januar 1805 ging er nach London und von dort auf einige Tage nach Hilſea, um das 4. Bataillon zu übernehmen. Am 26. gab er dort den Offizieren ſeines neuen Bataillons ein Diner. „Deiner iſt ſtets gedacht worden", ſchreibt er dann wieder aus London an Julie, „Deine Geſundheit getrunken und Dein Lob geredet" „Decken iſt krank. Ich habe ihn beſucht." „Der Herzog bleibt dieſe Woche noch hier, wie der Bediente ſagte. Nach Windſor zu gehen, wird nun alſo nichts ſein; muß nun (hier) den beſten Zeitpunkt wählen, und den Herzog mit Ruhe ſprechen. — — Morgen denke ich Deine Kommiſſion zu beſorgen, und heute Münſter zu ſprechen. Heute habe ich Alten geſehen, Schlütter*) und noch ein und andere." „In Portsmouth

*) Andreas von Schlütter war 1780 zu Stade geboren, wurde 1795 Kadett im 7. Inf.-Regt., 1801 Fähnrich. Am 2. Februar 1804 war er im 1. Linienbataillon der Legion eingetreten, wurde 1805 Leutnant, 1811 Hauptmann im 2. leichten Bataillon. Im Jahre 1816 wurde er hannov. Major, 1827 Oberſtleutnant. Bei ſeiner Penſionierung bekam er im Jahre 1833 den Poſten als Kapitän des Elbzollwachtſchiffs, wurde 1839 Oberſt, 1845 Generalmajor. Am 24. Februar 1863 ſtarb Schlütter zu Stade.

sah ich General Mead und Oaks und machte ihnen Visite, nahmen mich sehr freundlich auf, baten mich zum Essen auf den andern Tag, welches ich aber, da meine Abreise einmal bestimmt war, nicht annehmen konnte." „Decken meinte, vor Anfang März würde Don das Bataillon dort nicht hinnehmen können. Eigentlich weiß es, glaube ich, niemand recht bestimmt, wie es damit wird. Wir wollen es ruhig erwarten, doch will ich es zu betreiben suchen."

Es dauerte aber lange, bis Ernst den Herzog von Cambridge zu sprechen bekam. Erst am 7. Februar meldet er Julie, der Herzog sei recht freundlich für ihn gewesen, sei viel mit ihm in der Stadt herumgegangen, und habe ihn zum Essen gebeten. „Nun muß ich eben zu Schuh und Strümpfen alles zusammensuchen, und, da Ratze nicht da ist, geniert es mich sehr."

Auch dem Oberstleutnant Decken trat Ernst jetzt näher. Er werde immer zutraulicher, schreibt er. Es ist wieder von Interesse zu sehen, wie Julie Ernst gute Ratschläge für die Behandlung Deckens und des Herzogs erteilt und wie dankbar Ernst dafür ist. „Du bist klug", schreibt er ihr bei einer solchen Gelegenheit.

Am 11. Februar kehrte Ernst von London zu Julie nach Bexhill zurück. In Erwartung der Verlegung des 4. Bataillons nach Bexhill erhielt er die Erlaubnis, einstweilen dort zu bleiben. Der Major du Plat versah inzwischen für ihn die Geschäfte des Kommandeurs. Mitte März wurde das 4. Bataillon nach dem bei Hastings gelegenen Battle*) und Anfang April nach Bexhill verlegt. Das 3. Bataillon kam nun nach Battle. Es bleibt bemerkenswert, daß die Legionstruppen jetzt in derselben Gegend standen, in der einst die Entscheidung zwischen Angelsachsen und Normannen gefallen war. Auch jetzt handelte es sich wieder um eine Invasion von der

*) Dieser Ort liegt bekanntlich auf dem Schlachtfelde, auf dem 1066 König Harald von Wilhelm dem Eroberer geschlagen wurde und sein Leben verlor.

französischen Küste her, und die Niedersachsen halfen den Angelsachsen die englische Küste verteidigen.

Die Expedition nach Hannover und das Jahr in Irland.

Endlich war es Pitt gelungen, der von Frankreich drohenden Gefahr im August 1805 durch einen neuen großen Bund zwischen Oesterreich, Rußland und England zu begegnen. Man hat mit Recht gesagt, daß diese dritte Koalition schon einen andren Charakter als die früheren getragen habe. Auch in England war der Krieg gegen Napoleon nicht mehr eine Parteisache. Wien war zu einem Mittelpunkt patriotischer Männer geworden. Doch blieb Preußen auch dieser Koalition wieder fern und mußte es dulden, daß Bernadotte von Hannover her unter Verletzung der preußischen Neutralität durch das Ansbachsche marschierte.

Schon Ende August zog Napoleon die Invasionsarmee von Boulogne an den Rhein. Dadurch wurden die an der Südküste Englands zusammengezogenen Truppen hier zum größten Teil entbehrlich. Sie und mit ihnen die Legion wurden zu einer Expedition nach der hannoverschen Küste bestimmt. Frau und Kinder sollten Ernst in die Heimat begleiten. Die ganze Expedition wurde von Lord Cathcart befehligt. Den unmittelbaren Befehl über die Legion führte General Don. Außer dem Commando über das vierte Bataillon führte Ernst jetzt auch das Brigadekommando über dieses und das dritte.

Der September ging unter den mannigfachsten Vorbereitungen hin. Die Truppen wurden durch den Prinzen von Wales und die Herzöge von Cambridge und Clarence inspiziert. Am 7. Oktober erhielt die Legion Befehl zum Aufbruch nach dem nördlich von Dover gelegenen Deal. Am 13. erreichte Ernst mit seinem Bataillon diesen Hafen. Julie folgte ihm dorthin, und bei ihr befanden sich außer den beiden Knaben auch des Majors du Plat*) Sohn Gustav, der jetzt mit den beiden Knaben erzogen wurde.

*) Georg Carl August du Plat stammte aus einer französischen Familie, die durch die Verbindungen der d'Olbreuze an den Celler Hof gekommen

Diese Expedition zur Befreiung der hannoverschen Heimat war von einer besonderen moralischen Bedeutung; und wir dürfen hier wohl noch einmal einen Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Legion werfen. Sieht man sich die Liste der Legionsoffiziere an, so ist es für jeden in Hannover Bekannten in die Augen springend, wie ganz vorwiegend die hannoverschen Namen sind. Zu diesen gehören auch die einer Anzahl französischer Refugiés, die wie die du Plat in Hannover heimisch geworden waren. Den hannoverschen Offizieren schließen sich die aus den angrenzenden kleineren Länder und namentlich aus Mecklenburg an. Dazu kommen dann die Deutschen aus andern Gegenden. Neben diesen steht allerdings eine Anzahl von Engländern, die meist als Zahlmeister, in der ersten Zeit aber auch häufig in anderer Weise in die Legion gekommen waren; und neben den Engländern auch noch ein kleiner Prozentsatz anderer Ausländer aus der ersten Entstehungszeit der Legion. Bei der Mannschaft werden die Verhältniszahlen nicht wesentlich anders gewesen sein. Zu größerer Bedeutung unter allen fremden Offizieren sind nur die beiden Brüder Halkett gelangt.

Freilich dürfen wir nicht die große Bedeutung außer Acht lassen, die das englische Element für die Legion in andrer Weise gehabt hat. Bei der geringen Verbreitung der englischen Sprache unter den hannoverschen Offizieren waren diejenigen von beson-

waren. Der erste nach Hannover übergesiedelte du Plat fiel in der Schlacht von Malplaquet. Carl August war als Volontär beim hannoverschen Ingenieurkorps eingetreten. 1783 Fähnrich; 1790 Leutnant im 11. Infanterie-Regt. von Taube. Am 29. April 1803 war er Major beim 1. Inf.-Regt. geworden. Mit dem Datum vom 18. November 1803 trat er als Major in das 4. Bataillon der Legion und avancierte in diesem am 30. Juni 1805 zum Oberstleutnant, 1813 zum Oberst. An der Spitze einer Brigade wurde er in der Schlacht von Waterloo schwer verwundet und erlag kurz darauf seinen Wunden. Carl du Plat war mit einer Gräfin Taube verheiratet. Von seinen Söhnen trat der von Ernst und Julie erzogene Gustav in den englischen Dienst und starb während des Krimkrieges als General. Vater und Sohn waren beide Männer von großen Fähigkeiten und Verdiensten. Der Enkel war wieder englischer General.

derem Wert, welche schon unter den Engländern in Spanien und Indien gedient hatten. Vor Allem gilt dies von den Letzteren. Die in den 80er Jahren frisch angeworbene Mannschaft der beiden für Indien bestimmten Regimenter bestand nur zum geringen Teil aus Hannoveranern. Die Offiziere aber hatten sämtlich vorher der hannoverschen Armee angehört. Durch den langjährigen Dienst in Indien hatten sie sich mit dem englischen Wesen vertraut gemacht und den Dienst im Felde unter englischer Leitung gelernt. Den aus dieser Schule hervorgegangenen Offizieren war der Eintritt in die Legion natürlich besonders leicht geworden. Sie bildeten einen sehr beachtenswerten Stamm für deren Offizierkorps. Viele ihrer ausgezeichneten Stabsoffiziere gehörten diesem Stamme an. Wenn wir lesen, daß 9 Generale der hannoverschen Armee aus den beiden in Indien verwandten Regimentern hervorgegangen sind, so können wir uns denken, welche Bedeutung sie für die Entwicklung der Legion gehabt haben.*) Diese in Indien geschulten Offiziere hatten vor allem nach England gedrängt und waren auch wohl wie der Oberst Barsse bei der Werbung besonders tätig gewesen. In jeder Beziehung bildeten sie das Bindeglied mit den Engländern. Ihnen schlossen sich dann diejenigen an, welche in Spanien gedient hatten. Weder quantitativ noch qualitativ wäre die Legion ohne diese Elemente von solcher Bedeutung und das geworden, was sie mit der Zeit für die englische Armee wurde. So ist der Dienst für eine Deutschland an sich fremde Sache doch der Legion und damit dem gesamten deutschen Vaterland schließlich zu einem Segen geworden. So war die Legion das Abbild der zwischen Engländern und Deutschen bestehenden inneren Gemeinschaft. Noch war sie von geringer Zahl; aber auch ihr Gewicht sollte jetzt zugunsten der germanischen Welt im Kriege gegen die romanische in die Wagschale fallen.

Am 18. Oktober 1805 wurden die Truppen in Ramsgate nach Deutschland eingeschifft. Erst als die Flotte am 5. No-

*) Siehe über dies alles: E. v. d. Knesebeck, Geschichte der kurhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorka und Ostindien. Seite 128.

vember wirklich in See stach, begab sich Julie mit den Kindern von Deal nach London zurück, um dann später von dort aus ihre Reise nach der unteren Elbe auf einem Transportschiff anzutreten. Anfangs hatte die Flotte günstigen Wind. Kaum aber hatte man die hohe See erreicht, als der Wind umschlug und bald zum Sturm wurde. Die ganze Flotte wurde auseinandergetrieben; drei Kompagnien von Ernsts Bataillon strandeten auf Wangerooge. Der „Eagle", auf dem Ernst selbst mit dem übrigen Teil des Bataillons eingeschifft war, warf glücklich am Morgen des 17. vor Cuxhafen Anker. Am 19. landete man zu Twielenfleet unweit Stade. Am 20. bezogen die unter Ernst stehenden Truppen ein Lager bei dem weiter stromauf gelegenen Estebrügge. Er selbst war in Brigadegeschäften in Stade zurückgeblieben. Am 26. langte dort Julie mit den Knaben glücklich an. Auch die in Wangerooge gestrandeten Mannschaften fanden sich ein. Anfang Dezember war das ganze Expeditionskorps in Bremen vereinigt und zum Weitermarsch bereit. Man war guten Mutes und die Schlacht von Trafalgar hatte die Zuversicht auf den Sieg gewaltig gesteigert. Aber die Hoffnungen, die man hegte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Auf dem süddeutschen Kriegsschauplatz war inzwischen die Entscheidung gefallen. Am 20. Oktober hatte sich Mack mit 30000 Mann bei Ulm ergeben. An demselben 2. Dezember, an dem Ernsts Bataillon den Befehl zum Marsch nach der Weser erhielt, waren dann die Oesterreicher und Russen in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz vollständig geschlagen worden. Nach zwei Tagen folgte ein Waffenstillstand und am 26. Dezember zu Preßburg der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich.

Durch diese Entscheidung wurden natürlich auch die Bewegungen der Armee unter Cathcart gelähmt. Zwar hatten die Franzosen Hannover bis auf Hameln geräumt. Ein russisches Korps setzte sich gegen diese Festung in Bewegung und ein Teil der Legion erhielt Ordre, dasselbe zu unterstützen. Aber der Preßburger Friede hatte schießlich auch hier die Einstellung der Feindseligkeiten zur Folge.

Das vierte Bataillon war Anfang Dezember nach Verden marschiert, wo der General Don sein Hauptquartier hatte. Ernst war noch länger in Stade zurückgeblieben und hatte dort den inzwischen zum General beförderten Decken zu vertreten. Mitte Dezember ging aber auch er mit Frau und Kindern nach Verden. Hier blieb das vierte Bataillon bis Anfang Februar 1806.

Erst jetzt wurde die Legion wirklich populär in Hannover, und wenigstens hierdurch war ein sehr großer Erfolg erzielt. Da die Hoffnungen einmal erwacht waren, so gab sich die niedersächsische Zähigkeit nicht wieder zur Ruhe. Man wollte für die gute Sache etwas tun. Ein sehr großer, ja der größte Teil der Legionsmannschaften ist erst in diesen Monaten in Hannover angeworben. Ein zweites Regiment schwerer Dragoner und ein drittes Regiment Husaren, jedes zu 500 Mann, wurden errichtet; das zweite Husarenregiment bis zu derselben Stärke kompletiert. Die Engländer hatten sehr wohl die Bedeutung der Hannoveraner für den Kavalleriedienst erkannt, und es ist später auch noch zu der Errichtung eines weiteren 5. Kavallerieregiments gekommen.

Andererseits wurde jedes der schon bestehenden Infanteriebataillone bis zu 1000 Mann vermehrt. Es wurden ein 5., 6. und 7. Linienbataillon errichtet und 300 Mann als Stamm eines 8. Bataillon angeworben. Von allen Seiten strömten der Legion jetzt Rekruten und Offiziere zu. Wie die Stimmung sich in Hannover verändert hatte, läßt sich daraus ersehen, daß jener General von Drechsel, der 1803 als ein entschiedener Gegner der Legion erscheint, jetzt als Oberst des 7. Linienbataillons in die Legion eintrat.

Bemerkt mag hier werden, daß es Ernst jetzt gelang, auch seinen ältesten Neffen und Paten Ernst von Kronenfeldt, der bis dahin in Göttingen studiert hatte, zum Eintritt in die Legion zu bewegen, obwohl er in der Anciennität hinter dem Bruder zurückstehen mußte.*) Auch Ernsts alter Freund Löw muß damals eingetreten sein.

*) Ernst Kronenfeldt, geb. 1781 zu Neustadt a. R., starb als pensionierter hannoverscher Oberstleutnant in den 40er Jahren zu Göttingen.

Die Legion wurde während ihres Aufenthalts in Hannover nahezu verdoppelt. Das Maximum von 5000 Mann war schon im August 1805 überschritten worden. Im Frühling 1806 zählte die Legion 13381 Mann und erreichte allmählich eine Stärke von über 15000 Mann (in den Jahren 1812 und 1813).

Natürlich machten die Neu-Angeworbenen Ernst in Verden manche Arbeit. Das gesellige Leben gestaltete sich aber auch dort zu einem recht angenehmen. Es wurden zu Ehren der Truppen Konzerte und Bälle gegeben. Ernst und Julie verkehrten namentlich viel im Hause Ferdinands von Ompteda. Die Knaben erhielten Unterricht bei einem Verdener Schullehrer.

Als die Zeit herannahte, wo die Legion sich wieder einschiffen mußte, hat Ernst noch mit Frau und Kindern die Verwandten in Celle und Hannover besucht. Hier ist er mit dem Bruder Fritz zusammengekommen. Es galt mit ihm noch eine wichtige Angelegenheit zu regeln. Kaum war nämlich Julie aus Eltville fort, so erfolgte trotz des Vergleichs mit dem Stifte Wallenstein am 12. Juli 1804 ein Dekret der mittelrheinischen Reichsritterschaft. Die Güter wurden durch dasselbe mit Beschlag belegt. Die Ritterschaft selbst nahm deren Administration in die Hand und der Verwalter Senz wurde nun für diese verpflichtet. Was die Ritterschaft zu einem solchen Vorgehen veranlaßte, ist nicht ersichtlich. Außer der Forderung des Stifts Wallenstein machte nur noch ein jüdischer Banquier in Hannover bei ihr eine Forderung von 600 Talern an den verstorbenen Regierungsrat geltend. Ernst vermutete Machinationen des Verwalters und „heimliches Gegenarbeiten des Hofrats". Jedenfalls war wieder alles in Frage gestellt. Fresenius appellierte sofort beim Reichskammergericht gegen dieses Dekret, und das Stift Wallenstein unterstützte ihn dabei.

Am 24. November 1804 berichtet Fresenius: „Der Kampf mit der Ritterschaft ist so stark, daß die Akten schon einen halben Fuß Papier hoch sind; nichts wird geschont, sodaß die Ritterschaft die Schwäche hatte, im Bericht nach Wetzlar sich

heftig zu wundern, wie ich als gewesener Syndikus so gegen sie handeln und klagen möge." Am 16. Februar 1805 erfolgte ein Mandat des Reichskammergerichts, das Ernst wieder in den Besitz der rechtrheinischen Güter unter den beiden Bedingungen einsetzte, daß der Hofrat von seinen Ansprüchen abstehe, und daß jener jüdische Banquier eine Sicherung erhalte. Von dieser zweiten Bedingung wurde Ernst auf Betreiben von Fresenius dann auch noch entbunden. Der ersten geschah vorläufig dadurch Genüge, daß ein Teil der vorhandenen Einkünfte bei dem Amte Eltville deponiert wurde. So erfolgte endlich von Wetzlar aus ein Mandat an die Ritterschaft, wodurch diese angewiesen ward, die Administration aufzuheben. Noch einmal hatte das Reich einen Schutz gewährt.

Da Ernst den gefährlichen Verwalter nicht ganz zu entfernen wagte, so sandte er nun seinen treuen Diener Joseph Arnheiter als Unterverwalter nach Eltville. Ein definitives Arrangement mit dem Hofrat bestand aber noch nicht. Dieser behauptete, daß der Evenser Zehnten jetzt an ihn als den älteren Bruder zurückfallen müsse. Außerdem machte er noch besondere Ansprüche dafür geltend, daß Ernst nun auch die Erbschaft des Vetters Georg Ernst allein zugefallen war. Ersterer hatte Gegenforderungen. Vom 26.—31. Januar verhandelten die beiden Brüder persönlich. In letzter Stunde kam ein Vergleich dahin zustande, daß der Ältere auf alle seine Ansprüche an die rheinischen Güter verzichtete, dafür aber in allen andern Beziehungen seinen Willen durchsetzte.

Die rechtsrheinischen Güter waren nun gesichert; aber für die linksrheinischen bestand noch eine viel größere Gefahr. Wenn es den maßgebenden Persönlichkeiten in Frankreich bekannt wurde, daß Ernst bei den Engländern diente, so wären seine linksrheinischen Güter sofort mit Beschlag belegt worden: schon im Winter 1804 hatte in einer Frankfurter Zeitung eine Notiz über die Legion und die Offiziere, welche sie kommandierten, gestanden. Daß unter diesen Umständen am linken Ufer wenig einging, war nicht zu verwundern; denn es

kam hinzu, daß es bei manchen Gefällen unklar war, ob sie durch die revolutionäre französische Gesetzgebung aufgehoben waren oder nicht. Der Amtmann Herber klagt, daß „von jenseits wenig oder nichts eingehet; man macht bald diese, bald jene Gefälle streitig, und gegen die Renitenten gerichtlich vorzugehen, ist zu bedenklich. Man muß also die gerechtesten Forderungen gleichsam erbetteln, und auf diesem Wege ist jenseits wenig Glück zu machen." Und schon fingen die Güter an abzubröckeln. Trotz seines Widerwillens gegen jeden Verkauf hatte Ernst schon 1803 das Gütchen Weinsheim in der Nahegegend an einen Pfandgläubiger verkauft. Jetzt stellte es sich heraus, daß das zur Masse des Georg Ernst gehörende Gut Niedersaulheim von den französischen Behörden auf den Namen des Advokaten L. überschrieben war, der die Allodialerbschaft Georg Ernsts von dessen Schwiegermutter gekauft hatte, und daß die Pachteinkünfte schon seit Jahren, ohne daß man etwas davon gewußt hatte, an diesen bezahlt waren. Die Aufhebung der Zehnten und Herrenrechte hatte man verwunden. Aber das Gefühl des Familienrechtes war noch so stark, daß sich die Langwerth'schen Agnaten noch Jahrzehnte lang nicht in den Verlust dieses Gutes zu finden vermochten. Der Verlust war, wie Ernst mit Recht bemerkt, um so härter, als das Gut Niedersaulheim eins der linksrheinischen Hauptgüter war.

Daß die Niedersaulheimer Angelegenheit günstiger verlaufen wäre, wenn Ernst auf französischer Seite gestanden hätte, halte ich für wahrscheinlich. Denn die Nichtanerkennung der bereits vollzogenen Enregistrierung des Gutes auf den Namen der Langwerth war doch immerhin ein Gewaltstreich der französischen Behörden; und man kann nicht wissen, ob das Gut nicht durch Verhandlungen mit der Allodialerbin und deren Rechtsnachfolger zu retten gewesen wäre, wenn sich die Familie im Besitz erhielt. Jedenfalls aber mußte Ernsts Abwesenheit alle Machenschaften erleichtern.

Erwähnt sei übrigens noch, daß Ernst während seines Aufenthalts in Hannover sein dortiges Haus verkauft hat. Der

Schwager Wenſe übernahm die Abwicklung der hannoverſchen Angelegenheiten; und nahm ſich der Sachen mit Eifer und Treue an. Für die rheiniſchen Güter konnte er aber natürlich nur ſehr indirekt tätig ſein. Die Verwirrung ſteigerte ſich bei dieſen noch fortwährend. Man kann ſich deshalb nicht wundern, wenn Ernſt jetzt an Freſenius ſchreibt: „Ich ſehe ſehr gut ein, daß meine dortigen Angelegenheiten meine Gegenwart durchaus notwendig machen; und werde ich daher, wenn, wie zu vermuten ſteht, die politiſchen Angelegenheiten ſich zu meinen Gunſten ändern, der Sache eine andere Wendung geben, um meine dortige Anweſenheit möglich zu machen.“ Es iſt bemerkenswert, daß Ernſt mit ſolcher Zähigkeit an der Hoffnung auf eine Reſtauration feſthielt; und man ſieht deutlich, wie der Eindruck der Schlacht von Trafalgar noch nachwirkt.

Am 1. Februar 1806 kehrte Ernſt nach Verden zurück. Grade während ſeines Aufenthaltes in Hannover war am 27. Januar jene vielberufene Proklamation des Königs von Preußen erſchienen, nach welcher „die Staaten der britanniſchen Majeſtät in Deutſchland von franzöſiſchen Truppen nicht wieder beſetzt, vielmehr von ihnen gänzlich geräumt und bis zur Abſchließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein in Verwahrung und Adminiſtration genommen werden“ ſollten.

Sofort nach ſeiner Rückkehr brach Ernſt mit ſeinem Bataillon von Verden auf. Der Marſch ging nach Cuxhafen. Am 6. Februar ſchiffte ſich dort das Bataillon ein. Der engliſche Kapitän des Schiffes „the Robber“ beglaubigte Ernſts Unterſchrift unter dem neuen Familienvertrag mit dem Hofrat. Am 15. Februar lichtete die Flotte bei gutem Winde die Anker. Schon drei Tage darauf befand ſie ſich bei Deal. Am 21. erreichte ſie Portsmouth. Der größte Teil des Expeditionskorps wurde hier ausgeſchifft. Die beiden leichten Bataillone und die erſte und zweite Linienbrigade erhielten aber Befehl nach Irland.

Am 6. März ſetzte man ſich deshalb von neuem in Bewegung. Mit günſtigem Wind ging es an der Küſte von Südengland hin, am 8. paſſierte man Landsend. Kaum aber war die Flotte über das

Vorgebirge hinaus, als sich ein heftiger Sturm erhob, der die Schiffe nach Südwest trieb. Erst nach fünf Tagen gelangte man nach Cap Clear. Dann fand man einen Zufluchtsort in der Bantry Bay. Sechs Tage lang mußte die Flotte hier still liegen. Der Sturm wüthete weiter. Die Lebensmittel gingen zu Ende. Die in Armut und Schmutz verkommene Bevölkerung war kaum imstande, mit gedörrten Fischen und Kartoffeln auszuhelfen. Julie und die Knaben hatten all dies Ungemach mit zu ertragen. Sie befanden sich wieder auf einem andern Transportschiff, das aber ebenfalls zu der Flotte gehörte. Man staunt, wie eine Frau in Begleitung von drei Knaben an einer solchen Expedition im Monat Februar teilnehmen konnte.

Erst am 20 März konnte die Fahrt von Bantry Bay nach Cork angetreten werden. Man erreichte es am folgenden Tage, und mit Frühlingsanfang konnten die Truppen ausgeschifft werden. Bis zum 7. April blieb Ernst mit seinem Bataillon in den Kasernen von Cork. Dann wurde dasselbe aber nach dem vier Meilen entfernten Fermoy verlegt. Auch hier blieb es nur kurze Zeit, um dann in das Innere Irlands, nach Kingscounty verlegt zu werden. Am 15. Mai brach das Bataillon dahin auf. Julie mit den Knaben, die in Fermoy eine Ortsschule besucht hatten, folgten. Wir finden die Brigade in den Clononey-Kasernen bei Barnagher, im Herbst und Winter aber in dem vier Meilen nördlich gelegenen Tullamore. Die Knaben haben auch hier die Ortsschule besucht. Grade ein Jahr brachte man so in den verschiedenen Quartieren Irlands zu.

Das einzige Bemerkenswerte, was sich bei Ernsts Brigade zutrug, war eine traurige Duellaffäre. Fritz Bismark war im August 1804 in der Tat nach England gereist und am 25. September in das 4. Bataillon der Legion eingetreten. Nun kam es im März 1807 zu Tullamore infolge eines von den Offizieren veranstalteten Pickenicks zu unangenehmen Auseinandersetzungen zwischen Bismark, der im vollsten Recht gewesen zu sein scheint, und dem Hauptmann von

Quernheim, der ebenfalls zum vierten Bataillon gehörte. Die Folge war ein Pistolenduell in Lord Charlevilles Forest. Hauptmann Falkenberg sekundierte Quernheim; der Leutnant Heise Bismark. Der Adjutant Rumann war als Unparteiischer zugegen. Quernheim fiel beim ersten Kugelwechsel.

Am 28. März mußte sich darauf Bismark vor den Geschworenen in Philippstown verantworten. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, schließlich aber begnadigt und in das Regiment wieder eingeführt. Die öffentliche Meinung in Irland war für ihn. Die Militärbehörden benahmen sich in einer von den Äußerungen Deckens im Winter 1804 sehr abstechenden Weise. Es scheint aber doch, daß Bismarks Stellung nach den in England vorherrschenden Auffassungen unhaltbar geworden war. Ernst nahm sich seiner in jeder Weise an und lieh ihm z. B. eine namhafte Summe. Am 27. April begab sich Bismark aber nach London und von dort nach dem Festlande. Möglich ist es freilich, daß seine Abreise auch mit andern Dingen zusammenhing. Am 27. Juli hat er seinen Abschied erhalten, aber sein Leben nahm nun eine unerwartete Wendung. Noch im gleichen Jahre hat er die Prinzessin Auguste Amalie von Nassau, die inzwischen geschiedene Gemahlin des Erbprinzen von Homburg geheiratet. Die weitere Folge war Bismarks Eintritt in die württembergische Armee. Es stand ihm dort eine bedeutende Karriere bevor, und er hat sich durch seine militärischen Schriften große Verdienste erworben. Fritz von Bismark gehört immerhin zu den hervorragenden Männern, die durch die Legion hindurchgegangen sind.*)

*) Ich will hier mitteilen, was ich in Ernsts Tagebuch über die Duellaffäre und Bismarks Abgang vorfinde, und was auch wieder in einzelnen Punkten im Widerspruch zu den Mitteilungen der Freifrau von Dalberg steht. „Den 18. März: Es war ein unangenehmer Vorfall zwischen Quernheim und Bismark. Den 19. März: Quernheim wurde von Lt. Bismark in einem Duell getötet. 20. März: Erhielt einen Brief von Bismark und schickte ihm eine Antwort nebt Lst. 60. Sprach mit General Linsingen. Die Totenschau von Quernheims Leiche fand statt. 21. März: Die Leiche des getöteten Cpt. Quernheim wurde in den Sarg gelegt. 22. März: Cpt. Quernheim wurde

Angenehm wurde der Aufenthalt in Irland durch die außerordentliche Gastfreundschaft, die hier den Offizieren der Legion zuteil wurde. Erst vor kurzem hatte Irland ein gemeinsames Parlament zusammen mit Großbritannien erhalten. Der Krieg mit Frankreich aber hatte im Volke ganz entgegengesetzte Hoffnungen erweckt und zu Invasionen und Aufständen geführt. Eine große Erregung zitterte überall noch nach, und es ist auch während des Aufenthalts der Legion in Irland zu einigen Unruhen gekommen. Der loyale Teil der Irländer sympatiesierte damit nicht, aber er sah in den deutschen Untertanen ihres Königs ein sozusagen neutrales Element und schloß sich ihnen leichter an als den Engländern. Es entwickelte sich ein lebhafter Verkehr mit „den guten Grafschaftsfamilien" der Gegend. Wir finden Ernst und Julie namentlich oft in dem Hause der Lords Charleville und Churchill. Neben diesen kehren häufig die Namen Malone, Stepnay, Lestrange, O'Connor, Wilson und andre mehr in Ernsts Tagebuch wieder.

beerdigt und danach sprach ich mit den Offizieren über diesen Vorfall. 28.: Die Assisen fanden in Philipstown statt. Lt. Bismark zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Abends nach Tullamore zurück. 2. April: Der General schickte gute Nachrichten von Dublin über Bismark. 3. April: Erhielt gute Nachrichten über Bismarks Pardon. 4. April: Hatte Unterredung mit Cpt. Ulmenstein über Lt. Bismark. 7. April: Sprach mit dem Fieldofficer und Capitänen über Bismark. B. aß hier. 8. April: Speiste in der Meß. Bismark speiste hier mit Julie. 9: Bismark wurde von General Linsingen wieder in das Bataillon eingeführt. Speiste in der Meß. Bismark als Gast. 10. Apr.: Schrieb an Lt. Col. Linsingen über Bismark. Sprach mit General Linsingen und Hodenberg. 11. Apr.: Briefe von Frau von Quernheim und Engelbrechten. 14. Apr.: Schrieb an Herrn von Bismark. 16. Apr.: Erhielt Brief von Ulmenstein in Lt. Bismarks Angelegenheit und hatte eine ernste Unterredung mit Ulmenstein und Mayer. 21. Apr.: Erhielt gute Nachrichten aus London über Bismark. 22.: Erhielt Nachricht von Cpt. Mayer, stimme nicht mit ihm überein. 23.: Du Plat schrieb an Cpt. Mayer in Bismarks Interesse, aber ohne Erfolg. 25. Ging sehr früh mit Julie und Carl Linsingen in der Postkutsche nach Dublin. 26. Apr.: Thee zu Hause mit Bismark. 27. Apr.: Speiste zu Hause mit Kronenfeldt und Bismark. Bismark ging mit den Naikes nach London. 28.: Früh in der Post nach Tullamore mit Kronenfeldt. 29. Apr.: Brief an Bismark und das Kriegsministerium nach London.

Der Major du Plat vom 4. Bataillon war jetzt Hausfreund in Ernsts Familie und ebenso herrschte ein lebhafter Verkehr zwischen dieser und dem Generalmajor von Linsingen,*) der mit seiner Frau das Langwerthsche Haus zu Tee und Spiel zu besuchen pflegte. Auch Bälle wurden in Privathäusern und auf dem Rathause zu Tullamore gegeben und an kleineren und größeren Ausflügen fehlte es nicht. Einer derselben führte Ernst und Julie im April 1807 nach Dublin, wo sie Mrs. Lestrange besuchten. Auch auf das platte Land wurden Ausflüge gemacht. Auf einem derselben bat eine zerlumpte Bettelfrau Julie um ein Almosen. Sie trat hinter einen Busch, zog ihren Unterrock aus und gab ihn der Armen, um ihre Blöße damit zu decken.

Der jüngeren Offiziere nahm sich Julie, namentlich wenn sie krank waren, stets mütterlich an. Es ist aus einer etwas späteren Zeit der Brief eines Herrn von Rantzau erhalten, der voll des Dankes ist für alles, was sie bei einer solchen Gelegenheit für ihn getan. Leider kränkelte Julie auch jetzt wieder häufig. Einmal geriet sie in Lebensgefahr, da sie irrtümerlicherweise Bleiweiß eingenommen hatte.

Auf dem Festlande waren inzwischen wieder entscheidende Schläge gefallen. Das Reich hatte sich aufgelöst, Preußen war zum Kriege gedrängt und bei Jena aufs Haupt geschlagen worden. Eine Festung nach der andern fiel in die Hände der Franzosen. Bald war die Provinz Preußen fast das einzige, was König Friedrich Wilhelm III. blieb. Hannover wurde zu dem neugebildeten Königreich Westfalen geschlagen. Mit der Gründung

*) Carl Christian von Linsingen (seit dem 17. 1. 1816 Graf) geb. den 6. Januar 1742, wurde 1756 Cornet im Cavallerie-Regt. von Hammerstein; 1758 Leutnant bei den Freitagschen Jägern zu Pferde; 1763 zum 9. Drag.-Regt. versetzt; 1777 Kapitän; 1791 Major und führte als solcher 1793 das Regiment ins Feld. Am 26. August 1794 wurde Linsingen bei Goirle verwundet und gefangen. 1795 Oberstleutnant, 1801 Oberst; 1804 Generalmajor und kommandierender Oberst des ersten Husarenregiments der Legion. 1811 wurde er Generalleutnant, 1815 General, 1816 Königl. Hannoverscher Inspekteur der Cavallerie. Er starb am 5. September 1830 zu Herrenhausen.

des Rheinbundes war die definitive Mediatisierung der Reichsritterschaft verbunden gewesen.

Da gegen England wieder die Blockade erklärt worden war, so riß die Verbindung mit den rheinischen Gütern fast ganz ab. Der Gedanke an eine Rückkehr nach Hannover oder an den Rhein trat bei Ernst immer mehr zurück. Aber er sollte doch noch einmal den Boden Deutschlands betreten.

Schon im Winter 1806 auf 7 überschritten die Franzosen die Grenze des schwedischen Pommerns. Es gab damals auf dem Festlande kaum einen entschiedeneren Gegner der Franzosen als Gustav IV. Er hatte sich mit England verbündet und selbst nach Stralsund begeben, um dort die verheißene Hülfe der Engländer zu erwarten. Die Legion war ausersehen, diese zu bringen. Die in Irland garnisonierenden Teile derselben erhielten Ende April 1807 Marschordre. Am 12. Mai brach Ernst mit dem vierten Bataillon auf. Am 25. schiffte er sich in Cork nach England ein. Auch diesmal begleitete ihn Julie mit den Knaben über die See.

Die nordische Expedition 1807—1808.

Die aus Irland kommenden Truppen vereinigten sich in Deal und Ramsgate mit den in England zurückgebliebenen Teilen der Legion. Ernst hatte in London militärische Angelegenheiten zu ordnen und kehrte am 25. Juni auf das Transportschiff Eagle zurück, das ihn schon einmal an die deutsche Küste gebracht hatte. Schon diese überseeischen Expeditionen der Legion gewähren ein besondres Interesse und machen den ersten Teil ihrer Geschichte zu einer militärischen Odyssee. Bei Beamisch finden sich sehr anziehende Schilderungen der Fahrten aus der Feder von Augenzeugen. — Diesmal wurden Julie und die Knaben auf demselben Schiff mit Ernst untergebracht. Die Letzteren schliefen in einem engen Raum, der eigentlich nur zur Aufbewahrung von Flaschen bestimmt war, und in dem sie sich kaum regen konnten.

Die Legion bildete zwei Divisionen unter den Generalmajoren von Drechsel und von Linsingen. Ernsts Brigade

gehörte der zweiten dieser Divisionen an. Das Oberkommando führte Lord Roslyn. Am 29. Juni und 1. Juli verließen die Truppen England. Anfangs war der Wind ungünstig. Dies änderte sich aber, und man landete nach einer guten Fahrt an der Ostküste Rügens, wo die Truppen ausgeschifft wurden.

Am 12. Juli lagerte das vierte Bataillon bei Philippshagen auf Mönchgut. Julie mit den Knaben begab sich von hier nach Bergen. Die Truppen begannen den Marsch nach dem von Marschall Brune bedrohten Stralsund. Aber der am 7. Juli abgeschlossene Tilsiter Friede lähmte die ganze Unternehmung. Auf halbem Wege nach Stralsund erhielt Ernst Gegenordre. Nur drei Bataillone unter du Plat wurden zur Verstärkung der Besatzung in die Festung geworfen. Sie übernahmen dort abwechselnd mit den Schweden den täglichen Vorpostendienst. Bei einem kräftigen Ausfall sind auch Legionstruppen hier ins Feuer gekommen. Das Hauptkorps blieb aber, ohne etwas Entschiedenes zu unternehmen, auf Rügen stehen. Zu erwähnen ist nur, daß es der Wachsamkeit der Vorposten zuzuschreiben war, wenn die Franzosen in der Nacht des 31. Juni einen unternommenen Angriffsversuch aufgeben mußten. Das 4. Bataillon lag in Sehlen, eine Stunde südöstlich von Bergen; später im Zeltlager in dem eine Meile südlicher gelegenen Gartz. Hier war es, wo Julie im Zelt ihres Gatten die Honneurs machte und das Zelt dabei mit ihren Shawls dekorierte. Von diesem Lager aus besuchte Ernst in Begleitung von Julie und du Plats Frau Stralsund. Die Knaben waren an den Masern erkrankt, erholten sich aber bald wieder.

Immer mehr stellte es sich indessen heraus, daß Stralsund auf die Länge gegen die große französische Armee nicht zu halten sei. Der König überließ es deshalb dem Schutz der Bürger und ging persönlich nach Schweden zurück: die kleine schwedische Armee hat im September auf Rügen kapituliert. Auch die Unternehmung in Pommern blieb ein Mißerfolg. Aber wer will berechnen, welchen Einfluß auch sie — man denke an Arndt — auf die franzosenfeindliche Stimmung gehabt hat?

Inzwischen war man in England auf den Gedanken gekommen, die Legionstruppen zu einer Unternehmung gegen Dänemark mit zu verwenden. Dieses sollte nach einem geheimen Vertrag seine gesamte Seemacht Napoleon zur Verfügung gestellt haben. Nach andren Mitteilungen sollte es dessen Absicht sein, Holstein mit einer Landmacht zu besetzen. Solchen Plänen wollte die englische Regierung zuvorkommen. Man hat sie wegen dieses Entschlusses heftig getadelt, und noch heute klingt dieser Tadel bekanntlich in der Presse nach. Ich glaube nicht, daß die Handlungsweise der englischen Regierung richtig war. Aber die Verhältnisse waren jedenfalls um 1807 so anormal, daß sich manches für das, was sie tat, sagen läßt. Jedenfalls haben sich viel schlimmere Dinge beim Ausbruch der Kriege um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ereignet.

Anfang August stachen 14 Kriegsschiffe und eine große Anzahl von Transportschiffen von England aus in See. Schon am 8. August war die Flotte im Sunde. An demselben Tage verließ Ernst das Lager bei Gartz. Am 13. ging die Flotte nach Seeland. Noch trug das Ganze einen ziemlich friedlichen Charakter; aber der englische Gesandte stellte jetzt die Forderung einer zeitweiligen Auslieferung der dänischen Flotte. Die englische zog sich immer näher an die dänische Küste heran. Als die Verhandlungen scheiterten, erhielten die Truppen den Befehl zum Landen. Am 21. August ging das von Rügen kommende Korps südlich von Kopenhagen in der Bucht von Kiöge an Land. Julie und die Knaben blieben an Bord, um mit der die Stadt von der Seeseite einschließenden Flotte weiterzusegeln. Das von England kommende Korps war auch schon gelandet. Von einigen Bauernhaufen abgesehen stieß es auf keinen Widerstand.

Am 24. August besetzte nun die Armee die Vorstädte. Ernst erhielt den Befehl, die beiden vor der Stadt gelegenen Orte Lützen und Ventegadt zu besetzen. Der 25. August sollte ihn persönlich zum erstenmal ins Feuer bringen.

Als nämlich am Morgen dieses Tages ein Piquet des 5. Bataillons noch näher an die Festungswerke heranrückte, machte die Besatzung einen Ausfall. Aber das sofort eingreifende vierte und ein Detachement des ersten leichten Bataillons drängte die Angreifer bis an die Brücke vor der Stadt zurück. Die Verluste waren freilich bedeutende: 60—70 Tote blieben auf dem Platz.

Am 2. September begann von allen Seiten das Bombardement. Von der Stadt aus wurde es anfangs kräftig erwidert. Aber es brach an verschiedenen Stellen Feuer aus. Es wurde anfangs gelöscht; bald aber konnte man seiner nicht mehr Herr werden. Am 4. geriet der hohe Turm der Hauptkirche in Brand und stürzte in der Nacht mit furchtbarem Krachen zusammen. Ernsts Sohn Adolf erzählte oft, wie der brennende Turm sich langsam zur Seite geneigt und dann umgestürzt sei. Die Bevölkerung von Kopenhagen wurde nun von einer Panik ergriffen und begann aus der brennenden Stadt nach der Insel Amack zu flüchten. Auch der Kommandant sah allmählich die Nutzlosigkeit des Widerstandes ein. Am 7. September, nach fast dreitägiger Kanonade, übergab er die Stadt und lieferte die Flotte aus: 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 11 Kanonenboote. Am Nachmittage besetzten die Belagerer die Citadelle. Ernst erhielt das Kommando in der Vorstadt Blackdom. Sechs Wochen sollte Kopenhagen von der englischen Armee besetzt bleiben.

Von großer Bedeutung war die militärische Aktion der Legionstruppen auch in diesem dänischen Feldzuge nicht. Aber alle diese Expeditionen in den ersten Jahren nach der Gründung der Legion trugen wesentlich zu ihrer Schulung und zur Vorbereitung für den großen Kampf bei, der ihr auf der pyrrhenäischen Halbinsel bevorstand. Die nun folgenden Wochen in Kopenhagen gestalteten sich auffallend friedlich. Julie kam mit den Knaben an Land. Man machte Ausflüge nach Frederiksborg und andern Orten. Auch von einer Tour mit du Plats Frau nach Helsingör und der gegenüber gelegenen schwedischen Küste ist in den Aufzeichnungen die Rede. Dazu kam der Verkehr mit den Lords Roslyn und Cathcart und namentlich mit der Gräfin Platen

die eine Schwester des Grafen Münster war. Die Knaben erhielten hier, in dem noch eben feindlichen Kopenhagen Tanzunterricht. Mit ganz eigenen Gefühlen muß Julie hier geweilt haben. Ihre Vorfahren hatten seit Jahrhunderten im Dienst der dänischen Könige gestanden, und ihr väterlicher Onkel, der dänische General, lebte noch. Mit ihrer Schwester Lynar, die immer treu zu ihr gehalten hatte, wechselte Julie damals spitzige Briefe.

Merkwürdigerweise hatte der Generalmajor Stricker, der Kommandant von Cronenborg einen Versuch gemacht, die Legionäre zur Fahnenflucht zu verleiten. „Als Hannoveraner", hieß es in seiner Proklamation, „seid Ihr schon lange Eurer Pflicht und Treue gegen die verräterische Regierung von England entbunden." „Wir wollen uns vereinen, die Dänen werden Euch stets als Freunde empfangen." Natürlich war der Aufruf ohne Erfolg geblieben.*) Auch auf dieser baltischen Expedition und vor allem in Kopenhagen traten dagegen wieder viele Deutsche in die Legion ein.

Der dänischen Kapitulation gemäß begann am 13. September die Einschiffung der Truppen. Am 18. begab sich Ernst mit den Seinen an Bord des Transportschiffes „Anne". Am 21. ging die Flotte mit Einschluß der beschlagnahmten dänischen Schiffe unter Segel. Die Zahl der Linienschiffe allein betrug jetzt 45. „Der Anblick dieser unermeßlichen Armada von 1000 Seglern, — — welche — — in gedrängter Ordnung den engen Kanal des Sundes durchschifften, gewährte ein außerordentlich großartiges und prachtvolles Schauspiel. Der König von Schweden stand am Ufer, als die Flotte unter wehender britischer Flagge bei Helsingborg vorüberseglete und wurde von jedem Kriegsschiff mit 21 Kanonenschüssen begrüßt."**) Mit dem günstigsten Winde segelte man ab. Allein ihr gewöhnliches Mißgeschick zur See verfolgte auch diesmal die Legion. Schon im

*) Siehe Beamish „Geschichte der Königlich Deutschen Legion" I. S. 128 und 129.

**) Siehe Beamish a. a. O. I. S. 130.

Kattegat verwandelte sich der Wind in einen Sturm. In der Nacht des 22. wuchs dieser zu einer solchen Stärke an, daß am nächsten Morgen die Flotte in allen Richtungen über die Nordsee zerstreut war. „Schlechter Wind, alles krank," meldet Ernsts Tagebuch. Nach Verlauf einer Woche konnte endlich die „Anne" vor Yarmouth Anker werfen.

Allein es sollte noch schlimmer kommen. Bei Yarmouth gönnte man sich 11 Ruhetage. Da die Truppen aber in Ramsgate und Portsmouth ausgeschifft werden sollten, so mußten die Schiffe wieder in See gehen. Der Sturm erhob sich von neuem und trieb die Flotte auseinander. Das Transportschiff Caesar Augustus lief als völliges Wrack an der holländischen Küste auf. Ernst und die Seinigen konnten von Glück sagen, als die „Anne" am 11. November, ohne daß sie Schaden gelitten hatte, in den Downs vor Anker ging. Am 13. erreichte sie Spithead.

Ernst mietete sich und die Seinen nun in Portsmouth ein. Auf einige Tage begaben sich die Gatten nach London. Es handelte sich um Ernsts Versetzung zum Stabe. Er aß bei den Herzögen von Cumberland und von Cambridge. Letzterer verfehlte auch diesmal nicht, Julie seinen Besuch zu machen.

Am 3. Dezember kehren die Gatten wieder nach Portsmouth zurück. In Ernsts Tagebuch findet sich die Notiz: „Hoffnung zum Brigadier beim Stabe." Am 15. Dezember erhält er trotz eines entgegengesetzten Gerüchtes die definitive Nachricht von seiner Versetzung zum Generalstab. So blieb er mit Frau und Kindern in Portsmouth, während das vierte Bataillon am 20. Dezember die Fahrt nach der pyrrhenäischen Halbinsel und von da nach — Sizilien antreten mußte. Du Plat hatte Ernst als Kommandeur des vierten Bataillons ersetzt.

Das Weihnachtsfest konnte Ernst in Kreise der Seinigen feiern: einige Freunde, wie z. B. Rumann, nahmen an der Feier teil. Auch von diesem Aufenthalt in Portsmouth pflegte der Sohn Adolf zeitlebens zu erzählen. Mitte Januar 1808 ging Ernst mit seiner Familie auf vier Wochen nach London.

Man führte während dieser Zeit ein ziemlich bewegtes Leben. Wir finden Ernst häufig bei den Offizieren in St. James und in den Horsequards; dort sieht er auch den Herzog von York. Dem Herzog von Cumberland macht Ernst seine Aufwartung. Mit dem Herzog von Cambridge bestanden die alten Beziehungen. Neu war die gesellschaftliche Verkehr mit dem Grafen Münster. Er kommt abends zum Tee und umgekehrt essen die Gatten bei ihm. Aus der Londoner Gesellschaft sind sonst noch Lord und Lady Charleville aus Irland zu nennen, die sich jetzt in London aufhielten. Am Geburtstag der Königin wird Julie dieser im St. James-Palast vorgestellt. Auch der Sekretär Möller, der den ersten Anstoß zur Bildung der Legion gegeben, hat Ernst damals häufiger gesehen. Eine Frau Beckedorff, welche genannt wird, scheint im Privatdienst der Königin gestanden zu haben. Nur einmal finden wir einen Besuch des Theaters in Coventgarden erwähnt. Dagegen besah Ernst mit Julie das Parlamentshaus und wohnte Sitzungen beider Häuser bei. Die drei Knaben kamen jetzt in ein Pensionat zu High Wycombe in Buckinghamshiere.

Nachdem Ernst dann seine Versetzung zum Generalstab und kommissarisch daneben seine erste Brigade wieder erhalten hatte, begab er sich Mitte Februar mit Julie noch einmal nach Bexhill. Am 20. übernahm er dort das Kommando. Ernst hatte jetzt eine schöne Einnahme. Namentlich fiel dabei seine staffgage. d. h. die Gage, die er als Glied des Generalstabs bezog, ins Gewicht.

In Bexhill folgten wieder Gesellschaften und Bälle. Der Frühling machte aber diesem allen ein Ende. Wieder hatte England eine Expedition unter Sir John Moore und zwar diesmal zur Unterstützung Schwedens ausgerüstet. Es galt dem Kriege gegen Dänemark und Rußland. Die erste Brigade unter Ernst sollte an dieser Expedition teilnehmen.

Julie begleitete ihren Gatten diesmal nicht. Als Grund wird angegeben, daß in Schweden nur schlechtes Unterkommen zu finden sei, und daß die Truppen deshalb wahr-

scheinlich gleich ein Lager beziehen würden. Dies sei aber um so beschwerlicher, weil in der betreffenden Gegend nichts zu haben sein werde. „Auch behaupten einige, daß die Truppen bald wieder zurückkommen würden." Ernst mietete für Julie eine Wohnung in London und zwar Belgrave Place Nr. 17. Er befahl sie der Obhut des Hauptmann vom 2. Bataillon Timäus*), der nunmehr als der Berater in allen Geschäftsangelegenheiten erscheint.

Von jetzt an sind wieder Briefe Ernsts an Julie vorhanden. Der erste ist vom 27. April 1808 und aus Ramsgate. Dort besuchte er zunächst den General Paget. „Er war sehr artig, zeigte alles, was mit ging". „Moore kommandiert das Ganze. Außerdem gehen Fraser, Paget, Murray und Clinton mit. Paget kommandiert die leichten Truppen und General Murray die vier Linienbataillone der Legion. Kapitän Ompteda kommt wieder als Adjudant bei General Moore. Es ist mir sehr lieb." Der nächste Brief ist vom 1. Mai aus Deal. Ernst war in der „Royal Exchange" ausgestiegen, wo die Wirtsleute sich gleich nach Julie erkundigten, außerordentlich freundlich waren und Ernst ihre Kammer einräumten. „In der Zeitung soll — gestanden haben, daß Rußland sich ganz zurückzöge." Es solle auch eine Möglichkeit vorliegen, daß Rußland sich wieder gegen Frankreich wenden werde. Wenn es wahr wäre, so würde vielleicht aus der ganzen Expedition nichts. General Moore sei am Tage vorher von London gekommen und die übrigen Generale von Ramsgate. „General Murray ließ mich gestern Abend halb 10 Uhr noch rufen, hatte aber nicht viel zu sagen, sondern sprach über gleichgültige Dinge; er will sehr artig sein und ist es auch. Er ist — seit kurzem verheiratet und hat eine gute, artige Frau. — — — Ich mußte Tee bei ihnen trinken und lange bleiben. Sie sprechen beide gut deutsch: sie hat eine deutsche Gouvernante gehabt. Es tat ihr leid, nicht mitzugehen." „Kapitän Wurmb ist Oberadjudant beim General Murray und

*) Gebhard Timäus, den 1. November 1803 in die Legion eingetreten; Major den 20. Oktober 1812, †. zu Lüneburg in Pension 27. Januar 1830.

Kapitän Ompteda wird wahrscheinlich gleich als Brigademajor auf Driebergs*) Schiff gehen." 1 Uhr Nachmittag. „Eben komme ich von General Moore. Er war ganz höflich, doch mehr ernsthaft als die andern Generale. Er sagte, wahrscheinlich würden wir wegsegeln. Indessen ich glaube es nicht." Denn das Schiff, mit dem Alten und de Salve gingen, sei noch in den Downs. Kapitän Ompteda komme nun doch nicht auf dasselbe Schiff mit ihnen.

On board the Transport the Mayor, May 3. 1808. „Wir sind noch nicht gesegelt, da wir garkeinen Wind haben. Sonderbar ist es, daß wir viele Flatboats mitnehmen. Einige wollen daraus schließen, daß außer Schweden noch eine andere Expedition zum Grunde wäre. Wir wollen es erwarten. Unser Schiff ist so groß, wie ich es für einen Transport noch nicht gesehen. Auch ist meine Kabine sehr gut. Indessen ist die innere Einrichtung des Schiffes nicht so gut wie auf manchen kleinen. Unsere Gesellschaft wird sich, denke ich, recht gut vertragen, wenn wir — uns erst eingewöhnt haben." Erst am 10. setzte man sich wieder in Bewegung. Die Flotte segelte zunächst nach Yarmouth, mußte aber dort wegen contrairen Windes liegen bleiben. Am 16. Mai 1808 beginnt dann Ernst einen ausführlichen Brief: „For anchor on board the Mayor at Scaw Point (Skagen)." Sie hätten in den ersten Tagen eine sehr gute Reise und nicht die geringste Unbequemlichkeit gehabt, schreibt er. „Da man sagte, es sei nur 40 Meilen vom Lande, freuten wir uns über unsere so bald und glücklich zurückgelegte Reise. Am Freitag Morgen kam ein starker Nebel, welcher bis gestern Mittag, also $2^1/_2$ Tag, unaufhörlich fortdauerte: wieder eine neue Gefahr auf der See, die wir noch

*) Ernst Georg von Drieberg war 1747 zu Hastedt bei Stade geboren. Er trat 1766 beim Inf.-Regt. Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz in Dienst, wurde 1783 Hauptmann, 1794 Major im 2. Grenadier-Bataillon und 1797 Oberstleutnant im 9. Inf.-Regt. Am 1. April 1804 war Drieberg Oberst im 5. Linienbataillon der Legion geworden und erhielt 1808 eine Brigade. Am 9. Juni 1810 pensioniert, starb er am 3. Januar 1832 zu Celle

nicht gekannt haben. Die Flotte war bis dahin ganz zusammen gewesen, kam aber nun auseinander. Selbst am Tage mußte oft alle halbe Stunde geläutet werden. — — — Denn man konnte nur einige Schritte vor sich sehen. Des Nachts, obgleich der Mond an gänzlicher Dunkelheit zum Glück hinderte, war man doch so — besorgt, daß doch alle Viertelstunde und zuweilen noch öfter geläutet wurde. Die Signale des Admirals wurden durch Schüsse gegeben. — — — Ein starker Wind hätte sehr gefährlich werden können. Unser Master, welcher uns sonst sehr gefiel, schien alle Contenance zu verlieren und wußte garnicht, wo er war. Endlich gestern Nachmittag verging der Nebel. Bis dahin hatten wir die ganze Zeit beilegen müssen. Du kennst, wie unangenehm dies ist." Da aber trotzdem alle Schiffe etwas von der Stelle gekommen, so habe der Admiral alle halbe Stunde Steuer-Signale gegeben. Der Master (der Schiffskapitän) habe aber doch nicht gewußt, was er machen solle „und es war wirklich sehr unangenehm für uns". Als der Nebel verging, fand sich aber fast die ganze Flotte wieder zusammen. Wir segelten frisch vorwärts und kamen abends 7 Uhr bei Scawpoint vor Anker. Eben, 12 Uhr mittags, gehen wir wieder unter Segel. Ob wir nun nach Norwegen oder Schweden (segeln) und noch nach Gothenburg hinkommen heute, wird sich bald ausweisen " „Karl Alten hatte gestern das Fieber und mußte zu Bett gehen. Er ist heute etwas besser, und ich hoffe, es wird von keiner Bedeutung sein."

Man hatte unterwegs doch recht angenehm gelebt. Von den Reisegefährten nennt Ernst noch Avemann, der ebenfalls krank war, den Brigademajor Heise und einen englischen Kapitän Schneider. Letzterer sei von Geburt ein Deutscher und Paymaster bei den 1. Dragonern gewesen, jetzt aber Adjudant bei General Paget. Er sei ein guter Gesellschafter, aber etwas Windbeutel. De Salve sei Tischpräsident und mache sich dabei sehr gut. Die Küche besorgte Ernst's Koch Behning, der sich die allgemeine Zufriedenheit erwarb. Man lebte gut, und die Kosten waren doch nicht groß.

Hafen von Gothenburg, 17. May 1808.

„Gestern Morgen, nachdem wir unter Segel gegangen, war das schönste Wetter und recht heiß. Wir waren aber — — — recht spät abgesegelt und konnten daher nicht mehr hier (her) kommen, kreuzten also die ganze Nacht vor Gothenburg. Diesen Morgen mit Tagwerden kam ein heftiger Sturm. Der Wind drehte sich aber — — und wir liefen um 7 Uhr hier im Hafen ein. Außer einigen Häusern sieht man nichts. Gothenburg ist drei Meilen von hier, und der Hafen ist ungefähr so wie Bantry Bay. Der Sturm hat den ganzen Tag continuiert, und es ist so kalt, daß wir heute zum ersten Mal Feuer haben machen lassen." „Heute haben wir niemand gesehen und nichts gehört. Ich hoffe indessen, daß wir morgen werden nach Gothenburg gehen dürfen." Die Hoffnung, bald ausgeschifft zu werden, war aber eine eitle. Anderthalb Monate blieb die Expedition im Hafen von Gothenburg liegen. Der nächste Brief ist vom 31. May.

„Die Ankunft von Ompteda*) ist mir in vieler Hinsicht sehr angenehm. Ich vermute auch wohl, daß er mit dem nächsten Packet kommt." „Wir leben hier noch immer auf dem Schiff. Karl Alten ist heute wegen seiner Krankheit ans Land. Das Fieber ist gestern bei ihm zum ersten Mal ausgeblieben. Aus Langeweile besuchen wir fleißig Gothenburg: ich bin zweimal da gewesen. Es ist indessen doch langweilig, daß außer wenigen niemand (dort) Bekanntschaft hat. Ich bin auch nie die Nacht draußen und freue mich, wenn ich wieder an Bord bin. Die Gegend um Gothenburg ist recht hübsch. Auch liegen hier im Hafen kleine Inseln, die recht hübsch sind. Wir haben gestern den Ankerplatz verändern müssen und haben anjetzt eine Lage, wo wir mit lauter Kriegsschiffen umgeben sind. Unter anderem liegt dicht neben uns das schöne Kriegsschiff „The Victory", worauf Lord Nelson geblieben ist. Die Büste von Nelson ist am Schiff angebracht und auf dem Fleck, wo er gefallen — — — ist eine Platte darauf gemacht. Es ist ein Spaß, die vielen

*) Es war dies Christian Ompteda. Er kehrte aus Gibraltar zurück und traf am 3 Juni in Gothenburg ein.

Fremden und vorzüglich Damen zu sehen, die täglich das Schiff sehen und heraufgewunden werden. Man hat hier die Nachricht, die Russen wären in Finnland bedeutend geschlagen und Sweaborg wieder genommen; allein ich glaube es nicht. Es ist sehr unangenehm, daß wir hier so ohne Nutzen die schöne Jahreszeit verstreichen lassen und nachdem dann in der schlechtesten Jahreszeit tätig sein müssen. — — — Den Vorschlag der Beckedorff, bei Windsor zu wohnen, nimm ja an. Es wird eine Veränderung für Dich sein." Ernst rät Julie wieder, sich zu schonen und zu pflegen und in Oper und Schauspiel zu gehen. Er glaube nicht, daß die Expedition sehr gefährlich werden würde, aber sie werde sehr beschwerlich sein. In Norwegen habe vor einigen Wochen noch Schnee in den Gebirgen gelegen und man werde dort viel steigen müssen. Zu wünschen sei es, daß die Sache vor dem Winter wenigstens abgetan sei. Offeney scheint nicht recht zufrieden zu sein. Er sagte gestern, daß wir wohl noch drei Wochen hier liegen könnten und es unverantwortlich wäre."*)

Den 9. Juni 1808. „Wir liegen hier noch immer ruhig. Es heißt immer, — Colonel**) Murray würde aus England erwartet. Man glaubt (aber), dann ginge er erst wieder nach Stockholm." Es sei unerträglich, und zwar um so mehr, als die schöne Jahreszeit auf diese Weise verloren ginge und die Truppen aller Orten zu spät kämen. Es heiße, daß die Schweden aus Norwegen zurückgeschlagen und die Dänen schon in Schweden eingerückt seien. „Wir wünschen, daß dieses wahr sein möge. Dann wäre vielleicht Hoffnung, daß wir hier bald debarquieren; und mit den Dänen wollen wir wohl fertig werden. Es sollen aus England gestern Nachrichten gekommen sein, daß noch mehr Truppen abgingen. Man wüßte nicht, ob hierher, oder etwa nach Cadix. Genug, dieses Stilliegen ist gewiß sehr nachteilig. Ich bin noch keine Nacht von Bord des Schiffs gewesen und man kann es auch recht gut aushalten; nur die armen Pferde

*) Es scheint, daß Offeney Adjutantendienste bei einem englischen General verrichtete.

**) Ernst nennt ihn im selben Briefe weiter unten General.

dauern mich bei der Hitze. Schon mehrere Offiziers- und Dragonerpferde sind krepiert."

Aber freilich nicht bloß auf die Pferde wirkte es ungünstig, daß sie so lange in den Schiffen eingesperrt waren. So nahe dem festen Lande wurden die Truppen von zunehmender Ungeduld erfüllt. „Um die Truppen zu beschäftigen," schreibt Ernst, „müssen wir oft embarquieren in Böten und so gegen die Küste vorrücken, wie Du es Dich noch von vorigem Jahr erinnern wirst."

Natürlich genügte aber die Beschäftigung durch solche Übungen nicht. Es kam bei denen, die auf Urlaub an Land gingen, zu Exzessen. „Einige von unsern Leuten hatten neulich sich betrunken in Gothenburg und mehrere Male gegen den Befehl gehandelt." General Moore habe darauf sehr strenge Befehle erlassen. „Ich hoffe, es wird nicht wieder vorkommen; um so mehr, da kein Soldat wieder an das Land geht. Zu unserer Satisfaktion sind indes schon einpaarmal von den Engländern auch Unordnungen gemacht worden. Mit dem ersten Batallion bin ich sehr zufrieden, obgleich es neulich auch gefehlt hatte. Aber gar nicht wie das zweite Batallion, und ich habe mir, sehr streng zu sein, vorgenommen."

Leider kamen aber auch Unordnungen von Seiten der jüngeren Offiziere vor. Ernst berührte die Sache sehr. Besonders tadelte er einen Offizier, der sich gegen englische Offiziere vergangen hatte. „Es ist aber alles nicht gehörig zur Kenntnis gekommen, nur fürchte ich dennoch, daß Moore Einiges davon erfahren hat. Bis jetzt haben wir uns bei Moore und Murray noch nicht sehr in Kredit gesetzt. Indessen ich denke: wir wollen es demnächst durch Bravour ersetzen." In diesen Tagen aß Ernst bei dem Höchstkommandierenden. „General Moore sein Tisch ist ziemlich gut. Vorzüglich hat er aber ein ganz neues Service Silber und gute Weine." „Er ist sehr artig, aber äußerst ernsthaft, spricht wenig; ist sehr streng, besonders gegen Offiziere." Eine große Unterstützung erhielt Ernst jetzt in der Tat an Christian Ompteda. Dieser präsidierte einem Kriegsgericht, das wegen Geldangelegenheiten einer Kompagnie des zweiten Bataillons abgehalten werden mußte.

Es war ein Brief von du Plat angekommen. „Es freut mich, aus dem Brief aus Sicilien zu sehen, daß sie dort ziemlich zufrieden sind.“ Doch verlange ihn nach einem ausführlicheren Brief von du Plat. Er (Ernst) habe den englischen Generalen möglichste Aufmerksamkeiten erwiesen, ohne jedoch zu höflich zu sein. „Ich kann nicht anders sagen, als daß sie ganz artig gegen mich sind.“ „Sehr lieb ist es mir um deinetwillen, daß die Jungen bald zu Dir kommen. — — — Gehe ja nach der Oper in Vauxhall und dergleichen, das gibt mehr Abwechslung und wir können uns alles dies jetzt recht gut geben. — — Es ist mir eine wahre Beruhigung, daß, wenn es mit mir ein Unglück geben sollte, Du nie in Verlegenheit kommst.“ „Ich mag — gern an alles denken.“ Dann folgt wieder eine Auseinandersetzung der Pensionsverhältnisse. „Wie gesagt, sei indessen für mich ganz ruhig: Unkraut vergeht nicht.“ Eine gewisse Todesahnung scheint doch trotz der gegenteiligen Versicherungen durchzuklingen. Über die militärische Lage heißt es: „Sollen wir, wie es zu vermuten, in Christiana landen, so würden wir Ahlefeldts Schloß Laurwig passieren. — — Daß die Schweden sich in Norwegen nicht halten würden, war wohl zu erwarten. Denn sie waren 6000 Mann und die Dänen sollen 17000 Mann stark sein.“ Der Brief wurde am 10. in Gothenburg geschlossen, wohin Ernst sich mit Löw und Berger zum Essen begeben hatte. „Neues weiß man nichts, man erwartet bald Murray.“

Gothenburg, 16. Juni 1808.

„Wir liegen hier noch immer auf dem nämlichen Fleck. Sobald Col. L. Murray in der vergangenen Woche von London angekommen war, ging General Sir John Moore vorigen Sonntag nach Stockholm, und er soll gesagt haben, in neun Tagen wiederzukommen. Drei Tage auf der Hinreise, drei Tage in Stockholm und drei Tage wieder zurück. — Er kann also am nächsten Montag wieder hier sein. Man spricht sehr verschieden von seinem Auftrag. Einige glauben, wir gingen nach England zurück und dann nach Irland. Andere wollen uns hier landen

lassen." Ernst neigt jetzt dieser Ansicht zu, „da die Dänen an der schwedischen Grenze stehen, und wie es heißt, schon in Schweden eingerückt sein sollen." „Es heißt, der Prinz Friedrich von Hessen und General Ewald kommandieren in Norwegen." Beide, vorzüglich aber der erstere seien nicht bedeutend, und so werde es dann schon gehen. „Es kann aber auch sein, daß wir nur hier die Grenze besetzen sollen, und die Schweden vorrücken lassen." „Es ist sehr bös, daß man sich nicht ganz auf die Schweden verlassen kann. Neulich ist ein Batallion schwedischer Rekruten, welches von hier abgegangen war, mit sechs Kanonen, wahrscheinlich aus absichtlicher Unachtsamkeit, den Dänen an der Grenze von Norwegen in die Hände gefallen; und neulich hat eine englische Gunbrigg bei Malmö mit 28 schwedischen Gunboats 22, mehrenteils schwedische, Merchantships convoyiert und (sie) sind von 30 dänischen Gunboats angegriffen worden. Die schwedischen Gunboats sind ohne zu feuern davon gegangen, und die englische Gunbrigg hat sich nachdem sie sich von dem Abend 6 bis Morgens 3 Uhr verteidigt, endlich aber ergeben müssen, und die Merchantships sind den Dänen in die Hände gefallen. Wahrscheinlich hat der schwedische General in Malmö — aus böser Absicht — keine gehörige Instruktion gegeben. Gestern kam hier eine dänische ‚Flag of truce' an, und ist heute wieder weggegangen." Es habe sich, wie man glaube, um Auslieferung von Kriegsgefangenen gehandelt. „Unter anderm ist neulich ein Schiff mit 15 dänischen Chirurgen, nach Norwegen bestimmt, von den Engländern aufgebracht worden." „Aus Langeweile wird immer viel auf dem Wasser manövriert. Heute hat unter anderm das 2., 5. und 7. Bataillon sich gezeigt." Die kommandierenden Offiziere hätten jedoch nichts hierbei zu tun, da Alles durch die Navy-Offiziere geleitet wurde. „Noch immer bin ich keine Nacht an Land gewesen."

Leider hatte die Untätigkeit es auch zur Folge gehabt, daß bei der Legion Desertionen vorkamen; doch betrug die Zahl derselben nur 6, und dabei kam auf Ernsts Brigade nur ein einziger Fall. Noch immer kamen auch Fiebererkrankungen vor. Die

Obersten von Alten und von Reden seien besser, schreibt Ernst, aber der älteste Schlütter und Oberst Barsse sehr leidend. Bei Christian Ompteda habe es den Anschein, daß er seine „alte tolle Krankheit" wieder bekäme. Er mache sich allerlei Gedanken, sehe ganz starr aus, spreche fast garnichts und wolle immer allein sein. In der Tat ist bald darauf während der Fahrt nach Portugal Omptedas alte Gemütskrankheit wieder ausgebrochen. Erst nach zwei Jahren besserte sich sein Zustand; und erst 1812 konnte er wieder in die Legion eintreten.

Trotz des langen Wartens sollte es zu keiner Aktion in Skandinavien kommen. General Moore konnte sich in Stockholm mit dem Könige nicht einigen, kehrte am 27. Juni unverrichteter Sache zurück und erteilte den Befehl zum Absegeln. Am 3. Juli verließ die Flotte den Hafen von Gothenburg und traf am 21. in Spithead ein. Man sollte sich aber nur mit neuem Proviant versehen, und dann — nach der pyrrhenäischen Halbinsel weitersegeln.

Portugal 1808—1809.

Im Juni 1808 war in Spanien der Volksaufstand ausgebrochen. Die englische Regierung beschloß, zu dessen Unterstützung ein Truppenkorps zu senden. Man erstaunt, wie die Engländer nach so viel mißglückten Unternehmungen immer wieder auf dem Platze sind. Diesmal hatten sie an einem Punkte angesetzt, wo ein schließlicher Erfolg ihnen bevorstand. Am 1. August 1808 landete Sir Arthur Wellesley in Portugal an der Mündung des Mondego mit 9000 Mann. Zu seiner Unterstützung wurde ein zweites Korps abgesandt: dessen Bestimmungsort war ursprünglich Vigo in Spanien. Zu dieser zweiten Expedition gehörten die von Schweden zurückkommenden Truppen und somit auch Ernst.

Die Seinigen waren zu Ernsts Begrüßung nach Portsmouth gekommen. Vom 21.—25. Juli waren sie mit Ernst zusammen. Dann mußte dieser an Bord zurück. Am 27. findet sich in Ernsts Tagebuch die Notiz: „Ging ans Ufer für kurze Zeit, kehrte um 2 Uhr zurück an Bord, sah Julie und die Knaben zum letzten Mal."

Am 31. Juli 1808 segelte die Flotte ab. Es waren diesmal

168 Transportschiffe, die von 4 Kriegsschiffen begleitet waren. So lange sie sich im Kanal befand, hatte die Flotte mit ungünstigem Wind zu kämpfen und kam nur langsam vorwärts. Von hier aber hatte man günstige Fahrt. Am 16. August erblickte man die Felsenküste von Galizien. Noch einmal hatte man hier eine stürmische Nacht, dann sollte am 17. bei herrlichem Wetter gelandet werden. Unerwarteterweise langte aber ein Befehl Wellesleys an, wonach die Truppen erheblich weiter südlich, an der Mündung des Mondego landen sollten. Schon langten auch die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz an: „Erhielten Nachricht, daß General Dupont in Spanien gefangen wurde," berichtet Ernsts Tagebuch am 17. August. Es war die Nachricht von der Kapitulation von Baylen, wo Dupont sich mit 22000 Mann dem Volksheer ergeben hatte.

Am Abend des 17. segelte die Flotte weiter der schönen Küste von Portugal entlang. Am 18. August heißt es im Tagebuch: „Heute hörten wir, daß vorgestern eine Schlacht stattgefunden zwischen den Franzosen und Patrioten in Lissabon; die Entscheidung nicht bekannt." Es ist vielleicht der Beginn des Gefechts bei Roleja gemeint, das freilich auf den 17. August fällt. Dann folgte am 21. der weit entscheidendere Sieg Wellesleys bei Vimeiro. An demselben Tage begann die Ausschiffung des Korps an der Mündung des Mondego. Aber noch einmal kam eine Gegenordre. Die Truppen sollten jetzt an der Mündung des kleinen Flusses Macceira, nicht weit von Vimeiro, ausgeschifft worden. Am 23. und 24. warf die Flotte dort Anker. Am 25. erfolgte nun wirklich die Ausschiffung. Das Wetter war stürmisch und die Brandung am hohen Ufer außerordentlich stark. Es zeigte sich jetzt, wie die an Bord befindlichen Pferde gelitten hatten. Sie waren siebenzehn Wochen lang eingeschifft gewesen. Vierzig Pferde des dritten Husarenregiments waren bereits krepiert oder hatten wegen Rotz erschossen werden müssen. Die übrigen mußten nun schwimmend das Ufer erreichen. Mehrere Pferde gingen auch dabei verloren. Als das Regiment gemustert wurde, fand man kaum die Hälfte der Pferde zum Felddienst fähig.

Ein Teil der Armee kam nach Torres Vedras. Die leichte Infanterie begab sich in ein auf der entgegengesetzten Seite von Vimeiro belegenes Hüttenlager. Am 29. vereinigten sich mit ihr die vier Linienbataillone. Nachdem auch die Artillerie herangekommen, trat die ganze Armee den Marsch nach Lissabon an. Ernsts Tagebuch berichtet:

1. September 1808: „Marschierten durch das Lager von 10000 portugiesischen Truppen bei Muiera, erhielt schlechtes Quartier." 2.: „Marschierten nach Maffra: erhielt Quartier im königlichen Palaste; fand eine schöne Kirche und Kloster hier." Den 3.: „Halt". Den 4.: „Langer Marsch nach St. Murco, sechs Meilen von Lissabon." Den 6.—16.: „Halt." Den 17.: „Marschierten in unser neues Quartier Quinta de Porta bei Queburza (Queluz?)."

Die beiden Brigaden bezogen hier ein Lager. Ernst hatte eine Privatwohnung. Er aß auch hier nicht in der Meß einer der beiden Bataillone. Jede besondere Verbindung mit einem derselben hatte, seitdem er dem Stab angehörte, aufgehört.

Die Schlacht von Vimeiro hatte zur Räumung Portugals durch die Franzosen geführt und es stand deshalb dem Einmarsch in Spanien kein Hindernis mehr im Wege. Sir John Moore sollte mit 25 000 Mann im Norden Spaniens operieren. Das 3. Husarenregiment und die leichte Infanteriebrigade der Legion gehörten zu Moores Armee, die durch weitere 10 000 Mann verstärkt werden sollte, welche die Regierung von England aus nach Corunna sandte.

Ernst nahm an diesem Herbst- und Winterfeldzug des hochherzigen Sir John Moore nicht teil, sondern mußte mit den beiden Linienbrigaden in Lissabon verbleiben. Er konnte dies als ein besondres Glück preisen; denn dieser Feldzug bestand bei der großen Überzahl der Franzosen und dem persönlichen Eingreifen Napoleons doch nur in Rückzugsgefechten. Sir John Moore, der ein besseres Schicksal verdient hätte, rettete den größten Teil seiner Truppen, und die nachdrängenden Franzosen wurden noch am 16. Januar 1809 bei Corunna geschlagen. Aber Moore fiel selbst in dieser Schlacht, und die erschöpften Truppen

traten am 17. ihre Rückreise nach England an. „Ich hoffe", waren Moores letzte Worte, „mein Vaterland wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Briefe von Ernst fehlen zunächst.*) Über seine Erlebnisse während dieser Zeit und im Winter 1809 gibt aber sein Tagebuch Aufschluß. Am 8. Oktober 1808 war die Nachricht gekommen, daß die Brigade nach Spanien marschieren solle. Aber am Tage darauf schreibt Ernst: „Erhielt Brief, daß die Armee nicht nach Spanien gehe."

Den 11. „Ritt mit de Salve und unserem Wirt nach Lissabon. Abends großer Ball im Carlos-Theater von den Offizieren der englischen Armee."

Am Tage darauf erhielt Ernst die unangenehme Nachricht, daß die von ihm kommandierte Brigade einem Engländer, Burrard, gegeben, und daß dieser zum Brigade-General ernannt sei. Wenn Ernst sogleich an den Herzog von Cambridge und den General von der Decken schrieb, so wird das damit zusammenhängen. Auch scheint Ernst tatsächlich das Kommando weitergeführt zu haben, wenn er auch formell dem General Burrard untergeordnet war. Am 18. November begab sich General Burrard aber nach England, und am 25. erhielt Ernst von dem Kriegsministerium die Nachricht von seiner eigenen Ernennung zum Brigade-General. Das Patent scheint er erst später erhalten zu haben. Wir finden, daß er sich am 13. Dezember seine Generalsuniform bestellte.**) Deckens Antwort erhielt er erst am 23. Dezbr.

Seit dem 21. Oktober steht Ernst in Lissabon, wo sich auch das Hauptquartier der kleinen englischen Armee befand, die jetzt unter dem Befehl des Generals Cradock stand: Sir Arthur Wellesley hatte sich nach England begeben. Ernst erhielt Quartier im Hause des Marquis de Pombal am Platz d'Alcantara, das jetzt im Besitz des Conde de Radenha war.***) Im San

*) Ernst schrieb auch aus Portugal und Spanien sehr fleißig an Julie. Aber die Mehrzahl der Briefe ist verloren gegangen.

**) Bemerkenswert ist, daß Ernst den 14. nicht ausging, da die Generalsuniform nicht fertig war.

***) Graf Radenha war der Bruder des Marquis de Pombal.

Carlos-Theater wurde von den Kaufleuten ein zweiter Ball mit vorhergehendem Souper „zum Besten der Wiederherstellung der portugiesischen Regierung gegeben". Ab und an besuchte Ernst auch die Oper.

Den 29. November: „Inspizierte die Pferde und Maulesel der Brigade." Den 2. Dezember: „Ging mit Wurmb in die Loretto-Kirche, wo ich ein schönes Conzert hörte." Den 5.: „Erhielt Ordre, zwei Compagnien des 1. Bataillons nach Peniche zu schicken." Den 6.: „Major Bodecker und verschiedene andre Offiziere kamen Abschied nehmen, da sie nach Fort Peniche gehen." Den 11.: „Erhielt Befehl, eine Compagnie nach Coimbra zu schicken."

Natürlich verfolgte man in Lissabon den Gang des spanischen Feldzuges mit regstem Interesse. Mehrmals noch stand man auf dem Sprunge, zu Moores Unterstützung aufzubrechen. So heißt es am 19. Dezember: „Erhielt die Mitteilung, daß wir bald marschieren sollten mit der Brigade. Aber es wurde wieder geändert." Den 30. Dezember: „Erhielt Information zum Weitermarsch, vielleicht schon morgen, bereit zu sein, da schlechte Nachrichten von der Armee aus Spanien gekommen sind." Den 31.: „Viel zu tun in Erwartung des Weitermarsches." „Erhielt Befehl wegen der drei Kompagnien in Peniche und Coimbra; machte alles bereit zum Abmarsch."

Am 3. Januar 1809 erhielt dagegen das erste Bataillon den Befehl, sich bereit zu halten, im Lissaboner Castell einquartiert zu werden. Den 6. Januar: „Ging mit dem 1. Bataillon ins Castell." Den 13. Januar: „Ging ins Hauptquartier, fand aber den General nicht zu Hause." Den 14.: „Sprach mit dem Colonel Darock und General Cradock." „Erhielt von Major Belleville Nachricht über einen französischen Spion." Den 15.: „Erhielt Brief über die Vorräte in Borgia (?) und antwortete. Zum Essen bei General Cradock." Den 16.: „Sah Major Bodecker in dem Schloß. Erhielt Befehl, eine Wache zu Admiral Berkley zu schicken." Den 22.: „Ging ins Castell, um das Bataillon zu inspizieren und ein Detachement der zweiten Brigade." Den 24.: „Ging mit Zerssen nach Fort Julien. — — Schlief die Nacht in Oyras im Hause des Marquis

de Pombal." Den 25.: „Ging von Oyras heute Nachmittag nach Otnes, um (die) 5. Kompagnie des 60. Regiments*) zu inspizieren." Den 30. Januar: „Kapitän Langton kam her mit dem Befehl, die 2. Kompagnie nach Belem zu senden." Den 2. Februar: „Die zwei Kompagnien des 2. Bataillons und Detachements von der 2. Brigade marschierten heute von hier ab." Den 9.: „Das Bataillon sollte auf Befehl vor dem Sir John Cradock Revue passieren; aber Regen verhinderte es." Den 10.: „General Cradock sah das Bataillon und war sehr zufrieden." Den 18.: „Ritt ins Feld zur zweiten Brigade." Den 24.: „Ging zu General Murray. Um 1 Uhr ritten wir zu dem englischen Gesandten, und dann, um die Prozession zu sehen, auf den Place Rosio."

Auch die von ihm geschriebenen Briefe notiert Ernst noch fortwährend. Die Zahl ist, von denen an Julie abgesehen, jetzt klein. Darunter befindet sich aber einer an die Cousine Stein; und wir müssen uns daran erinnern, daß Marianne vom Stein 1809 in die Dörnbergsche Erhebung verwickelt war. Briefe nach Deutschland konnten trotz der Kontinentalsperre auf kaufmännischen Wegen noch immer befördert werden.

Was das gesellschaftliche Leben dieses Winters betrifft, so zeigte sich die Bevölkerung Lissabons im ganzen doch mißtrauisch gegen die ihr zu Hülfe gekommenen Fremdlinge. Ein Hof war nicht anwesend; denn dieser hatte sich im November 1807 bei dem Einmarsch der Franzosen nach Brasilien begeben. Gerade die vornehmen Familien bewahrten aber große Zurückhaltung. So

*) Dies oben schon in den Briefen Ernsts erwähnte 60. Regiment war ein Fremden-Regiment und bestand zum großen Teil aus Niederdeutschen und besonders Hannoveranern. Es war jetzt von Westindien nach der pyrrhenäischen Halbinsel beordert worden. Es geht aus Ernsts Tagebuch indirekt hervor, daß er alte Bekannte unter demselben besaß. Am 21. Januar 1809 erwähnt Ernst, daß zwei Offiziere des 60. Regiments nach Lissabon gekommen seien. Auch am 9., 14. und 25. Februar ist von Offizieren des 60. Regiments die Rede. In gewissem Sinne wird man das 60. Regiment, wo es sich um die Teilnahme der Deutschen an den Siegen Wellingtons auf der pyrrhenäischen Halbinsel handelt, der Legion hinzurechnen dürfen.

kam auch der Verkehr mit der Familie des Conde Radenha lange Zeit nicht über die notwendigsten Höflichkeitsbezeugungen hinaus. Erst als der Graf Lissabon verlassen hatte, ward das Verhältnis zu den zurückgebliebenen Damen, der alten Mutter und der Gattin des Grafen, herzlicher. Ernst versorgt sie unter anderm mit englischen Zeitungen. Jetzt erhielt er auch etwas Verkehr mit andern portugiesischen Häusern. Andererseits nahmen sich der österreichische Gesandte von Lebzeltern und der russische Chargé d' Affaires Graf Dubetschefskoy der Offiziere in der entgegenkommendsten Weise an, zogen sie zu Gesellschaften und Bällen heran. Das Gleiche gilt natürlich von dem englischen Gesandten Villiers. Einmal kommt es sogar schon vor, daß Ernst an einem Abend zwei Bälle besuchte. Aber auch abgesehen von den großen Fêten hat Ernst in den Häusern des Oesterreichers und des Russen häufig verkehrt; und er hat diesen Verkehr, als er am 5. März 1809 mit dem 1. Bataillon nach dem nahegelegenen Dorf Vaco Lumeiro übersiedelte, fortgesetzt. Er ritt jetzt fast jeden zweiten Tag nach Lissabon und kehrte selten zurück, ohne in einem der genannten Häuser Besuch gemacht zu haben. Auch an einem Ball des Generals Murray nahm Ernst von Vaco Lumeiro aus teil. Dieser kommandierte jetzt die bei Lissabon stehenden Truppen der Legion und war somit Ernsts unmittelbarer Vorgesetzter.

Durch die Einschiffung der Armee Moores in ihren Bewegungen freier geworden, hatten sich die Franzosen jetzt immer mehr den Grenzen Portugals genähert. Soult bedrohte von Galizien aus Oporto; Lapisse stand bei Salamanca und Marschall Victor am Tajo. Die kleine Armee Sir John Cradocks war zu schwach, um an Widerstand denken zu können. Man beschloß, sobald der Feind anrücke, Portugal zu verlassen. Da entschied sich die englische Regierung, neue Verstärkungen zu schicken. Eine nach Cadix zur Unterstützung der im Süden kämpfenden Spanier bestimmte Expedition unter General Sherbrooke wurde, als sie im Begriff stand, in den dortigen Hafen einzulaufen, nach Portugal dirigiert. Andre Truppen wurden von England gesandt. Dies

alles hing mit dem österreichischen Krieg zusammen. Eine Verständigung mit Österreich wird vorangegangen sein: und es war in der Tat für dieses von großem Wert, daß die Franzosen auf der pyrrhenäischen Halbinsel in Atem gehalten wurden.

Die Lage von Cradocks Armee war inzwischen eine recht schwierige geworden. Soult rückte gegen Oporto vor und trieb die Spanier unter Romana vor sich her. Viktor schlug am 28. März bei Medellin an der Guardiana eine zweite spanische Armee unter Cuesta aufs Haupt. Am 29. rückte Soult in Oporto ein, und noch fehlten die englischen Verstärkungen. Am 2. April fand ein Kriegsrat statt, an dem auch Ernst teilnahm. „Um 11 Uhr heute Morgen," heißt es im Tagebuch, „war eine Zusammenkunft aller Generale im Hauptquartier." Man beschloß nordwärts zu marschieren und sich mit den jetzt eingetroffenen Verstärkungen Soult entgegen zu stellen. Am 8. April brach Ernst mit der ersten Brigade auf. Er persönlich ritt mit de Salve nach Cintra und blieb dort die Nacht. Am 9. kam die Brigade nach Maffra. Am 10., 11. und 12. war eine Ruhepause.

Den 13.: „Marschierten nach Torres Vedras, drei Meilen." Den 14.: „Marschierten nach Obidos, fünf Meilen."

Hier blieb man bis zum 22. stehen. Das Hauptquartier kam nach Caldos, wo Ernst (am 18.) den General Cradock besuchte. Offenbar wartete man auf Wellesleys Ankunft. In Obidos beging Ernst am 19. April seinen letzten Geburtstag im Kreise der Offiziere: er war 52 Jahre geworden.

Am 16. April hatte Ernst an Julie, die sich zu ihrem Manne begeben wollte, geschrieben, sie werde, wenn sie komme, im Pombalschen Hause einen Brief finden. „Es heißt, wir bleiben noch einige Tage hier, und nach einigen Nachrichten retirierten die Franzosen. Wende Dich an die Gräfin Radenha im Pombalschen Hause. Mit der alten wirst Du nichts anfangen können, die junge will aber gern mit allem Dich bekannt machen; und Du wirst dadurch gleich in den ersten Häusern bekannt."

„Freuen soll es mich sehr, wenn Du Deinen Plan ausführst, und wir uns endlich mal wieder sehen."

Ernst zeigt sich in diesen Tagen voller Hoffnung für den beginnenden Feldzug. In einem deutschen Briefe vom gleichen 16. April 1809 an einen Herrn in Lissabon schreibt er: „Wir sind hier etwas weiter vorgerückt und werden viel leichter eine Entrevue mit den Herren Franzosen haben. Um die Wahrheit zu sagen, glaube ich nicht, daß die Franzosen nach Lissabon kommen werden."

Am 22. April landete Wellesley zum zweiten Male, und zwar diesmal in Lissabon; und am gleichen Tage setzte Ernst seinen Vormarsch fort. „Nahm mit der Brigade Quartier in Alcobaça. Speiste mit dem ganzen Generalstab und den Feldoffizieren bei dem Prior."

In Alcobaça machte man abermals acht Tage Halt (bis zum 30. April). Ernst war in dieser Zeit der tägliche Gast des Priors. Wellesley, der zum portugiesischen Feldmarschall ernannt war, wurde noch in Lissabon aufgehalten. Am 1. Mai erreichte Ernst mit seiner Brigade Pombal. Am 2. traf Wellesley bei der Armee ein. Am 3. kam Ernst bis Coimbra, wo er wieder im Kloster einquartiert wurde. Den 4. Mai: „Ging ins Hauptquartier und sah Wellesley." Schon vor Kopenhagen hatte Ernst mit ihm zusammen gedient und seine Bekanntschaft wahrscheinlich 1808 erneuert. Zunächst nahm Wellesley eine große Musterung vor. In Ernsts Tagebuch heißt es zum 5.: „Brigadeinspektion". Am 6. schreibt er „Sir Arthur Wellesley sah die ganze Linie in Marschordnung". Lord Londonderry verlegt in seinem Buch die Musterung der Gesamtarmee dagegen schon auf den 5. und bemerkt, dieselbe habe ein höchst imponierendes und prachtvolles Schauspiel dargeboten. „Ohne Übertreibung", setzt er hinzu, „darf man von einigen der Truppen, welche an diesem Tage unter den Waffen standen, behaupten, daß die ganze Welt nichts vortrefflicheres aufweisen konnte. Zu diesen ausgezeichneten Korps verdienen gezählt zu werden: die Brigade der Garden, das 29. und 83. Regiment und die vier Bataillone der königlich deutschen Legion . . . Die ganze Armee war in dem höchsten Zustande der

Disciplin und der Schlagfertigkeit, und alles schien nur von einem Geiste beseelt."*) Das erste Linienbataillon wurde jetzt vom Major Bodecker, das zweite von dem Oberstleutnant Brauns unter Ernsts Oberbefehl kommandiert. Der Brigadier der zweiten Brigade war Löw. Es war eine seltsame Fügung, daß die beiden Brigaden von Männern kommandiert wurden, die beide der mittelrheinischen Ritterschaft entstammten. Außer den beiden Linienbrigaden gehörten von der Legion zur Armee Wellesleys auch noch zwei Batterien unter dem Major Hartmann**) und eine aus den vier Bataillonen gebildeten Scharfschützenkorps, dem sich ein Detachement des ersten und zweiten leichten Bataillons angeschlossen hatte. Ernst pflegte dies Scharfschützenkorps als ein fünftes Bataillon zu bezeichnen.

Unter dem General Mackenzie wurde eine Abteilung zur Deckung von Lissabon gegen Victor zurückgelassen. Ein kleineres Korps unter General Beresford sollte bis Vizen vorrücken. Die Hauptmacht ging auf der Heerstraße gegen Oporto vor. Die Legion stand vor wie nach unter dem General Murray, gehörte aber mit britischen Truppen zu dem Korps des Generals Paget, das den Vortrab auf der großen Heerstraße nach Oporto bilden sollte. Wellesley war entschlossen, den von Oporto südwärts bis an die Vonga aufgestellten Flügel Soults anzugreifen. Das zu diesem Angriff bestimmte Hauptkorps bestand aus etwa

*) Dieses Citat aus Londonderrys Buch ist Beamish entnommen.

**) Es ist dies derselbe Georg Julius von Hartmann, der noch 1848 als Verwalter des Armee-Materials eine Rolle in Hannover spielte. Er hatte sich unter Scharnhorst, der stets sein Vorbild blieb, gebildet. Infolge des Bathordens Sir Julius Hartmann, gehörte er auch zu den aus der Legion hervorgegangenen Generalen, die nach dem Ausdruck seines Schwiegersohnes, des bekannten Professors G. Waitz „die eigentümliche Verbindung englischer und deutscher Bildung" darstellten. Wie mit seinen englischen Freunden und E. M. Arndt, so stand er auch mit Scharnhorsts Sohn Wilhelm zeitlebens in Verbindung, der der Legion angehört und unter ihm gedient hatte, später aber auch preußischer General geworden war. Vergl. den von Waitz geschriebenen Aufsatz in der allgemeinen deutschen Biographie.

16000 Mann, wovon die Legion beinahe ein Fünftel ausmachte.

Am 7. Mai brach man auf. Am 9. stieß die Avantgarde jenseits der Vonga auf den Feind.*) Ernsts Tagebuch berichtet am 8.: „Marschierten nach Boralia und marschierten abends um 10 Uhr weiter von da und trafen die Franzosen bei Albergaria (nova). Unsere Brigade war nicht in Aktion; aber der Feind wurde zurückgeschlagen und zog sich (nordwärts) zurück; wir marschierten nach Oliveira, wo wir die Nacht bleiben." Die Legion bivouakierte diese Nacht in einem Fichtenwalde. Eine von dem Feinde verlassene leichte Kanone fiel in die Hände des 1. Linienbataillons. Die Avantgarde machte in Oliveira selbst Halt. Am 11. Mai kam es zu einem Gefecht bei Carvalhos. Die Franzosen waren auf einer Reihe von Hügeln aufgestellt, ihr rechter Flügel durch ein besetztes Gehölz geschützt, der linke aber ungeschützt. Wellesley beschloß, diesen Flügel zu umgehen. Während die Avantgarde geradeaus ins Gefecht geht und das 16. portugiesische Regiment den rechten Flügel beschäftigt, wirft sich die Legion im Laufschritt auf den ungedeckten linken. Die Scharfschützen und das Detachement der leichten Brigade treiben unter dem Major von Wurmb die Tirailleure zurück. Darauf rückt der linke Flügel der Franzosen allerdings vor. Nachdem er eine Salve abgegeben, zieht er sich aber zurück. Dies war entscheidend. Der Feind trat, als er seinen linken Flügel umgangen sah, überall den Rückzug an. Noch einmal machten die Franzosen den Versuch, bei Carvalhos standzuhalten. Als aber die britische Kavallerie eine Schwenkung nach rechts machte und ihre Flanke bedrohte, wichen sie auf Oporto zurück. Ernst schreibt über dies Treffen. Den 11. Mai: „Wir marschierten früh morgens aus und trafen die Franzosen bei Carvalhos. Die erste Brigade kam ins Treffen: besonders die zwei ersten Kompagnien jedes Bataillons. Kapitän Detmering**) fiel und Kapitän Langrehr wurde verwundet.

*) Es war die äußerste Spitze der Franzosen unter Franceschi.

**) Detmering war am 3. Januar 1804 in das 1. Linienbataillon eingetreten und gehörte zu den Offizieren, die von Ernst besonders oft genannt werden.

Das (?) Bataillon hielt sich mit großer Tapferkeit und Aktivität. Die Franzosen wurden geschlagen und zogen sich zurück. Sie haben viele Leute verloren. Wir bleiben im Bivouak bei Carvalhos." Den 12. „Die Franzosen waren in der Nacht nach Oporto gegangen und hatten die Brücke gesprengt." Es folgte ein kühner und meisterhaft ausgeführter Übergang über den Douro. Die Franzosen waren in vollem Rückzug auf der Straße nach Vallongo. Hätte General Murray den deutschen Truppen Befehl gegeben, sich auf den desorganisierten Feind zu werfen, so würden dessen Schwierigkeiten noch bedeutend vermehrt worden sein. Das erste Bataillon war unter dem speziellen Befehl von Murray weiter oberhalb bei Avintes in Verbindung mit den englischen Dragonern über den Douro gegangen. Daß auch Ernst mit Murrays Maßregeln unzufrieden war, beweist das Tagebuch. Es heißt darin weiter: „General Murray passierte mit dem 1. Bataillon und einiger Kavallerie und Artillerie den Douro und traf auf die Franzosen, aber mit wenig Erfolg. Die Franzosen ziehen sich immer weiter zurück. Ich passierte den Douro am Nachmittag. Die Franzosen hatten die Stadt (Oporto) verlassen und hatten viele Leute verloren durch die Tapferkeit des 29. Regts. Wir bleiben die Nacht in Oporto."*) Jetzt ging es rasch nach Norden vorwärts. Soult hatte seine Geschütze zerstört und eilte mit Zurücklassung seiner Kriegskasse und seines Gepäcks über die Sierra de Catalina, wo er sich mit Loison vereinigte.

Den 13. Mai. „Wir marschieren nachmittags nach Esperada: 1½ Meilen. Wir erhielten den Befehl, daß die Legion die Avantgarde der Armee bilden sollte." Den 14. „Wir marschierten nach Pradieso um 10 Uhr morgens. Die Franzosen retirieren immer." Den 15. „Marschierten früh morgens nach Pombura, sahen die Franzosen nicht." Den 16. „Marschierten früh morgens. Jeden Tag starken Regen und schlechte Wege. Fünf Meilen marschiert bis Guesmareies. Die Schützen

*) Die Franzosen verloren ungefähr 500 Mann und außerdem 5 Geschütze; Wellesleys Armee, hatte nur 20 Getötete. Ein General und 95 Mann waren verwundet.

machten einige französische Gefangene vom Nachtrab des Feindes." Den 17. „Marschierten des Morgens um 8 Uhr bis Eglisa nova: 4 Meilen. General Murray war mit den Schützen voraus gegangen. Abends erhielt ich Befehl von General Murray, weiter zu marschieren bis eine Meile vor Salamonde: 2½ Meilen weit. Sehr dunkle Nacht. Kam den 18. morgens um 10 Uhr an — — vor Salamonde. General Murray ging nachmittags mit dem zweiten Bataillon weiter vor. Ich blieb die Nacht hier." Den 19. „Marschierten morgens um 6 Uhr. Erhielt Befehl, mich mit dem ersten Bataillon, mit General Murray und der Avantgarde zu vereinigen. Wir bleiben in Portella." Mit dem Übergang über den Minho hatten die Franzosen Portugal geräumt. Der vorsichtige Wellesley brach die Verfolgung aber ab. Den 20. „Wir marschierten zurück bis Eglisa nova: 2½ Meilen." Den 21. „Wir marschierten bis Guimaraes: 4 Meilen." Den 22. „Machten heute Halt."

Die Leute waren von den anstrengenden Märschen im strömenden Regen erschöpft, und es stellten sich auch Krankheiten ein. Nachdem sie in Salamonde notdürftig mit neuem Schuhwerk versehen waren, setzten die Truppen ihren Rückmarsch aber doch fort und erreichten am 25. wieder Oporto. Dort erhielten sie Quartiere in dem an dem linken Ufer des Douro gelegenen Vorort Villa nova. Es wurden hier einige Rasttage gehalten. Wellesley hatte beschlossen, seine Armee an den Tajo zurückzuführen, wo er wieder neue Verstärkungen erwartete. Der übrigen Armee folgend ging der Marsch der Legion über den See von Ovar und Coimbra nach Abrantes am Tajo, wo ein Lager bezogen wurde. Da General Murray in Oporto geblieben, so ging in seiner Abwesenheit das Kommando über die Legion an Ernst, als deren ältesten Offizier, über. Noch auf dem Marsch nach dem Tajo schreibt er an Julie:

Ovaro den 1. Juni 1809. „Wir werden wohl heute, vielleicht auch morgen, noch näher nach Coimbra marschieren. Man glaubt, daß man gegen Spanien nichts unternehmen wird, bis erst es sich ausweist, ob der Krieg auf dem Kontinent

glücklich geht. Geht er nicht glücklich, so wird, denke ich, England wohl nicht noch mal etwas in Spanien unternehmen.*) Im entgegengesetzten Falle glaube ich aber wohl, daß besonders Wellesley dazu geneigt sein möchte, nach Spanien zu gehen. In dieser Ungewißheit können wir aber manche Woche untätig zubringen und vielleicht zwischendurch kleine Märsche machen, um die Zeit zuzubringen und uns irgendwo zu sammeln. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn Du kommen willst, — — — so wäre es jetzt die beste Zeit. — — — Und sollten wir noch Märsche haben oder nach Spanien gehen, so müßte ich Einrichtung machen, — — — daß Du mitgehen könntest; oder wenn dies garnicht angehen könnte, so bleibst Du in Lissabon. Genug, wenn ein Kriegsschiff abgehen sollte, wo Du mit hierher kommen kannst, und nicht ganz — unerwartete Nachrichten aus London wegen unsrer Bestimmung sich zeigen, so ist — — jetzt der Zeitpunkt für Dich zum Kommen." „In diesem Augenblick bin ich mit der Legion hier allein mit allen fünf Bataillons." „Es leidet aber wohl keinen Zweifel, (um so mehr, wenn wir noch nach Spanien gehen), daß ein andrer englischer General wieder angesetzt werden wird, die Legion zu kommandieren. Auf den Fall wünschte ich, daß es General Hill sein möchte. Du kennst ihn aus Irland. Er hat sich auch nach Dir erkundigt und ebenso nach den Boys." — Da General Murray nicht wiederkehrte und auch keinen Nachfolger bekam, so behielt Ernst das Oberkommando über die beiden Infanteriebrigaden der Legion, wurde aber seinerseits dem General Sherbrooke untergeordnet. Auf dem Marsch in die neuen Quartiere traf er am 9. Juni die Gräfin Radenha, die ihrem im portugiesischen Heere dienenden Gatten hierher gefolgt und von einer Gräfin Riomajor begleitet war.

Am 12. hatte die Legion ihr vorläufiges Ziel erreicht. Ernst wurde mit der ersten Brigade in Barquinha einquartiert, während die zweite Brigade und die Scharfschützen in die Umgegend ver-

*) Die Nachricht von der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) konnte damals bei der englischen Armee noch nicht angelangt sein.

teilt wurden. Das Hauptquartier kam nach dem drei Leagues entfernten Abrantes. Den 13. Juni schreibt Ernst in sein Tagebuch: „Halt hier bis auf weitere Befehle. Hatte viele Geschäfte und sprach mit mehreren Offizieren. Schickte Berichte ans Hauptquartier. Zerssen geht nach Lissabon. Ich soll Präsident bei einem Kriegsgericht sein. Generalbefehl." Den 15. „War Präsident eines Kriegsgerichts über zwei Gefangene von deutscher Artillerie. Der Urteilsspruch wurde heute gefällt und ins Hauptquartier geschickt. Erhielt mehrere Depeschen." Den 17. „Das Generalkriegsgericht versammelte sich heute wieder, da einige Fehler in der Form waren. Bei dem Urteilsspruch wurde (aber) nicht(s) verändert und ins Hauptquartier zurückgeschickt "

Daß es sich bei diesem Kriegsgericht um eine ernste Sache handelte, geht aus der Art, wie Ernst darüber berichtet, hervor; und es scheint, daß er den Vorsitz auf Grund eines besonderen Befehles von Wellesley übernehmen mußte. Es ist dieses Kriegsgericht aber der einzige Fall, wo es sich in Portugal möglicherweise um Vergehungen von Legions-Soldaten gegen die Landeseinwohner gehandelt haben kann. In Ernsts Briefen an Julie findet sich überhaupt nicht die leiseste Kunde von solchen Excessen in Wellesleys Armee während des Feldzuges in Portugal und Spanien;*) und wir haben doch gesehen, daß Ernst seiner Gattin fast alles, was vorging, anvertraute.

Über die nächste Zukunft herrschte noch vollkommenes Dunkel. In dieser Wartezeit schreibt Ernst an Julie:

Barguinha,**) den 14. Juni 1809.

„General Murray geht wirklich nach England zurück und wird nicht wiederkommen. Er soll unzufrieden sein, nicht Generalleutnant geworden zu sein. Da ich ihn einmal kenne, und er

*) Ich hebe dieß hervor, da vielfach behauptet worden ist, Wellesleys Heer habe sich in Portugal große Excesse zu Schulden kommen lassen.

**) Ernst bezeichnet Barguinha als „am Tajo, 3 leagues von Abrantes" gelegen.

mir immer wohlgewollt, (so) hätte ich ihn gern behalten. Indessen, unter uns gesagt, so glaube ich doch nicht, daß wir einen schlimmeren Kommandanten wiederbekommen können; denn er hat doch manches Unangenehme. Ich will schon mit einem jeden fertig werden, und daher ist es mir einerlei, wer das Kommando bekömmt."*) Wenn Julie wirklich kommen wolle, so hoffe er, daß sie abgereist sei, „nachdem die Nachricht von Wellesley über den guten Ausgang des Feldzuges gegen Soult auf Oporto eingetroffen ist."**) „Unsere Bagage mit allen Transportschiffen sind (von Oporto kommend) bei Lissabon wieder debarquiert und gehen weg. Ein Beweis, daß wir nicht so bald (von hier) weg, oder — — bald nach Spanien gehen. Der Himmel wird es wohl endlich mal begünstigen, daß wir wieder zusammenkommen." „Da die Legion in diesem Augenblick ganz unter meinem Kommando steht, so habe ich wirklich mehr zu tun. Aus der Zeitung wirst Du gesehen haben, daß — der ersten Brigade in allem Guten gedacht worden."

Aus Ernsts Tagebuch. Den 18. Juni: „Gottesdienst. Im Generalbefehl waren die Ordres für General Sherbrookes Division." Den 19: „Ging ins Hauptquartier; sah Sir Arthur Wellesley; machte General Sherbrooke (einen) Gegenbesuch; erhielt Depesche."

An Julie.

Barguinha, den 20. Juni 1809.

„Es ist alles beim Alten. Man glaubt noch immer, daß wir nächstens nach Spanien marschieren. Es wird — — — von Marquis***) Wellesley seinen Nachrichten aus Spanien ab-

*) Ernst wiederholt hier, daß ihm General Hill der liebste Vorgesetzte sein würde.

**) Ein Brief von Julie, den Ernst einige Tage vorher erhalten hatte, war vom 18. Mai.

***) Wellesley war seit 1799 marquess im Peerage von Irland, wurde aber erst 1812 Marquess of Wellington im Peerage von Großbritannien. Ernst nennt ihn abwechselnd Marquess und Sir Arthur Wellesley.

hängen und wie der Krieg auf dem Kontinent geht. Mir geht es noch immer gut; nur liegt es mir auf dem Herzen, daß Du nicht bei mir bist." „Man hat hier außerordentlich viele Nachrichten: bald gut, bald schlecht. Möge sich alles bald entscheiden und ich die Freude haben, Dich bald wiederzusehen!" „De Salve wird Dir von allem Nachricht sagen. Es tut mir doch leid, daß er weg geht."

An Julie.

Barguinha, den 4. Juli 1809.

„Major Harding geht morgen nach England, und ich eile, um Dir noch einige Zeilen zu sagen." „Mir geht es gut, nur fürchte ich mich vor der Hitze, welche seit ein Paar Tagen angefangen und stark ist. Ich werde mich sehr in Acht nehmen." „(Wir werden) wie es heißt, in diesen Tagen unsern Marsch nach Spanien antreten." „Nun lebe wohl! Heute ist die Ordre gegeben, daß alle Rapporte der Legion durch mich gehen und ich die Superintendantur über die Legion haben solle. Einige wenige scheinen es mir nicht zu gönnen."

Ohne Zweifel lag hierin eine Auszeichnung und diese ist doch wahrscheinlich auf Wellesley selbst zurückzuführen. Gewöhnlich bildete die Legion im Peninsulakrieg keine Verbände von mehr als einer Brigade; und es wurden auch häufig Bataillone und Regimenter der Legion mit englischen Truppen zu einer Brigade vereinigt. Bei den Differenzen, welche die Engländer in ihren früheren Kriegen mit Soldtruppen gehabt hatten, kann man es ihnen auch nicht einmal übelnehmen, wenn sie die Truppen mischten.

Den 25: „Erhielt abends Befehl, übermorgen zu marschieren." Den 26. „Viel zu tun für unsern Marsch. Depeschen." Daß das erste französische Armeekorps sich von Torremocha zurückgezogen hatte, dürfte eine Folge schon von Napoleons Niederlage in Österreich gewesen sein. Der spanische General Questa war infolgedessen in Spanien vorgerückt. Da endlich die neue englische Verstärkung von 8000 Mann in Portugal eingetroffen,

so hatte Wellesley sich nunmehr zu einem energischen Vorstoß gegen Spanien wirklich entschlossen.

Am 27. setzte sich die Legion wieder in Marsch. Nach der Familienüberlieferung schaffte eine Ordre Wellesleys bei Beginn des Marsches nach Spanien die Zöpfe ab. Ernst hielt aber so viel auf den seinigen, daß er ihn nun unter dem Rockkragen trug. Er hatte einschließlich des Kochs jetzt 4 Diener, unter denen sich auch ein Schwarzer befand. In Castello Branco wurde ihm vom Kommissariat ein Maultier für sein Gepäck geliefert, und er kaufte dazu noch ein Lastpferd. Am ersten Tage kam man bis Alcantara. Am 28. wurde der Marsch bis Graviero fortgesetzt. Wie gewöhnlich führte man Zelte mit sich und brachte in diesen die Nacht zu. Ernst pflegte aber jetzt einquartiert zu werden und sah täglich Offiziere bei sich zu Tisch. Am 30. überschritt die Legion den Tajo in der Nähe von Nissa.

Talavera.

Juli 1809.

Während der Ereignisse in Portugal hatte der Krieg der Franzosen gegen die Spanier seinen Fortgang genommen. Anfangs hatte Marschall Victor den greisen Questa Schritt vor Schritt auf die portugiesische Grenze zu gedrängt und war selbst bis 6 Meilen südlich des Tajo vorgedrungen. Aber es ist eben darauf hingewiesen, wie die Situation sich infolge der Nachricht von der Schlacht von Aspern änderte. Victor wich nun auf Madrid zurück und Questa folgte ihm auf der Südseite des Tajo. Jetzt setzte sich auch Wellesley und mit ihm die Legion auf der Nordseite des Tajo gegen Madrid in Bewegung. Am 2. Juli erreichte Ernst die portugiesische Grenzfestung Castello Branco, die Wellesley mit seinem Hauptquartier am Tage vorher verlassen hatte. Den 3. Juli. „Die ganze Division marschierte nach Lodoira.“ Den 4. „Marsch nach Zibriera.“ Den 5.

„Passierten einen kleinen Fluß, zogen in Spanien ein und marschierten nach Zarza Major. Bekam Depeschen.“ Den 6. „Machten Halt.“ Den 7. „Marschierten nach Maraleja.“ Den 8. „Marschierten nach Coria: nette kleine Stadt.“ Den 9. „Befehl, heute nicht zu marschieren. Blieb allein hier mit der K. G. Legion. Bekam in der Nacht offizielle Befehle über Parolen.“ Den 10. „Blieb in Coria, — — — Parade und nachher zu General Löw. Fand da einige spanische Damen.“

An Julie.

Spanien, Estremadura, Coria.

Den 11. Juli 1809. „Bis hierher sind wir schon wieder gekommen. Der Himmel weiß, wo wir noch herumgetrieben werden. Wenn die Sache gut ausfällt, bin ich gut zufrieden und mache mir aus der Fatigue nichts. Ich sollte indessen glauben, daß wir successful sein werden. Denn Sir Arthur ist ein kluger, vorsichtiger Mann und wird — — die Truppen nicht ohne Not aufopfern. Wir haben Halt hier gemacht und bleiben, wie man glaubt, noch ruhig hier, um erst alle die Truppen, welche von England gekommen sind, an uns zu ziehen. Es ist — sehr vernünftig, sich so stark als möglich zu machen. Die Legion steht zwar unter General Sherbrooke: ein unangenehmer, grober Mann, den kein Engländer ausstehen kann. Indessen ist die Legion dennoch — — unter meinem Commando geblieben; und habe ich Capitän Campbell zum Generaladjutant genommen; Capitän Doyle zum Generalquartiermeister. Es macht mir doch Spaß, das Ganze zu commandieren, obgleich es auf der andern Seite mehr Verantwortung nach sich zieht, und es in mancher Hinsicht nicht übel wäre, wenn Murray nicht wiederkommt, und wir unter einen andern englischen General kämen.“ „So lange ich indessen das Commando behalte, will ich wohl darauf halten daß es an nichts fehlen soll und man zufrieden ist.“ „Zerssen ist noch bei mir und de Salve seinen Dienst ver-

sieht einstweilen Lt. Borstel*), mit dem ich sehr zufrieden bin. Es ist ein sehr kluger, brauchbarer, solider Mann, den ich, wenn de Salve seinen Platz nicht wieder sollte annehmen können oder wollen, gewiß zum Brigademajor in Vorschlag bringen werde." „Die Franzosen sollen nicht sehr stark sein; und so hoffe ich, kommen wir nach Madrid. Dann wird es sich entscheiden, was unsere Bestimmung weiter sein wird. Spanien gefällt mir weit besser als Portugal. Alles ist viel reinlicher und die Nation viel munterer, freier und gefälliger: freilich etwas stolz aber nicht so hinterlistig als die Portugiesen." „Ich habe wirklich viel zu tun, stehe hier allein mit der Legion, und es gibt mancherlei: Indessen macht es mir vielen Spaß; und unter uns gesagt, sollte es mir doch recht angenehm sein, wenn ich das Commando über die Legion behielte, welches ich aber nicht glaube, und daher sage auch nichts davon."

Es ist bemerkenswert, daß jetzt ein Engländer sowohl die Stelle eines Generaladjutanten als die eines Generalquartiermeisters bei der Legion inne hat. Vor dem Zusammentreffen mit Wellesley in Castello Branco finden wir einen Kapitän von Alten als Ernsts Generaladjutanten. Vermutlich war die Ernennung der beiden Engländer die Bedingung für Ernsts Kommando der Legion. Wir finden, daß der Generaladjutant Doyle und der Quartiermeister Campbell fast täglich bei ihm zu Tisch sind.

Am folgenden Tage erhielt die Legion Befehl zum Weitermarsch nach Galistea. „Aber wir kamen so spät Abends an, daß wir die Nacht diesseits des Flusses bleiben müssen. Bekam eine Depesche und andre Parole vom General Sherbrooke. Blieb die Nacht im Lager bei dem Flusse."

Den 13. Juli: „Gehen über den Fluß (Alagon) des Morgens um 5 Uhr und marschieren nach Galistea. Schickte Briefe an

*) Ludwig von Borstel aus dem Bremischen; schwer verwundet am 27. 2. 1814 vor Bayonne, lebte später als hannoverscher Major a. D. in Buxtehude.

General Sherbrooke durch den Commissionar Dillon."*) Den 14. „Schicke Brief an General Sherbrooke. — Machte einen Spaziergang nach dem Kloster."

Mit dem 15. Juli schließt Ernsts Tagebuch. Am gleichen Tage schrieb er an Julie, die sich damals auf dem Lande aufhielt: „Bis hierher sind wir eingerückt und haben wieder einen Halt gemacht. Die Hitze ist wirklich sehr stark: sowohl bei Tage als bei Nacht. Man sagt die Franzosen retirieren. Indessen, wenn wir nur erst alle beisammen sind, werden wir wohl vorrücken, und dann wird es sich wohl entscheiden." „Sollten Wensens nicht in Elfeld Nachricht einholen können, wie es in Homberg steht, es wäre doch zu wichtig, es zu wissen."**) „Daß die Kinder bei Dir sind, freut mich sehr; grüße sie herzlich. — Sage an de Salve, er möchte mir doch eine gute Karte von Spanien senden."***) „Unter den jetzigen Umständen kann ich zu Deiner Reise nicht sogleich raten, bis Du erst hörst, was die Sache für eine Wendung nimmt und unsre Bestimmung sein wird. Es freut mich indessen, daß Du (dort) — etwas mehr bekannt wirst. So ist es doch etwas leidlicher für Dich."

Der letzte Brief, den Ernst an Julie schrieb, ist vom 21. Juli und Oropesa „6 leagues von Talavera." Er lautet:

„Liebe Julie! Eben erhalte ich Deinen Brief vom 3.†) dieses und antworte in aller Eile. Ich soll heute bei General Wellesley um 2 Uhr essen und habe nur wenig Zeit. Alle Generale sind heute dort, da General Questa da ist. Diesen

*) Hiernach scheint sich also General Sherbrooke nicht in der unmittelbaren Nähe befunden zu haben.

**) Wir erinnern uns, daß Homberg der Wohnort der Marianne vom Stein war.

***) Ernst besaß also, obwohl er 4—5 Bataillone kommandierte, keine genaue Karte von Spanien. Das Gleiche wird damals meistens der Fall gewesen sein.

†) Es ist erstaunlich, wie verhältnismäßig rasch dieser Brief in Ernsts Hände gekommen war, obwohl man sich doch schon soweit von der portugiesischen Grenze entfernt hatte.

Abend paradiert die ganze Linie für (vor) dem spanischen General Cuesta, und nachher marschieren wir gegen Talavera, welches die Franzosen verlassen haben. Vorgestern Morgen waren die Franzosen noch hier. Sie retirieren immer, und von unsrer Seite ist alles voller Spirit. Wahrscheinlich werden die Franzosen irgendwo eine Position nehmen: vielleicht hinter dem Ebro(!). Dann haben wir noch starke Märsche. Ich bin, Gott Lob, gesund, aber die Hitze und starken Märsche fatiguieren gewaltig. Nun, beste Julie, zu Deinem Briefe, worin Du mir schreibst, den 1. August abreisen zu wollen. Gott weiß, wie sehr ich es wünsche, Dich zu sehen; allein es ist jetzt der unrichtige Zeitpunkt." Als die Armee in Oporto war sei es ein guter Augenblick für Julies Reise gewesen; aber jetzt müsse man erst abwarten, ob die Armee sich in Spanien festsetzen und Julie vielleicht in Spanien landen könne, oder ob die Armee auf Lissabon zurückgehen müsse. In diesem ungewissen Zeitpunkt könne sie jedenfalls nicht kommen. Ernst hoffe, daß Julie auf seinen letzten Brief die Reise aufgeschoben habe. „Wohl unglücklich, das ist wahr, es ist aber nicht zu ändern. Suche Dir gute Bekanntschaft und die Zeit so gut als möglich hinzubringen." „Wenn Du nicht reisest, so zieh gegen den Herbst in die Stadt. Grüße die Kinder herzlich und danke Adolf für seinen Brief. Verzeihe mein eiliges Geschmier, ich kann aber nicht dafür. Ich habe noch immer das Kommando über die Legion und scheine es behalten zu sollen. Die Legion zeichnet Wellesley immer sehr aus, weil er Vertrauen zu unserer Bravour hat. Die Garde und alle Regimenter sind neidisch darauf. Sei für mich ganz ruhig; wir sehen uns gewiß gesund wieder. Die Franzosen sollen 40,000 Mann stark sein und wir ungefähr 30,000 ohne die Spanier, also wird es schon gehen; ich glaube auch, wir sind beinah stärker als 30,000 Mann.*) Lebe herzlich wohl! Stets der Deinige. Aufrichtigst L. In großer Eile."

*) Diese Zahlenangaben sind schwerlich ganz richtig; sie zeigen aber, daß auch Ernst auf die Spanier keinen Wert legte und nur die englisch-deutsche Armee mit der französischen verglich.

Man befand sich noch immer auf dem direkten Wege nach Madrid. Dieses war schon erheblich näher als die portugiesische Grenze. Noch immer hielt sich die Armee an den Lauf des Tajo.

An demselben Tage, an dem Wellesley seinen Generalen jenes Diner gab, trafen die Husaren der Legion mit den Franzosen zusammen. Am folgenden Tage, dem 22. Juli, brach sowohl die spanische als die britische Armee gegen Talavera de la Reyna auf. Es zeigte sich aber die geringe Kriegstüchtigkeit der spanischen Truppen. Es gelang dem französischen General Latour Maubourg, das an Zahl ihm so sehr überlegene Korps des Generals Zayas so lange aufzuhalten, bis ihn die in seiner rechten Flanke erscheinenden Briten nötigten, über die Alberche zurückzuweichen. Das Verhalten der Spanier war aber nur ein Vorbote von dem, was bei Talavera folgen sollte. Man staunt über ihr Benehmen, wenn man an ihre Taten von 1808 denkt, die damals die Bewunderung ganz Europas hervorgerufen hatten. Vermutlich waren sie, und war vor allem das ungeschulte Volksaufgebot durch die lange Reihe der seit Napoleons Eingreifen erfolgten Niederlagen demoralisiert. Wenn vorzugsweise von Andalusiern unter diesem Volksaufgebot berichtet wird, so hat man es wohl auch weniger mit Männern von altspanischer Herkunft zu tun.

Der nächste Morgen, ein Sonntag, war für einen allgemeinen Angriff auf das französische Heer bestimmt. Seit 3 Uhr stand die englisch-deutsche Armee unter Waffen. Aber die Spanier ordneten sich dem englischen Operationsplan nicht unter, und es kam deshalb zu nichts. Am folgenden Tage gingen sie gegen Wellesleys Wunsch ohne die englische Armee über die Alberche und folgten dann dem nach Toledo zurückweichenden Feinde. Es schien, als wenn Questa auf eigene Hand gegen das nahe Toledo vorgehen wolle. Plötzlich aber begann er die Gefahr, in der er schwebte, einzusehen und befahl für den 26. den Rückzug. Während desselben gingen die Franzosen nun ihrerseits zum Angriffe über: die spanische Reiterei wurde aus Toryos verjagt.

Zwar suchte Zayas bei Alcabon dem Vordringen der Franzosen Einhalt zu tun; aber seine Truppen ergriffen, ehe es überhaupt zum Zusammenstoß kam, die Flucht. Es drohte eine völlige Auflösung der spanischen Armee. Da warf sich noch zur rechten Zeit General Sherbrooke, zu dessen Division ja auch die Legionsinfanterie gehörte, zwischen die Spanier und den Feind. Am Morgen des 27. hatten sich die beiden Armeen wieder bei Talavera vereinigt.

Die Front nach Osten gewandt, zog sich die Schlachtreihe der Verbündeten nordwärts bis zu einem steil abfallenden Hügel, der den Schüssel der Stellung bildete, und um den sich zwei Tage lang der Hauptkampf drehen sollte. An die Stadt Talavera und den Tajo gelehnt standen auf dem äußersten rechten Flügel die Spanier. An diese anschließend folgte die Division Campbell, im Zentrum die britischen Garden. Den linken Flügel bildete die von Ernst*) kommandierte Legion. Auch die auf dem Hügel links von den Infanterie-Bataillonen aufgestellte Artillerie gehörte zum Teil der Legion an. Außerdem war die Brigade des Generals Donkin auf dem Hügel aufgestellt.

Durch das Versehen eines englischen Generalstabsoffiziers waren jedoch Ernsts beide Infanteriebrigaden anfänglich eine Stunde Wegs über Talavera hinausführt worden und im Begriff, ein Bivouak aufzuschlagen, als sie den Befehl erhielten,

*) Ich habe in einer Darstellung der Schlacht von Talavera die Behauptung gefunden, daß der General von Alten die Legion in dieser Schlacht befehligt habe. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, bemerke ich deshalb, daß Karl von Alten jetzt die leichte Infanteriebrigade der Legion kommandierte und daß das Armeekorps, zu dem dieselbe jetzt gehörte, grade am 28., 29. und 30. Juli von den Downs nach der Schelde und nach der Insel Walcheeren absegelte. Überhaupt ist Ernst von der Geschichtsschreibung bis jetzt stiefmütterlich behandelt worden: was vielleicht auf dem Umstande beruht, daß seine Carriere als Führer im Felde nur eine so außerordentlich kurze war. Ein neueres Buch bezeichnet ihn in der Schlacht von Talavera als Oberst. Demgegenüber darf ich wohl auf Ernsts ausdrückliche Ernennung zum General und die Rolle, die er dann noch spielte, hinweisen.

schleunig auf den linken Flügel zu eilen. Es war 8 Uhr abends geworden, bis sie in die für sie bestimmte Stellung einrückten.

Der Marschall Victor benutzte nun die durch die fliehenden Spanier verursachte Unordnung und die hereinbrechende Dunkelheit zu einem ersten, unvorhergesehenen Sturm auf jenen, die linke Flanke deckenden Hügel. Gleichzeitig machte die Division Lapisse einen unterstützenden Angriff auf die Bataillone der Legion. Schon war der Hügel umgangen; schon hatte eine starke Abteilung der Franzosen die Spitze desselben in Donkins Rücken erstiegen. Da erschien im entscheidendsten Augenblick General Hill und warf die Franzosen zurück. Noch einmal drangen diese vor; noch einmal wurden sie von Hill den Hügel hinabgeworfen. Jetzt gab Lapisse seinen Angriff auf, und die Dunkelheit machte weiteren Kämpfen ein Ende.

Die ganze Nacht durch blieben die Truppen unter Waffen. Falsche Alarmsignale beunruhigten sie; fortwährend fielen Schüsse; die Truppen litten sehr vom Hunger. Seit dem 22. — waren sie ohne Brot. Manchmal hatten die Deutschen in den vorhergehenden Tagen ihre Zuflucht zu einer Art von Feldbohnen, die man Coravanzen nannte, genommen. Eine Quantität rohen Weizens, welcher lotweise unter die Armee verteilt ward, bildete jetzt den einzigen Vorrat an Lebensmitteln.

So brach der Morgen des 28. Juli an und mit ihm erneuerte sich der Angriff der Franzosen in weit heftigerer und umfassenderer Weise. Das konzentrierte Feuer richtete sich gegen den Hügel. Dann gingen die Franzosen mit der Infanterie gegen General Hill vor.

An diesem Tage bildete das 5. Linienbataillon den linken Flügel der Legionstruppen. Es wurde angewiesen, dem General Hill zu Hülfe zu eilen. Ernst erteilte aber auch den Scharfschützen unter Major von Wurmb den Befehl zum Angriff. Während diese sich auf die linke Flanke des Feindes warfen, griff das 5. Bataillon denselben von der rechten an. Mit der

Fahne in der Hand drang der Kapitän Langrehr gegen die Feinde vor.*) Mit Bajonett und Kolben wurde ein furchtbares Blutbad in seinen Reihen angerichtet. Gegen 400 Mann des 28. französischen Regiments sollen allein durch das deutsche Bataillon gefallen sein.**) Das französische Regiment verlor bei dieser Gelegenheit drei Adler. „Während dessen waren auch die britischen Regimenter siegreich gewesen, und des Feindes gebrochene Kolonnen kehrten, den Hügel hinabfliehend, in ihre Position zurück." Sie hatten in einem Zeitraum von 40 Minuten über 1500 Mann verloren.

Nun trat eine Pause ein. Die französischen Heerführer berieten über die Fortsetzung des Kampfes. Um 1 Uhr begann dieser von neuem und diesmal auf der ganzen Linie. Ein Versuch, den Hügel zu umgehen, wurde durch die englische und deutsche Reiterei vereitelt. Allerdings verursachte die zwischen den beiden Armeen sich hinziehende und hier besonders schroffe Talsenkung bei den englischen Reitern große Verluste. Aber die Kühnheit des Angriffs machte einen solchen Eindruck auf die Franzosen, daß sie hier nicht weiter vorzugehen wagten.

Desto heftiger tobte der Kampf auf der rechten Seite des Hügels. Während die zweite Brigade und die Scharfschützen ihn verteidigten, stand die erste Brigade an der Seite der Garden. Den Ansturm erwartend, ließ Ernst die Feinde den Bach ruhig überschreiten und auch den Abhang hinanklimmen. Erst als die Franzosen in nächster Nähe waren, gab er das Zeichen zum Feuern: um so verheerender war die Wirkung. Nun stürzte sich die erste Brigade mit dem Bajonett auf den verwirrten Feind und warf ihn im Sturm zurück.

---

*) Friedrich Ernst Philipp Langrehr trat mit der Anciennität vom 3. November als Hauptmann in das 5. Bataillon der Legion. † an den in der Schlacht von Salamanta erhaltenen Wunden am 12. September 1812.

**) Siehe Beamish a. a. O. I. 217. Der Wert dieses Buches liegt darin, daß es fast überall auf den Mitteilungen von Augenzeugen beruht.

Aber im Grunde des engen Tälchens angelangt, sahen sich die Bataillone einer zweiten Linie gegenüber, deren Feuer durch Kartätschenschüsse von der Höhe unterstützt ward und verheerend in ihre Reihen einschlug. Ernst, der den Säbel in der Hand voraufgestürmt war, traf eine Kugel mitten vor die Stirn Er sank lautlos zu Boden: der Tod war unmittelbar eingetreten. Er sah den Sieg nicht mehr.

Da die Garden zu weit über ihre Stellung hinaus vorgingen, so war der Augenblick ein außerordentlich kritischer. Die Franzosen drangen in die entstandene Lücke ein. Alles stand auf dem Spiel. Da warf das zu Hülfe eilende 53. Regiment die Franzosen zurück. Die Garden ordneten sich wieder, die deutschen Bataillone gingen zu neuem Angriff vor, der Widerstand der Feinde erlahmte überall — der Sieg war errungen Grade daß dieser Sieg so hartnäckig von den Franzosen streitig. gemacht wurde, und daß diese fast bis zuletzt an dem Glauben, daß sie siegen würden, festhielten, erhöht die Bedeutung der zweitägigen Schlacht von Talavera.

Sobald es die Lage ermöglichte, suchten Ernsts Soldaten seine Leiche auf und brachten sie in Sicherheit. Als abermals eine Pause eintrat, ist er auf dem Schlachtfelde, auf dem er den Sieg hatte erstreiten helfen, beerdigt worden. Einige Akazien bezeichnen den Ort, wo er in die Erde gesenkt wurde. So einmal zu sterben, wenn er den Tod im Kriege finden sollte, war stets sein Wunsch gewesen.

Auch ein nassauisches Regiment hatte in dieser Schlacht der englisch-deutschen Armee gegenübergestanden und sich besonders ausgezeichnet. Gegen die Legion hat es freilich nicht gekämpft, aber doch gegen das auf dem rechten Flügel stehende 60. Regiment. Jener Schäffer, den Ernst einst für die Legion zu gewinnen gehofft hatte, und der jetzt als General die Nassauer kommandierte, kam bei einem Handgemenge in direkte Berührung mit seinen niederdeutschen Landsleuten und rief ihnen auf plattdeutsch zu, daß er zu ihnen gehöre. Er hatte noch

eine lange Carriere in naſſauiſchen und badiſchen Dienſten vor ſich. Ernſt war gefallen. Aber war nicht ſein Schickſal das glücklichere?

Ernſts Degen, ſein Taſchenbuch und ſeine Uhr wurden Julie ſpäter nach England überſandt und mit dieſem die Abſchiedsworte, die er wahrſcheinlich nach dem letzten Abſchiede in Portsmouth geſchrieben, damals aber Julie nicht überſandt hatte. Sie paſſen nur teilweiſe hierher und die Ausdrucksweiſe wird frappieren. Aber ſie ſind charakteriſtiſch und können als ein Abſchiedsgruß hier einen Platz finden. Er lautet wörtlich: „Muß durchaus meiner beſten Julie noch ein herzliches Lebewohl ſagen. Vergiß mich nicht und denk an Deine Verſprechen, die, wenn Du ſie hältſt, Deinen Ernſt mehr als glücklich machen. Gott wird uns gewiß noch mal helfen, und dann trennt uns nichts mehr als der Tod. Habe nur guten Mut und laß uns redlich unſer Verſprechen halten, ſo lohnt uns Gott. Dein Ernſt verläßt Dich nie, bleibt ewig treu und iſt aufrichtig in allen Stücken und mit allem, was vorgeht und mir widerfährt. Bin ich dies nicht oder halte ich nicht meine eben getane Verſprechen, ſo ſtrafe mich Gott ewig! Dieſes verſichere ich mit freiem Herzen und voller Überzeugung, es halten zu können und halten zu wollen. Einen recht heißen Kuß in Gedanken von Deinem Dich ewig liebenden

Ernſt.

Als die Witwe die Andenken erhielt, waren in die Klinge des Degens die Worte eingeätzt: „This sword was the last companion of B. General Ernst Langwerth, who gloriously fell in the battle of Talavera the 28th July 1809". Bald darauf wurde Julie die große goldene Medaille zugeſtellt, die Ernſt noch nach ſeinem Tode verliehen worden war. Die engliſche Nation ehrte ſein Andenken und das des mit ihm gefallenen Majors Mackenzie durch ein Denkmal in der St. Pauls-kirche in London.

Dasselbe befindet sich in der oberen Reihe des nördlichen Kreuzschiffes. Es besteht in einem bekränzten Sarkophag, an dessen Sockel auf der einen Seite ein trauernder Genius kniet, während an der andern ein Schild mit dem Kreuz des Union-Jack lehnt. Ein Knabe hält eine Fahne, und ein behelmter Genius legt französische Trophäen — darunter einen französischen Adler — zu Füßen des Sarkophags nieder. Der Sockel trägt die Inschrift: „National monument to Major General J. B. Mackenzie and Brigadier General E. Langwerth, who fell at Talavera July 28. MDCCCIX."

Der Sieg von Talavera hängt mit dem von Aspern, wie wir sahen, zusammen. Er war durch diesen hervorgerufen und hatte zunächst ebenso wenig eine Folge. Wellesley war nicht imstande, seinen Sieg auszunutzen. Der absolute Mangel an Verpflegung, die Verluste, die Ermattung und — die Unzuverlässigkeit der Spanier verboten jede weitere Bewegung. Dazu kam zwei Tage nach der Schlacht die Nachricht, daß Soult von Gallizien aus anrücke. Bald stand er im Rücken von Wellesleys Armee zwischen dem Tajo und der Sierra de Gredos. Und als er aufbrach, um ihm entgegenzuziehen, rückte auch der inzwischen verstärkte Viktor wieder vor. Eingeklemmt zwischen zwei Feinden, blieb Wellesleys Armee nichts andres übrig, als sich nach Portugal langsam zurückzuziehen. So war schließlich der erste Vorstoß der Verbündeten trotz des Sieges von Talavera doch mißglückt. Und der weitere Verlauf des österreichischen Feldzuges zwang Wellesley zum Rückzug bis nach Torres Vedras. Aber ein moralischer Erfolg blieb die Schlacht von Talavera wie die von Aspern. Beides waren die Vorboten einer glücklichen Wendung und die Schlacht von Talavera bleibt immer eine der denkwürdigsten Schlachten, die ein germanisches Heer gegen die Welschen geschlagen hat. Ernsts militärische Laufbahn hätte kein ruhmreicheres Ende finden können. Sein Name

gehört auch zu der Zahl derer, die für die Befreiung Deutschlands gefallen sind.

Eine geniale Beanlagung besaß Ernst nicht. Der Leser wird in seinen Äußerungen manches vermissen; manches wird ihm nüchtern erscheinen. Nichts von der frischen Originalität der rheinischen Familienglieder! Aber auch er war eine kindliche Natur. Er war ein durch und durch wahrer, grader, ehrenhafter Charakter, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte. Sein tiefes Gemüt, sein wahrhaft edler Sinn verlieh seinem Wesen doch einen besonderen Inhalt. Jedermann achtete und schätzte ihn. Ernst war eine jener innerlich zarten Naturen, deren Herz stark zu fühlen vermag, und an denen jene Zeit so reich war: einer jener den Sonntagskindern verwandten Menschen, die überall am Platze sind, und die das Echte stets zu schätzen verstehen. Sein unbestochener „Commonsense" mäßigte das auch bei ihm zugrunde liegende sanguinische Temperament und ließ ihn für den Verkehr mit Engländern besonders geeignet erscheinen. Andrerseits machte sich das rheinische Element in seinem Blut aber doch so weit geltend, daß er eine größere Akkomodationsfähigkeit besaß, und daß die Heiterkeit ihn überall hin begleitete.

Daß Ernst über militärische Befähigung ein richtiges Urteil hatte, haben wir gesehen. Mir ist es auch nicht zweifelhaft, daß Wellington seine Tüchtigkeit anerkannte und ihn deshalb ausgezeichnet hat. Wie beliebt ihn seine Biederkeit und Herzensgüte machten, und welch moralischer Wert darin lag, zeigte sich bei Ernsts Tode. Der Schwager Wense schreibt, es sei nicht zu sagen, welchen Eindruck sein Tod in Hannover gemacht habe. Ein Soldatengedicht auf die Schlacht von Talavera hebt die Herzensgüte des gefallenen Kommandeurs hervor.

Leider können wir hier auf die späteren Ereignisse des Peninsulakrieges nicht weiter eingehen. Talavera war nur das

Vorspiel gewesen. Jedermann weiß, wie sich der Krieg auf der pyrrhenäischen Halbinsel mit wechselndem Erfolg noch jahrelang hin- und hergeschoben hat. Als die Franzosen ihre Truppen in Rußland brauchten, ist Wellington wieder vorgedrungen und seine Siege haben außerordentlich viel zur Belebung der deutschen Hoffnungen vor und während der Freiheitskriege beigetragen. Wellington ist schwerlich nur der kühle, methodische Mann gewesen, zu dem man ihn vielfach gemacht hat. In seiner originellen Art lag sicher auch ein geniales Moment; und es wird schwerlich gelingen, seinen Ruhm dauernd zu schmälern. Das Jahr 1813 führte auch auf der pyrrhenäischen Halbinsel zum vollständigen Siege. Die Legion warf jetzt ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale. Man kann ihre Geschichte nicht lesen ohne den Eindruck, daß sie zu einem Salz in Wellingtons Armee geworden war.

Am 31. Juli, drei Tage nach Ernsts Tode, verließ Julie nichtsahnend London, um zu ihm zu eilen. Sie wäre schon gereist, als Ernst in Oporto stand; aber zufällige Umstände hatten es verhindert. Die Söhne blieben vor wie nach in der Schule zu High Wycombe in Buckinghamshire.

Ich kann mir nicht versagen, auch aus Julies Tagebuch hier einiges mitzuteilen. Die Überschrift lautet: „In London angefangen den Tag vor meiner Abreise nach Spanien, den 30. Juli 1809." „Abreise meiner Kinder nach Highwycombe. Gott begleite, segne sie!"

Den 3. August ist Julie in Exeter und fährt dann mit der Post bis Falmouth, wo sie am 4. ankommt. Sie war auch jetzt nicht ohne Interesse für das, was sie sah, und bemerkt z. B.: daß die Bewohner von Cornwallis doch eine große Ähnlichkeit mit den Iren hätten. In Falmouth mußte Julie, auf günstigen Wind wartend, lange Tage verweilen. Am 14. August schreibt sie dort in ihr Tagebuch: „Es wird

mir hier eine lange, peinliche Zeit. Dem immer erneuten Gefühl der Trennung von meinen Kindern, der Ungewißheit in Rücksicht der Zukunft bin ich überlassen. Gott kennt meine Beweggründe, sie waren untadelhaft. Ihm allein vertraue ich den Ausgang. Vor vielen Jahren verließ ich am 1. August einst Celle (1785 auf der Reise nach der Schweiz); es war meine erste Reise, viel habe ich seitdem erfahren in dieser Welt, manche bittere, auch manche frohe Stunde. — Unbegreiflich feierlich gehe ich dieser Reise entgegen — indessen im Vertrauen auf Gott. Segne, segne meine Kinder! Mein Andenken verläßt sie nicht einen Augenblick. — Ach Gott, wie fühle ich mich so alleine! Welche frohe, glückliche Erwartung, den guten Langwerth wiederzusehen!"

Am Tage darauf erhielt Julie, als sie das Kriegsschiff, mit dem sie zu reisen hatte, betreten wollte, durch den zu diesem Zweck eigens herübergekommenen Hauptmann Tymäus die Todesnachricht. Lange Zeit war sie zu Eintragungen in ihr Tagebuch unfähig. Die nächste ist über einen Monat später niedergeschrieben.

„London, den 20. Sept. 1809.

O, möchte ich nicht mehr imstande sein, die Feder zu führen, um wieder noch verdoppelt die tiefe Wunde zu fühlen, die das Schicksal mir seitdem schlug; — Rechenschaft mir selbst abzulegen von dem schrecklichen Schicksal, das mich getroffen, seitdem ich am 14. August in ängstlicher Erwartung und Ungeduld meiner Reise, nach dem Ziel meiner Wünsche, dem Wiedersehen meines teuren lieben Langwerths die Feder hinlegte. — Ach Gott, er ist mir entrissen! — und mit ihm jede Ruhe, jede Freude dieses Erdenlebens. Wo soll ich Trost finden? Was habe ich empfunden, gelitten! Was leide ich Tag und Nacht, in diesem Augenblick! O, warum giebt mein unzerstörbarer Körper mir so viel Fähigkeit zu leiden, ohne sich zu zerstören? — — — — Am 15ten Nachmittags brachte mir Tymäus die Schreckenspost. Mehr in einer andern Welt als in dieser haben sie mich hier nach London

in Blocks Hotel gebracht. — Dann nahmen sie mir andern Tages Quartier. Kaum eine halbe Stunde dort, brachte mich Mrs. Murray*) hier in ihr Haus. — Hier bin ich seitdem einsam, schrecklich einsam mit meinem Kummer, daß ich nicht genug gethan, ganz anders hätte handeln können, sollen, schon lange in Spanien hätte sein können: (dann) nicht so namenlos elend in meinem Gefühl sein würde, als ich bin." „Meine Kinder waren hier, doch ich bin fühllos gegen sie; nichts, nichts kann jetzt auf mich wirken." „Menschenfreunde nehmen sich meiner an; Tymäus hat den Himmel an mir verdient. Doch verbergen allen, verbergen muß ich den Zustand meines Herzens, ihnen nicht lästig zu werden. Mein guter, mein edler Ernst! Dein will ich werth sein, in dieser Welt gutmachen, worin ich fehlte. Gott stehe mir bei!"

Dies Versprechen hat Julie redlich gehalten. Erst freilich mußte sie den tiefsten Schmerz überwinden. Noch am 10. Oktober schreibt sie: „Wann wird der Sturm meines Herzens mir etwas Ruhe vergönnen? Wann dies peinliche Gefühl meiner geängsteten Seele sich mildern?"

Aber sie raffte sich auf: lag doch eine ungemeine Elastizität in ihrer Natur. Der älteste Sohn Adolf war noch immer in Highwycombe, und Karl befand sich als angehender Seemann an Bord eines Handelschiffes auf der Reise nach China. Gustav du Plat kam auf die Kriegsschule. Im Sommer 1810 reiste Julie über Helgoland nach dem Kontinent. Die Landung war eine gefährliche, und ihr Schiff wurde von einem französischen Caper verfolgt. Bei Nacht erreichte man die Küste; aber Julie kam glücklich durch. Über Celle, wo sie ihren jüngsten Sohn wieder abholte, begab sie sich nach Wiesbaden.

An einen Aufenthalt in Eltville war zunächst nicht zu denken; denn die nassauischen Güter waren sequestriert worden, als durch die Zeitungen bekannt wurde, daß Ernst als englischer General gefallen sei. Aber Julie erreichte durch eine persönliche Audienz

*) Es war, wie ich annehme, die Gattin des Generals Murray.

bei dem Minister von Marschall die Aufhebung dieses Sequesters; und es muß hervorgehoben werden, daß sich der Minister und die nassauische Regierung bei dieser Gelegenheit in sehr entgegenkommender Weise benommen haben: alle persönlichen Härten wünschte man zu vermeiden. Nun begab sich Julie mit ihrem Sohn Friedrich nach Eltville. Sie hat dort über 10 Jahre mit männlicher Energie gewirkt. Es galt, wie sie es aussprach, den Willen ihres Mannes zu vollstrecken. Zunächst mag es dabei wohl auf den jetzt beschlossenen Verkauf der linksrheinischen Güter abgesehen gewesen sein; und Julie hat denselben noch vor dem Beginn der Freiheitskriege durchgeführt.*) Aber sie ist dann auch die Neubegründerin eines einheitlichen Gutes im Rheingau geworden. Ihre im Winter 1803/04 begonnene Tätigkeit in der Bewirtschaftung des Weinguts setzte sie mit unverändertem Eifer fort. Fast täglich begab sie sich zu Fuß nach den in drei verschiedenen Feldmarken verstreuten und zum Teil eine Stunde entfernten Weinbergen. Diese Kontrole mochte sich der Verwalter S. nicht gefallen lassen. Er kündigte. Nun aber trat der alte Joseph Arnheiter an seine Stelle, nahm sich aller Einzelheiten in einer Weise an, die nach Julies Ausdruck die stete Dankbarkeit der Familie verdiente. Ihre eigene Tätigkeit erlahmte aber trotzdem nicht.

Sie hatte anfangs in den literarischen Interessen der Sturm- und Drangperiode gelebt; dann war sie eine Frau des gesellschaftlichen Lebens geworden. Gutsgeschäfte hatten ihr bis zum Jahre 1803 völlig fern gelegen. Und die Aufgabe am Rhein wurde ihr noch dadurch erschwert, daß sie aus einem sehr nördlichen Teil Deutschlands stammte, und sich in die engen und verwickelten Verhältnisse des Rheingaus erst mühsam hineindenken und hineinarbeiten mußte. Aber Julie hat alles mit männlicher Energie

*) Zunächst wurden Dalheim, Undenheim, die beiden Hilbersheim und was sonst noch an kleinen Gütern zwischen Donnersberg und Rhein vorhanden, verkauft. Dann folgte 1812 das alte Gut Bergen. Leider war gleich 1810 aber auch die Rheininsel bei Hattenheim verkauft. Das, was in Waldgrehweiler noch vorhanden, veräußerte später der Sohn.

und jenem Scharfblick, den man häufig bei Frauen findet, zu einem gedeihlichen Resultat geführt.

Der alte Berater Fresenius ist bald nach Julies Ankunft gestorben. Aber es fanden sich, wie sie wiederholt hervorhebt, stets „liebevolle Menschenfreunde", die der vereinsamten Witwe halfen, den Willen ihres Mannes auszuführen. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß es der Eindruck von Julies Persönlichkeit und die Art, wie sie die Menschen zu behandeln verstand, war, was ihr immer von neuem Freunde zuführte.

Es gelang Julie, von dem Vetter Karl August die Abtretung seiner rechts- und linksrheinischen Güter zu erlangen. Der Vertrag war für beide Teile ein günstiger; und damit war der Verkauf des Gutes Bergen erst möglich geworden. „Es ist unser einziger Vetter", schrieb Julie in das Hausbuch, „und wir müssen ihn durch Liebe gewinnen."

Charakteristisch ist es für sie, wie sie sich überall bemühte, an die Langwerthschen Traditionen anzuknüpfen. Wenn sie nicht wußte, was zu tun war, so stellte sie sich wohl vor das Bild des Weihbischofs Gottfried und fragte sich dann, wie dieser wohl entschieden haben würde. Alles, was sie tat, trug den Stempel einer gewissen Großartigkeit der Gesinnung, und überall machten sich dabei Poesie und Schönheitssinn geltend. Ihrem Manne widmete sie eine Gedenktafel in der Hattenheimer Kirche. Treu der guten Sache, heißt es in der Inschrift, habe er sein Vaterland verlassen, um seinem König zu dienen. An der Spitze der Königl. Deutschen Legion sei er in der glorreichen Schlacht bei Talavera gefallen. Seinem Andenken sei schon in der St. Pauls-Kirche in London ein Denkmal errichtet. Sie wolle als Witwe ihm aber auch ein solches widmen.

Ihre Söhne wußte Julie durch die Art, wie sie stets von ihrem „edlen Vater" sprach, zu erwärmen. Sein Streben lebte in dem, was sie tat, fort, und sie erhielt dadurch erst einen wahren Lebensinhalt. Mit Begeistrung hingen die Söhne aber auch zeitlebens an dem Andenken ihrer Mutter. Sie hat ihren Kindern und damit der Familie einen bis auf den heutigen Tag reichenden

Impuls gegeben. Jetzt wurde der Faden wieder angeknüpft, der vor 70 Jahren zerrissen war. Das, was damals verfehlt worden, ward jetzt gesühnt.

Wenn auch die linksrheinischen Güter verloren waren, so befanden sich die rechtsrheinischen doch wieder in einer Hand; und Julie hat dieselben durch Ankäufe, so weit sie dies vermochte, vermehrt. Ihre Schöpfung ist ein fortwährendes Denkmal der großen Zeit, in der sie lebte.

Dabei ist es für die ferneren Geschicke der Familie entscheidend gewesen, daß dieser neue Aufschwung von der hannoverschen Linie ausging, und daß deren Glieder fortfuhren, sich als Hannoveraner zu fühlen. Durch die Erinnerung an die Legion hat das alles noch eine Weihe erhalten. Die durch den preußischen Vetter vertretene ältere Linie ist bald danach ausgestorben.

Auch erstreckten sich Julies Bemühungen mit auf die hannoverschen Güter. Sie behielt sie stets im Auge. Im Jahre 1816 kam durch ihr Entgegenkommen endlich ein Vergleich über den Campenschen Nachlaß zustande. Der nun 67jährige Schwager Fritz übernahm die Campenschen Güter gegen eine billige Entschädigung. Als er 11 Jahre später starb, konnte ohne große Schwierigkeit eine Teilung zwischen den Langwerth und Kronenfeldt über das Campensche Allodialvermögen erfolgen. Das Langwerthsche Lehngut Wichtringhausen wurde später zu einer neuen Heimat der Familie. Der jüngste Sohn Friedrich hat dasselbe einige Jahre nach des Hofrats Tode übernommen und dort im Sinne seiner Eltern bis zum Jahre 1862 gewirkt. Auch der Segen seiner Tätigkeit macht sich noch heute geltend.

In vielen Kleinigkeiten zeigte es sich, daß ein gewisses englisches Element bei Julies Schöpfungen mitwirkte. Dem rein städtischen Hausgarten zu Eltville gab sie mit großem Geschick den Charakter eines kleinen englischen Parks. Auf einem von ihr erbauten Gartenhaus wehte der Union-Jack. Julie und ihre Kinder ergriffen und schätzten aber das Deutsche um so mehr, als es ihnen gewissermaßen neu geschenkt war. Sie war eine

warme Patriotin und suchte sich nach allen Seiten hin nützlich zu machen. „Kinder werdet gemeinnützig", pflegte sie zu sagen.

Eine tiefe Religiosität hatte sie sich in allen Wechselfällen ihres Lebens bewahrt; sie war ihr Halt im Leben gewesen. In Pflichtgefühl und Religion hatte sie sich mit ihrem Manne begegnet. Das ging auf die Kinder über, denen eine gewisse Hochherzigkeit der Gesinnung zeitlebens eigen war. Von konfessioneller Schroffheit war sie aber weit entfernt. Auch hier folgte sie den Familientraditionen.

Julies Gutsnachbarn waren fast sämtlich Katholiken und ihre Persönlichkeit machte sich auch unter ihnen geltend. Es hatte sich im Rheingau wieder ein homogener Kreis zusammengefunden. Zu den bereits Genannten waren unter anderen die Grafen Ingelheim, Schönborn und Westfalen hinzugekommen. Mit stolzer Befriedigung blickten alle auf die jüngste Vergangenheit, bei der viele von ihnen mitgewirkt hatten. Die Wunden der vorhergehenden Zeit waren vernarbt, und jedermann hoffte auf eine schöne Zukunft, in der es auch noch einen Platz für den Adel geben werde.

Mit dem seit der Gründung des Rheinbundes zum Herzog gewordenen Friedrich August von Nassau hatte Julie bis zum Sturze der französischen Herrschaft trotz ihrer früheren Beziehungen zum Biebricher Hof wohl nur wenig Verbindung. Nach der Restauration stellte sich das alte Verhältnis aber wieder her. Seit 1816 regierte der junge Herzog Wilhelm von der Weilburger Linie und vereinigte zum ersten Mal das gesamte Land. Er hatte an der Spitze der Nassauer bei Waterloo mit gegen die Franzosen gekämpft, wußte Julie und ihre Söhne zu schätzen und hat dies auch mehrfach betätigt.

Besonders nah aber stand Julie dem Hause Cambridge: die von ihr selbst erzogene Nichte Adolphine von Ahlefeldt wurde später die Hofdame der Herzogin von Cambridge. Auch der Herzog von Cumberland und die Landgräfin von Hessen Homburg, eine geborene englisch-hannoversche Prinzeß, haben Julie in Eltville besucht. Von Julies englischen Freundinnen nenne ich vor allem

jene Lady Murray, die sich ihrer nach Ernsts Tode so treu angenommen hatte. Auch der durch Kaspar Hauser bekannt gewordene Lord Stanhope blieb von England her mit Julie in Verbindung und hat sie oft in Eltville besucht.

Mit Marianne vom Stein bestand dauernd eine lebhafte Korrespondenz. Bald nach der Restauration finden wir Julie auch wieder mit Mariannens Bruder in Verbindung. Wiederholt ist sie bei ihm in Nassau zu Besuch gewesen, und es finden sich im Eltviller Archiv auch eine Anzahl von Briefen des Ministers. Sie sind allerdings unpolitischen Inhalts; aber sie sind in herzlichem Ton geschrieben, und nirgends klingt auch nur die leiseste abweichende Auffassung hindurch. Steins Schwägerin Kielmansegg, geb. von Wallmoden gehörte zu Julies intimen Freundinnen. Vor allem aber mit jener Wilhelmine von Schaumburg, die sie in Hannover im Wallmodenschen Hause kennen gelernt hatte, und die dann zur Zeit des Wiener Kongresses den Grafen Münster geheiratet hatte, blieb Julie stets in freundschaftlichem Verkehr. Sie hat sich noch nach ihrer Verheiratung einen Winter in Eltville aufgehalten. Unerwähnt möchte ich es nicht lassen, daß sie Julie durch ein erst von den Söhnen zurückgezahltes Darlehen bei der Regelung von Ernsts Erbschaft behülflich gewesen ist: die Namen Stein und Münster sind also beide auch mit dem Aufschwung verknüpft, den die Familie unter Ernst und Julie genommen hat.

Von dem Volk im Rheingau wurde Julie nicht minder anerkannt, als von den hervorragenden Männern der Zeit. Noch nach langen Jahren war ihr Andenken nicht verklungen. Mit voller Befriedigung konnte Julie auf das blicken, was sie am Abend ihres Lebens erreicht hatte.

Der alte Schmerz lebte zwar in ihrem Innern noch fort; große Freude aber erlebte Julie an ihrem ältesten Sohne Adolf. Im Frühling 1813 wurde er Leutnant in jenem vierten Bataillon der Legion, dessen Oberst sein Vater zur Zeit des pommerschen Feldzuges gewesen war. Mit einem Detachement von 90 Mann wurde er dann nach Deutschland abgeschickt. Julie reiste ihm in

Begleitung ihres jüngsten Sohnes bis Wismar entgegen. Als die Franzosen wieder vordrangen, begab sie sich nach Stralsund. Adolf aber machte den Feldzug in Mecklenburg und Lauenburg und dann die siegreiche Schlacht an der Göhrde unter dem jüngeren Grafen Wallmoden*) mit. Es war ihm vergönnt, an den Taten teilzunehmen, die nach zehn Jahren das Mißgeschick wieder wett machten, das die braven hannoverschen Truppen betroffen hatte. Das, was der Vater ersehnt, wurde so dem Sohne auch hierin zuteil.

Es folgte der Winterfeldzug in Holstein und dann ein langer Aufenthalt in Hannover. Im Sommer 1814 ging Adolf auf Urlaub zur Mutter nach Eltville. Es bildete sich zwischen Mutter und Sohn eine wirkliche Freundschaft heraus. Julie redet Adolf in ihren Briefen oft als ihren „Freund" an. Er besaß den Charakter und namentlich das Herz des Vaters. Wie die Mutter wurde er von dem Verlangen erfüllt, das aus- und durchzuführen, was der Vater gewollt. Wie er sich der Familie widmen wollte, so erfüllte ihn die Geschichte des Vaterlandes mit Stolz und Begeisterung.

Im Herbst 1814 begab sich Adolf zu seinem Bataillon, das von du Plat kommandiert wurde, nach Belgien. Sein Tagbuch sowohl als die Briefe an die Mutter sind ebenfalls erhalten. Von Köln nach Brüssel fuhr er mit preußischen Offizieren zusammen. „Es sind doch brave Kerls", schreibt er der Mutter. Vom Bataillon wurde Adolf in sehr herzlicher Weise aufgenommen.

*) Dieser Graf Ludwig von Wallmoden-Gimborn war der Sohn des Grafen Johann Ludwig. Er wurde am 6. Februar 1769 zu Wien geboren, wo sein Vater lange Jahre Gesandter war. 1784 kam er als Sek.-Leutnant in die Leibgarde und trat als solcher in das preußische Regiment von Tschirschky ein. Bei Kaiserslautern erhielt er den Orden pour le mérite, trat nach dem Baseler Frieden, im August 1795 aus und wurde 1796 Rittmeister in österreichischen Diensten. Im Jahre 1813 war Graf Wallmoden Generalleutnant und kommandierender Oberst des ersten leichten Dragonerregiments der Legion; 1813/14 Oberbefehlshaber an der Niederelbe. 1814 trat er wieder in österreichische Dienste. Er machte noch die Kriege Radetzkys mit und starb zu Wien am 20. März 1863.

Er sei ganz das Ebenbild seines Vaters, sagten die Offiziere. Adolf befand sich hier in Belgien auf demselben Boden, wo ein und ein halbes Jahrhundert früher bei dem Beginn des großen französischen Angriffs auf die mitteleuropäische Ländermasse Johann Adolf Langwerth den Franzosen gegenüber gestanden hatte. Jetzt nahte der letzte Akt.

Oberst du Plat machte Adolf zu seinem Adjutanten. Er nahm sich wie ein Vater seiner an und suchte, seinen Charakter in jeder Weise auszubilden. Du Plats Briefe an Julie sind voll der interessantesten Mitteilungen über die militärischen Verhältnisse und zeigen das Urteil eines subjektiv entwickelten, klugen und gewiegten Mannes. Lange lag Adolf in demselben Mons, wo Johann Adolf seinerzeit in Garnison gewesen war.

Im Frühling 1815 brach dann bekanntlich der Krieg gegen Napoleon noch einmal wieder aus. Voll Begeistrung zog der jetzt achtzehnjährige Oberleutnant in diesen neuen Krieg. Er brannte vor Verlangen, unter dem „großen Herzog" Wellington die Franzosen zu schlagen. Eine solche Nation wie diese, meint er, sei ihm noch nicht vorgekommen.

Es kam zur Schlacht bei Waterloo. Du Plat kommandierte eine Brigade. Adolf wurde nur leicht blessiert. Oberst du Plat starb den Heldentod für die gerechte Sache und wurde von Julie tief betrauert. Es ist ein Gedicht vorhanden, das die einsame Witwe auf den Tod des alten Freundes gemacht.

Nach der Schlacht von Waterloo ist es Adolf dann noch vergönnt gewesen, auf Paris zu marschieren und dort einzurücken. Seine Briefe sind fortgesetzt voll von Verachtung für die Franzosen, deren Armee jetzt nur noch eine Räuberbande sei. Das damalige Paris imponierte dem an Londoner Eindrücke Gewöhnten sehr wenig. Nur die öffentlichen Gebäude und Monumente seien schön; die große Masse der Privatgebäude aber keineswegs.

Nirgends zeigt sich auch nur die leiseste Spur der Rivalität gegen die verbündete preußische Armee. Es haben sich dagegen unter Adolfs Sachen damals vermutlich in Paris angefertigt

Andenken an die Schlacht von „Belle-Alliance" erhalten, welche Blücher und Wellington, die preußischen und englischen Fahnen vereint darstellen: Blücher sowohl als die preußische Fahne nehmen dabei die bevorzugte Stellung zur Rechten ein.

1816 marschierte die Legion nach Hannover und wurde dort aufgelöst. Adolf trat in den hannoverschen Dienst und ist 20 Jahre darin verblieben. Er heiratete 1831 die von ihrer Großmutter Lynar erzogene Tochter des Herrn von Bülow auf Bothkamp und jener Bella, der wir 1803 begegnet sind. Er allein hat die Familie weiter fortgepflanzt.

Julie pflegte schon des Sohnes wegen die Winter in Hannover bei der Schwester Hedemann zuzubringen. Ihre Kränklichkeit hatte sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Oft ist sie wochenlang krank. Dann aber raffte sie sich immer wieder auf. Im Spätherbst 1820 verließ sie Eltville zum letzten Mal. In Hannover erwartete sie ein langes Krankenlager, auf dem sie von ihrem Sohne Adolf mit treuer Liebe gepflegt wurde. Tief betrauert von allen den Ihrigen starb Julie dort am 1. Juli 1821.

Genealogische

Hans Georg Langwerth v

- Maria Catharina — geb. 13. April † 4. Mai 1635
- Georg Christoph — geb. 10. Sept. 1636 † 8. Sept. 1689

  - **Gottfried Johann Weiprecht** — geb. 19. 12. 1669 † 19. 6. 1741
  - Maria Anastasia — geb. 18. 11. 1671 † 24. 11. 1671
  - Philipp Reinhard — geb. 26. 12. 1673 † 13. 8. 1729

    - Carl Philipp — geb. vor 1710 † 4. 5. 1775
      - Carl Friedrich August — † 4. 8. 1818
    - Johanna Christiane — geb. 13. 1. 1711 † 17. 11. 1782
    - Georg Reinhard — geb. 24. 2. 1713 † 3. 5. 1778
      - Louise Charlotte — geb. 30. 3. 1745 † 31. 12. 1812
      - Amalie Sophie Marie Anna — geb. 31. 7. 1748 † 4. 4. 1824
      - Friedrich Philipp August Ludwig — geb. 12. 8. 1749 † 19. 11. 1827
        - Friedrich Adolf Karl Ulrich — geb. 15. 4. 1797 † 26. 9. 1846
    - Ludwig Christoph — geb. 25. 2. 1714 † 30. 4. 1761
      - Sophie Friederike — geb. 29. 8. 1752
      - Johann Carl Friedrich — geb. 18. 6. 1854 † 11. 12. 1762
      - Eberhard Ludwig — geb. 26. 8. 1755 † 1772

Ueberſicht.

on Simmern

Hans Philipp
geb. 26. 3. 1639
† den folgenden Tag

Hans Heinrich
geb. 15. 4. 1640
† 5. 10. 1661

Johann Adolf
geb. 30. 3. 1643
† 14. 6. 1700

Maria Anna Dorothea
geb. 18. 2. 1676
† 2. 3. 1721

Maria Charlotte
geb. 26. 4. 1678
† 2. 2. 1731

Marie Sophia Roſamunde
geb. 11. 6. 1680
† 12. 4. 1724

Adolf Friedrich
geb. 16. 2. 1716
† 15. 3. 1782

Auguſte Louiſe
geb. 5. 11. 1719
† 1798

Henriette Caroline
geb. 15. 9. 1721
† 29. 5. 1787

Maria Franziska
geb. 25. 9. 1723
† um 1798

Maria Anna
geb. 23. 10. 1724
† 12. 6. 1801

Johann Georg Ernſt
geb. 14. 9. 1766
† 13. 4. 1800

Carl Chriſtian Ludwig
geb. 27. 10. 1750
† 10. 2. 1803

Henriette Anna Johanna Franziska
geb. 24. 10. 1753
† 18. 5. 1817

Ernſt Eberhard Cuno
geb. 20. 4. 1757
† 28. 7. 1809

Karl Heinrich Ernſt Bernhard
geb. 31. 7. 1798
† 17. 9. 1829

Adolf Friedrich
geb. 16. 11. 1802
† 6. 10. 1884.

125406

HG.BC.
L2874a

Author Langwerth von Simmern, Heinrich

Title Aus Krieg und Frieden, Kulturhistorische Bilder aus einem Familienarchiv.

DATE. | NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU